Kulturgeschichte des Mittelalters

von

Georg Grupp

Zweiter Band

Dritte, verbesserte Auflage

Mit 49 Illustrationen

Paderborn 1923

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1*, 26* aus Kuhn, Kunstgeschichte. — 2*, 41* aus Hefner-Alteneck, Trachten I, 51, 53. — 3* aus Jähns, Atlas zur Kriegsgeschichte. — 4*, 24* aus Paleographical Society Facsimiles II. Nr. 228, 229. — 5*, 8* aus Stephani, Wohnbau II, 239, 418. — 9*, 13, 29* aus Bastard Peintures et ornam. des manuscripts IV, 108, 112, VI, 189. — 15* aus Gazette Archéologique XII, T. 6. — 7*, 16*, 46* aus Kraus, Kunstgeschichte II, 393, 46, 37. — 6*, 23* aus Shaws Dresses V u. I. — 18*, 30*, 37*, 39* aus Essenwein, Bilderatlas XVII. u. XXVI. — 19* aus Prutz, Staatengeschichte I, 151. — 20*, 21* aus Natur und Offenbarung 1890, 261, 333. — 25*, 33*, 38* aus Social England by Traill 249, 301, 315. — 34*, 36* aus Janitschek, Gesch. d. deutschen Malerei 68, 95. — 35*, 44* aus Schlumberger, L'épopée Byzantine III, 125, II, 149. — 47* 49*, aus Westwood, Anglosaxon Manuscripts (38, 48). — 48* aus Journal of British archeological Association VI, 240. — 40*, 42* aus Kunst für Alle 1903, 249.

XXX. Karl der Große.

Es kommt selten vor in der Geschichte, daß ein Mann einer Zeit das Gepräge seines Geistes so aufdrückt wie Karl der Große. Er steht um die Wende des achten Jahrhunderts so im Vordergrund, daß er alles übrige in Schatten stellt; er ist der Begründer einer neuen Kultur, einer neuen Gesellschaftsordnung, einer neuen Bildung und neuer Ideale. Was vor ihm lag, war noch wirr und ungeordnet, eine gärende Welt, die Völker zerrissen, die Kultur gespalten und von den Barbaren bedroht.

Wohl schwebte über diesem Chaos, dem wogenden Gemenge von allerlei Art Gedanken und Bräuchen, in strahlender Reinheit die christliche Idee des Gottesreiches, wie sie Augustinus der Welt enthüllt hatte. Wohl stand die Kirche aufrecht in allem Wirrwarr und war dem Staate weit überlegen. Wohl waren aus dem wildbewegten Meere Inseln des Friedens emporgetaucht und hatten sich in der erstarrten Wüste der Welt fruchtbare Oasen gebildet, nämlich Gotteshäuser und Klöster. Doch stieß der Einfluß der Kirche überall auf Widerstände, und es war schon viel gewonnen, wenn dieser Widerstand wenigstens einigermaßen gelähmt und durchbrochen wurde. Dieser Aufgabe hatten sich schon vor Karl große Herrscher gewidmet, Karl aber übertraf alle an Kraft, Erfolg, Umsicht und Weitblick. Er war kein Idealist, kein genialer Schwärmer wie ein späterer Kaiser, Otto III., sondern ein unermüdlicher Arbeiter, ein sorglicher Hausvater im mächtigsten Reiche, und dies war mehr wert. Schon seine äußere Erscheinung zeigte nichts von jener erhabenen weisheitsvollen Majestät, jener patriarchalischen Milde, die ihm die geschichtliche Phantasie vieler Maler, so auch Dürer, geliehen hat. Wir wissen, er kleidete sich gerne wie ein Bauer in Hose und kurzes Wams, und auch wenn er die halb byzantinische Staatstracht trägt, den wallenden Mantel, die edelsteingeschmückten Schuhe, das Schwertgehäng, den Goldreif, läßt sich das energische und verständige Gesicht nicht verbergen: der Rundkopf mit kurzem Nacken und gedrungenen Zügen offenbart in Nase, Mund und Kinn den entschlossenen furchtlosen, unter Umständen auch gewalttätigen Charakter des Mannes. Die scharf abgeschnittene Nase hat einen schneidigen Rücken, kurz sitzt die

Oberlippe auf der Unterlippe und ist von einem kräftigen Schnurrbart bedeckt, das Kinn ist voll und entschieden.[1]

Karl war Landwirt und Krieger. Entsprossen aus dem Geschlechte der Pippiniden, der Hausmaier der merowingischen Könige, wußte er den Wert guter Domänenverwaltung als Quelle der Finanzkraft des Reiches wohl zu würdigen, und ebenso trieb ihn Natur und Überlegung zur Pflege des Heeres hin. Die Finanz- und Militärkraft aber sind die wesentliche materielle Grundlage eines Staates; auf sie gestützt konnte er sein Reich nach allen Richtungen ausbreiten, nach dem Norden, Osten und Süden. Aber die Macht war nicht sein letzter Zweck, er stellte sie vielmehr ganz in den Dienst einer höheren Idee, der Friedensordnung, Gottesordnung, des Gottesreiches, der er die Völker einfügen wollte, sei es auch mit Gewalt. Am Recht zum Zwange zweifelte niemand, und in der Tat konnte Karl kaum anders handeln, wenn er Frieden haben wollte. Die Grenzvölker waren keineswegs friedliche, ruhige, an Kultur ebenbürtige Nachbarn, weder die Normannen noch Slawen, weder Sachsen noch Avaren, selbst die Langobarden nicht, die sich in die inneren Verhältnisse einmischten. Waren die Sachsen auch keine Raubvölker wie die anderen Nachbarn, so setzten sie doch der überlegenen christlichen Kultur einen hartnäckigen Widerstand entgegen und erschlugen die ausgesandten Glaubensboten. Sie hingen zäher an ihrer Religion als andere Germanen. Ihre Religion war noch lebendig, durch Wanderungen, durch Loslösung vom heimischen Boden nicht gelockert; Religion und Heimat hing enge zusammen. Die Kraft und Unermüdlichkeit, mit der sie trotz ungünstiger Aussichten ihre Sache verteidigten, nötigten ebenso zur Bewunderung wie die Umsicht, mit der Karl einen Kampf erfolgreich führte, worin die Römer einst gescheitert waren. Das gelang ihm nur durch kluge Ausnützung aller Umstände, die sich inzwischen zu seinen Gunsten wesentlich verändert hatten. Schon zur Zeit der Römer waren die Sachsen nicht ganz einig, und viele hielten zu den Römern. Inzwischen hatte die soziale Ungleichheit und Zerklüftung noch zugenommen, nicht am wenigsten infolge weiterer Annäherung an die Kultur. Damit konnte Karl rechnen, er fand viel leichter einen Anschluß als die volksfremden Römer und konnte mit viel geringeren Heeren sich vorwagen.

Seinen Ausgangspunkt bildete die Eresburg an der oberen Diemel, die nach allen Seiten günstige Verbindungen ermöglichte. Die Römer hatten Aliso an der oberen Lippe gewählt, weil ihnen der Fluß den notwendigen Zugang für die Lebensmittelversorgung gewährte. Karl mußte auf die Schiffe verzichten, er schuf einen Etappenweg mitten durch das Land und sicherte ihn durch Burgen. Aus dieser Zeit stammen viele der Knüppeldämme, Moorbrücken, die

[1] So im Lateranmosaik s. S. 5.

man früher den Römern zuschrieb, ferner limesartige Landwehren, so der von Knickenhagen nach Grevenstein sich erstreckende Graben mit dahinterliegenden Kastellen, endlich Burgen oder Kastelle von unregelmäßiger Anlage, die sich von den römischen Kastellen nur wenig unterscheiden. Eine Reihe von festen Anlagen zieht sich den Hellweg entlang Paderborn zu. Dieser Landstrich hieß Hell- oder Hallweg, weil von einem Platz zum anderen Signale gegeben werden konnten.

Trotzdem sich ein Kastell an das andere anschloß und große Scharen fränkischer Krieger darüber verteilt waren, gelang es den Sachsen immer wieder, dem über sie geworfenen Netze zu entschlüpfen. Karl sah sich daher genötigt, Gewaltmaßregeln zu ergreifen, die sonst seinem Charakter widerstrebten, große Blutbäder zur Abschreckung anzurichten und große Mengen des Volkes wegzuführen, zuerst jeden dritten Mann, dann 8000, dann 10000. Er wies sie geistlichen und weltlichen Grundherrschaften zu und zwang sie zur Rodung. An ihre Siedelung erinnern die Orte in Hessen, Thüringen, Schwaben und Bayern, die mit Sachsen, Sasen anfangen, Sachsbach, Sachsenberg, -dorf, -hausen, -heim, -ried, -kamm, -stein, oder die auf sachsen endigen, vielleicht auch die deutschen Ortsnamen in den Ardennen: Ham, Gaut (Wald), Eslan (Schlamm), Gaumont, Wittimont (Wittenberg), Warmifontaine (Warmbrunn), Stoumont (Stolberg), Gorselaer (Goslar). Umgekehrt wanderten Franken nach Sachsen, wie die Ortsnamen mit dem vollauslautenden „hausen" gegenüber dem kurz abgestoßenen sächsischen sen, sin verraten. Altsächsisch heißt Hausen Husum (die Umendung ist der Ortsdativ). Statt Haus, Zimmer sagten die Sachsen Lar, Büttel, Leben, statt Dorf Wik.[1] Nachdem die Sachsen einmal unterworfen waren, wuchsen sie rasch in die neuen Verhältnisse hinein und schufen eine eigene Kultur, deren erster Zeuge der Heliand ist.

In Süddeutschland standen die Bayern etwas abseits. Der Herzog Tassilo, nahe verwandt mit den Langobardenkönigen, nahm eine selbständige Stellung ein, regierte mit Klugheit ein gewaltiges Gebiet, das vom Fichtelgebirge bis zur Eisack, vom Lech bis zur Enns reichte, verteidigte es gegen die andrängenden Slawen und erwarb neue Gebiete. Aber König Karl forderte seine Unterwerfung, und da er die Treue gegen das Reich nicht bewährte, entsetzte er ihn seiner Gewalt und verurteilte ihn zum lebenslänglichen Gefängnisse, d. h. schickte ihn ins Kloster, wohin er auch den König Desiderius verurteilt hatte. Die Unterwerfung Bayerns zog den Kampf gegen die Avaren, die östlichen Nachbarn, nach sich, die slawische und romanisierte Einwohner beherrschten. Karl besiegte sie, unterstützt

[1] Sehr häufig erinnern die Namen an Flüsse und Wälder (lohe, horst, brück, beck, furt, strut). Die fränkische Endung sel (von Sala), hinweisend auf Herrenhöfe, kommt in Sachsen selten vor, häufiger weiter im Westen, z. B. Ersel, Viersel, Ciesel, Dinzel, Sterksel, Rassel, Kneysel, Steensel.

von den Slawen, wiederholt und gründete eine avarische Mark, ein Ostland oder Hunnenland, und besiedelte sie mit Deutschen, besonders Bayern. Mit der Besiedelung des Grenzlandes verband sich seine Christianisierung; die Kirchen von Salzburg, Passau und Regensburg, die Klöster Niederalteich und Kremsmünster wurden zugleich Ausgangspunkte der Mission, der Besiedelung; sie erhielten große Grundbesitze und viele Slawen, Wenden als Sklaven zugewiesen.[1]

Die Hauptmasse der Slawen saß nördlich und südlich von den Avaren, aber viele waren in heutige Gebiete Ober- und Unterfrankens vorgedrungen, wie die Ortsnamen auf iz (Trausnitz, Scheßlitz), viele auf „winden" (Windsheim, Labertswinden) und slawische Runddörfer beweisen. Auf ihren Wanderungen im buchonischen Wald stießen einmal die Freunde des hl. Bonifatius auf badende Slawen und hielten sie beinahe für Teufel. Karl der Große und seine Nachfolger drängten sie zurück und schufen den sorbischen Limes und die thüringische Mark, im Süden die fränkische Mark. Gegen die Nordgermanen (Dänen) entstand die nordelbische oder Nordmark; daran reihen sich die bretonische und im Süden die spanische Mark. Grenzfestungen bestanden nach einem Handelsgesetz Karls an den Orten Bardowiek, Scheessel, Magdeburg, Erfurt, Hallstadt, Forchheim, Bamberg, Pfreimd, Regensburg, Lorch.

Im Unterschied von den bloßen Grenzgebieten bedeuteten die Marken Eroberungsländer, deren Einwohner nur widerwillig sich dem Reiche einfügten. Sie mußten schwerere Zinse leisten als die Bewohner anderer Länder. Besonders auffallend tritt uns diese Tatsache entgegen in der spanischen Mark, deren Begründung viel Blutvergießen kostete.[2]

Nachdem die Araber in der Schlacht von Poitiers 732 von den Franken geschlagen worden waren, hatte ihr Name den Ruf der Unbesieglichkeit und jenen Schrecken verloren, der lange mit ihm verknüpft war, und sie mußten immer mehr zurückweichen. Im Kampfe bewährten sich viele Palatine Karls und regten durch ihre Heldentaten die Dichter an, so Wilhelm von Aquitanien und Roland, der dem falschen Basken zum Opfer fiel. Die Basken und Franken konnten sich gegenseitig noch viel weniger ertragen als Sachsen und Franken. Nur auf Lebensgefahr hin konnte sich ein fränkischer Abt zur Reformierung des entarteten Mönchtums in die Pyrenäen begeben. So erschlugen die Basken den hl. Abbo.

In seinen Unternehmungen gegen die spanischen Omaijaden konnte Karl auf den Beifall der syrischen Abbasiden, ihrer Todfeinde,

---

[1] Daher die vielen Wimpossing s. u. Kap. XXXIX.

[2] Die Grafen bedrückten die Bewohner so stark, daß Karl sich ihrer annahm. Nach ihm sicherte Ludwig den Ansiedlern ihren Besitz als Eigengut. Sie sollten wie die anderen Freien nur zur Heerfolge und zur Quartierleistung verpflichtet sein, nicht aber zu einem Zins an die Grafen.

rechnen und trat in Beziehung zu ihnen, zugleich um den Christen im Heiligen Lande einen Schutz zu sichern. Der Kalif Harun al Raschid und Karl tauschten Geschenke; jener schickte einen Elefanten, den ersten, den der Norden seit den Zeiten Hannibals wieder sah, der den Kaiser von 802 bis 810 begleitete, und eine kunstvolle Wasseruhr. An Stelle des oströmischen Kaisers zum Beschützer der Christen im Heiligen Lande erklärt, erhielt Karl 799 die Schlüssel des heiligen Grabes, eine Schenkung, die allerdings mehr einen idealen als realen Wert darstellte. Mehr Gewicht hatte der Schlüssel des Petrusgrabes und die Fahne Roms, die 796 Papst Leo III. dem König übergeben hatte, um seinen Schutz zu erlangen. In diese Zeit fällt ein Mosaikbild im Lateran: der hl. Petrus reicht dem rechts knienden Papst das Pallium, dem links knienden König die grüne Fahne der Stadt Rom. Auf einem späteren Bilde erhält der Kaiser aus der Hand Christi die rote Reichsfahne: diese ist gezeichnet mit Kreuzen und Kreisen, d. h. mit jenen uralten keltischen Symbolzeichen des Sonnenrades, den Swastikas, die auf galloromischen Altären erscheinen, und mit Drachenfiguren, und daraus wieder entstand die Auriflamme, Oriflamme, die die Franzosen für sich beanspruchten,[1] während die Deutschen das einfache Kreuz für ihre Sturmfahnen festhielten, womit schon die frühchristlichen Kaiser den römischen Adler ersetzt hatten. Den Adler als Sinnbild des römischen Reiches griffen später die deutschen Kaiser auf, und das Kreuz trat in den Hintergrund; nur die Schweiz behielt es bei.[2]

In eine noch nähere Beziehung zu Rom gelangte Karl durch die folgenschwere Kaiserkrönung unmittelbar vor dem Jahre 801. Als Karl im Dezember 800 sich in Rom aufhielt, einen Streit zwischen dem Papste und den römischen Parteiungen zu schlichten, wohnte er am Weihnachtsfeste dem Gottesdienste in der Peterskirche an und verrichtete nach der Messe sein Gebet am Grabe Petri. Da setzte ihm der Papst die Krone auf das Haupt, und das Volk rief ihm zu: „Karl dem Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedenschaffenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg.“ Karl war überrascht, die Krönung kam ihm nicht ganz gelegen, und zwar aus verschiedenen Gründen, bei denen nur ein Zweifel darüber herrscht, welcher im Vordergrund stand. Fürchtete er eine Abhängigkeit von Rom oder eine Verstimmung mit Ostrom? Trotz der wachsenden Entfremdung galt immer noch der oströmische Kaiser als Träger des Imperiums. Der griechische Kaiser hatte jeweils nach Rom wie nach anderen Städten sein geheiligtes Bild geschickt und das Volk ihm huldigen lassen. Der Papst hatte die Zeit nach den Regierungsjahren der Kaiser berechnet und die Münzen mit dem Bilde des Kaisers versehen lassen. Karl hatte selbst die

[1] Genannt im deutschen Rolandslied V. 7896.

[2] Der Adler, genannt in Ottokars Reimchr. 72635, das Kreuz im Willehalm (Seyler, G. d. Heraldik 282, 285).

byzantinische Oberherrschaft über Venetien, Dalmatien und Unteritalien anerkannt, obwohl die Griechen mehr und mehr an Boden in Süditalien verloren, das sie nicht mehr schützen konnten. An ihre Stelle traten die Päpste, die Verwalter des römischen Herzogtums nach griechischer Rechtsauffassung. Nach altem Rechte hatte das römische Volk, der römische Senat sogar die Befugnis, den Kaisertitel zu verleihen, und diese Befugnis beanspruchte auch der Papst. Er hatte schon Karls Vater den Königstitel verliehen, und nun krönte er ihn selbst zum Kaiser. Er wagte es um so mehr, als damals eine Frau Irene, mit der Karl eine Heirat geplant hatte, das oströmische Reich beherrschte, und er gewann damit einen großen Einfluß. Das Abendland schaute immer mehr nach Rom, dem geheiligten Mittelpunkte des Gottesreiches. Mehr und mehr verschwanden aus dem abendländischen Kirchenwesen die vielen Anklänge an die griechische Sitte, die sich in der Merowingerzeit noch finden. Dafür drang römische Sitte, römische Liturgie und römische Rechtsanschauung durch. Die Palästinapilger nahmen ihren Weg über Rom anstatt über Konstantinopel, schon weil die arabischen Herren Ostasiens Seefahrer aus Italien mit weniger Mißtrauen betrachteten als griechische. In der Schatzkammer Karls standen drei silberne Tische, einer viereckig mit dem Bilde der Stadt Konstantinopel, einer rund mit dem Bilde der Stadt Rom, ein dritter mit der Darstellung der ganzen Welt in drei Kreisen, ein vierter endlich bestand ganz aus Gold.

Von der goldenen Stadt fielen Strahlen auf den Kaiser, und seine glänzende Erscheinung prägte sich tief dem Volke ein. In der Volkssage ist er ein ehrwürdiger Greis von hundert Jahren, ebenso weise und fromm als hoheitsvoll und gebieterisch. Vor seinen blitzenden Augen erzitterte jeder Schuldbewußte, die Wohlgesinnten aber freuten sich, denn er war zugleich milde und edel. Er stand immer im Verkehr mit einer himmlischen Welt, als ein heiliger Mann, vor dem das Volk die Knie beugte. Nach seiner Kaiserkrönung hatte er sich neu huldigen lassen.

XXXI. Staatsordnung.

1. Der Gottesstaat.

Die Kirchenväter hatten nicht im Staate das Gottesreich gesucht, sondern in der Kirche. Nun bemühte sich Karl, den Staat zu verchristlichen, zu verkirchlichen und mit dem Rechte, mit der Macht des Gottesreiches auszurüsten. Nach Augustinus kann der Staat sein Daseinsrecht nicht aus sich, sondern nur durch den höheren Zweck

der Gerechtigkeit und des Friedens rechtfertigen; die wahre Gerechtigkeit beruht aber in der Unterordnung unter Gottes Willen und der wahre Friede auf dem Gottesfrieden. Ganz genau so dachte auch Karl der Große. Seine Herrschaft betrachtete er als einen Auftrag Gottes, als eine Art geistlichen Amtes und nannte sich zuerst König von Gottes Gnaden, nicht von des Volkes Gnade, und ließ sich daher von der Kirche mit einem Sakramentale weihen, durch ein Gnadenmittel über andere Herrscher erheben. Die Kirche vermittelte die Gnade; ihr schwur der Neugekrönte Hilfe und Treue und versprach stillschweigend die Ausbreitung des Gottesreiches nicht bloß durch seinen Schutz, sondern auch durch die Überwachung der Sitten, gewissermaßen durch die Seelsorge, durch Besserung und Belehrung. Daher befaßte er sich mit geistlichen Angelegenheiten ebenso wie mit weltlichen. Seine Reichstage glichen Synoden und seine Kapitularien den Kanonen der Konzilien.[1] Die Bischöfe stellte er den Grafen nahezu gleich, ließ durch sie die Beamten überwachen und wies ihnen Aufgaben zu, die notwendig in das weltliche Gebiet eingriffen. Umgekehrt mußten die Grafen und andere Beamte den Bischöfen Unterstützung gewähren, wenn sie die Gemeinden visitierten, Kleriker maßregelten und Kirchenabgaben, Zehnten, erhoben. Beide Gewalten sollten zusammenwirken, wenn es sich um Kriege und Kriegsfronen handelte, bei der Herstellung von Brücken und Wegen. Dieses gegenseitige Verhältnis geht allerdings auf die römische frühchristliche Kaiserzeit zurück, aber Karl hat es doch wesentlich gefördert. Im oströmischen Reiche blieb das Geistliche immer mehr geschieden vom Weltlichen und nahm die Kirche nicht jene mächtige Stellung ein, die sie im Abendland mehr und mehr errang. Karl legte den Grund dazu, obwohl er selbst nach byzantinischem Muster in die Kirche hineinzuregieren versuchte. Doch hielt er sich weit entfernt von einer orientalischen Despotie. Nicht ohne Absicht ließ er die Untaten aller Despoten in seiner Pfalzkapelle zu Ingelheim abbilden. Immer und immer wieder zeichneten die Kirchenschriftsteller das Bild des gerechten und des ungerechten Herrschers und wiesen darauf hin, daß schon der Name rex den König auf die rechte, gerechte Regierung hinweise. Der König, sagten sie, ist an das Gesetz gebunden, er ist nicht die Quelle des Gesetzes wie im alten römischen Reiche, seine auctoritas brach sich am Volksrecht, und zu neuen Gesetzen bedurfte er die Zustimmung des Volkes. Aus einem Kapitulare erfahren wir in der Tat, daß die Sendboten das Volk d. h. die Führer, die Vertreter des Volkes über die Gesetzkapitel befragen und ihre Meinung anhören mußten.[2] Die Masse des Volkes, selbst die Freien hatten

[1] Quia et principalis potestas . . . in causas ecclesiasticas prosilierit et sacerdotes . . . in saecularibus negotiis . . . se occupaverint; Conc. Paris. a. 829 III. c. 26.

[2] Ut populus interrogetur de capitulis quae in lege noviter addita sunt;

schon lange nichts mehr zu sagen. Wohl hat der sächsische Dichter des Heliand die alten Volksversammlungen noch gut in Erinnerung; denn er läßt den Heiland und seine Feinde Tingtage unter freiem Himmel halten und das Volk sich sammeln aus den Gauen. Nahe um den Herrn stehen die „weisen Männer“,[1] die er sich zum Geleite erwählt, bereit zu tragen, zu tun, wie ihnen sein Befehl entbot.

Dann setzte sich des Landes Hirt von Angesicht zu Angesicht
Dem Volke, verkündet ihm sein Gebot, das sie leisten sollen zu Gottes Lob.
Und schweigend saß er, sah lang sie an, mit dem sanften Mut und holden Herzen.
Und als er den heiligen Mund erschloß, floß herrlich seine Rede hin
Zu allen, die er dazu erwählt, des Volkes Mannen, die Gottgeliebten.

Indessen hat schon Karl die sächsischen Volkstage, auf denen auch die Liten eine Vertretung beanspruchen konnten, aufgehoben und nur Gau- oder Landtage (placita) den Grafen gestattet.[2] Für ein großes, viele Länder umfassendes Reich verboten sich große Volksversammlungen von selbst, und was noch daran erinnerte, die Maifelder, die jährlich zweimaligen Reichstage hatten nur Teilbedeutung. Auf den Reichstagen selbst bereiteten Ausschüsse, die Räte des Kaisers in engerem Sinne, die Entscheidungen vor, und die Vollversammlung durfte nur zustimmen oder ablehnen.

2. Hofämter.

Den Rat des Kaisers bildeten die Hofkleriker und Hofdiener. In der Kanzlei, worin nach altrömischer Überlieferung die Regierungsgeschäfte zusammenliefen, arbeiteten fast ausschließlich Kleriker als Kanzler, Notare, Schreiber, und in enger Verbindung damit stand die bewegliche Kapelle. Der Kanzler und Kaplan begleitete den Kaiser auf seinen Wanderungen. Erchembald führte immer die doppelte Wachstafel und schrieb auf, was der Kaiser angab. Der Kaplan bestimmte die geistlichen Angelegenheiten, der Kanzler die weltlichen, nahm die Berichte der Sendboten und Grafen entgegen, erließ Anweisungen, Verordnungen, besorgte die Finanzen, führte das Inventar und verzeichnete die Einnahmen und Ausgaben. So lag die Regierung in den Händen richtiger Beamten, der „Esagen“, Schriftgelehrten, mit dem Heliandbichter zu reden, nicht in den Händen der vornehmen Hofleute oder Hofdiener.

Hausdiener, Schalke, wie der alte Ausdruck heißt, aber von unberechenbarer Bedeutung waren die hohen, adeligen Vasallen, der Seneschalk, früher Hausmaier, später Truchseß, Trotset, Scharmeister genannt, der Stallgraf oder Marschalk, der Kämmerer oder Schatzmeister, der Speise- oder Tafelmeister (Truchseß)[3] und

---

et postquam omnes consenserint, subscriptiones et manufirmationes suas in ipsis capitulis faciant; M. G. Cap. 1, 116.

[1] Wisa Man (Witenagenot).

[2] M. G. cap. 1, 70; ss. 2, 361. Dazu I. Band S. 237.

[3] Dapifer (Truchseß von Trucht, Speise).

der Schenk. Etwas schwankend und unsicher ist die Stellung der Quartier-, Jäger- und Falkenmeister.[1] Aber eine allgemeine Bedeutung wieder hatten die Pfalz- und Markgrafen und Herzoge. Ein Markgraf war Roland, der Sagenheld, und ein Pfalzgraf sein Schicksalsgenosse Anselm. Die Sage umgibt den Kaiser mit zwölf Palatinen, die an die zwölf Apostel und homerische Helden erinnern. Da war ein Achilles Roland, ein Patroklus Oliver, ein Aiax Ogier, ein weiser Nestor Herzog Naimes, ein Kalchas Turpin und selbst Thersites fehlte nicht. Unter den Palatinen stand eine große Zahl Hausgenossen, eine große Schar, das Gesinde, die Trustis (Trote).

So kamen verschiedene Männer zusammen, und Karl hatte Mühe, den Gegensatz zwischen den verschiedenen Gruppen seiner Umgebung auszugleichen und mit demselben Geiste zu durchdringen. Er versammelte die vornehmsten Glieder zu seiner Akademie, wo Gelehrte und Helden, Geistliche und Hofmänner miteinander wetteiferten. Auch unter den letzteren ernteten einige Lob und Anerkennung, der Seneschall Audulf, der Schenk Eppin, der Kämmerer Megenfried und der Tafelmeister Lentulus.[2] Wibod, ein ungeschlachter Riese, schüttelte aber unwillig das Haupt, wenn Verse zur Tafel vorgelesen wurden. Vor den riesigen Germanen schrumpften die Kleriker zu Zwergen zusammen. Die drei hervorragendsten, Erchembald, Eginhard und Osulf, spottet ein Dichter, könnten des Tisches Beine sein und einen Dreifuß bilden.

3. Regierung und Steuern.

Die wichtigsten Beamten waren die Gaugrafen, denen die Könige immer wieder einschärften, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, die Schwachen zu schützen und Recht zu schaffen. Sie sollten durch Sendboten, Königsboten überwacht werden, wozu häufig Bischöfe bestellt wurden. Für einen solchen Kaiserboten oder „Burgwalt“ hält der Heliandsdichter den Statthalter Pilatus, aber nicht ganz zutreffend. Denn Statthalter im römischen Sinne waren weder die Missi (Legaten) noch die Herzoge. Die römischen Kaiser hatten dafür gesorgt, daß die Statthalter in den Provinzen nicht zu stark einwurzelten, und hatten ihnen verboten, sich dort zu verheiraten und einen Grundbesitz zu erwerben. Das gerade Gegenteil mußten die fränkischen Herrscher dulden. Meist besaßen die Machthaber schon zuvor in ihren Ländern einen festen Grundbesitz, die anderen, namentlich Grafen, erhielten einen solchen Besitz zugewiesen, wurden unter dem Zwange der Naturalwirtschaft mit

[1] Mansionarius war auch der Marschalk. Dem Marschall unterstanden später Schmiede und Wagner, dem Schenk Bierbrauer und Küfer, dem Truchseß Köche und Bäcker, dem Kämmerer Maurer, Zimmerleute und Maler.

[2] Genannt wird noch ein Truchseß Eggehard, ein Schenk Eberhard.

Benefizien oder Lehen entlohnt.[1] Der Grundbesitz erhielt dadurch einen bestimmten Charakter. Amt und Lehen, Offizien und Benefizien verschmolzen so enge, daß Comitatus Grafschaft und Grafengut hieß.[2] Die Folge davon war die Erblichkeit der Ämter, wodurch die Reichsgewalt eine starke Einbuße erlitt. Die Grafen bauten sich Schlösser und Pfalzen genau nach dem Vorbild der Könige und besetzten sie wie diese mit ihren Ministerialen, Hagustalden und Scharmännern.

Die Pfalzen, Palatien, befestigte Fronhöfe, Curtes, Castra, Heerburgen, Heerstalle waren die mächtigsten Stützpunkte höherer und niederer Herrscher. Wo uns immer Karl und seine Nachfolger begegnen, waren es solche Pfalzen, Kastelle, zwischen denen sie ihren Aufenthalt wechselten, und zwar in der Regel die alten Stammsitze der Pippiniden: Aachen, Herstal, Kiersy, Attigny, ferner Diedenhofen, Ingelheim, Frankfurt, Worms.

Kriegszüge führten noch weiter in den Landen umher und brachten den Untertanen drückende Quartierlasten. Die Quartierpflicht wurde aber nicht nur von den Feldherren, sondern auch von den Beamten, den Boten, den Scharmännern beansprucht, die den Zusammenhang des Reiches durch eine Art Post aufrechterhielten und für die Sicherheit zu sorgen hatten. Die Scharer ritten zu Pferd (paraveredarii, caballarii), fuhren zu Schiff und geleiten zu Fuß die Frachtwagen, Ochsenwagen.[3] Viehwechsel, Herbergen fanden sie in den Fronhöfen und in „offenen staatlichen“ Häusern,[4] mußten aber oft die allgemeine Quartierpflicht in Anspruch nehmen.

Da häufig Mißbräuche vorkamen, bestimmte ein Kapitulare nach 850, wer vom oder zum Hofe reiste, der sollte selbst für Mann und Roß sorgen, wenn er bei keinem Freunde einkehren konnte. Wenn ein Verdacht gegen einen Quartiergast vorlag, etwas mit Gewalt genommen zu haben, mußte er einen Eideshelfer stellen oder das verdächtige Gut zurückgeben, unter Umständen das Mehrfache erstatten.[5] Gegen übertrieben harte Forderungen konnte sich der Bauer sicherstellen, wenn er sich in den Schutz eines Großen begab. Weil der Schutzherr Rache üben konnte und dadurch schwere Kämpfe entstanden, verbot ein Gesetz 876 das Einlager bei kleineren Leuten überhaupt.[6] Um Ungleichheiten in der Quartierpflicht zu verhindern, wurden, wie es scheint, von nicht betroffenen Bauern

[1] M. G. cap. 1, 22.

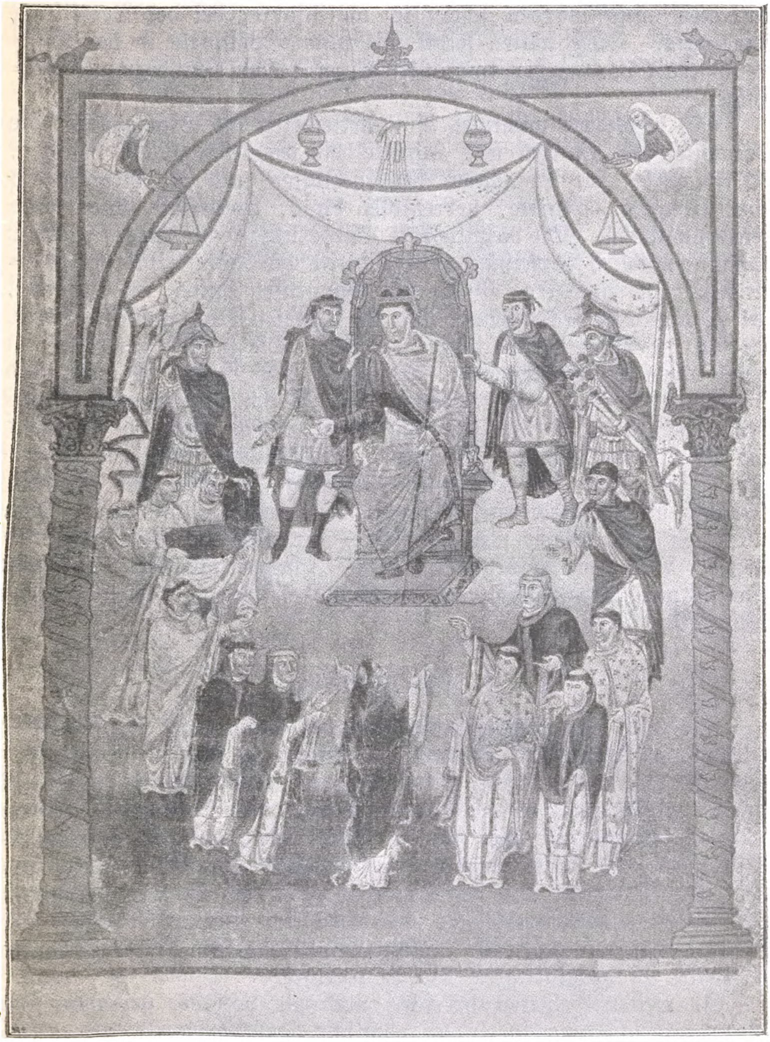
[2] Ebenso hieß abbatia Abtgut, ecclesia Kirchengut. Wer eine Knechthufe besaß, wurde Knecht, wenn er auch vorher frei war.

[3] Scara equestris, pedestris, peditura, scara in navi. — Equitat quocunque praecipitur; Brev. ex. cap. 1, 252. Eine Wormser Urkunde nennt eine societas paraveredorum.

[4] Mansiones, domus publicae, reipublicae; cap. 1, 306; 2, 64, 85, 87, 109.

[5] M. G. cap. 2, 87, 373.

[6] M. G. cap. 2, 103; half aber wenig s. ss. 4, 647.



Feierliche Audienz Karls des Kahlen 850: ein Klosterkonvent überreicht die Vivianusbibel. Karl d. K. sitzt auf einem mit Teppichen ausgeschlagenen und Lilienformen geschmückten Thronsessel, hält in der Linken das Zepter. Zwei weltliche Große mit Diademen stehen als Räte neben ihm. An sie schließen sich zwei Leibwächter mit eigenartigen Helmen und Brustpanzern an. Den Kreis schließen Geistliche mit ihren glockenförmigen Mänteln (Kaseln), Manipel in der Rechten haltend. Über dem untersten Gewand (tunica alba = Albe) liegt die Stola und darüber ein Chorhemd.

Viehabgaben erhoben, die später als Bestandteile der Regalrechte auftreten,[1] und wurden schließlich die Pfarrer bei der Verteilung beigezogen. Diese sollten selbst mit gutem Beispiele in der Gastfreundschaft vorangehen und dadurch den vielen Plünderungen vorbeugen.[2]

Ein besonders wichtiges Amt bekleideten die Pfalzgrafen, die Verwalter der Pfalzen und Kastelle, die den Königsbann besaßen, die Fronhöfe, die Domanien beaufsichtigten und die Regalhoheit über Straßen, Märkte, herrenloses Land, herrenlose Güter und Leute ausübten. Die Regalhoheit wurde um so wichtiger, je mehr Domanien durch Verleihungen und durch die Immunität verlorengingen. Die Beamten, Pfalz- und Gaugrafen hatten die Aufgabe, das Königsrecht festzustellen, und sie richteten eine Inquisition ein, der sich die Bauern möglichst entzogen.[3] Die Freien wollten von persönlichen (entwürdigenden) Steuern, von Beden, Stufen und Osterstufen noch weniger etwas wissen als von Bodenzinsen, Rott- und Weideabgaben (mit der Zeit schlugen sich auch die Steuern auf den Boden nieder). Die Beden, freiwilligen Beiträge, precariae wurden auf den Landtagen, Gerichtstagen (placita) erhoben, wo auch die Kriegsdienste, Kriegsfronen umgelegt wurden. Dazu erschienen aber immer weniger Freie, nur noch die maiores, meliores. Alle anderen begaben sich in Schutzverhältnisse, um auch dem lästigen Kriegsdienste zu entgehen, den wenige mehr für eine Ehrenpflicht hielten.[4]

4. Das Gericht.

Die erste und wichtigste Aufgabe des Staates ist es, für Herstellung von Sicherheit, Recht und Ordnung zu sorgen. Diese Aufgabe hat der germanische Staat das ganze Mittelalter hindurch schlecht erfüllt, weil er das Natur-, Privat- und Volksrecht achtete. Nicht die Gesamtheit war (wie im Altertum nach dem Worte des Aristoteles) das Erste, sondern der Einzelne. Das Reichsrecht ging nicht dem Landrecht und das Landrecht nicht dem Einzelrecht voran. Der Einzelne hatte das Recht und die Pflicht zur Selbsthilfe. Der Staat schritt nur gegen die ärgsten Mißbräuche ein und anerkannte die bunte Mannigfaltigkeit der Volksrechte.

In weiten Gebieten herrschte noch die von der germanischen scharf unterschiedene überlegene römische Rechtsordnung, aber ihre Vorzüge wurden wieder aufgewogen durch die Überbleibsel der

---

[1] Multonagium, avenagium, furfuragium, brennagium.

[2] Cap. 884 c. 12, 13 (M. G. 2, 375).

[3] Sie weigerten sich inquisitioni stare und de placito evaserunt; Heusler, Verfassungsgeschichte 58.

[4] Ut unusquisque liber homo in nostro regno seniorem, quem voluerit, in nobis et in nostris fidelibus accipiat (847); 2, 71. Die Tatsache selbst steht fest, nur hat man sie früher etwas übertrieben.

Richterwillkür. Wie Theodulf klagt, verbrachten die Richter und Schöffen die Nacht vor ihrer Tätigkeit bei Trinkgelagen. Da kamen sie dann oft mit schwerem Kopfe zu später Stunde um 11 Uhr in den Gerichtssaal und gingen um 3 Uhr wieder davon. Ein guter Richter beginnt den Tag mit Gebet in der Kirche, meint Theodulf, und arbeitet von früh bis spät in die Nacht. Nachdem er die Schöffen um sich gesammelt, behandelt er zuerst die Angelegenheiten derer, die weit hergekommen, dann die Sachen der Armen und endlich derer, die schon im Gerichtssaal sich befanden, damit ihr Kommen und Gehen nicht störe. Auf den Einlaß der Parteien hatten die Türhüter großen Einfluß; sie ließen sich bestechen, um so mehr als auch die Richter Geschenke keineswegs zurückwiesen. Reiche und Arme brachten Geschenke, die Armen Leinwand oder Wollstöffe, Schuhe, Wachsrollen, die Reichen Pferde, Waffen, kostbare Becher, Edelsteine, orientalische Gewebe. War ein Richter auch standhaft und unzugänglich, so wandten sich die Parteien an seine Frau oder an seine Dienerinnen, und die Frau seufzte und schmeichelte, bis sie ihn umstimmte. Theodulf wünscht nicht einmal, daß die Richter durch und durch hart und strenge seien. Es hätte Aufsehen erregt, da auch die Könige sich Geschenke geben ließen.[1] Unterlag eine Partei und mußte sie Strafgelder zahlen, so fiel ohnehin ein Drittel dem Richter zu. Der Richter[2] hatte eben einen großen Einfluß auf die Entscheidung, er untersuchte den Tatbestand, prüfte Zeugen, Urkunden und Beweise und ließ, wenn ihm eine Partei eine bessere Grundlage zu haben schien, keinen Gegenbeweis zu und bevorzugte in der Regel den Angeklagten.

Auch im germanischen Prozesse traten die Richter, Schöffen, Rachimburgen, die Ratbürgen, Rechtsbürgen schärfer hervor und drängten den Umstand zurück, der ohnehin stark zusammenschmolz. Die Teilnehmer durften nicht mehr mit Lanze und Schild, wohl aber mit einem Schwert erscheinen. Aber damit war nicht jede Gewalt beseitigt. Das Rechtsverfahren glich einem Fehdegang in breiter Öffentlichkeit, während die römischen Gerichte in geschlossenen Räumen tagten;[3] der Prozeß bewegte sich in feierlichen Formen und stützte sich mehr auf Manneswort, Manneskraft, Gotteshilfe als auf eine verwickelte Untersuchung. Der Kläger beschwor seine Klage, der Beklagte antwortete in festgefügten Sätzen, wobei beiden „Vorsprecher" behilflich waren. Die Worte wirkten wie Zauberformeln, und der Eid war ein Gottesurteil. Beide Parteien stützten

---

[1] Versus contra iudices 930; M. G. Poetae lat. 1, 517.

[2] Vicarius, baiulus, vicecomes, praefectus.

[3] M. G. Cap. 1, 149, 284. Zwar wird der Begriff mallus, malubergus noch gebraucht, aber er bezeichnet keine öffentliche Malstätte mehr (Fustel, Problèmes 1885, S. 383). In Deutschland wurden erst in den späteren Städten Rathäuser, Gildehäuser zu Gerichtssälen verwendet, dabei aber Türen und Fenster offen gelassen.

sich auf Eideshelfer, und es kam darauf an, wer den andern damit überwand. Der Eid eines vornehmen galt mehr als der eines geringen Mannes.[1] Die Kirche verlangte, daß ein Priestereid allein genügte, konnte aber mit ihrem Anspruch nicht durchdringen. Papst Leo III. reinigte sich vor Kaiser Karl selbst mit zwölf Priestern als Eideshelfern. Wissende schwuren den Zeugeneid.

Beim Schwure ruhten die Hände des Hauptmannes auf Reliquien oder auf dem Kreuze, auf den Evangelien oder auf dem Altare,[2] und die übrigen Eideshelfer verbanden sich mit ihm durch Handberührung und schworen den Eid mit gesamtem Munde. Nach dem Schwur durften die Schwörenden ihre Haltung nicht verändern, um der Strafe des Meineides zu entgehen, die, wie man dachte, auf dem Fuße folgen mußte. Wie das Konzil von Valence 855 hervorhebt, durften beide Teile ihre Aussagen beschwören, und da waren Meineide unausweichlich. Gegen diese Gefahr sollte der Zweikampf schützen, einen Eid bekräftigen, gegen Anfechtung schützen oder ihm vorbeugen oder ihn entkräftigen. Selbst wenn ein Mann die Hand ausstreckte zum Eidschwur, konnte der Gegner die Kampfprobe, das „Weihding", den „Wig" verlangen. Auch Zeugen, später sogar die Richter mußten sich darauf gefaßt machen. Wen der Zweikampf als meineidig erwies, der verlor die rechte Hand.[3] Das sei alte Sitte der Franken, sagt Nigellus, das ihre Ehre, daß, wenn einer einen anderen einer untreuen Tat bezichtige, sich beide im Kampfe messen müssen. Nach den Worten eines arabischen Reisenden aus dem zehnten Jahrhundert kämpften die Streitenden so lange, bis einer kampfunfähig abgeführt oder getötet wurde.[4] Unterlag der Angeklagte, so war ihm ohnehin meist der Tod sicher. Frauen, Geistliche und Kranke konnten sich vertreten lassen. Und dies geschah so häufig, daß ein eigener Stand von Klopffechtern entstand und die Faust-, Knüttel-, Schwertkämpfer eine lohnende Beschäftigung fanden;[5] nur durften sie keinem niedereren Stande angehören als die Gegner, und daher widmeten sich meist verarmte Ritter diesem Berufe. So konnte sich sogar der falsche Ganelon gegen Roland vertreten lassen.[6] In der Tierfabel fordert der Wolf den Reineke zum Kampfe Leib gegen Leib heraus. Bei den Bayern konnten auch Frauen handeln, und nach Agobard mußten sogar Greise und Schwächlinge die Probe bestehen um der geringfügigsten Dinge, um eines Mühlesels willen, wie er sich ausdrückt. Da pochten dann oft recht rohe Gesellen, Frauenmörder, Entführer auf ihr Recht und forderten frech ihre schwachen Gegner heraus.[7] In

[1] I. Band 155.
[2] Den Schwur auf das Schwert verwarf Nikolaus, ad Bulg. c. 67.
[3] M. G. cap. 1, 283; ll. 4, 58.
[4] Jakob, G., Ein arabischer Berichterstatter, 1890 S. 15.
[5] Mittelst pugna, baculus, fustis, bipennis, francisca.
[6] Roman. Forsch. 1890. S. 445.
[7] Hincm. de coerc. raptu viduar. 12. (M. 125, 1026).

der Tat, wenn das Recht des Stärkeren gilt, hatten die, die ihre Frauen wegschafften und andere raubten, allen Grund zur Kühnheit. Agobard meint da ganz richtig, das sei kein Gesetz, das Gesetz des Gundobald, das er im Auge hat, sondern ein Gemetzel: **vere hoc non est lex, sed nex.**

Da der Zweikampf einer heidnischen Vorstellung von der göttlichen Bedeutung der Körperkraft und der Erlaubtheit tödlicher Feindschaft entsprang, hatte die Kirche von Anfang an einen Abscheu. Das Konzil von Valence 855 verlangt, daß Zweikämpfer, die einander getötet, wie Selbstmörder behandelt würden. Etwas später sprach sich Papst Nikolaus I. gegen den Zweikampf aus, durch den König Lothar den Streit mit seiner Frau Teutberge ausfechten lassen wollte, und Stephan V. erklärte, nicht Gottesurteile, sondern Zeugenverhör und Geständnis wären die Rechtsmittel, die Wahrheit zu erforschen, und zwar ein freiwilliges Geständnis, kein durch Körperqualen erzwungenes, wie dies Alexander II. näher ausführt.[1] Freilich blieben die Päpste diesem Grundsatze nicht treu und ließen später die schmähliche, durch das römische Recht geheiligte Folter zu. Wohl kannten auch die Germanen die „Pein", wandten sie aber, wie es scheint, selten an, umsoweniger als sie zur Öffentlichkeit des germanischen Gerichtsverfahrens wenig paßte, das Kläger und Beklagte einander gegenüberstellte. Nach dem salischen Gesetz sollten Unfreie so lange geprügelt werden, bis sie ein Geständnis ablegten, und eine Synode von Reisbach-Freising 799 befahl, Zauberer, Wahrsager so lange zu quälen, bis sie ihre Schuld eingeständen, doch so daß sie nicht am Leben Schaden litten; ehe es so weit käme, sollten sie lieber eingesperrt werden, bis sie Besserung gelobten.

In der Regel ersetzten Gottesurteile die Folter, namentlich die Kreuzprobe, die zwischen der Folter und der Kampfprobe in der Mitte stand. Gerade um blutige Kämpfe zu vermeiden, begünstigte Karl d. G. die Kreuzprobe, Kolben- und Knüttelkämpfe, während sein Sohn Ludwig jene als Entheiligung des Kreuzes verbot. Die Gegner oder ihre Vertreter mußten dabei mit ausgespannten Armen unter einer Messe oder dem Gebete der Anwesenden an einem Kreuze oder Kreuzstabe stehen (Stabsage): Wer zuerst die Arme sinken ließ, hatte seine Sache verloren. Eine Kreuzprobe entschied einen Streit zwischen dem Bischof von Paris und dem Abt von Sankt Dionys 775 zu Ungunsten des Bischofs. Einseitige Gottesurteile waren die Feuerprobe, der Kesselfang, die Wasserprobe. Schon die alten Volksgesetze erwähnen sie gelegentlich neben dem Zweikampf, aber erst im neunten Jahrhundert verbreiteten sie sich stärker, vermutlich unter dem Einfluß von Missionspriestern, die aus England kamen, wo sie schon lange im

[1] D. Grat. II, 2, 5, 20; II, 15, 6, 1.

Prozesse eine wichtige Stelle einnahmen. Geistliche pflegten durch den Probebissen, das Abendmahl, ihren Eid zu bekräftigen.[1] Ein Konzil von Tribur 895 verfügte sogar für die kirchlichen Sendgerichte: Vornehme und Freie sollten sich durch den Eid rechtfertigen, wenn sie aber gemeine Verbrechen begangen hätten, müßten sie sich [wie gemeine Leute statt der Folter] der Eisen- oder Feuerprobe unterziehen.

Die Kirche war in dieser Frage gespalten, die römische Geistlichkeit hatte wieder andere Grundsätze als die nordische, aber einig war sie in der Abneigung gegen das grausame Strafrecht der Vergangenheit und suchte, wo es ging, die Verbrecher ihm zu entziehen, gewährte Asyle und setzte ihre milde Buße an Stelle der Strafrache.[2] Allerdings entband kirchliche Buße nicht von der weltlichen Rechtverfolgung, die grundsätzlich vorausgehen sollte,[3] aber auch die weltliche Sühne nicht von der Kirchenbuße, zumal bei Fleischessünden, die der Staat milde beurteilte. So wurde die der Blutschande angeklagte Königin Teutberge von einem Sendgericht zur Buße verurteilt, nachdem sich unmittelbar zuvor ein Hofgericht damit befaßt, aber die Sache nicht weiter verfolgt hatte. Vor den weltlichen Großen hatte nämlich Kaiser Lothar seine Frau Teutberge beschuldigt, sie hätte früher mit ihrem Bruder Blutschande getrieben. Nun sah sich Teutberge vergebens nach Zeugen oder Eideshelfern um und mußte zum Gottesurteile des Kesselfanges ihre Zuflucht nehmen. Ihre Vertreter bestanden siegreich die Probe, aber sie blieb nach wie vor gefangen, und in der Gefangenschaft setzte ihr vermutlich der Kerkermeister so lange zu, bis sie die Untat eingestand und um die Erlaubnis bat, den Schleier zu nehmen. Zunächst scheint sie allerdings in ihrer Beichte die Tat geleugnet zu haben (ihre Gegner griffen dann zur Ausflucht, beim Worte Bruder habe sie an einen anderen gedacht), aber in einer anderen schriftlich verbreiteten Beichte muß das Schuldbekenntnis gestanden sein, und auf Grund derselben sprachen die Bischöfe die Ehescheidung aus. Um der Ehescheidung die Zustimmung der Großen zu sichern, berief sie Lothar zu einem Königsgericht; noch bevor es aber einen Spruch fällte, traten die anwesenden Bischöfe zu einem Sendgericht zusammen, verhängten die Kirchenbuße und verwiesen sie in ein Kloster. Gegen diese Handlungsweise erhob der Erzbischof Hinkmar scharfen Widerspruch, da er den Bischöfen mißtraute, daß sie gegen des Kaisers Wunsch sich nachgiebiger zeigten als die

[1] Richer. 4, 30; Regin. G. 869; Glaber. 5, 1.

[2] Adam. Brem. 4, 6; Herb. v. Ott. 2, 26. Einh. ep. 49.

[3] Rex Carolus . . . post mundanae legis iudicium canonicam . . . depromi sententiam ab episcopis petiit; M. G. ss. 1, 456. Emendare cogetur et in compositione et in harmscara et in poenitentia, M. G. cap. 2, 299, 343. Vgl. d. römische Synode 898.

weltlichen Großen und Teutberge erhob mit Erfolg Berufung nach Rom.

Im allgemeinen gewährte der Staat der Kirche ziemlich freien Spielraum in der Verfolgung und Bestrafung von Sünden. Wohl dauerte der Grundsatz fort, daß die kirchliche Buße für schwere Vergehen wie Raub, Mord, Brandstiftung erst der weltlichen nachfolgen müsse. Denn diese Verbrechen fielen unter den Königsbann, zogen die Friedlosigkeit, die Acht nach sich. Ihnen gegenüber erkannte der Staat zuerst seine Pflicht, einzuschreiten, aber er wurde seiner Aufgabe nur wenig gerecht. Die Hauptsache war ihm das Friedensgeld, die Lösung des Königbannes, 60 Schilling,[1] bei schweren Vergehen der Vermögenseinzug. Karl d. Gr. schärfte die Wergeldsühne ein, lockerte den Sippenzwang, um die Blutrache einzudämmen, und erklärte in einem für Sachsen bestimmten Gesetze die Verbrechen ausdrücklich für straflos, die dem Priester bekannt und gebüßt worden waren,[2] und Ludwig der Fromme erklärte in einem Kapitulare die Kirchenbuße für eine ausreichende Sühne bei den schwersten Verbrechen, bei Verwandtenmord und Ehebruch. Die Mörder verloren ohnehin ihr Gut an den Staat[3] und mußten lebenslang fasten, sich geißeln lassen, wallfahren. Die Herrscher selbst verhängten an Stelle weltlicher Strafen Kirchenbußen. Ein vornehmer Franke Fromond hatte mit seinen drei Brüdern das väterliche Erbe geteilt; da erhob ein geistlicher Oheim Einsprache, und es entstand eine Familienfehde, bei der der Geistliche den Tod erlitt. Die Übeltäter erfaßte Reue, sie eilten zum Könige Lothar und ließen sich eine Buße auflegen, die darin bestand, daß sie vier Jahre lang mit Ketten beladen wallfahren mußten.[4]

Ein Konzil von Pavia forderte die Landarchipresbyter auf, von Haus zu Haus zu gehen, die Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen und zur Buße zu zwingen, und ein fränkisches Kapitulare von 857 ermahnte die Pfarrer, alle Räuber, Ehebrecher und Mörder und andere Übeltäter (Zauberer, Götzendiener) zur Buße zu ziehen,[5] sie von der Kirche auszuschließen, wenn sie sich weigerten, und sie dem Bischofe vorzustellen. Eben um diese schweren Sünden aufzudecken, hatte die Kirche Visitationen, Inquisitionen, Sendgerichte, Sende (Synoden) angeordnet. Zum Sende läßt das Muspilli den großen Sühner, den Weltenrichter am Ende der Tage fahren und durch Engel die Malstätte abmarken. Die Grafen mußten die Bischöfe mit ihren Machtmitteln unterstützen, die Verbrecher ver-

[1] Quicunque . . . rapuerit, omnia in triplum componat et bannum dominicum persolvat et . . . publicam poenitentiam faciat (884). M. G. cap. 2, 373.

[2] L. c. 1, 69; 2, 18. Morinus, De poenit. 7, 6.

[3] Interfectoris hereditas in fiscum redigatur; l. c. 2, 18.

[4] Gesta a. Rotonensium 3, 8; Mab. Annal. 3, 56.

[5] Inbreviare (in breve redigere) cap. 2, 292.

haften und in der Strafhaft oder Bußhaft festhalten, bis sie sich gebessert hatten.[1] In vielen Fällen dienten dazu die kirchlichen Gefängnisse;[2] denn die Kirche versah sich mehr und mehr mit weltlichen Machtmitteln. Einen früheren Zustand hat noch folgende Erzählung zur Voraussetzung. Unter dem Bischof Theodulf von Orleans war ein Kleriker dem Kirchengefängnisse entsprungen und in ein sicheres Asyl geflüchtet. Nun stellte Karl der Gr. dem Bischofe Bewaffnete zur Verfügung, aber das Volk verlegte ihnen den Weg, und die Bewaffneten hätten das Schlimmste erlitten, wenn nicht die Mönche des benachbarten Klosters, dessen Abt Alkuin war, sie geschützt hätten. Darüber ergrimmt, sandte Karl einen Grafen als Sendboten nach Tours, um das Volk für die Mißhandlung der Truppen zu strafen und den Geistlichen herauszufordern. Alkuin trat aber für den Kleriker ein und sandte ihn zu seinem Freund Arno von Salzburg. Ja er wußte sogar des Kaisers Zorn zu besänftigen, und dieser scheint von weiteren Schritten abgesehen zu haben.

5. Sicherheitsdienst.

Wie jeder Freie für sein Recht, so mußte auch jeder für seine Sicherheit sorgen, hatte einen Anspruch auf Selbsthilfe, Verhaftung, Pfändung, Landzwang, Fehde. Das Gericht selbst war nichts als eine Art Fehde unter den Augen des Volkes. Jeder schützte sich, so gut er konnte, befestigte sein Haus und seinen Hof. Große Höfe mußten sich mit einem Zeughause versehen und Wächter bestellen oder Hörige zum Wachen zwingen.[3] In den Gemeinden waren die Nachbarn zur Hilfe und Bürgschaft verpflichtet, wenn das Zetergeschrei klang. Aus dieser Pflicht leiteten die Bauern das Recht zu Einungen und Verschwörungen her, sogar Unfreie,[4] und verdeckten sie unter dem Vorwand von Trink- und Gebetsbruderschaften, von Gilden. Trotz aller Verbote auch von seiten der Kirche, der die damit verbundenen heidnischen Gebräuche ein Greuel waren, lebten die Bruderschaften zähe fort und tauchten Einungen immer wieder auf, umsomehr als der Staat die Schwachen ungenügend schützte.

Wohl bestanden an den Reichsgrenzen, an den Marken Landwehren, Landhage, Hage mit Wällen und Holztürmen, besetzt von Hagustalden, Kastellanen, Burgwarten, Burggrafen; und zwischen den Fronhöfen verkehrten die Scharmänner, die auch für die Sicherheit zu sorgen hatten. Die gleiche Pflicht hatten in erhöhtem Maße

[1] Carcerandi usque ad emendationem, Cap. 1, 171 (141).

[2] Cap. 1, 25, 228, Syn. v. Reisbach c. 15.

[3] Debent mansi omni nocte vigilare, ipsasque vigilias cum clava invicem notificare. Calmet, Hist. de Lorraine I. pr. p. 282.

[4] M. G. cap. 1, 301; 2, 375.

die Gaugrafen. Doch ihre Tätigkeit reichte nicht aus, der Unordnung zu steuern. Diese nahm im Gegenteil immer mehr zu, besonders unter den Einfällen fremder Völker, namentlich der Normannen, vor denen die Meergrenzen schlecht befestigt waren.[1] Mit den geringen Resten einer Signalordnung von Leuchtturm zu Leuchtturm hatten die Karlinger wenig oder nichts zu schaffen; eine Sicherung der Küsten war nur zu erreichen durch selbständiges Eingreifen in die Meeresherrschaft, durch eigenes Betreiben der Schiffahrt. Daran dachten aber die Franken, ein geborenes Bauernvolk, nicht und noch weniger die Deutschen, die das Erbe Karls übernahmen.

6. Der Heerdienst.

Zur Abwehr der Feinde waren alle Freien verpflichtet, bei der Landesnot sogar Unfreie und Geistliche. Wer bei Abwehrkriegen dem Aufgebot nicht folgte, den traf der Königsbann. Wer nicht selbst in den Kampf zog, mußte Wachdienst leisten, beim Brücken-, Weg- und Festungsbau mithelfen (trinoda necessitas). Viele mußten den Fuhrdienst (angaria, scara) mittelst Ochsen oder Pferden übernehmen, die übrigen Proviant (carnaticum, herbaticum) liefern oder die Heersteuer (hostilicium) leisten. Die volle Heersteuer von 60 Schillingen oder 3 Pfund, die Strafe für herisliz, mußten nur die Besitzer von 6 Pfunden beweglichen Vermögens, eines Gold-, Silber-, Erzschatzes bezahlen. Auch Mittelbegüterte mußten die Hälfte, nur Ärmere ein Viertel oder Fünftel ihres Vermögens opfern.[2] Die Bannbuße von 60 Schillingen stellte den niedersten Satz der Buße dar und entsprach der salischen Grundbuße von 15 (18) Goldschillingen. Um zu verhindern, daß Reiche sich mit dieser Buße vom Heerdienst loskauften, sollten sie im Wiederholungsfalle all ihren Besitz verlieren, d. h. die Strafe der Felonie, der Untreue erleiden. Diese Strafe traf immer ein, wo die Dienstpflicht auf dem Lehen ruhte.

Von der Zeit der Volkskriege her waren die Germanen an einen starken Troß und genügende Ausrüstung gewöhnt. Die Reichen mußten sich mit Lebensmitteln auf drei Monate versehen, das Kriegsgerät stellen, außer den Waffen Spaten, Schaufeln, Beile und Proviantwagen, darunter viele Bierfässer, so daß zu einem Zug von 100 Kriegern gut 30 Lastwagen kamen, begleitende Diener, Weiber, Kinder nicht einmal eingerechnet.[3] Bei jedem Heere übertraf die Zahl der Knechte weit die der eigentlichen Krieger. Ein

[1] Eginh. ann. 808 sq., ep. 23; Cap. 2, 83.

[2] Cap. 1, 125, 329, 427.

[3] M. G. Cap. I, 168, 171. Noch 1147 unterschied sich das französische Kreuzheer von dem deutschen durch die Sitte, den Proviant auf Wagen und Lasttieren mit sich zu führen (Gesta Ludov. VII bei Duchesne, Scriptores IV p. 398); Nitzsch, Ministerialität S. 37; Delbrück, Kriegskunst II, 455; III, 15.

Teil der Wagen kehrte vor dem Ende des Feldzuges wieder nach Hause, aber nur ein Teil, denn die Heimholung der Beute erforderte aufs neue eines Trosses. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß das Volk mit der Anschauung eines Kriegszuges wesentlich starkes Wagengerassel und Kettengeklirr verband — so zog das wütende Heer mit Peitschenknall und ohrenbetäubendem Lärm auf den alten Römerwegen, Rennwegen, Heidenwegen, Götzenwegen daher.

Die Lieferung der nötigen Last- und Schlachttiere lag auf den Mansen der vom unmittelbaren Dienst befreiten Hüfner. Auf eine Manse traf z. B. die Lieferung von einem Ochsen oder 4 Hämmeln oder 4 Solidi — diese Dinge standen sich ungefähr im Werte gleich. Meist war die Leistung geringer, selten höher; sie richtete sich nach der Größe der Hufe und dem Bedürfnis. Manchmal hatte eine Hufe die Wahl zwischen 4 Ochsen oder einem Wagen, oder eine Hufe rüstete ein Edelroß oder ein gemeines Roß und hieß daher mansus paraveredarius, caballarius, scararius. Ein Lastpferd hieß saumarius nach einem griechischen Worte; denn die alten Germanen hatten die Pferde nicht bepackt.



Fränkischer Pfeilschütze mit Schuppenpanzer (thorax squamosus) und Helmkappe (herzförmiger Knopf). Stuttgarter Psalter des zehnten Jahrhunderts.

Wenn die Kampfplätze weit auseinanderlagen, konnten nur Reiter gebraucht werden, zumal bei den schlechten Wegverhältnissen; ging es doch meist gegen Feinde, deren Stärke ausschließlich in der Reiterei bestand. Die Reiterei erhielt eine solche Bedeutung, daß ein Chronist schreiben konnte, die Franken wären nicht gewohnt, zu Fuß zu kämpfen, und daß Karl der Kahle das Pferd geradezu als Bedingung des Kriegsdienstes für die Freien bezeichnete. Karl der Kahle verdankte selbst einen Sieg über Ludwig den Deutschen dem Umstande, daß er über eine treffliche Reiterei verfügte; er rühmte sich einmal, er werde ein solches Heer zusammenbringen, daß seine Rosse das Wasser des Rheines aussöffen und er trockenen Fußes hinüberziehen könnte.[1]

Auch der Reiter hieß einfach miles, und diese lateinische Bezeichnung blieb an ihm haften, auch als schon lange die Volkssprache

[1] An. Fuld. 876, 891; Ed. Pist. 864 c. 26; Nith. 2, 10. Reiterkunststücke Eginh. v. Car. 22. Im Herabspringen vom Rosse und Weiterfechten waren die Franken den Normannen überlegen. Im oströmischen Reiche nötigten die Sarazenen zur Verstärkung der Reiterei. Lehen, Roßlehen und Ankerlehen mußten die nötige Kriegshilfe schaffen.

das Rittermäßige betonte. In den italienischen Städten unterschieden sich die Milites, die Berufskrieger, scharf von den Freien, den Cives, Arimannen, die früher Exercitales hießen, nun aber von dem Militärdienst befreit wurden. Zu den Milites gehörten die Antrustionen, Ministerialen, die obengenannten Scharmänner, die Hagustalden, Kaballarier, die oft aus unfreier Stellung hervorgingen und in und bei Kastellen in Kontubernien saßen.[1] Sie hielten für untergeordnete Dienste bald selbst Diener, Boten, Fuhrleute, Schiffer.[2] Der Ausdruck caballarius wurde sogar ein Ehrentitel der Ritter (chevalier).



Fränkischer Fußkämpfer des zehnten Jahrhunderts. Merkwürdig ist hier der konische Helm mit Nasenschutz — in der Regel kommen in dieser Zeit nur Helme von der S. 11 und 20 gezeichneten Art vor — ferner die dachziegelförmige Metalldeckung des Kollers, der von Riemen überzogene und mit Metallnägeln beschlagene spitzzulaufende Schild, das sich verjüngende Kurzschwert mit Parierstange, endlich die Lederbekleidung der Füße. Angebliche Schachfigur Karls d. Gr. (das Schachspiel ist jünger) aus dem Schatz von St. Denis, Medaillenkabinet in Paris.

Auch die Ritter kämpften zunächst immer noch zu Fuß und stiegen vor dem Feinde von ihren Pferden, ordneten sich in mehreren Kolonnen oder Streithaufen, die hintereinander, vielleicht in einer Staffel standen. Eine Kolonne konnte 100 bis 1000 Mann umfassen, daher schwankten die Namen (Linie, Legion, Haufen, Schar).[3] In älterer Zeit kämpften die Franken vorwiegend mit dem Speer und der Streitaxt, der Franziska, und noch immer hielten sich Einzelkämpfer an diese Waffen. So erzählt der Mönch von St. Gallen von einem Riesen Eishere, daß er die kleinen Slawen mit einer Streitaxt gleich dem Grase der Fluren mähte und sie aufspießte wie Vögel. Nun sank aber die Streitaxt in Verachtung und wurde verächtlich nur noch Prügel oder Bakel, fustis, baculus genannt. Auch der Speer[4] hatte nicht

[1] Ein Rückzug wird geschildert: per contubernia turmatim deserebatur (842), Annales Prud. M. G. ss. 1, 438.

[2] Doch leistete noch nach Parc. 10, 1250 ein Ritter den Fährdienst.

[3] Acies, turma, caterva.

[4] Hasta, pilum.

mehr die Bedeutung wie früher und gelangte erst später wieder zu Ehren. Die Entscheidung lag im Schwertkampf, nicht mehr im Speerkampf. Im Unterschied zu dem altgermanischen Sahs hatte das Schwert bereits eine entwickelte Parierstange und lief zweischneidig spitz oder stumpf zu.

Als Schutzwaffe diente der Schild, den kein Krieger entbehrte, und zwar ein langer, oft rot bemalter Schild. Die Reiter begnügten sich mehr und mehr mit einem kleinen Schilde; dafür schützten sie sich durch Panzerhemde. Die Brünne verbreitete sich um so mehr, je mehr an Stelle des alten Speerkampfes der Nahkampf mit dem Schwerte trat. Das Panzerhemd war ein Leinwand- oder Lederkoller, auf dem Metallschuppen dachziegelartig übereinanderfielen oder Lederstreifen sich gitterartig kreuzten und Rauten bildeten, in deren Mitte ein vernieteter Metallknopf saß. Der Ring- oder Kettenpanzer sowie das Maschengewebe kamen erst im elften Jahrhundert auf. Der Panzer ließ den Hals frei; erst später trat der Halsberg hinzu. Den Kopf schützten die Reichen mit einem Helm, und ein König bedeckte auch Arme, Hüfte und Beine. So erscheint in der Erzählung des St. Gallener Mönches Karl der Große stark gepanzert, so daß er den Langobarden Schrecken einflößte. Schon einen bloßen Schild und Helm fürchtete ein Bauernvolk wie die Friesen; denn einer ihrer Rechtsätze lautete: Wer bei den Franken den hohen Helm und roten Schild gewinnt und den gerüsteten Ritter mitbringt, den werfe man ins Nordmeer und zahle dafür keine Buße. Wegen der Seltenheit des Erzes und der kunstvollen Arbeit hatte eine Brünne einen hohen Wert. Die Könige erließen wiederholt Ausfuhrverbote. Die volle Reiterrüstung kam etwa dem Wert von 45 Kühen gleich. So viel konnten nur reiche Besitzer aufbringen. Wenn selbst Vasallen nur bei einem Besitz von 12 Hufen zur vollen Rüstung angehalten wurden,[1] wieviel weniger war von Freien zu erwarten? Von kleineren Besitzern wurde nur Schild, Lanze, Schwert oder Bogen verlangt.[2] Daher unterschieden sich scharf die loricati, die besseren Krieger, und die scutarii, clipeati, die gemeinen Krieger.

Wer den ordentlichen Kriegsdienst leisten wollte, mußte 4, wenigstens aber 3 Hufen oder 600 Solidi beweglichen Vermögens besitzen, die etwa drei Hufen entsprachen. Ähnlich begegnet uns bei den Angelsachsen die Bestimmung, daß von 5 Hiden ein Krieger ausziehen soll, und daher schwor ein Keorl, ein Gemeinfreier, für 5 Hiden.[3] Die Besitzer kleinerer Hufen, bestimmte Karl, sollten zusammenstehen, so daß 3 + 1 oder 2 + 2 oder 1 + 1 + 1 + 1

[1] Cap. missor. gen. cap. 1, 123.
[2] Cap. Aquisgr. c. 9. l. c. 1, 171.
[3] Si rex mittebat alicubi exercitum, de quinque hidis tantum unus miles ibat; Domesdaybook 1, 566.

Hufen je einen Mann stellen und ausrüsten.[1] Hier liegen also vier Hufen zugrunde, ein andermal waren es gar nur drei Mansen. Halbhufner, die nur 100 Schillinge besaßen, sollten zu sechs zusammenstehen und fünf den sechsten ausrüsten und ihm eine Beisteuer von 5 Solidi mitgeben. Wenn auf einem Hofe Vater und Sohn zusammenhausten, so durfte der eine oder andere zur Verwaltung des Hofes zurückbleiben. In der schwedischen Indelta hat sich diese Ordnung bis in die Neuzeit erhalten, denn sie wurzelt tief in der germanischen Anschauung von der Stellvertretung.

Frei waren Geistliche, nicht aber Bischöfe und Äbte, die eine ihrem Besitz entsprechende Zahl von Kriegern ins Feld stellen mußten und zwar in eigener Person oder unter der Leitung eines Vogtes. Zur Ausrüstung ihrer Kontingente, zur Bewachung zogen sie die übrigen Kolonen auf Grund der Gesetze heran, die wir eben kennen gelernt haben. Wenn die hohen Geistlichen nicht selbst auszogen, mußten sie ihre Leute den Vögten übergeben, die die Kirchenfahne führten und eine genügende Ausrüstung, ein Saumpferd, eine Mark Silbers, eine Ration Lebensmittel erhielten.[2]

7. Vasallen und Lehen.

Trotz aller Einschränkungen und Erleichterungen verpflichtete das Gesetz so viele Männer zum Kriegsdienst, daß übergroße Heere entstanden wären, wenn die Könige alle Männer aufgeboten hätten. In Wirklichkeit fielen aber auf eine Gemeinde von 500 Seelen keine zwei Mann und rückten kaum 10 Prozent der Freien aus.[3] Die Minderbemittelten waren ausdrücklich befreit.[4] Meist beschränkten sich die Könige auf die Freien eines bestimmten Landes, das dem Feinde am nächsten lag; denn ein Heer betrug höchstens 6 bis 10 000 Mann. Große Heere hätten sich kaum fortbringen können. So verwendeten sie z. B. die Langobarden nur jenseits der Alpen, verlangten von den Sachsen, daß sie den sechsten Mann stellten für Kriege in Spanien und Avarien, den dritten bei Kriegen in Böhmen, alle aber gegen die benachbarten Sorben ausrückten.[5]

---

[1] Cap. 1, 134, 136. Ein solches Zusammenstehen kennt auch das byzantinische Recht, aber nur bei den Soldgütern, den Soldatenlehen, wenn mehrere Erben da waren; Zachariä S. 273.

[2] Über die Bannerträger, gundfanonarii (gundo Krieg) s. Cap. 2, 331; Ducange gloss. s. v. advocatus.

[3] Qui melius ex ipsis potuerit; Cap. 801 (1, 134). Auf einen Gau kamen höchstens 20—30, vielleicht sogar nur 5—10 Freie (D. Geschichtsbl. V, 199).

[4] Qui pro nimia paupertate neque ipsi ire valent neque adiutorium prestare . . . Mediocres liberi, qui non possunt per se hostem (ost) facere; Cap. 1, 325, 329. Ein Mann will befreit sein, weil der Graf sein Feind sei und andere Feinde im Heere seien, Einh. ep. 42.

[5] Nach einem Gesetz von 865 sollte, wenn das Aufgebot aus einem missaticum nicht genügte, das benachbarte missaticum herbeigerufen werden.

Mehr und mehr konnten die Könige nur noch auf jene Freie rechnen, die sich durch einen besonderen Eid verpflichtet hatten, d. h. auf die Vasallen, die Senioren. Ein König ohne Vasallen heißt im Nibelungenlied ein trostloser Mann.[1] Daher suchten die Herrscher den Kreis ihrer Mannen zu erweitern, verpflichteten sich Grafen, Herzoge, Präfekten, Bischöfe und Äbte, Vögte, Centenare, Hunnen, angesehene Freie, Senioren durch einen Eid.

Dazu kam eine große Schar von niederen Dienstmannen, Rittern, vielen ehemals Unfreien, die wehrhaft gemacht, mit dem Heergewät ausgestattet, mit dem Ritterrang bekleidet und zum Lohne mit Haus und Gut belohnt wurden (milites casati)[2]. Alfred der Große bestimmte ein Sechstel seines Einkommens für Dienstleute, die dafür wenigstens drei Monate am Hofe zubringen mußten. Die Dienstleute, das Gesinde (Gesith) überflügelte die Freien, die Keorls, zumal wenn sie ein entsprechendes Lehen erhielten. Junge Krieger mußten warten, bis eine Hufe frei wurde, sie dienten lange ehelos als Hagustalden (Hagestolze), wenn sich nicht sonst eine Gelegenheit ergab. So bestimmte Karl der Kahle 868, daß von jeder Centene ein Haistalde nach Pistä komme, um aus Reichsbesitz Land zu erhalten.[3] Nun erwarteten auch die reicheren Vasallen, die Senioren, die den Ehrentitel Milites erhielten, eine Belohnung und von diesen wieder ihre Dienstleute, die Milites der Milites.

Die Könige gerieten oft in Not und Verlegenheit, wenn sie ihre Getreuen entlohnen sollten, so König Ludwig der Sage nach, als Wilhelm von Aquitanien sein Recht begehrte. Er spielte eine traurige Rolle, konnte nichts geben und bot ihm, um seinen Zorn zu besänftigen, die Hälfte seines Königreiches an. Verächtlich wandte sich Wilhelm ab und erkämpfte sich auf eigene Faust ein Land. Im Lothringerlied verspricht der König seinem treuen Vasallen Fromont ein großes Lehen, das Reich Moranien, das dessen Inhaber samt seiner Erbtochter einem anderen, dem Garin, zugedacht hatte, und es entsteht ein großer Streit, den ein Bischof dadurch zur Lösung zu bringen empfiehlt, daß er dem König rät, er solle selbst die Erbtochter Blanchefleur heiraten. Denn Garin sei mit Blanchefleur verwandt und könne sie gar nicht ehelichen. In der Tat ergibt sich Blanchefleur in ihr Schicksal, aber die Folge der Ehe ist ein langwieriger Krieg, worin Garin siegt und ein Reich erringt.

---

[1] V. 1466 (1526), 2266 (2329), ein Mann ohne trustis.

[2] Entsprechend den servi casati. Servi qui honorati beneficia et ministeria tenent et caballos, arma et scutum et lanceam, spatam et semispatam habere possunt; Capit. Pipp. 792; M. G. Cap. 1, 67. König Otto III. verschenkte einmal 300 Gepanzerte, Thietm. 4, 28.

[3] M. G. ss. 1, 480, 481 de centum mansis unus — castellum cum peditura. Im späteren Mittelalter hießen die nachgeborenen Söhne der Hörigen haistaldi und praebendarii, weil sie so lange um Tagelohn arbeiteten, bis sie ein Gut (mansus absus) erhielten; daher hießen sie auch geradezu absi.

8. Immunität.

Die Beleihung mit Königsgut verschaffte dem Glücklichen viele Vorteile. Denn Königsgut war immun,[1] der Ortsgewalt entzogen, allerdings nicht der Staatsgewalt; der damit Beliehene war vielmehr erst recht zu Diensten verbunden. Nun beanspruchte die Kirche eine noch größere Freiheit, konnte aber diese Freiheit nicht dem Könige, wohl aber andern staatlichen Beamten, den Herzogen und Grafen gegenüber behaupten und erhielt selbst die Gerichts-, die Banngewalt über ihre Hintersassen. Schon nach altem Rechte haftete der Herr für seine Unfreien und vertrat sie dem Staate gegenüber (Mithio).[2] Dieses Recht dehnte die Immunität weiter aus, besonders zur Zeit der Ottonen; nur daß eigene Beamte, die Vögte (advocati) die Vertretung gegenüber dem Staate übernahmen. Die weltlichen Großen entzogen ohnehin sich und ihre Leute womöglich dem Grafenbanne.[3]

Weltliche und geistliche Große benahmen sich wie kleine Könige und schufen ihre Höfe zu Abbildern der Palatien, Pfalzen um.[4] So hatten die königlichen Beamten nicht selten Gelegenheit, die Pracht von Bischofshöfen anzustaunen. Der Bischof selbst, berichtet der Mönch von St. Gallen, thronte wohl inmitten einer großen Schar von Kriegern, Vasallen an der Tafel, und die Gesandten kamen sich dagegen recht ärmlich vor.[5] Dazu stimmt treffend die Bitte eines Bischofs, die er an Karls Gemahlin richtete, sie möchte ihm ein goldenes Zepter reichen, um daraus einen Krummstab zu bilden.[6] Karl bemerkte, die hohe Geistlichkeit sollte mehr nach dem Reiche Gottes trachten, als ihre Macht auszu-

---

[1] Im regnum im engeren Sinne darf nicht fouragiert werden (Interpolation bei Benedikt Levita zu Dagoberts Kapitulare). In diesem Sinne immun war in England das ancient demesne. Der immune Freihof hieß **soca** (franca villa). Eine andere Form ist die francalmoigne (franca eleemosina) und die immune aprisio (Beunde).

[2] S. I. Band 163.

[3] M. G. c. 1, 165.

[4] Wie eine Pfalz eingerichtet war, veranschaulicht die Tierfabel: Dem Wolf dient der Igel zugleich als Kaplan, Kämmerer, Küchenmeister und die Otter als Schenk und Truchseß. In einer anderen Fabel ist der Fuchs Reisemarschall, der Esel Lastträger und Türhüter, die Gemse Wächter und der Hahn Stundensager. Oder der Fuchs waltet als Pfalzgraf über die Hofordnung. Die Bären müssen das Holz herbeischleppen, die Ottern und Biber das Wasser. Der Tiger hat die Bäckerei zu besorgen, der Elefant die Küche. Der Hirsch wird zum Mundschenk ernannt, der Leopard zum Truchseß, der Eber zum Türhüter. Luchse und Gemsen sollen die Leibwache bilden, die Meerkatzen das Bett bereiten, die Affen für das Licht sorgen. Dem Igel wird aufgetragen, Äpfel und Mandeln zu bringen; da er aber aus Adelsstolz sich dessen weigert, wird er in die Küche verwiesen, wo er den Bratspieß zu drehen hat und das Spülwasser zu trinken bekommt.

[5] Mon. Sang. 1, 18. Auch italienische Bischöfe hielten Truppen V. Joh. Gualb. 60 (51); v. Romu. 40 (cunei). Alc. ep. 233.

[6] Mon. Sang. 1, 17.

dehnen. „Die armen Leute", sagte Karl der Große, „klagen über Beraubung ihres Eigens, und zwar sowohl von seiten der Bischöfe und der Äbte, als von seiten der Grafen und ihrer Centenare. Wer nämlich sein Eigen einem Bischof, einem Abte oder einem Grafen nicht freiwillig geben will, über den suchen sie alle Anlässe, mit denen sie ihn zugrunde richten können; ihn bieten sie immer zum Heerzuge auf, bis er verarmt, sein Eigen freiwillig oder unfreiwillig ihnen übergibt; ist das geschehen, so lassen sie ihn ruhig zu Hause bleiben, ohne ihn weiter mit dem Heerbanne zu beunruhigen."[1]

Auf der anderen Seite aber klagten die Herren, Grafen, Äbte und Bischöfe, daß ihre Hörigen während ihrer Abwesenheit auf Kriegszügen sich nicht mehr um sie bekümmerten, keine Fronen und Zinse leisteten und die Güter veruntreuten. Daher fordert ein Kapitulare die Grafen, Äbte und Bischöfe auf, zwei Vertraute zu Hause zu lassen, damit sie sich um die Verwaltung annähmen.[2] Da die Könige den Gang der Dinge nicht aufhalten konnten, so sahen sie darauf, nur ergebene Diener zu Bischöfen, Äbten und Vögten zu erheben, und setzten auch Laien in Abteien ein (Ludwig der Fromme nur noch in Chorherrenstifte). Karl hatte einmal einen noch rüstigen Mann zum Bischof ernannt. Als nun ein Diener dem neuen Bischof sein Pferd zu einer Staffel führte, damit er leichter aufsitzen könnte, schwang er sich unwillig von der ebenen Erde so kräftig aufs Pferd, daß er auf der anderen Seite fast wieder herabfiel. Karl, der das sah, rief ihn zurück und bemerkte, einen so rüstigen Mann könne er in seiner Umgebung nicht entbehren.[3] Zum mindesten sah Karl darauf, daß die Vögte den Treueid leisteten. So gelang es den Königen, wenigstens die Immunitätsbezirke sich unterzuordnen.

9. Befestigungen.

Zugleich mit der Immunität verliehen die Könige den begünstigten Grundherren das Recht, ihr Gebiet zu befestigen, Landhagen, Türme, Schlösser zu errichten; denn auf einer guten Festung beruhte ihre Überlegenheit. Ein festes Haus und ein guter Hof entschied geradezu über die Stellung eines Mannes, wie der letzte Karlinger erklärte, nachdem er seine letzte Zuflucht aufgegeben hatte: „Es war die letzte Festung, wo ich Sicherheit fand, aber was konnte ich tun? Ich zog mein Leben meiner Burg vor und bezahlte mit Laon meine Freiheit."[4] Als der fränkische Abt Abbo in ein bas-

[1] Cap. 1, 165.

[2] Ad ministeria ut quanta ministeria habuerit, toties duos dimittat. Außerdem duos cum uxore comitis (1, 137).

[3] M. Sang. 1, 6.

[4] Richer. 2, 73.

kisches hochgelegenes Kloster einzog und den mächtigen Turm auf der einzigen zugänglichen Seite sah, rief er freudig aus: „Nun bin ich mächtiger als der Frankenkönig, der hier, wo ihn niemand fürchtet, keine solche Stätte besitzt.“ Auf ihre Festungen gestützt, konnten die Großen, Herzoge und Grafen den Königen trotzen, ein Adalbert zu Bamberg, Berchtold auf Hohentwiel. Von diesen Kastellen, Schlössern, Hagen klagte schon Karl der Kahle 864, gingen viele Bedrückungen und Beraubungen aus.[1] Daher haben die Könige viele Burgen zerstört und forderten die Grafen zum Niederreißen auf.



Angelsächsische Krieger erstürmen eine runde Befestigung; sie kämpfen mit Pfeilen und Schwertern und schützen sich mit starken Helmen und Panzern, aber kleinen Schilden. Franks Kästchen; achtes Jahrhundert.

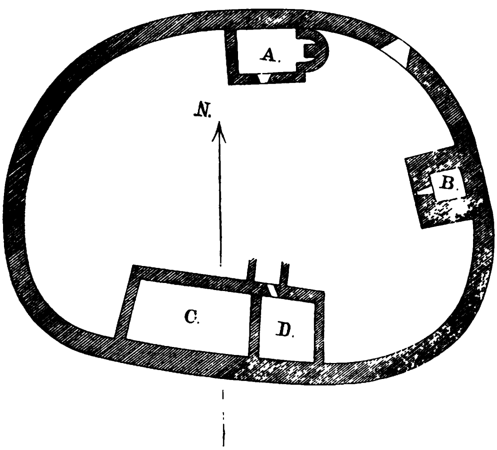
Dieses Vorgehen hatte freilich auch seine Kehrseite und führte zu einer Vernachlässigung des Befestigungswesens. Die Germanen hatten ohnehin die römischen Anlagen zerfallen lassen. Ludwig der Fromme ließ sogar zu Regensburg und Frankfurt die alten Mauern als Steinbrüche zu Kirchenbauten benützen. Am ehesten erhielten sich durch den Wandel der Zeiten noch die alten Völkerburgen, an die sich dann Fronhöfe in näherer oder größerer Entfernung anlehnten; höchstens, daß die Fronhofverwalter die Erdschanzen mit Pfählen verstärkten oder sonst erweiterten. So lassen sich in der Nähe der am Neckartal aufeinanderfolgenden Königshöfe zu Rottweil, Rottenburg, Tübingen, Nürtingen, Lauffen, Heilbronn uralte Fliehburgen nachweisen. So lag gegenüber dem königlichen Schäftlarn (bei den Schäfte- d. h. Speermachern) die „Birg“, bei Nördlingen die Altebürg.[2]

Die alten Volksburgen unterscheiden sich von den römischen Kastellen durch ihre Unregelmäßigkeit, durch die Verwendung eines

[1] M. G. cap. 2, 328.

[2] Ähnlich bei Kößlarn, Schiltarn. Der Sachse Roibartus wurde in ein Castrum eingeschlossen, aber wegen Erkrankung von einer Frau hinausgetragen. Nachdem er sich hatte taufen lassen, erhielt er Castrum und mehrere Curtes zurück; M. G. ss. 2, 377.

steilen Abhanges zu einem Kantenwall und durch starke Naturwälle, die durch Steine befestigt und mit Holzstämmen besteckt waren, gepfählte Wälle. In der Errichtung solcher Ringe besaßen die Naturvölker eine gewisse Fertigkeit. So hören wir von den Avaren, daß sie an den Grenzen ihres Landes einen 20 Fuß breiten und hohen Wall aufhäuften, den mächtige Holzstämme zwischen Lehm und Steinen stützten.[1] Die Germanen legten ein künstliches Gebück, einen Hag, aber auch Wälle an, ähnlich wie auf ihren Fliehburgen, und oft liegt zwischen Wall und Graben eine breite Berme. Manches entlehnten sie von den Römern, namentlich den Bau von Kastellen, festen Türmen und Mauern, die den überlieferten Belagerungsgeschützen standhielten, ferner die Ausscheidung, Hervorhebung eines festen Prätoriums, Palatiums (Pfalz) innerhalb einer weiteren, breiten, umfassenden Anlage, sei es einer volksburgartigen Wehr oder einer Curtis, eines Pomeriums. So waren oft auch die Fronhöfe befestigt, und dann fällt das zusammen,



Hünen- oder Frankenburg an der langen Wand bei Rinteln. Der rechts oben Eintretende erblickt zu seiner Linken den Turm B, vor sich steht er Palas C, daneben einen Keller D, zu dem ein Kellerhals hinabführt. Der Palas liegt oberhalb eines steilen Südabhanges. Rückwärts liegt die Kapelle A, deren Außenmauer opus spicatum zeigt. Zeitschr. f. Ethnologie 1897, S. 369.

was, wie wir oben hörten, sonst räumlich geschieden war, Fronhof und Volksburg. In den Vorräumen, in den Pomerien konnten Truppen ihre Baracken, mansiones aufschlagen, und daher erhielten diese und andere Lagerorte den Namen Herberge, Heerstall. Die Einteilung der Höfe in ein Prätorium und ein weites, wohl 7 bis 8 Hektar großes Pomerium gleicht ganz der byzantinischen Lagerteilung, und aus dieser Zweiteilung erklärt sich der Umstand, daß manchmal Feinde, die schon in das Pomerium eingedrungen waren, an dem festen Prätorium scheiterten.[2] Wenn schon die Römer runde Kastelle kannten, so verbreiteten diese sich noch mehr bei den Franken, die wie alle Germanen runde Wälle den eckigen

[1] Ex terra et ligno; M. G. ss 1, 481; 2, 760; Richer. 2, 10; 3, 106.
[2] So bei der Eroberung der Babilonie bei Sübbeke 775.

vorzogen. Den Mittelpunkt bildete ein fester Turm, ein Wart- und Wachtturm, auf den der Name Bergfried überging. Dieser Übergang verrät die Entwicklung: ursprünglich bedeutet das Wort einen eingefriedeten Platz auf einem Berge, den Ringwall einer Volksburg, dann das Prätorium, aber später bezeichnet es nur noch den in der Mitte der Umwallung gelegenen Turm, und eben in dieser Bedeutung ging es in die französische und italienische Sprache über.[1]

Nicht weniger als 30 Türme liefen um die starke Mauer, die Bischof Nicetius von Trier im sechsten Jahrhundert in seiner Pfalz errichtete. Vom Scheitel des Hügels, schreibt der Dichter, erstreckten sich die Mauerarme abwärts bis dahin, wo die Mosel eine natürliche Grenze bildet. Der die Pfalz schützende Wehrturm war unten zu einer Kapelle, in einem höheren Geschosse zu einem Arsenal eingerichtet, und auf der Plattform lag eine Doppelballiste, die Tod verbreitete und abgeschossen wieder zurückschnellte.[2]

XXXII. Wirtschaftsleben.

1. Grundherrschaft und Markgenossenschaft.

Die Rechts- und Staatsordnung ruhte, wie wir sehen, nicht auf den Massen, sondern auf hervorragenden Männern, auf Grundbesitzern, Grundherren, geistlichen und weltlichen. Im öffentlichen Leben spielten diese die Hauptrollen, und wir würden über den Grundherren die Gemeinden, Markgenossenschaften ganz vergessen, wenn nicht hie und da von verbotenen Einungen die Rede wäre und spätere Quellen, Weistümer, Rechtsbestimmungen auf ihr kräftiges Dasein hinweisen würden. Die Grundherrschaft besaß eine entschiedene Überlegenheit; sie war eine Schule der Arbeit und bot viele Vorteile; sie sicherte gegen Not und Elend, hatte die Verpflichtung, kranke und arme Hörige zu verpflegen. Daher hören wir gerade aus den Zeiten der Hungersnot, daß sich Leute in die Hörigkeit der Klöster begaben.[3] Die Grundherrschaft ersetzte eine Versicherungsgesellschaft und den Staat. Sie übernahm die Rechtspflege, die Verwaltung, die Armenpflege, den Straßenbau. Die Gewerbe des Fronhofes befriedigten viele Bedürfnisse und ersetzten die städtischen Märkte. Von der Grundherrschaft gingen die Antriebe zum wirtschaftlichen Fortschritt aus, sie gewährte gutes Saatkorn, stellte Vieh, veranlaßte Rodungen und intensivere Bodennutzungen und ermöglichte ein gewisses Wachstum der Bevölkerung.

[1] Beffroi. Im Schwedischen bedeutet barfred ein vorspringendes Dach.
[2] M. G. aa. 4, 64. [3] M. G. ss. 20, 673; 24, 724.

Allerdings blieb die Bevölkerung weit zurück hinter der späteren Fülle; sie stellte am Rhein etwa ein Zehntel des Bestandes dar, der seit dem Schluß des Mittelalters bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fast gleichmäßig dauerte, etwa ein Zwanzigstel von der heutigen Bevölkerung.[1] Ein Quadratkilometer, der heute 75 Menschen trägt, ernährte nicht mehr als 2—8 Menschen, und eine Markgenossenschaft zählte 500 bis 800 Menschen auf meist mehr als 100 Quadratkilometern. Besser besiedelt scheint Frankreich gewesen zu sein, wo die Bevölkerung seitdem auf das Vierfache, höchstens Siebenfache stieg. Sie betrug etwa 8 Millionen, etwas mehr als zur Zeit Cäsars, bedeutend mehr aber als am Schluß der römischen Kaiserzeit.[2] Auf eine Manse in der Nähe von Paris kam etwa eine Familie von sechs Personen im Durchschnitt, darunter drei Kinder und ein Sklave.[3] Damit stimmen auch Angaben deutscher Urkunden aus Weißenburg, Fulda, Freising, Regensburg überein: die Zahl der Kinder überstieg nur um ein weniges die der Erwachsenen, zumal wegen der häufigen unehelichen Verhältnisse, die immer ungünstig wirken.[4] Trotzdem vermehrte sich die Bevölkerung verhältnismäßig rasch und entstanden neue Siedlungen.

Neu entstandene Orte lassen sich erkennen an der Kleinheit und Unregelmäßigkeit ihrer Markwälder und an den Ortsnamen, die auf Wälder und Sümpfe und auf die Rodung hinweisen.[5] Vielleicht gehören hierher Orte auf hausen, hofen, zimmern, burg und einzelne Waldkolonien mit Haghufen. Derartige Niederlassungen dehnen sich über Jahrhunderte aus, weshalb wir später darauf zurückkommen. Besonders große Hufen erhielten die vielen neugegründeten Klöster von den Fürsten und Königen zugewiesen, die über die Marken verfügten. Altaich z. B. bekam 40 Mansen, Hersfeld 2 Meilen, andere Klöster 4, ja 6 Meilen im Umkreis zu rodendes Land.[6] Bei allen Rodungen, von denen wir schriftliche Kunde erhalten, mischten sich Könige, Landes- und Grundherren ein, während wir über die Tätigkeit von Markgenossen unmittelbar nichts erfahren. Jene handelten nach dem Grundsatze, den später Thomas von Aquino ausführt, es sei Recht und Pflicht der Herrscher, ihren Untertanen Sitze anzuweisen in einer fruchtbaren,

---

[1] Lamprecht, D. W. I, 163.

[2] Levasseur, La population franc. I, 159. S. 136 nimmt er nach Guérard nur 5 Mill. an, vgl. V. Band 80.

[3] Guérard, Polyptique I, 360, 898.

[4] Inama, Wirtschaftsgesch. I[2], 704.

[5] Orte mit mar, horb, lohe, hart. Auch Hochäcker dürften um diese Zeit entstanden sein. Am Rheine treten weitläufige Stammesbildungen auf, z. B. Alagastisheim, Dagastisheim für Orte, die früher wohl Alaheim und Dagaheim genannt worden waren.

[6] Über Fulda, St. Gallen, Emmeram, Ansbach s. Inama a. a. O. 284.

wohlgeschützten Gegend.[1] Doch waren die Leute schon froh, wenn sie Land überhaupt bekamen, ob auch in öden, wüstliegenden Gegenden, wenn sie nur einen festen Wohnsitz in Aussicht hatten. So sagt Alfred der Große: Wir wundern uns nicht, daß Leute sich bemühen, Bäume u schlagen und zu schleppen und eine Wohnung zu erbauen. Denn der Mann hofft, daß, wenn er, mit des Gutsherrn Genehmigung, sich eine Hütte auf dem Lehenlande erbaut habe, es ihm gestattet sein werde, dort eine Weile zu verbleiben, zu jagen, zu fischen und Vögel zu fangen und das Lehen nach Belieben zu Land und zu Wasser zu benutzen, bis er eines Tages durch die Gnade des Gutsherrn vielleicht Buchland und erblichen Besitz empfange.[2]

In kultivierten Gegenden mußten die Hörigen für die Waldnutzung bereits Abgaben zahlen. Eine solche Abgabe, z. B. das **lignaritium**, betrug 4 bis 6 Denare für die Manse, das **pascuarium**, dema 4 Denare oder zwei bis drei Faß Wein, das **herbaticum** bestand in einer Ziege oder einem Schafe.

Infolge der zunehmenden Bodenkultur erhielt der Grundbesitz eine größere Beweglichkeit, obwohl die strengen Formen der Gutsübertragung, die Investion und Auflassung, noch fortdauerten,[3] aber die Kirche erleichterte die Vergabungsfreiheit nach Möglichkeit in ihrem eigenen Interesse. Grundstücke wurden nun an Zahlungs Statt gegeben, zur Aussteuer von Töchtern verwendet, die verarmten Bauern verkauften ihre Güter, ja auch Getreide und andere Früchte unmittelbar nach der Ernte, sogar schon vorher um Spottpreise. Mit einer gewissen Entrüstung wenden sich königliche Gesetze gegen diesen Preiswucher, verbieten Vorkäufe und verlangen für den Grundstückhandel die Öffentlichkeit. Die größere Beweglichkeit hatte die Teilbarkeit zur Voraussetzung und zur Folge, und dadurch wurden die Hufen immer ungleicher, kleiner und größer, je nachdem. Viele mußten sich mit Halbhufen, Viertelhufen begnügen, und andere besaßen zwei, drei, vier Hufen. Nur wer eine Vollhufe, eine Hide, vier Mansen besaß, durfte und mußte als freier Mann in den Kampf ziehen. Immerhin hatte die Gleichheit noch einen starken Halt in der gemeinen Mark, in offenen Weiden und Wäldern, die noch in weiten Gebieten namentlich Deutschlands überwogen. Ein alter deutscher Grundsatz heißt: „Auf Allmende zu weiden, ist niemand verboten.“ „Jeder darf sein Vieh zur Weide treiben und fischen, soweit die Stimme klingt.“ Indessen fügte jedes Jahrhundert eine Schranke mehr hinzu.

---

[1] De reg. 1, 17.

[2] Solil. Aug. Kemble I, 312.

[3] Das westgotische und das verwandte bayrische und alamannische Recht haben formlose Übertragungen zugelassen. Die Auflassung vollzog sich in der Form eines Gerichtsurteiles; der Veräußernde wurde als Angeklagter behandelt; Zeitschr. f. Rechtsgesch. 1880 S. 30 ff.

2. Die Fronhöfe.

Neben der Markgenossenschaft bildete die wichtigste Wirtschaftsform der Fron- oder Herrenhof, er ersetzte in gewissem Sinne die Stadt. Der Fronhofbetrieb bewegte sich freilich in naturalwirtschaftlichen Bahnen ohne kapitalistischen Anflug. Wohl knüpft die karlingische Fronhofordnung an die spätrömische Villeneinrichtung an und hat wahrscheinlich die Verfassung der Massa Gregors des Großen mit ihren Konduktoren zum Vorbild. Ackerbau und Gewerbe griff inniger ineinander als in der späteren Dorf- und Stadtwirtschaft. Aber es fehlte doch jeder kapitalistische Geist, die Erwerbgier, die eingehende Arbeitsteilung, der große Um- und Absatz.

Das Hauptgebäude des Fronhofes war das Herrenhaus, die Sala, das Palatium, gewöhnlich aus Stein gebaut, während die anderen Bauten aus Holz bestanden. Daran reihten sich eine größere oder kleinere Zahl von Speichern und Scheuern, der Stall, die Küche, die Bäckerei und verschiedene Werkstätten, Frauenhäuser, Keller und eine Kapelle oder der Betsaal, das Oratorium. Außerhalb der eigentlichen Curtis lag ein Pomerium, ein Curticulum, meist befestigt wie die Curtis.[1]

An erster Stelle hatten die Fronhöfe der Herrschaft den nötigen Unterhalt, Fleisch und Getreide zu liefern. Wenn eine Herrschaft mehrere Höfe besaß, mußten diese reihenweise den Tages-, Wochen- oder Monatsdienst in der Küche übernehmen[2] oder dem Hofe und seinen Gesandten selbst zum Quartier dienen. Die Leistungen waren genau bestimmt, und Überschüsse mußten verrechnet werden. Wenn schon die römischen Beamten ihren Gehalt in Naturalien erhielten, umsomehr die karlingischen, soweit sie überhaupt noch vorkommen. Denn die meisten hatten feste Stellungen und Bezüge. Daher beschränkte sich Karl darauf, den Gesandten Anweisungen zu erteilen. Diese durften ein bestimmtes Maß von Wein, Bier, Brot, Fleisch, Speck, Gemüse, Salz, Pfeffer, Öl fordern; ein Königsbote erhielt z. B. täglich 40 Brote, 3 Fässer Getränk, 3 Frischlinge (Ferkel oder Lämmer), 1 Schwein, 3 Hühner, 15 Eier und 4 Scheffel Getreide und eine Fuhre Heu für die Pferde.[3] Ohne Anweisung des Königs, befahl Karl, sollten keine Gesandte aufgenommen werden. Solche Anweisungen erhielten auch Klöster und Vasallen.[4] Kriegsgefangene und Geiseln wurden auf die Höfe verteilt. Besonders starke und andauernde Quartierlasten trugen die Pfalzen, Markburgen und Grenzkastelle, die in erster Linie militärischen Zwecken dienten.

---

[1] Vgl. Brevium exempla; M. G. I, 254. Campus ubi dicitur Baumgarten; Wartmann I, 63.

[2] Officium diurnum, quotidianum, septimanum, menstruale (mensata).

[3] Cap. missor. 819 c. 29 (26). Schon die Merowinger hatten genau bestimmt, auf welche Fuhren und Lebensmittel die Gesandten Anspruch hatten; M. G. Cap. 1, 220, 291; Form. 1, 292.

[4] M. G. Cap. 1, 144, 219, 262, 306, 308.

Nicht nur an den Grenzen, sondern noch mehr im Innern der Reiche mußten die Fronhöfe der Könige und Fürsten befestigt werden und ging die Bedeutung von Castrum und Curtis ineinander über. Auf jedem größeren Fronhofe stand ein Zeughaus mit eisernen Waffen, eine Anzahl Wagen und die dazu gehörigen Waffen, Kisten, Fässer. Auf den abhängigen Hufen lastete der Kriegs-, Wach- und Botendienst, der Fuhrdienst, die Schar und auf anderen die Lieferung von Kriegsmaterialien. In großen Magazinen, Grangien, lag Vorrat aller Art aufgespeichert, namentlich Getreide, aber auch Rauch- und Pökelfleisch, Schinken und Speck, wofür Karl Anweisungen erteilte. Die Aufbewahrung von Getreide war um so notwendiger, als die Ernten stark schwankten und regelmäßig auf mehrere gute mehrere schlechte Ernten folgten. Bei den Klöstern und bei unmittelbaren Königshöfen treffen wir eigene Gewebe- und Lebensmittelkammern, die unter Kämmerern, Cellerariern oder Kellerern standen.

Bei der herrschenden Naturalwirtschaft waren die Keller, cellae, camerae zugleich fisci. Fisci hießen geradezu die Höfe selbst, besonders die Haupthöfe, die unter der Verwaltung von officiales, iudices, actores, praepositi, curatores standen. Dazu kamen viele zum Eigenbetrieb gehörende kleinere und Nebenhöfe unter Maiern, Kellerern, Schultheißen, ministri, villici,[1] ferner zum Salland geschlagene, verfronte Hufen, mansi indominicati, von denen es freilich zweifelhaft ist, ob sie alle wirklich im Eigenbetrieb standen,[2] endlich viele mehr oder weniger zerstreute Zins- und Fronhufen, mansi censuales. Viele dieser Höfe und Hufen lagen in Dörfern, Weilern, villae, und erlangten eine um so größere Bedeutung, je mehr der Eigenbetrieb mit der Zeit zurückging.

Der Eigenbetrieb war nicht straff organisiert, zentralisiert, die Unterordung war ungenügend, und der Zusammenhang zeigt viele Lücken. Es gab kein ausgebildetes Villikationssystem mit einer Zentralkasse, wenn auch nicht alle Spuren fehlen. Sonst wäre es nicht erklärlich, daß aus den wenigsten der karlingischen Fronhöfe bedeutende Städte herauswuchsen.[3] Die verschiedenen Hofämter erhielten gesonderte Einnahmen, in den Klöstern verschiedene Mensen, Bursen, so daß selbst an ein und demselben Orte die Betriebseinheit in die Brüche ging.

Infolge des allmählichen Zuwachses durch Schenkung unterschieden sich die geistlichen Güter von vornherein durch stärkere

---

[1] Zur villicatio Arbonensis z. B. gehörte die curia cellerarii Arbonensis, die c. cell. Erchhusen, c. c. Egnach, c. c. Wiedehorn, die dos ecclesiae. Beyerle, Ergeb. einer alamm. Urbarverf. 105.

[2] Über die terra indominicata, aviatica s. Dopsch, Wirtschaftsentw. I, 232.

[3] Zu den oben S. 10 genannten sind noch beizufügen Salz, Lambertheim, Tribur, Bodmann, Forchheim, Hohenaltheim.

Zersplitterung über weite Gebiete, während Königshufen geschlossener waren und Marken von 2, 6 Meilen im Umkreis beanspruchten. Doch fehlte es auch nicht an geistlichen Fronhöfen mit starkem Eigenbetrieb. So besaß das Kloster St. Germain des Prés bei Paris 39 Fronhöfe, die vieler Knechte und Sklaven bedurften. Dem Alkuin, der dort Abt gewesen war, warf einmal ein Gegner vor, er besäße 20 000 Sklaven, also eine sehr ansehnliche Zahl, die sich auf vier Klöster verteilte.[1] Von vierundzwanzig Höfen des Stiftes St. Germain, die wir genauer kennen, wissen wir, daß jeder durchschnittlich 250 Hektar Ackerland nebst wenig Wiesen und Weinbergen und vielen Wäldern besaß. (Die Wälder nahmen vermutlich dreißigmal so viel Raum ein als das Ackerland.)[2] An den Wäldern hatten die abhängigen Hufen nur einen kleinen Anteil. Viel geringer war der Eigenbetrieb deutscher Klöster, sie verwalteten kaum die Hälfte, viele nur ein Fünftel oder Sechstel ihres Besitzes in eigener Regie. Hier besaß ein kleines Stift 2—300, ein mittleres 1000—2000, ein großes 3000—8000 Hufen mit einer entsprechenden Anzahl von Leuten (für jede Hufe mindestens 4 Personen) und noch mehr Vieh.[3]

3. Frondienste.

Die großen Fronhöfe bedurften vieler Arbeiten und Dienstleistungen. In erster Linie hatten die auf dem Hofe selbst angesetzten Sklaven, die Manzipien, die gewöhnlichen Arbeiten, die Kleinarbeiten zu besorgen. Die höhergestellten Sklaven, die Oberknechte, iuniores, domestici, ministri, Ministerialen, führten die Aufsicht über den Betrieb, die Vorräte, den „Keller", die Wälder.[4] Dazu kamen dann Taglöhner, Tagschalken, Mietlinge, denen wir schon auf den römischen Villen und Höfen begegnen. Ihnen sollte, verlangen die Theologen, der Taglohn jeden Abend ausgezahlt werden, wie es die Parabel Christi vom Weinbau voraussetzt.[5]

Die Hauptarbeit, die Saat und Ernte, lastete auf den abhängigen Hufen und hier wieder in erster Linie auf den Knechthufen, in zweiter Linie auf den Liten-, Kolonenhufen, in dritter Linie auf den Zins- oder Freihufen. Grundsätzlich mußten die angesetzten Unfreien die Hälfte ihrer Zeit ihren Herren widmen, also jede Woche drei Tage fronen, und hießen daher triduani servi. Milde Herren verlangten aber nur 2 Tage und noch mildere gingen sogar auf einen herab, nur daß sie für die Saat

---

[1] Ep. ed. Dümml. 122, 140.

[2] Unter 200 000 Hektaren waren 197 000 Wald, 196 Weinberge, 176 Wiesen und nur 6000 Ackerland.

[3] Waitz, Verfassungsgesch. VII, 186; Forsch. z. Bayr. G. XII, 148.

[4] Forestarii. Dem poledrarius unterstanden die Pferde.

[5] Hrab. in Lev. 19, 13.

und Ernte die halbe Zeit beanspruchten. Oft zählten die Grundherren die Tage zusammen, kamen so auf 8 bis 10 Wochen und verteilten sie beliebig. Wenn ein Herr, namentlich ein geistlicher, voranging, mußten die Nachbarn folgen, und so kam es, daß wenigstens am Ende des Mittelalters in Süddeutschland die Fronen sich in sehr mäßigen Grenzen hielten. Einen wichtigen Unterschied machte es auch aus, ob die Pflicht in einem Handdienst, manopera oder in einem drei Arbeitskräfte erfordernden Spanndienst, carropera, curvada bestand. Zu jenem Dienst gehörte Hacken, das auch Frauen besorgten, ferner Dreschen, Zaunmachen, Holzfällen,[1] zu diesem Dung-, Holz- und Weinfahren.[2] Manche Höfe waren zu beiden Arten von Diensten verpflichtet, andere nur zu der einen oder anderen Art, und daher unterschieden sich die mansi manoperarii und mansi carroperarii. Die Fuhrdiensthöfe, ursprünglich nur zu Kriegsfronen und auch jetzt noch teilweise dazu neben anderen Diensten und Zinsen verpflichtet,[3] waren größer als jene, und ihre Besitzer standen freier da. So erklärt es sich, daß viele Freihufner, die Geburen, sich nur auf einige Wochen, oft nur auf eine, zwei einstellen oder 2 Morgen pflügen mußten, und statt der Arbeit genügte eine entsprechende Geldzahlung. Ein Tag kostete mindestens einen halben Denar oder nach heutiger Rechnung 1 Mark 30 Pf. Goldwährung, meist aber das Doppelte. Gerade die Geldzahlung oder die entsprechende Abgabe von Früchten machte diese Höfe wertvoll, weshalb die Grundherren ihre Zinse dem widerwilligen Frondienst vorzogen und den Eigenbetrieb einschränkten.

Die ganze Fronpflicht hatte noch etwas Bewegliches; das meiste hing von den Umständen, vom Viehbestande ab. Ein Bauer dient, wie er bespannt, heißt ein späteres Rechtsprichwort, aber jetzt heißt es auch, der Hörige praestabit manoperas, carroperas, quantum ei iniungitur.[4] Der Viehstand wechselte stark, und die Herren- und Hörigenhöfe ergänzten sich gegenseitig. Jene zogen viel Schlachtvieh, da die Maier viel Fleisch abliefern mußten. Die Hörigen lieferten Hühner und Eier, selten Kleinvieh als Entgelt der Weidenutzung, mußten aber manchmal Herrenvieh mästen.

Mehr in das Gebiet des Handwerks gehören die Gewebe, die aus den Frauenhäusern und den Kolonathufen kamen, Gewebe meist aus Leinwand (camsiles), selten aus Wolle (sarciles). Denn die Leinenweberei bildete von jeher mehr den Gegenstand des Hausfleißes als die Wollweberei. Anderen Hörigen, Sonderhandwerkern und Landwirtschaftlern oblag die Verfertigung von Schindeln und Latten (assiculi), Fackeln, Körben, Bütten (ansariae, osariae),

---

[1] Capulare, chapeler.
[2] Magisca, wicharisca, vinericia.
[3] Trinoda necessitas, Wachdienst (wacta, guet), Weg- und Burgenbau.
[4] Stat. Petri. Corb. 2, 1; D'Achery, Spicil. 1, 589.

Dauben (dovae), Reifen (circuli), Tonnen (tonnae),[1] Fässern und Scheffeln (beide modii genannt).[2] Hacken, Beile, Sensen, Spieße, Kessel, Platten erforderten schon eine besondere Kunst.[3] Schmiede, Müller und Förster gehörten zu den bevorzugten Ministerialen wie Scharleute und Maier und standen in der Mitte zwischen den bevorzugten Hausdienern und den Kolonen mit gemessenen Diensten.[4]

4. Zinse.

Wer viel Fronen leistete, brauchte wenige Naturalien zu liefern und umgekehrt, wer mehr Zinse zahlte, brauchte sich weniger im Herrendienst anzustrengen. So erklärt sich das Verhältnis: 0,4 Fronen und 0,6 Abgaben bei den Zinshufnern des Klosters St. Germain bei Paris, verglichen mit der entsprechenden Zahl für die Knechthufen 0,7 und 0,3. Oft betrug bei den die halbe Woche beschäftigten Frönern der Zins nicht mehr als bei den Schutzhörigen, durchschnittlich im Jahre zwei Schillinge, im heutigen Gelde etwa 60—70 Mark.[5] Die Gesamtleistung betrug das Doppelte und Dreifache namentlich in Frankreich, da wo die römischen Kolonatverhältnisse nachwirkten. Hier ergab eine 22 Morgen große Knechthufe 130 Goldmark, eine Freihufe von 31 Morgen aber 147 Mark.[6] Dem Hufner blieb mindestens der halbe Ertrag.[7] Heute gehört die Halbpacht zu den günstigsten Pachtbedingungen in Italien. Im oströmischen Reiche bestand wohl Halbpacht, wenn die Grundherren Inventar und Kapital lieferten, sonst der Zehnte.

Im Stift Werden leistete eine Latenhufe dem Herrn 24 bis 30 Modii Korn oder 2 bis 2½ Solidi in Geld,[8] also kaum den zehnten Teil, vielleicht sogar nur den zwanzigsten Teil des Gesamtertrages. Ein Zins von 24 Modii hieß schlechtweg Kornschilling. Nun rechnete man auf den Kopf etwa 30 Modii Dinkel, 12 Modii Roggen,[9] so daß sich eine Latenfamilie gut ernähren konnte.

Auffallend wenig Getreide bezog St. Germain bei Paris infolge des starken Eigenbetriebs, und auch sonst mußte nur eine kleine Quote, dafür aber merkwürdigerweise Bier nebst Hühnern, Eiern und Schweinen geliefert werden. Außerdem begegnen uns als Erträgnisse Wein, Öl, Hopfen, Senf, Honig, Wachs, auf ehemals

---

[1] Für eine Tonne rechnete man 22 Dauben; Guérard 732.

[2] Acht modii gingen auf eine Fuhre, carrada, zwölf auf den corbus.

[3] Fossoria, scrofae, falces, coniadae, blasi, caldaria, patellae.

[4] Inama-Sternegg I, 494.

[5] Eine Knechthufe lieferte z. B. 15 Eimer Bier = 15 Denare, 2 Hühner = 1 Denar, 30 Eier = 1 Denar, oder 15 Eimer, 1 Schwein = 4 Denare, 2 Scheffel Brot = 2 Denare, einige Hühner, 20 Eier.

[6] Ein Morgen zu 33 Ar gerechnet; Guérard I, 896, 899.

[7] Synode v. Aachen 809 c. 18.

[8] 40 Modii Hafer = 1 Schilling.

[9] 36 modii speltae (1 modi = 10 panes), Statut. P. Corbei.

römischem Boden auch Geldzinse. Der Gesamtertrag verlor im Verlaufe der Zeit an Wert (besonders die gleichbleibenden Geldzinse, nachdem die Erträge und Güterpreise gestiegen waren.[1]

5. Hörige und Freibauern.

Trotz der verhältnismäßig geringen Zinslast verließen nicht selten Liten, Kolonen ihre Hufen und traten in den persönlichen Dienst eines Großen. Die gewöhnlichen Hörigen, die Kolonen, Liten, hatten viel zu kämpfen mit den Wechselfällen der Wirtschaft und trugen schwer auch an den kleinen Lasten. Daher lagen viele Mansen unbesetzt (absi),[2] und die Grundherren hatten Mühe, die nötigen Leute zu gewinnen. Oft mußten die Liten Teile von unbesetzten Hufen mit übernehmen. Land war im Überfluß vorhanden und hatte wenig Wert. Daher kam es oft vor, daß die Kolonen ihr Gut als Erbe ansahen,[3] ja es ohne Genehmigung der Herren veräußerten, wogegen Karl der Kahle eine Verordnung für das Kirchen- und Königsgut erließ.[4] Nicht minder als die Kolonen-, Litenhufen, mansi lidiles, nahmen die Knechthufen, mansi serviles, ab. Die Sklaven machten nur noch ein Zwölftel der Bevölkerung aus. Dagegen mehrten sich die freien, den Herren selbst einträglicheren Zinshufen auffallend stark. So besaß St. Germain 1430 Freihufen zu je 30 Morgen. Viel geringer an Zahl waren die unfreien Hufen, unter denen 25 von Liten oder Kolonen, 191 von Sklaven, 71 von Gästen bebaut wurden. Der Bischof von Augsburg besaß im neunten Jahrhundert 466 Knechthufen und 1041 Freihufen, während bei dem kleinen Kloster Staffelsee Knecht- und Freihufen sich das Gleichgewicht hielten.[5] Aus den Freihufen und den verwandten Prekarien, Benefizien, Emphyteusen entwickelten sich mit der Zeit Pachtverhältnisse, und in diese Entwickelung wurden namentlich die Maierhöfe hineingezogen.

Die volle Freiheit rettete allerdings nur ein kleiner Teil der Bauern, und die meisten versanken in eine leichtere oder schwerere Hörigkeit; aber was die einen verloren, das gewannen die anderen.[6]

---

[1] Der Zinsgenuß betrug etwa 9,5 %, sank aber immer mehr, bis er im 13. Jahrhundert 2,4 % betrug. Deshalb gab man nicht nur die Regie, sondern auch den Hörigenbetrieb auf und griff zur Pacht, die immer noch 6,2 % gewährte; Lamprecht, D. W. I, 620.

[2] Mansi absi werden daher erklärt als inculti non possessi, als indominicati. Absare bedeutet fronen, zu Herrengut machen, legen.

[3] Daher heißt es wohl hereditas; Cap. Pist. 864 c. 30; 869 c. 12; s. Kap. XXXV. Der Kolone besaß die Gewere nach Hofrecht (wohl zu unterscheiden von der Gewere nach Volksrecht). Von den mansi hereditarii sind zu unterscheiden die mansi mutabiles.

[4] Cap. Pist. 864 c. 30.

[5] Ebenso in dem österreichischen Salapuigin; s. I. Band 165; M. G. cap. I, 252.

[6] Es ist falsch, von einer allgemeinen Verknechtung zu reden, wie es

In manchen Gegenden wie in Sachsen erhielten sich viele Freibauern,[1] aber auch sonst war ihre Zahl größer, als die erhaltenen Urkunden schließen lassen; denn diese behandeln fast ausschließlich Abhängigkeitsverhältnisse, die Selbsthingaben freier und die Leistungen höriger Bauern und lassen die freien Bauern ganz außer Betracht. Die Ergebung in eine Vogtei und die Übernahme einer Prekarie minderte die Freiheit so wenig als heute die schwerste Steuerlast. Sprach man doch auch von einer libera servitus der Barschalken, der freien Knechte. Die Knechtschaft entehrte nicht, seitdem auch die Träger von Hofämtern die Bezeichnung Knechte, Diener, Ministerialen trugen. Zu den Freien sind also zu zählen die Muntmannen, die Aldien, Bargilden, ingenui, tributarii, censuales, censarii, fiscalini, tabularii, chartularii, libellarii. Sie mußten oft nur eine kleine Kopfsteuer, einige Denare zahlen, hießen capitales, capitalitii, oder Wachs, Lichter liefern, hießen daher cerarii, cerocensuales, luminarii. Aber dafür erwartete der König oder der Schutzherr umsomehr freiwillige Gaben, Beden, Quartierdienste und Fronen. Die Frondienste der Vogteihörigen hatten eine ganz andere Bedeutung als die der Unfreien und waren wenigstens ursprünglich Ausflüsse des Gerichtsbannes, hatten öffentlichen Charakter wie Wegebau, Kriegsfuhren, nahmen aber mit der Zeit privaten Charakter an.

Ihr Recht suchten die Zinshörigen in wichtigeren Fällen bei den öffentlichen Gerichten und in kleineren Sachen bei den herrschaftlichen Vogteigerichten, placita legitima, generalia. Doch näherten sich die Verhältnisse der Vogteihörigen später mehr denen der übrigen Hörigen, weil sie auf Grund des Gerichtsbannes Fronen, wenn auch öffentliche, und bald auch Änderungsgebühren leisten mußten, die ursprünglich die Hörigen kennzeichneten. Ohnehin verschmolzen öffentliche und private Rechte und Pflichten. Ohne Rücksicht darauf, ob die Verpflichtung eine nur öffentliche war, zwangen die Beamten, wie aus einer Klage Hinkmars von Reims hervorgeht, wenn die Leistungsfähigkeit der Unfreien erschöpft war, auch freiergestellte Hörige zur Dienstbarkeit und kümmerten sich um keine Grenzen.[2]

Jede Anlehnung an eine Herrschaft, sei es an eine höhere oder niedere, sei es, daß sie dem Schutzbedürfnisse oder dem Landbedürfnisse entsprang, übte im Laufe der Zeit eine die Freiheit mindernde

---

frühere Forscher taten, und eine ursprüngliche Freiheit vorauszusetzen. So Eichhorn, Maurer, Inama, Brunner, Lamprecht. Dagegen erhoben mit Recht Einspruch Hildebrand, Caro, Dopsch (dieser besonders ausführlich in seiner Wirtschaftsentwicklung II, 17 ff.).

[1] Nithard spricht von einer infinita multitudo liberorum, die im Stellingeraufstand zum Vorschein kamen (4, 2).

[2] Iudices vero villarum colonos distringant, ut non ecclesiasticos homines vel francos pauperiores aut alienos servos propter privilegium regium opprimant, aut silvas vel quaecunque aliorum sunt, in sua vicinitate devastent; ep. 1; M. 126, 21.

Wirkung aus. Daher bedeutete Kolone, Villane und Bauer das gleiche. In der Macht, die der Grundherr besaß, namentlich in ihrer Gerichtsbarkeit, lag ein Anreiz zur Ausnützung, zur Unterdrückung. Beweis hierfür ist weniger die Fortdauer der Sklaverei und weniger die Steigerung der Zinse und Fronen, die selten vorkam, als vielmehr die Einziehung der Mark und die Unterdrückung der Markgenossenschaften. Indessen gingen die Grundherren nicht bis an die Grenze ihrer Rechte. Eine allzu große Ausbeutung des gemeinen Mannes wäre zu ihrem Schaden ausgeschlagen und hätte die Leutenot, an der sie litten, noch gesteigert. An sich hatte der Kolone so wenig wie der Sklave und Leibeigene ein Recht, einen festen Vertrag zu verlangen, aber mehr und mehr verbreitete sich die Sitte, daß die Leistungen festgestellt und niedergeschrieben wurden, und zwar auf Grund der eidlichen Aussagen der Untertanen, auf Grund des Herkommens. Sodann wirkte die Kirche und der Staat beschränkend und hemmend ein. Beide überwachten die Grundherrschaften, hinderten eine Überlastung und schritten unter Umständen sehr energisch gegen Grundherren ein.[1] Auf Grund eines Konzilbeschlusses richtete Hinkmar von Reims an den König Ludwig den Deutschen eine eindringliche Vorstellung, um zu verhindern, daß die Fronhofverwalter die Kolonen bedrücken. Wenn sie auch Berge von Schätzen aufhäufen, meinte er, so belasten sie auch ihre Seelen mit Bergen von Sünden.[2] Die königlichen Gerichte nahmen Klagen von Hörigen an und zwar nicht bloß von freien Hintersassen, sondern auch von unfreien. So erfahren wir aus einem Prozesse, den das Kloster St. Germain 828 führte, daß die Kolonen vor dem Königsgericht klagten, sie müßten mehr bezahlen als ihre Vorfahren, aber auf Grund unbezweifelbarer Urkunden ergab sich die Unrichtigkeit dieser Behauptung.[3] Im Jahre 861 klagten Kirchensklaven ihren Maier vor dem Königsgericht in Compiègne an, er behandle sie fälschlich als Sklaven, sie seien Kolonen. Das Gericht gab ihnen aber unrecht.[4] Die Hörigen rotteten sich oft zusammen, was uns gelegentliche Andeutungen verraten. Es bildete sich das Sprichwort: Die Knechte werden übermütig, wenn sie niemand

[1] Synode von Aschaim 763 c. 15; Otloh. Vis. 15; Theg. v. Lud. 13; M. G. Cap. 1, 81, 211, 286; lex Alam. 23, Baiu. 1, 13 (14, 6); Maurer, Fronhöfe I, 507; Beispiele aus dem späteren Mittelalter IV, 413, 417; Wigand, Die Dienste S. 17.

[2] Servos regios iudices non opprimant, nec ultra quod soliti fuerunt, reddere tempore patris vestri ab eis exigant; neque per angarias in tempore incongruo illos affligant; neque per dolos, aut per mala ingenia, sive inconvenientes precationes, colonos condemnent; ep. 1.

[3] Descriptionem obtulit ad relegendum, in quo continebatur quomodo sub tempore Alcuini abbatis ipsi coloni cum iuramento dictaverunt quid per singula mansa desolvere debebant ... Ipsi coloni ipsam descriptionem veram et bonam esse dixerunt vel recognoverunt. Polyptycon Irminonis 344; vgl. Cap. de villis 57.

[4] Dipl. Carol. 861; Bouquet 8, 567.

fürchten: servi si non timent tument.[1] Immer und immer wieder hören wir Klagen über die Verschwörungen, Einungen der Bauern aus dem Munde der Grundherren; nicht selten gelang es ihnen, ein Einschreiten der Landesherren zu erwirken.

6. Viehzucht und Ackerbau.

Obwohl die Marken, Wälder und Weiden in den Bann, unter die Aufsicht, wo nicht Verwaltung der Grundherren gerieten, hatte doch die Gesamtheit, auch die Hörigen, noch starke Rechte, die mit der Zeit eine bedeutende Einschränkung erfuhren. Die vielen Laubwälder, Waldlichtungen, Einöden und Weideplätze, die Anger und Auen am Rande der Wälder und sumpfige Stellen, Brühle,[2] die noch allgemeiner Beweidung offenstanden, gestatteten eine ausgedehnte Viehzucht. Wer mehr Vieh zog, durfte mehr auf die Weide treiben. Oft entschied aber die Größe des Hofes über das Triftrecht.[3]

Die großen Höfe hatten ein entschiedenes Übergewicht, nicht bloß wegen der oft damit verbundenen Bannrechte, sondern weil die Viehzucht sich besser lohnte als der Landbau im Eigenbetrieb. Daher wurde auf den Fronhöfen viel Mastvieh gezogen, zumal Ochsen, in passenden Gegenden auch Pferde. Während uns Königshöfe begegnen, wo nur ein Pferd auf 26 Zugochsen kam, treffen wir zu St. Gallen einen großen Pferdestall. Die Stuterei allein erforderte einen so großen Raum wie Kühe und Kälber zusammen.[4] Alle Voraussetzung aber übertrifft die Zahl des Kleinviehes, der Schafe, Schweine, Ziegen, des Geflügels. Ein kleiner Hof am Bodensee, wo auf 100 Morgen Ackerland und 100 Morgen Weide 150 Morgen Wald kamen, besaß eine Rinderherde von nur 20 Stück mit einem Stier, dagegen eine Pferdeherde von 30 Stück mit einem Beschäler, 120 Schafe, 80 Ziegen, 90 Schweine und eine Unzahl von Geflügel.[5]

---

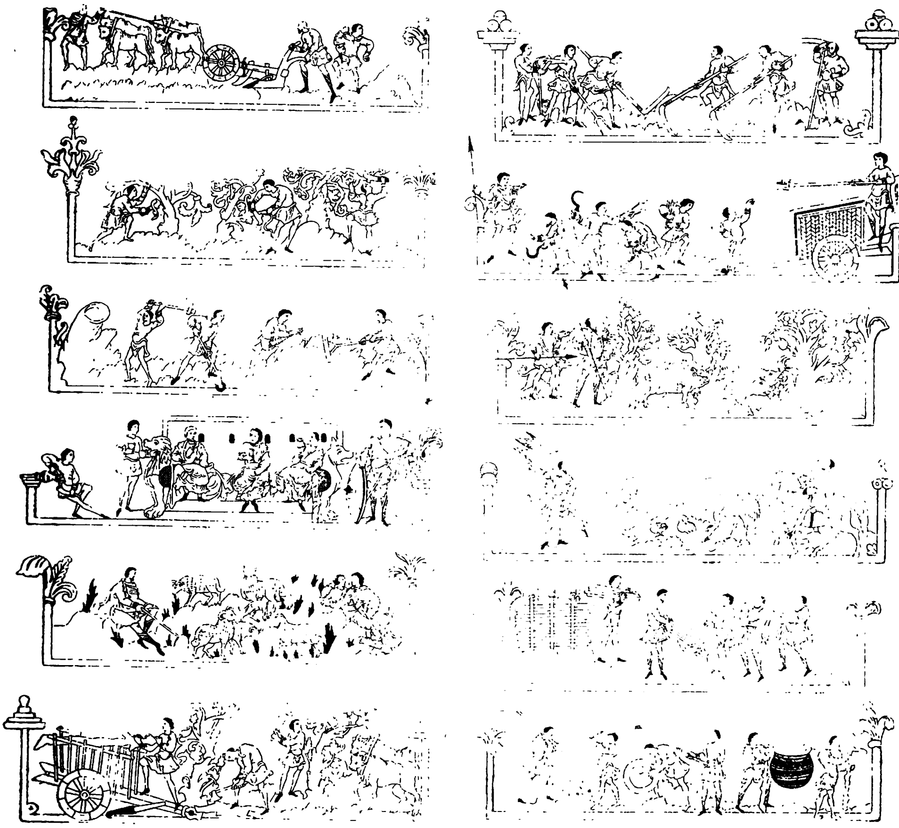
[1] M. G. ss. II, 103; lex Al. Car. 23, 3.

[2] Französisch breuil von brolium, das Niederwald bedeutet. Den Brühlen vergleichbar sind die Marschen.

[3] Auf römischem Boden war es beschränkter. Erteilten doch die Volksrechte nach römischem Muster häufig den Grundeigentümern das Jagdrecht, lex Sal. 3; Rib. 42, 1; lex Baiuv. 22, 11; Greg. Tur. 10, 10.

[4] Ein angelsächsisches Gedicht auf den Ochsen lautet: Nunc aro, nunc operor, consumor in omnibus annis; multe sunt cereres, semper desunt mihi panes et segetes coloni; nec potus ebrius hausi; tota urbs pallebat signo, quo verba sonabam. — Von den Kühen und dem Kleinvieh heißt es: Sunt pecudes multe mihi, quas nutrire solebam, meque premente fame non lacteque carneve vescor, cumque cibis aliis et pascor aquis alienis, ex me multi vivunt, ex me et flumina currunt.

[5] Dazu nicht weniger als 60 Sklaven; carta dotis (Frauengut) in den formulae Sangallenses 16; M. G. f. 2, 387. Die Nahrung bestand meist aus Schaf- und Schweinefleisch und nur wenig Rindfleisch. Westd. Ztsch. 1903 S. 293.



Monatsbilder von einem angelsächsischen Kalender des zehnten Jahrhunderts mit Arbeiten, wie sie in viel südlicheren Gegenden vorkommen. Die Darstellungen stützen sich also auf fremde Vorbilder. Der Januar beginnt mit der Saatbestellung: vier Ochsen ziehen den schweren Räderpflug. Im Februar beschneiden die Weinbauern die Reben. In den März fallen Gartenarbeiten: Graben, Säen, Rechen. In dem April, Ostermonat, finden fröhliche Mahle statt. Den Mai, von den Angelsachsen Trimilchi genannt (I, 168), kennzeichnet eine Schafherde. Im Juni versehen sich die Bauern mit Holz und laden es auf zweirädrige Karren. Den Juli nannten die Angelsachsen nach Karl dem Großen (s. S. 43) Wiesen- oder Mähmonat; darauf bezieht sich die Darstellung der mit Sensen mähenden Bauern; zwei schärfen die Sensen mit Schleifsteinen, einer führt eine Gabel. In den August fällt die Getreideernte. Die Schnitter bedienen sich der Sichel. Gebunden und ungebunden werden die Halme teils mit den Armen, teils mit der Gabel auf den Wagen geladen. Den Herbstmonat kennzeichnet die Schweinemast und die Jagd, den Oktober die Falkenjagd. Im Schlachtmonat zünden die Bauern Opferfeuer an. Im Dezember dreschen sie ihr Getreide, worfeln es und fassen es in Körbe. Die Bauern arbeiten ohne Beinkleider in Wams und tragen entweder nur Schuhe oder Strumpfhosen.

Auf römischem Gebiete begegnen uns Esel; so hören wir einmal von einem armen Hausierer, dessen ganzer Reichtum ein Esel ist, mit dem er von Stadt zu Stadt zieht, seine Waren zu verkaufen. Das Gegenstück dazu ist der Bock eines schwäbischen Bauern

einer Rätseldichtung, die Freude und einzige Nahrung der Familie.[1] Da der Bauer stirbt, sind die drei Söhne ratlos, wie sie das Tier verteilen sollen.

Die Viehzucht mußte sich dem Fortschritt der Landwirtschaft anpassen, sich mehr einschränken und der eingezäunten Feldflur fernhalten. In England suchten die Herrscher einen allgemeinen Umzäunungszwang durchzuführen. Wenn ein Teil der Keorls, heißt es in einem Gesetze Inas, ihr Land umzäunen, andere nicht, und diese lassen in die Flur Vieh ein, so müssen sie den Schaden denen bessern, die umzäunt haben. Die Umzäunung dehnte sich in einem solchen Umfange aus, daß ganze Waldteile nur dazu dienten, das Zaunholz zu liefern.[2] Die Zäune blieben während der geschlossenen Zeit; dann wurden sie wieder entfernt, und das Land blieb allgemeiner Beweidung offen.[3]

Die Umzäunung diente auch zur Absonderung ewiger Weide und der Aufteilung der gemeinsamen Weide. Wer Weiden dauernd aus der Wechselwirtschaft aussondern wollte, mußte sie umzäunen und gewann so Pferdeweiden, Ochsen- und Schafkoppeln. Nicht nur nach den eingetriebenen Tieren, sondern auch nach ihrer Beschaffenheit unterschieden sich die Weiden scharf voneinander und von den Wiesen. Gutsbeschreibungen reihen die Wiesen in die bebaute Flur, Weiden in die unbebaute ein. Gute Wiesen bedurften nicht nur des Ebnens, der Düngung, sondern setzten Ent- und Bewässerungsanlagen und Berieselungen voraus, zu denen sich nur sehr fortgeschrittene, über Frondienste verfügende Besitzer verstanden.[4] So entstanden dann künstliche Anger, Wange, Auen, Matten, Plane, Brinke und Brühle. Selbst wohlangelegten Wiesen nötigte man meist nur eine Mahd ab, die in den Juli fiel, weshalb Karl der Große diesen Monat Heumonat nannte. Einmalige Mahd genügte für die dürftige Stallfütterung sogar noch am Schluß des Mittelalters, und der Mahdanteil wurde oft ausgelost und dann die Wiesen geöffnet. Sie blieben kürzer geschlossen als das Saatfeld und wurden alsbald schon des Dunges wegen dem Eintrieb freigegeben. Die Stallfütterung bürgerte sich nur langsam ein. Daher mußte im Herbst viel Vieh geschlachtet werden und schnitt der Schlachtmonat, der November, tief ein in das Wirtschaftsleben wenigstens in Gegenden, die keine Winterweiden gestatteten.

Noch stand die Hälfte, ja sogar zwei Drittel der Flur dem weidenden Vieh offen und dauerte die Feldgras- und Brennwirt-

---

[1] Cibus communis, M. G. p. l. 2, 474.

[2] Silva ad clausuram, ad sepes; Nasse, Mittelalterliche Feldgemeinschaft S. 14; Schmid, Gesetze der Angelsachsen S. 41.

[3] Als eine feststehende Gewohnheit erscheint im 9. Jahrhundert die Märzumzäunung am Rhein bei Prüm in dem Gedichte Wandalberts M. G. Poet. lat. 2, 606 f.; D'Achery II, 58.

[4] Waterscapa; M. G. ss. 23, 57, 59, 61; P. l. 2, 607.

schaft neben den Dreifeldern in weitem Umfange fort. Auch wenn die Bauern gleichzeitige Sommer- und Winterfrüchte zogen, pflegten sie oft nach einem, meist zwei und mehreren Brachjahren, das einemal eine Winter-, das anderemal eine Sommerfrucht zu säen. Vielleicht schoben sie auch nach dem Beispiel der Römer, die es vermieden, zwei Stickstoffzehrer (Halmfrüchte) aufeinanderfolgen zu lassen, Hülsen- oder Hackfrüchte ein. Hören wir doch schon frühe von Flachs-, Erbsen-, Bohnen- und Linsenfeldern auf Egerten.[1] Entgegen der Erwartung, die für die Urzeit einen gewissen Kommunismus voraussetzt, herrschte keine Schablone, kein Flurzwang im späteren Sinne. Zäune schieden nicht nur Weide und Flur, sondern vielfach auch Stück gegen Stück. Die Egerten und Beunden, Driesche (Lehden) und Koppeln gestatteten großen Höfen eine gewisse Bewegungsfreiheit, die durch die Dreifelderwirtschaft eine starke Einschränkung erfuhr.[2] Den Übergang dazu erleichterte der „ältere Anbau", der nur ein Drittel der Flur beanspruchte.[3] Nun konnte wohl ein zweites Drittel beigezogen und der Reihenfolge nach das eine Feld mit Wintergetreide, das andere mit Sommerfrüchten bestellt werden. Im nordischen Trevangsbau geht das Winterkorn nicht wie sonst allgemein der Sommerfrucht voran, sondern folgt ihr nach. Auf eine regelmäßige Einteilung in Schläge, Zelgen weist der Umstand hin, daß in den Zinslieferungen der Hörigen gleichviel Malter Haber und Gerste, Roggen und Weizen erscheinen. Die Alamannen bevorzugten den Dinkel statt des Weizens, der Norden den Roggen.[4] Den Weizen schätzte man doppelt so hoch wie die Gerste, stellte Gerste und Dinkel nahezu gleich, Roggen ein wenig höher, Haber ein wenig niederer.

Bei der Dreifelderwirtschaft erforderte die Brachfurche viel mehr Mühe als das Schwenden, Brennen im „älteren Anbau".[5] Auf das Frühjahr fiel die Sommersaatfurche, auf den Juni die Brachfurche (proscissio), woher auch der Juni Brachmonat genannt wurde, und auf den Herbst die Winterfurche (hibernaticum).[6] Schon Karl der Große nannte den Monat Juni Brachmonat und den Juli Heumonat, und man könnte daraus schließen, daß nicht nur die Brache, die Dreizelgen und das Brachpflügen, sondern auch das Heumachen und die Stallfütterung fest in den Volksgewohn-

---

[1] Lex Sal. 29, 8, 13.

[2] Cultura autumnalis, hiemalis, verna, aestivalis. Im Italienischen bezeichnen ruota, rotazione, giro, vicenda, terzeria, im Französischen alternation, rotation, assolement diese Art.

[3] Meitzen, Siedelung II, 592.

[4] Jener hieß granum, zea, far, speltum, oft auch triticum — dieser annona, segale, beide je nachdem auch „Korn".

[5] Von écobuer (schwenden) hieß die Egert französisch écobu, friche, larris, savart. Die Brache heißt guéret, jachère, cassaille (recasser), italienisch maggese von Mai maggio, spanisch tierra baldia von baldo leer.

[6] Diese drei Pflüge hießen auch sationes, saisons.

heiten wurzelte, aber lag vielleicht nicht vielmehr eine Belehrung, eine Aufforderung in diesen Benennungen? Zu Karls Charakter würde diese Deutung nicht übel passen.[1]

Die individuelle Unternehmungslust machte sich allerorten fühlbar. Geistliche und weltliche Grundherren brauchten sich um keinen Flurzwang zu kümmern und gewannen einen immer größeren Vorsprung. Sie wässerten und düngten ihre Wiesen, schufen sich Gärten und Beunden und konnten darin nach Römerart mit ihren Früchten wechseln und Handelspflanzen ziehen. Sie bauten Hanf und Lein, die Färberröte, den Krapp und den Waid zum Blaufärben. Die Färberröte benützten schon die Alten häufig, um Leder und Wolle rot zu färben. Der Waid findet sich heute mehr verwildert als in Gärten angepflanzt, seitdem ihn Indigo und Anilinfarben aus seiner Stellung verdrängt haben.

In allen Gärten waren die Gemüse stark vertreten; da gab es, wie aus Karls Güterordnung hervorgeht, Erbsen, Bohnen, Linsen, viele Kohl- und Rübenarten, Kohlrabi, Mangold, Möhren, rote Rüben, verschiedene Salatarten: Endivie, Lattich, Sellerie (Kresse), endlich Gurken, Melonen und Kürbisse (genauer die schon den Alten bekannten Flaschenkürbisse). Dagegen fehlte der Spargel, Spinat, der Meerrettich, das Radieschen — der Rettich war überhaupt gegenüber den Rüben und dem Kohle wenig geschätzt. Sehr zahlreich und mannigfaltig waren die Gewürze und kleinen Zutaten, Petersilie, Kerbel, Kümmel, Fenchel, Dill, Anis, Senf, Porree, endlich Zwiebel, Lauch und Knoblauch. Etwa ein Drittel des Gartens war Heilkräutern vorbehalten, die das Mittelalter statt der stärker wirkenden orientalischen Heilpflanzen anwandte und die Bauern noch lange beibehielten. Walafried nennt die Salbei, die Raute, den Wermut (Absinth), den Andorn, die Minze, Polei (das Flöhkraut), den Mohn, den Ackermennig, das Liebstöckl, das Laserkraut.[2] Mehrere dieser Pflanzen dienten zugleich als Gewürze und Gemüse. Andere Schriftsteller nennen die Schlangenwurz, Pestwurz, das Springkraut, den Eibisch und den sehr bedenklichen Sadebaum, den sogar Karl auf seinen großen Villen duldete. Wir sehen: eine große Fülle, die aus römischer Überlieferung stammt und der manches wie z. B. die Artischocke verloren ging. Diesen Verlust deckte nur ungenügend die Einführung von Wildpflanzen z. B. der Eichorie, der Kresse in die Gärten.[3]

Die Klöster befaßten sich sogar mit Aprikosen, Pfirsichen, Mandeln, Feigen, Maulbeeren, setzten Pappeln und Kastanien, die

---

[1] Die Angelsachsen nannten zur Zeit Bedas beide Monate Lida, die heiteren, folgten aber später Karls Beispiel.

[2] Manche Namen sind Übersetzungen: Ackermennig agrimonia, Liebstöckl ligusticum, Eberraute abrotanum.

[3] Später auch der Erd- und Himbeeren, Schneeglöckchen u. a. Im Mittelhochdeutschen kommen die Ausdrücke Baldrian, Kampfer, Majoran, Kren, Spinat, Salat, Veilchen auf.

schon Karl d. G. aufführt, und gesellten zu den standhafteren Obstarten, den Quitten, Nüssen, Mispeln noch Pflaumen und Kirschen. Mit wenig Ausnahmen sind alle diese Namen lateinisch; lateinisch ist schon das Wort Frucht und Pflanze. Römisch sind wie eben, wie die bezeichnenden Worte andeuten, die Veredelungsweisen, das Okulieren, Impfen, Pelzen.

Man könnte meinen, seit der Römerzeit hätte sich nichts geändert, und man glaubt eher Vergil zu lesen als Wandalbert von Prüm, wenn er in zierlichen Worten beschreibt, wie die jungen



Die Parabel vom Weinberg aus dem Echternacher Evangeliar (990). Neben dem Turm in der Mitte steht links die Kelter, rechts mietet der Familienvater die Arbeiter. Das Ganze ist kräftig umzäunt.

Bäume im Frühjahr versetzt und gepfropft, die älteren geputzt und beschnitten werden.[1] Ebenso warm schildert Walafried, wie er selbst den Baum- und Wurzgarten bestellt und davon braune und schwielige Hände bekommt. Den Winter über, bemerkt er, hat das Unkraut gewuchert, und es ist die erste Sorge, vom Wurzelgewebe die Brennesseln zu entfernen, die Maulwurfhaufen zu zerstören, den Boden umzugraben, Regenwürmer aufzulesen. Dann formt der Gärtner Beete, in die man Holzbretter gegen die erhöhte Erde stemmt, zerkleinert die Erdschollen mit einem gekrümmten, rechenartigen Geräte oder einer zweizinkigen Hacke, schafft fetten Dünger in Körben herbei, legt Samen ein und versetzt die überwinterten Pflanzen. Außer Körben, Hacken, Schaufeln kommen noch als Gartenwerkzeuge vor: Garten- und Pfropfmesser, Sicheln, Hohleisen, Sägen, sogar Erdbohrer.[2] Ist die Saat aufgegangen, dann ist Wasser in großen Gefäßen herbeizuschleppen und tropfenweise auszugießen, sei es mit der Hand oder mit dem Spritzkrug.[3] Die Pflanzen ruhen wie lebende Wesen in einem Bette — Beet und

[1] M. G. p. l. 2, 607.

[2] Fossorius, bessus, securis, dolatorium (Hobel), taratrum maius et minus, scalprum, gulbium, falcile, falx, truncus, culter, serra, bansta, vanni; Statuta antiqua S. Petri Corbeiensis II, 1; Guérard II, 315.

[3] Propriis infundere palmis guttatim; M. G. p. l. 2, 337.

Bett unterschied sich in der Sprache noch nicht. Wie aus dem Plan von St. Gallen zu ersehen ist, lagen zwei und mehrere lange Reihen von Beeten nebeneinander, nur mit soviel Zwischenraum, als zur Bestellung nötig war, und um den Garten lief eine starke Mauer, namentlich in den königlichen Fronhöfen, wo die Baumgärten, die Pomeria, zur Not als Lagerplatz dienen mußten.[1]

Besonders wichtig war eine gute Mauer um Weinberge. Der Weinbau nahm einen großen Aufschwung. Die Rebe wurde vermutlich wie heute auf verschiedene Weise gepflanzt, als Stöckling oder Schnittling, als Wurzelrebe oder Reifling oder endlich als Senkrebe, d. h. die oberen Spitzen, die Locken wurden in die Erde versenkt, bis sie Wurzel trieben, und dann vom Mutterstock geschnitten. Die Rebe kroch entweder am Boden oder erhielt eine Stütze, einen Pfahl. Sie bedurfte einer dreifachen Arbeit: des Schneidens,[2] des Stickens[3] nebst Bindens,[4] des Hackens oder Brachens.[5] Diese Arbeiten fielen in das Frühjahr. Im Herbste, wenn die Trauben reiften, zogen die Winzer in die Berge, schützten die Trauben gegen Diebe aller Art, legten gegen die Füchse Schlingen und vertrieben die Vögel durch Lärm. Im Laufe der Zeit kamen eine Reihe anderer Arbeiten dazu, die auch den Sommer und Herbst beanspruchten. Die Trauben wurden meistens mit den Füßen ausgetreten wie noch heute in Italien, obwohl es Karl der Große verbot, vereinzelt auch gekeltert[6] und der daraus gepreßte Wein seinem Schicksal überlassen. Das römische Beispiel wirkt auch hier stark nach, wie denn auch die meisten hierher gehörenden Ausdrücke lateinisch sind: sogar das „Faß" (Holzfaß), das die Römer selbst wohl erst in Deutschland kennen gelernt hatten, sodann die Worte Kufe, Kübel, Ohm, Eimer, Kelter, Presse, Trichter, Pech, Most, Essig, Saft, Winzer. Die schwäbischen und bayrischen Klöster haben in Gegenden Wein gebaut, wo er schon einige Jahrhunderte später wieder einging. Besonders gefördert hat diese Bodennutzung Karl d. G. Der Sage nach steigt er alljährlich zur Zeit der Rebenblüte aus dem Grabe und segnet die Reben längs des Rheines.

7. Hofhandwerk.

Der Ackerbau machte einen stetigen, wenn auch langsamen Fortschritt, dagegen blieb das Gewerbe auf seiner früheren Stufe stehen trotz der Bemühungen Karls, es zu fördern. Gewerbe und Handel waren so schwach, daß sie keine Steuer und keinen Zehnten ertragen

[1] S. S. 28.
[2] Scindere, incidere, putare.
[3] Stipare, suffulcire.
[4] Ligare, cingere, gürten.
[5] Fodere. Ein Gedicht faßt diese Arbeiten zusammen: vites iste putat, alter fodit, ille maritat; M. G. ss. 4, 479.
[6] Poetae l. 2, 613.

konnten. Die meisten Arbeiten besorgte der Bauer selbst, er brauchte keinen Schuster, Schneider, Weber, Küfer und Schreiner. Die Frauen woben Kleider und sotten Bier, sogar im Auftrag der Herrschaften. Kaum hatten einige Mönche irgendwo sich niedergelassen, so bereiteten sie aus Fellen sich Schuhe und Handschuhe und brauten sich Bier.[1] Jeder Mönch hatte eine Nadel und ein Messer bei sich.[2] Ob und inwieweit die Bauern ihre Häuser selbst bauten, ihre Wagen, Pflüge, Tische, Bänke, Töpfe selbst verfertigten, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls bedurften sie der Beihilfe des Schmiedes und Müllers.

Bessere Arbeiten lieferten einzelne Handwerke, die sich aus alten Zeiten an bevorzugten Orten, in früheren Römerstädten erhalten hatten, z. B. die Goldschmiedekunst, Glaserei, Weberei, Töpferei. Wenn uns in England fränkische Glaser begegnen,[3] dürfen wir wohl an solche Stadthandwerker denken; das gleiche gilt von den Steinmetzen und Bauarbeitern des Südens, die uns in Nordfrankreich und Deutschland begegnen. Auch Fleischer und Bäcker, die bessere Waren lieferten, gehören hierher.[4] Selbst auf Fronhöfen arbeiteten freie Handwerker und zwar gerade da, wo wir sie am wenigsten erwarten, auf Klosterhöfen, so Walker, Brauer und Bäcker; noch zahlreicher saßen sie in den Bischofsstädten. Es standen also freie Handwerker neben unfreien[5] und zwar vielleicht in größerer Zahl, als wir vermuten. Spuren einer Organisation lassen sich allerdings noch nicht erkennen; nur arbeiteten neben Meistern schon Gesellen,[6] und die hörigen Handwerker unterstanden der Aufsicht der Hofämter.[7] Ob frei oder hörig, blieben die Handwerker von den Personen und Verhältnissen sehr stark abhängig. Sie konnten nicht einmal ausschließlich von ihrem Gewerbe leben und betrieben meist nebenbei ein Landgut.[8] In der Regel bedurften sie weniger Werkzeuge, z. B. einer Töpferscheibe und einer Feueresse. Der verhältnismäßig stärksten technischen Hilfsmittel bedurfte die Wollweberei und Walkerei. Im übrigen arbeiteten auch die freien Handwerker selten auf Lager, sondern auf Bestellung. Über die Kundenproduktion, das Lohnwerk, kam das Gewerbe im frühen Mittelalter selten hinaus, und nur einzelne Zweige näherten sich dem Preiswerk.[9]

---

[1] Vita Columbani 13, 14, 25, 26, 27. [2] Reg. Bened. 55.

[3] Beda v. Benedicti Bisc. 5; Mab. a. 2, 964. Die Glasmalerei kam im elften Jahrhundert auf.

[4] Vgl. edict. Pistense 864 c. 20: quantos mensurabiles panes in unaquaque civitate de iusto modio episcopi vel abbatis seu comitis ministeriales a pistoribus suis recipiunt, tantos mensurabiles panes de aequo modio a pistoribus, qui panem vendunt, fieri faciant.

[5] M. G. II. 3, 74; Maurer, Fronhöfe I, 205, 242; Keutgen, Ämter und Zünfte 10; Dopsch, Wirtschaftsentw. II, 161.

[6] Iuniores.

[7] Magisteria erwähnt schon Greg. h. F. 7, 14.

[8] So die Müller nach Köhne, Das Recht der Mühlen 45.

[9] Ein allzu glänzendes Bild zeichnet Dopsch a. a. O. II, 159.

Das Handwerk suchte nur den Bedarf zu decken und dachte nicht an einen Erwerb, schuf keine Vorräte; denn es durchbrach noch wenig die allherrschende Haus- und Naturalwirtschaft. Vollständig abgeschlossen war deshalb die Hauswirtschaft nicht;[1] sie ergänzte sich, wie wir noch hören werden, immer durch den Handel und zwar mehr noch durch den Fern- als Nahhandel.

Den Zusammenhang des Handwerks mit der Hof- und Hauswirtschaft rückt besonders in den Vordergrund die schon oft berührte Villenverfassung Karls des Großen. Auf jeden Hof bestellte er folgende Handwerker: Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Seifensieder, Brauer, Bäcker, die Semmeln für den Hof zu backen verständen, und Netzmacher.[2] Alles, was zur Kleidung nötig, lieferten die Frauenhäuser; da wurde emsig gewoben und gewalkt, genäht und gestickt. Der Dichter Otfried schildert diese Tätigkeit mit lebhaften Farben: die Frau sitzt am Webstuhl und spinnt das Gewand, setzt es zusammen mit zierlichen Fäden, beschaut es mit liebevollen Augen, daß nichts mangele, daß ein Faden an den anderen sich füge.[3] Die Amtleute sollten daher nach Karls Verordnung in die Frauenarbeitshäuser liefern: Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Schmergefäße und anderes der Art, was hier notwendig ist. Die Fronhöfe sollten immer vorrätig halten Federbetten, Pfühle, Bettleinen, Tücher für Tische und Bänke, Bettstellen.

In den Frauengemächern arbeiteten zahlreiche Unfreie am Rocken und Webstuhl unter der Aufsicht einer Meisterin (puella prior, pulicla).[4] Aber ihre Tätigkeit genügte nicht; auch die Frauen der abhängigen Häuser, der Knechthufen, mußten Gewebe fertigen. Oft lieferte diesen die Herrschaft den nötigen Flachs und zwar in verschiedenem Zustande, teils geröstet, teils gereinigt, teils schon gesponnen. Die abzuliefernden Gewebe mußten eine bestimmte Länge und Breite besitzen. Endlich wurden auf dem Wege des Handels bezogen besonders feine Gewebe und zwar nicht nur orientalische über Italien, sondern auch englische und friesische.

Auffallend wenig hören wir dagegen von der Leder- und Tonarbeit, von Gerbern, Schustern, Töpfern oder Hafnern oder Eulern

---

[1] Viele Wirtschaftshistoriker, z. B. Bücher, verzwingen dem Schema zulieb die Tatsachen; Hist. Zeitschr. 1901 (84) 41.

[2] Ut unusquisque iudex in suo ministerio bonos habeat artifices, id est fabros ferrarios et aurifices vel argentarios, sutores, tornatores, carpentarios, scutarios, piscatores, aucipites id est aucellatores, saponarios (Seifensieder), siceratores (Brauer), id est qui cerevisam vel pomatium (Apfelwein), sive piratium (Birnwein), vel aliud, quodcunque liquamen (z. B. Würzwein, lit), ad bibendum aptum fuerit, facere sciant, pistores qui similam (Semmel) ad opus nostrum faciant, retiatores qui retia facere bene sciant, tam ad venandum, quam ad piscandum sive ad aves capiendum, nec non et reliquos ministeriales quos ad numerandum longum est; c. 45.

[3] Krist 4, 29.

[4] L. Al. 82. Erst viel später bemächtigten sich die Männer der Arbeit.

und Zieglern, umsomehr aber von Schmieden. Die Eisenarbeit hatte große Bedeutung, und ein königlicher Fronhof mußte Geschirre von Kupfer, Blei, Eisen und Holz, Feuerböcke, Ketten und Kesselhaken, Hämmer, Äxte, Beile, Hauen, Bohrer, Messer und andere Gerätschaften liefern, so daß man nicht nötig habe, sagt Karl, dergleichen anderswo kaufen oder gar borgen zu müssen. In Wahrheit finden sich aber in den Gutsverzeichnissen immer weniger Geräte, ein paar Becken oder Kessel, ein Handtuch, ein Messer, ein Hammer. Die meisten Gefäße bestanden aus Holz oder Ton.[1] Etwas später bildeten fränkische Waffen und Metallwaren einen beliebten Ausfuhrartikel nach dem hohen Norden.

Das Eisen hatte einen hohen Wert. Manchmal veranschaulichen die Geschichtschreiber den öffentlichen Zustand des Friedens und der Sicherheit damit, daß sie sagen, man habe einen Pflug auf dem Felde stehen lassen dürfen, ohne daß ihn jemand stahl;[2] das bedeutete damals ungemein viel mehr als heute. Wer einen Pflug zum Ackern stellte, hatte einen Anteil am Ertrag. Mit übermenschlicher Kraft zogen die Deutschen aus römischen Bauwerken die Eisenklammern, welche die Quadern zusammenhielten. Wenn einer dem anderen ein eisernes Schwert schenkte, dürfen wir keine geringe Gabe voraussetzen. Für die mühsame Erzgewinnung, den schwierigen Bergbau hatten die Germanen wenig Sinn[3] und verwendeten für diese Arbeit unterworfene Urbewohner und Zuwanderer, Romanen und Slawen.

Eher fanden sie Geschmack am Bauhandwerk, das mehr Freiheit gewährte, und lernten hier viel von den Römern. Daher sind fast alle hierher gehörenden Ausdrücke lateinisch.[4] Massive Gebäude errichteten die Lombarden, Comaciner und Gallier, die hoch in den Norden hinauf drangen.[5] Unter technisch gebildeten Baumeistern arbeitete eine Anzahl von Handwerkern, und daher heißen jene nicht bloß Meister des Baues (magistri operis), sondern auch Meister der Bauarbeiter (magistri operariorum). Die Bauhandwerker bildeten Genossenschaften, eine Art Scholen, die gemeinsam auszogen, Arbeiten übernahmen und wohl auch oft zusammen speisten und schliefen. Ein Maurermeister erhielt nach Alkuin die gute Bezahlung von 5 Denaren, der Meisterschüler 2½, die Bau-

---

[1] Weil Tongefäße in den Zinsregistern fehlen, hat man unrichtigerweise auf einen Rückgang der Töpferei geschlossen. M. G. ss. 1, 394.

[2] Entwendung eines ferramentum in einer Mühle s. I. Band 172; Mab. a. IV a, 188.

[3] Karl hatte ihn zu heben versucht, Mon. Sang. 1, 28. Über Algäuer Eisenwerke V. Magni 6, 61, Boll. Sept. 2, 753; Goldast script. rer. Al. 1, 2, 12.

[4] Mörtel, Kalk, Tür, Mauer, Pforte, Pfosten, Ziegel, Schindel, Kachel, Tünche, Fenster, Kamin, Stube, Kammer, Keller, Küche, Stall, Söller, Palast, Pfalz, Schrein, Tisch, Straße.

[5] Quod nullus veniens Romana gente fabrivit, hoc vir barbarica prole peregit opus; Venant. Fortun. 2, 8, 23 (M. G. aa. 37).

arbeiter einen Denar.[1] Die schwere Handarbeit leisteten Unfreie, Hörige, zum Teil auch Soldaten nach altrömischer Weise. Bei Kirchenbauten halfen die Gläubigen gerne freiwillig mit. In Klöstern führten kundige Mönche den Bauplan aus.

Die nötigen Hölzer und Steine wurden am Orte selbst vermessen und behauen, der Kalk in der Nähe gebrochen und im Kalkofen gebrannt[2] und dann mit Sand zu Mörtel gemischt. Nachdem die Maurer den Grundstein und die Grundmauer gelegt und den massiven Fußboden aus Stein oder Beton hergestellt hatten, errichteten Zimmerleute das Gerüst (contabulatio)[3] und trugen die Handlanger Steine, Holz und Mörtel empor; doch kamen auch schon Kranen vor.[4] Die Maurer benützten das Baulot, damit die Steine in gerade Linie kämen.[5] Außer Steinen gebrauchten die Baumeister viele Ziegel und Backsteine und viel Holz, dieses zu Decken und Böden, zur Wandbekleidung und sogar zu Türmen. Die Verwendung von Bruchsteinen, Kieseln und Mörtel hieß gallisches Werk,[6] die Verblendung von Ziegeln und anderem geringeren Material mit Hausteinplatten fränkisches Werk,[7] der Eichenholzbau schottisches Werk.[8]

Mit lebhaften Farben schildert der Hofdichter Angilbert den Bau eines kaiserlichen Bades und Schlosses: dort sucht eine fleißige Schar nach heißen Quellen, faßt das Wasser und gürtet in Marmorstufen den prächtigen Bau, und da arbeitet ein Teil an dem Palaste, fügt Marmorsteine zusammen; einige reichen die Blöcke hinauf, andere wälzen sie zur Mauer, und wieder andere schärfen nützliches Eisengerät, womit die Werkstücke behauen werden.

Wenn es sich im Felde um Errichtung eines Lagers handelte, griff alles zu, auch Hochgestellte, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß in wenigen Augenblicken ein Barackenlager bereitstand. Mit demselben Eifer widmete sich alles, hoch und nieder, dem Kirchenbau. „Wenn Kirchen, die unmittelbar zum königlichen Gute gehörten," erzählt der Mönch von St. Gallen, „mit Täfelwerk oder mit Wandgemälden zu schmücken waren, so besorgten das die nächsten Bischöfe oder Äbte. Waren sie aber neu zu errichten, so mußten alle Bischöfe, Herzöge und Grafen, auch alle

---

[1] Propos. 37 (Froben. ed. II b, 446); s. S. 63.

[2] Clibanus.

[3] Machina, sustentaculum, bestehend in Stützen fulcra und wagerechten Laufbrettern tabulata.

[4] Machinae auxiliares, grues tractoriae.

[5] Perpendiculum vgl. Plath, Merowingische und karlingische Bautätigkeit in der Deutschen Rundschau 1894 I, 225; er übertreibt die Ausdehnung des Steinbaues schon in der Merowingerzeit. Über die vielen Holzbauten s. Hauck, Kirchengesch. I, 237.

[6] Mos gallicanus, opus incertum.

[7] Francigenum opus.

[8] S. I, 326.

Äbte oder wer sonst königlichen Kirchen vorstand, nebst allen, die Lehen vom Könige hatten, sie vom Grunde bis zum Giebel mit der emsigsten Arbeit aufführen.“ So halfen vornehme Männer mit eigener Hand Klöster und Kirchen aufbauen. Der Graf Friedrich von St. Vaast sah eines Tages, wie Maurer ins Gedränge kamen, weil zu wenig Handlanger, Mörtel- und Steinträger zur Stelle waren. Nun standen wohl einige Vornehme müßig zur Schau da, aber keiner rührte die Hand. Da ergriff er selbst nach einer Art Korb, „Vogel“ genannt, füllte ihn mit Mörtel und trug ihn den Bauhandwerkern zu.[1]

8. Städte und Wege.

Schon zur römischen Kaiserzeit waren die Städte vielfach zerfallen, und eine Menge von Wohnungen stand leer. Dieser Zustand verschlimmerte sich noch unter der Herrschaft der stadtfeindlichen Germanen. Die Städte sanken herab zu Räubernestern und Dörfern; daher hießen auch Ansiedelungen wie Köln, Aachen und Freising villae, d. h. Weiler, Dörfer. Die Unterschiede verwischten sich. Mitten zwischen stehengebliebenen Häusern dehnten sich Viehtriften, Saatfluren, Gärten und Fischweiher aus, und eine ansehnliche Flur schloß sich im Umkreise an.[2] Doch stellten sich dem Ackerbau auf Stadtboden oft große Hindernisse in den Weg, da die alten Römertürme und -tore vielfach zu Zwingburgen benutzt wurden. Solches hören wir von Trier, Reims, Paris und Rom.

In den romanischen Ländern sah es keineswegs besser aus. Unter den 21 vornehmsten Städten des Reiches, denen Karl der Große ein Drittel seines Schatzes vermachte, war Italien nur mit 3: Rom, Ravenna und Mailand vertreten, Deutschland bereits mit 4: Trier, Köln, Mainz, Salzburg, Frankreich aber mit 12. Italien, das eigentliche Städteland, stand also weit hinter Frankreich zurück, und Deutschland hat es beinahe eingeholt. Schon am Ende des neunten Jahrhunderts sah sich ein westfränkischer König veranlaßt, Paris wegen der teuren Lebensmittel zu verlassen. Der Geldverkehr war dort stärker als im Osten. Gerade in französischen Städten erhielten sich viele antike Überlieferungen; da begegnen uns frühe Beamte und Stadträte, deren Namen an den Ausgang der Römerzeit anknüpfen, Konsuln, Kurialen, Defensoren, Kuratoren.[3] Anderes

---

[1] Mab. a. VI, 189.

[2] Das gilt sogar von einem eng umgrenzten Raume, wie ihn das alte Venedig einnahm. Auf der Piazza San Moisó, im Herzen des heutigen Venedig, lagen Weingärten, am Markusplatze selbst noch ein umfriedeter Baumgarten und in unmittelbarer Nähe des Palatiums ein Wildschweinpark der Dogen. Viehtriften, Salinen, Mühlen, Gartenkulturen, Wäldchen beherrschten noch das Bild; gerade daß hier und da ein Steinbau sich erhoben haben mag; Kretschmayr, Gesch. v. Venedig 1, 72, 189.

[3] Andere Namen sind Consulares und Capitularii. Einmal werden sogar

bleibt freilich zweifelhaft, so die Fortdauer von Kollegien und Brüderschaften. Manche Einrichtung hat auch auf Deutschland eingewirkt, wo die meisten Städte wieder aus dem Schutt erstanden,[1] unter der Beihilfe der Kirche, die in den alten Römerstädten von jeher einheimisch war.

Die Bischöfe und Äbte regten zur Erneuerung verfallener Gebäude an, reinigten die Straßen[2] und öffentlichen Plätze und stellten den Markt und die Mauern wieder her. Bei früheren Römerkastellen liegt der Markt außerhalb der alten Mauern und mußte mit der Zeit um die ganze Siedelung ein Zaun gezogen werden. Ein wie immer befestigter Ort hieß bei den Germanen Burg, daher kommt die Bezeichnung Augsburg statt Augusta, Straßburg die Burg an der Straße für Argentoratum, Salzburg für Juvavum. Jetzt tauchen die alten Römerstädte Bregenz, Lorch, Ladenburg, Trier, Köln mit germanisierten Namen auf. Ein in Wien aufgefundener Denkstein berichtet schon im vierten Jahrhundert: Hunc burgum a fundamentis exstruxerunt, „diese Burg bauten sie auf vom Grunde aus". Die Hauptsache bei diesen Neubauten war die Wiederherstellung der Befestigung. Eine Stadt bauen bedeutete soviel als eine schon vorhandene Niederlassung befestigen, mit Wällen oder Mauern umgeben. Allerdings fiel Stadt und Festung (Burg) nicht zusammen; denn es gab auch befestigte Orte, ohne deshalb Stadtcharakter zu besitzen, und auf der anderen Seite Verkehrsmittelpunkte, die ziemlich offen lagen wie Dortmund, Frankfurt, Nürnberg.

Eigentlich hatten nur die Könige das Recht und die Pflicht, solche Befestigungen aufzuführen, wie ihnen ja auch das Recht und die Pflicht oblag, die Reichsstraßen zu pflegen. Nur sie konnten den Verkehr ausreichend schützen und ein Marktrecht im eigentlichen Sinne gewähren. Noch immer bewegte sich der Verkehr auf den alten Reichsstraßen, Heerwegen, Hochstraßen, Königstraßen, die in die Römerzeit hinaufreichen und königseigen waren, und auf den alten Volkssteigen, auf den Rennwegen, Grenzwegen. Es war wie im römischen Reich, wo am Limes und in den Grenzkastellen ein lebhafter Verkehr sich entwickelte. Die Grenzkastelle waren zugleich Fronhöfe, Pfalzen, und wie andere Fronhöfe zogen sie den Handel an sich. Für den Zwischenverkehr geschah freilich sehr wenig bei dem Zwiespalt zwischen den Reichs- und Landesgewalten. Nach dem Heliand gehörte es zum Charakter der Straße, daß man die Hufe der Rosse und die Fußtritte der Männer sah. Wie schlimm es mit den Nachbarschaftswegen aussah,[3] kann jeder sich leicht denken.

---

100 pares (curiales) genannt, genau soviel als die alten Stadträte zählten; Mayer, Verfassungsgeschichte 2, 284.

[1] Capitolium, v. Meinw. 167. Über Nachwirkungen im Bauwesen s. Stephani, Wohnbau 2, 223.

[2] Mon. Sang. 1, 14; M. G. ss. 2, 736.

[3] Tramites, calles, semitae.

Der schlechte Zustand der Wege gestattete nur ein sehr langsames Reisen, und zwar entweder nur Fußwanderungen oder den Ritt. Der Wagen bediente man sich nur noch zum Transport und kam damit täglich durchschnittlich nur fünf Meilen vorwärts; stärker durfte man die Pferde nicht anstrengen.[1] Als einmal der hl. Ulrich von Augsburg den Mönchen von St. Gallen ein Faß Bozener Wein zuschickte, mußte er dem Wagen mehrere Paare Ochsen vorspannen lassen und viele Fuhrknechte zur Begleitung mitgeben. An einer gefährlichen Brücke stürzte das Fuhrwerk, ohne aber dem Fasse zu schaden. Die ganze Nachbarschaft half dem Fuhrwerke wieder auf.[2] Nicht besser war es in Frankreich. Als Richer von Reims nach Chartres reiste, traf er an der Seine eine höchst schadhafte Brücke, die er mit seinem Pferde nicht zu überschreiten wagte, aber leider zeigte sich auch kein Nachen, auf dem er hätte übersetzen können, und er mußte mit seinem Begleiter schauen, wie er hinüberkam. „Wo ein Loch war," erzählt er, „legte der Begleiter hier seinen Schild den Pferden unter die Füße, dort fügte er die Bretter, die da herumlagen, aneinander, und indem er sich bald niederbückte, bald erhob, bald vorausschritt und bald zurückeilte, kam er glücklich mit mir und den Pferden hinüber." Flüchtlinge blieben manchmal zwischen den Bohlen einer Brücke hängen und konnten gefangen werden.[3]

Die Brücken ruhten in alter Weise auf Pfahlrosten oder Aufschüttungen oder Schiffen. Karl der Große baute viele Brücken am Rhein, an der Donau und Elbe und stellte die in der Völkerwanderung in Zerfall geratene Rheinbrücke bei Mainz wieder her. Zudem hatte ein Brand hier gewütet. Karl wollte sie massiv aus Steinen erneuern, starb aber darüber weg.[4] Als Abt von Tours baute Alkuin ein Pilgerhaus zu den zwölf Brücken. Die schlechteste Brücke war immer noch besser als eine bloße Furt.[5] In Deutschland mußten die Reisenden in der Regel sich auf Furten und Fähren verlassen — schon die Ortsnamen weisen darauf hin. Weidende Tiere zeigten den Weg, eine Hirschkuh, ein Ochse, ein Eber. Daher erklärt sich die Steigerung Haßfurt, Schweinfurt, Ochsenfurt, Frankfurt. Oft vermittelten Fähren den Verkehr; fromme Einsiedler machten es sich zur Aufgabe, Reisende über-

[1] Matthäi, Einhards translatio ss. Marcellini et Petri in kulturgeschichtlicher Beziehung, Grünberg 1884 S. 23.

[2] Ekkeh. cas. 5, 59 (p. 108).

[3] Greg. T. 6, 32.

[4] V. Einh. 17. In einer Urkunde vor 803 wird der Platz an der Brücke mit dem alten deutschen Namen ad hrachatum genannt, mittelhochdeutsch ze den racheden; wahrscheinlich eine Umdeutschung des romanischen arcata, Bogenreihe. Diese Erklärung ist richtiger als die I, 60 gegebene. Vgl. Schannat, Trad. Fuldens. n. 103. Eine Glosse erklärt granarium als Kornhaus oder rahcat.

[5] Petr. Alph. d. cler. 19(18).

zusetzen.[1] Weltlichen Fuhrleuten war nicht immer zu trauen, so wenig wie den Geleitmännern.

Wegen des schlechten Zustandes der Straßen bevorzugte, wer es konnte, die Schiffahrt. Auf der Rhone und Seine, auf der Mosel und auf dem Rheine liefen immer noch zahlreiche Schiffe,[2] und der Main blieb nicht weit zurück. Viele Kiele flogen nach dem Ausdrucke eines damaligen Schriftstellers mit geschwellten Segeln über den Rhein[3] und beförderten nicht nur Getreide und Wein, sondern auch Kranke und Pilger.[4] Darum wandte Karl der Große den Flüssen besondere Sorgfalt zu, schon weil sich Truppen so rascher verschicken ließen, und faßte sogar Kanalverbindungen ins Auge und wollte Donau und Rhein miteinander verbinden. Mit fast übermenschlicher Kraft hatte bei Säckingen Fridolin den Rhein in ein anderes Bett gezwungen und Raum für seine Siedelung gewonnen.[5] Die Missionare drangen auf ihren leichten Kähnen in die unwirtlichsten Gegenden vor; zu Schiff kam Adalbert sogar nach dem fern im Osten liegenden Preußen. An Binnengewässern wurden die Schiffe mit Stangen gestoßen und stromaufwärts, wo es die Ufer gestatteten, durch Tiere und Menschen mittelst Seilen gezogen. Vielfach haben Grundherrschaften auf ihrem Gebiete eine solche Schiffahrt eingerichtet und dazu Schiffzieher, Fergen (perriparii) angestellt, die sie zur Saatzeit auch zum Treiberdienst verwendeten. Berühmt war der unmenschliche Gesang, womit sie die Tiere antrieben: So schnarren, lautet ein Sprichwort, die Fährleute, wenn die Ochsen pflügen.[6] Am Rheine fuhr einmal ein Kaufmann an der St. Goarszelle vorbei und achtete nicht auf die Mahnung der Treiber, dem Heiligen zu huldigen. Nun geriet das Schiff in einen Strudel und riß die Treiber mit sich, die das Seil fallen ließen, bis auf den vordersten, der sich nicht schnell genug loswand, ins Wasser stürzte und halbtot wieder herausgezogen wurde. Der Kaufmann selbst, der allein mit einem Knechte am Steuerruder[7] stand, geriet in große Gefahr und widmete dem Heiligen nach seiner Rettung ein Pfund Silber zum Danke.[8]

[1] V. Giraldi 13 (ein Engel) Mart. coll. VI, 995. Man denke an die Christophslegende, die allerdings erst im 15. Jahrhundert auftauchte. Älter ist die Julianuslegende. Ein habgieriger harter Fährmann, der Pilgerinnen das letzte Stück Brot abpreßte, M. G. ss. 15a, 331; ein falscher Fährmann, dem der Besitzer einer Schafherde mißtraute, s. Novellino 26, Cento nov. ant. 31. Schlimme Schiffer v. Jacobi eremi. 12.

[2] Naves mercatorum, zahlreich. Nith. 2, 6.

[3] Ecce volant centum per Rheni flumina puppes velaque candidolis consociata modis; Nig. 4, 287; M. G. ss. 2, 33, 506, 658; P. I. 2, 66.

[4] Translatio Marcellini 39, 93 (Boll. Iun. 1, 191, 205).

[5] Boll. Mart. I, 439.

[6] Mon. Sang. 1, 19 f. S. 97 N. 3; Horat. 1 sat. 5, 16. Der Peitschenknall ist nicht alt; auf den Miniaturen tragen die Treiber nur Stecken.

[7] Clavus.

[8] M. G. ss. 15, 370; ein ähnliches Wunder wirkte Abt Maurus für einen am Mast hängenden Schiffer (Mab. a. IV. b, 187).

Von England aus, wo sich Alkuin zufällig aufhielt, schickte er einen Brief über das Wasser rheinaufwärts und gab ihm das poetische Wunschgebet mit: Keine Stromschnelle möge das Heck des am Buge gezogenen Schiffes herumwerfen und die Sendung gefährden.[1]

Die Nordgermanen trieben eifrig Seefahrt und Meerfahrt, wagten sich auf die hohe See und ermutigten auch andere zur Nachahmung. Sie erfanden und bauten alle möglichen Fahrzeuge, lange und breite, hoch- und niederbordige Schiffe, mit und ohne Deck, besonders die nun öfters genannten Koggen, Holken und Barken.[2] Im sächsischen Heliand fährt Christus im Hochbordschiff über das galiläische „Meer". Das Vorder- und Hinterteil unterschied sich nicht voneinander, so daß sie ohne Wendung anlegen konnten. In älterer Zeit kannten sie auch keine Segel, sondern ruderten ihre Schiffe und versahen sich wohl mit 10 bis 40 Rudern. Seitdem die Segel sich verbreiteten, verzierten sie dieselben und wechselten mit blauen, grünen und roten Streifen. Auch die Vorder- und Hintersteven trugen verschiedene Zier und liefen in Tiergestalten, Drachenköpfen, Pferde-, Stier-, Geier- und Menschenköpfen aus. Mit ihren fliegenden Schiffen drangen die Nordgermanen bis zum Mittelmeer vor.

Auf dem Mittelmeer selbst bestand, obgleich die Seeräuberei überhandnahm, immer noch ein reger Verkehr namentlich mit orientalischen Waren, die in die italienischen und südfranzösischen Häfen einliefen. Von Italien aus gelangten sie über die Alpen nach dem Norden. Als die Karlinger ihr Reich teilten, sahen sie darauf, daß sich jeder einen Paß sicherte, und sie verteilten daher unter sich die Täler von Chur, Aosta und Susa. Ein anderer Handelsweg zum Orient führte über Rußland; nur erschwerten ihn Böhmen und Wenden. Der wichtige Donauweg vollends war jahrhundertelang gesperrt, zuerst durch die Avaren und Hunnen, dann durch die Ungarn. Erst als der hl. Stephan leidliche Ordnung in Ungarn schuf, im elften Jahrhundert, konnte die Donaustraße benutzt werden.

Noch wichtiger als der orientalische, überwiegend dem Luxus dienende Verkehr war der innereuropäische, der sich mit so wichtigen Lebensmitteln und Werkstoffen wie Salz, Eisen, Gefäßen, Tüchern befaßte und die Erzeugnisse der südwestlichen Industriegebiete gegen die Rohstoffe des Nordostens austauschte. Zwischen Frankreich, Friesland, Süddeutschland auf der einen und in Slawenländern auf der anderen Seite liefen mehrere Wege hin und her, und zwar Fluß- und Landwege trotz aller Gefahren mitten durch Deutschland über Erfurt, Magdeburg, Prag. Wenn ein Regensburger Schotten-

[1] M. G. P. l. Car. 1, 220.

[2] M. G. Dipl. 1, 181, 195; ss. 21, 300; 1, 501 (Vogel, G., Die Seeschiffahrt I, 94).

mönch nach Kiew zog, um Felle einzukaufen,[1] so wird weiter nordwärts sicher noch mehr gehandelt worden sein. Im Finnischen bedeutet das Wort Sachse geradezu Kaufmann. Die gleiche Bedeutung haben im Russischen die Worte Waring (Waräger) und Gast (Gosti).

Der immerhin lebhafte, wenn auch naturgemäß beschränkte Binnenhandel rechnete auf örtliche Fuhrgelegenheit, auf grundherrliche, hörige, aber auch auf freie Fahrdienste; denn jene reichten lange nicht aus. Zum Fuhrdienst gehörte der Geleitschutz, den Herrschaften und Gemeinden übernahmen und sich gut bezahlen ließen. Sie verlangten oft, ohne etwas zu leisten, nicht nur Rad-, Saum- und Staubzölle, Weg-, Markt- und Brückenzölle, sondern auch Schiff-, Ufer- und Hafenzölle.[2] Auf Grund königlicher Genehmigung mußten in Italien die Salzhändler von Comacchio, die den Po hinauffuhren, an jedem Hafen den Uferwächtern[3] Speisung gewähren, ein Zehntel der Fracht als Ufergeld[4] bezahlen und bei jedem Anlaß die Pfahllösung und eine Übergangsgebühr erlegen, namentlich wenn sie Nebenflüsse hinauffuhren.[5] Ähnliche Zölle begegnen uns auf dem Handelswege an der Donau, worüber das Zollregister von Raffelstetten einen Aufschluß gibt. Es handelt sich auch hier hauptsächlich um den Salzhandel aus Bayern; Schiffe, die von Passau kamen, mußten bei Rosdorf eine halbe Drachme geben, bei Linz mußte jedes Schiff vom Salz drei Scheffel und ebensoviel bei Ebersburg und Mautern abliefern. Salzwagen auf Nebenwegen mußten einen Scheffel bezahlen. Den Ausfuhrzöllen entsprachen die Einfuhrzölle für den Handel aus dem Osten, der sich hauptsächlich auf Wachs und Sklaven bezog; auf eine Manneslast Wachs traf nur ein kleines Maß,[6] auf eine Pferdelast zwei Maße, auf eine Sklavin und auf einen Hengst eine Tremisse, auf einen Sklaven und eine Stute eine Saige (ein alter Denar). Der Zoll stieg ziemlich hoch und war selten geringer als jene Gebühr, die nach anderen Nachrichten der Bischof von Aosta von jeder in seine Stadt eingeführten Ware erhob, die sich bis auf 6 Prozent belief.[7]

Zu den Herrschaftszöllen traten überall private Zölle hinzu. Wo immer ein Tor, eine Brücke, eine Landungsstelle sich befand,

---

[1] V. Mariani; Boll. Feb. II, 369.

[2] Navigatus, ripaticus, passionaticus, pontaticus, portaticus, rotaticus, temonaticus, volutaticus, pulveraticus, saumaticus, cespitaticus, salutaticus, laudaticus, foraticus, mutaticus; vgl. Ducange unter diesen Wörtern und diplom. Dagoberti I 629, M. G. Dipl. 1, 185, 244: huslatha, cogsculd.

[3] Riparii (richtiger vielleicht Schiffleiter).

[4] Ripaticum.

[5] Palfictura — transitura. Vgl. den Vertrag von 715 bei Hartmann, Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens S. 76.

[6] Massiola; M. G. Cap. 2, 251.

[7] Schulte, G. d. Handels 1, 68.

mußten die Kauffahrer etwas hängen lassen. Die Grundbesitzer errichteten Brücken auf freiem Felde, spannten Seile über die Straßen, erhoben Brückenzoll, auch wenn man unter der Brücke durchfuhr.[1] Daher verbot Karl die Verzollung der Waren, die zu eigenem Gebrauch bestimmt waren; der Raffelstetter Tarif hebt eigens die Freiheit der in der Ostmark lebenden Bayern von den Salz- und anderen Zöllen hervor. Frei waren ferner Pilger, Soldaten und Hofleute und wer an den Königshof und ins Feld zog. Deshalb verkleideten sich manche Kaufleute als Pilger, um Gebühren zu entgehen. Endlich gewährten die Könige vielen begünstigten Klöstern die Zollfreiheit.

9. Der Markt und Handel.

Schlechte Wege und Zölle waren nicht die größten Schwierigkeiten, die sich dem Handel entgegenstellten, eine noch größere Gefahr lag in der Rechtlosigkeit der Fremden. Das Recht schützte sie wenig vor Verfolgung und Beraubung. Bei dem streng formalen Charakter des Prozesses hatte der Fremde, der die üblichen Formeln nicht kannte, einen schweren Stand. Es mag den Fremden oft zumute gewesen sein wie heute dem Kaufmann, der vor einem malayischen oder japanischen Gericht sein Recht suchen soll. Diesem Übelstande begegneten die Kaufleute durch Zusammenschluß zu Gilden und durch königliche Schutzbriefe. Die Könige nahmen die redlichen Händler gegen die Ablieferung eines Zehnten oder Elften in ihren Schutz.[2]

Eine erhöhte Sicherheit bot der Markt, das Marktrecht, der Marktfrieden, und zwar nicht nur den Fremden, sondern auch den Einheimischen, die er von dem wucherischen Kleinverkehr bewahrte. Das Marktrecht wurzelte in einem älteren Kultfrieden, berührte sich mit dem Gottesfrieden und war eine Erweiterung des Gerichtsfriedens. Da der öffentliche Schutz Sache des Königs war, konnten an sich nur die Könige das Marktrecht erteilen, ganz abgesehen von den damit verknüpften Zöllen, von den Münzen, von Maß und Gewicht, die Regalien waren. Viele Märkte gehen nachweisbar auf die königliche Verleihung zurück, und viele Marktorte behielten auch immer einen gewissen Zusammenhang mit dem Königtum, und zwar nicht bloß jene, die an Königspfalzen sich anschlossen, sondern auch diejenigen, die an andere Fronhöfe, Bischofshöfe und Klöster sich anlehnten.[3] Nicht minder wichtig als der Königsfriede war der

[1] Das fränkische Recht hatte eine Absperrung (lacina) mit 15 Schillingen bestraft; L. Sal. 34 (33); nach Pippin sollte jeder, der ungerechte Zölle zur Anzeige brachte, die Hälfte davon erhalten; die Sitte riß aber trotzdem immer mehr ein; M. G. Cap. 1, 32, 124.

[2] Mundium, mundiburgium.

[3] So erhielt um 776 ein Ort Westera bei Fulda, 833 Corvei, 861 Prüm, 898 Münstereifel den Markt samt dem Zoll, teloneum, und der Münze. An

Gottesfriede, gewährleistet durch die Festzeiten, an denen die Messen und Dulte stattfanden. Daher blühten die Stiftsmärkte rascher auf als die Pfalzorte.

Schon zur Römerzeit übten die Bischöfe über das Maß und Gewicht eine gewisse Aufsicht. Maß und Gewicht hatten umsomehr Bedeutung, als die herrschende Naturalwirtschaft alle Leistungen danach bemaß, und als jede einheitliche Regelung an der Verschiedenheit der Verhältnisse scheiterte. Mit dem Maß und Gewicht hing aufs engste die Münze zusammen, da das Geld zugewogen wurde.

Auf dem Markte boten nun die Kaufleute zu Festzeiten besonders kostbare Waren, Metallwaren, Gewebe, Gewürze, Heilstoffe an, die sie aus der Ferne herbeiholten.[1] Viele dieser Waren, namentlich Salz, vereinzelt auch Sklaven, setzten die Kaufleute im Hausierbetrieb ab. War die Festzeit vorüber, so lag der Marktort öde und verlassen und bot nicht das Bild einer Stadt. Ein Jahrmarkt begründete noch keine Stadt. Erst als Einzel- und Kleinhändler, Krämer sich niederließen und die wichtigsten Waren beständig anboten, als auch das Handwerk sich mehr regte und die Märkte sich öfters wiederholten, alle Vierteljahre, Monate oder gar alle Wochen,[2] erhielt ein Ort eine größere Bedeutung. Ständige Kaufbuden, mansiones, stationes, begegnen uns zuerst in Italien als Einnahmequellen der Stadtherren, und dann in Deutschland. Wir hören z. B. von Worms 829, daß sich dort fremde Händler niederließen und Grund und Boden erwarben, Friesen und Juden. Dazu gesellten sich dann freie Handwerker zu den ansässigen Hofleuten, namentlich Weber, Färber, Töpfer, Goldschmiede. Wie ihre Niederlassung erst im Verlaufe der Zeit erfolgte, erhellt aus dem Umstande, daß der Markt und die sich daran anschließenden Buden und Werkstätten oft außerhalb der Altstadt, des Fronhofes, des Bischofshofes liegen und ein ganz anderes Recht genossen.[3]

Die Stadtherren begünstigten die Niederlassung der Kaufleute

---

letzterem Orte erhielt das Kloster ausdrücklich zwei Drittel des Zolles, d. h. den Teil der Einkünfte zugewiesen, der sonst dem Fiskus zufiel, während ein Drittel dem Grafen verblieb. V. Ansel. a. Nonant. 5 (Aistulf. priv.) v. Angilb. Centul. 34. Rathgen, Entstehung der Märkte 9.

[1] Als Kaufwaren erwähnen die Kapitularien: aurum, argentum, gemmae, arma et vestes, mancipia non casata et hae species, quae ad negotiatores pertinere noscuntur. Aus dem Perserreiche müssen viele Gewebe bezogen worden sein, da sich in Karls des Großen Reliquienschrein und anderwärts Stoffe befanden, deren Heimat die eingewobenen Figuren des Lebensbaumes, Elefanten, Greifen, Drachen verraten.

[2] Ein Wochenmarkt wird zuerst erwähnt 841 in einer Urkunde Lothars I., wo die Rede ist von forum venalium rerum tam anniversarium quamque hebdomadarium, Bouquet VIII, 377.

[3] Rietschel, Markt und Stadt 57.

und Handwerker gegen geringe Zinse (Wurtzinse)[1] und gewährten Vorteile, deren die ackerbauende Bevölkerung entbehrte: hier liegt die Wurzel der späteren Stadtfreiheit. Sogar die Juden erlangten Vorrechte, die den Neid der Christen erregten, sollten aber den Handel mit Kirchensachen und oft auch den Vertrieb von Getreide und Wein meiden. Während andere Kaufleute den elften Teil des Handelsgewinnes abliefern sollten, mußten die Juden ein Zehntel erlegen.[2]

Die Waren der Händler und Handwerker wogen die Käufer mit den Überschüssen ihrer Wirtschaft auf; der Handel durchbrach also die geschlossene Hauswirtschaft an allen Orten. Unter den Gegenwerten stand an erster Stelle Getreide und Vieh. Die Alamannen verkauften Rinder, die Sachsen und Thüringer Rosse, die Bayern Salz. Auch Eisenwaren und Linnengewebe begegnen uns bald als Ausfuhrartikel. Die Nordgermanen, teilweise auch die Niedersachsen[3] und Slawen bezahlten mit Sklaven die Einfuhr.

Der Handel vollzog sich haupsächlich im Tauschwege ohne Vermittlung des Geldes, mit viel geheimen Schlichen, vielem Feilschen, auf bedenklichen Nebenwegen, die den Ärger der Sittenwächter erregten. Wo sie es konnten, gingen die Händler den öffentlichen Märkten aus dem Wege. Sie benutzten oft die Geldnot der Leute, ihnen Rohprodukte billig abzudrücken und Tücher, namentlich friesische Gewänder, teuer abzusetzen. Auf der anderen Seite boten Hungersnöte den Grundherren und reichen Landwirten Gelegenheit, ärmeren Leuten, auch Handwerkern und Krämern die notwendigen Lebensmittel mit Wuchergewinn aufzuhängen.

Umsonst verbot die Kirche, etwas teurer zu verkaufen, als man es gekauft hatte.[4] Ebenso vergebens bezeichnete es Karl der Große als Wucher, mehr zu verlangen, als man gegeben hatte.[5] Dieser Satz ging zu weit und hätte, streng angewandt, allen Handel zunichte gemacht, zumal da auf die Zeit- und Wertdifferenzen keine Rücksicht genommen wurde. Daher entstand die Frage: Sollten gesunkene Preise der Ankäufer[6] und gehobene Preise der Verkäufer allein genießen? Sollte der Kaufmann neben seinen Barauslagen gar keinen Lohn, geschweige einen Gewinn beanspruchen dürfen? Und wenn doch, was war ein gerechter Lohn? Darüber kamen die Theoretiker nicht zur Klarheit; die Praxis kümmerte sich freilich wenig um ihre Bedenken und gestattete ziemlich hohe Löhne. Obwohl nun die Kirchenlehrer die Tätigkeit der Kaufleute gelegentlich als nützlich anerkannten, kamen sie doch aus den Bedenken nicht

---

[1] Regula; auch diese fehlt anfangs.
[2] Nach einem Capitular von 877 (II, 361).
[3] Adam. Brem. 1, 31.
[4] Turpe lucrum sequitur eum qui minus emit ut plus vendat.
[5] Usura est ubi plus requiritur quam datur; Nimweger Kapitular 806 c. 11.
[6] Ein allzu gewissenhafter Käufer ersetzt dem Kaufmann die Differenz; Od. v. Ger. 1, 27.

heraus, weil sich, wie wir sehen werden, gleich das Ungetüm des Wucherbegriffes einstellte, sobald sie diese Frage aufgriffen. Jedenfalls glaubten sie dem Staate empfehlen zu dürfen, alle geheimen Verkäufe, jeden Aufkauf, Vorkauf, jeden Alleinverkauf, jeden Kreditwucher zu verbieten. Die Preise sollten sich frei und öffentlich entwickeln, der Handel sollte offen vor Zeugen auf dem Markte getrieben werden.

Den Juden hätte der König am liebsten den Handel mit Waren ganz verboten, wie aus einer entsprechenden Verordnung Karls des Großen hervorgeht.[1] Doch scheint unausgesprochen hier nur der geheime Handel gemeint zu sein. Bei Mißwachs war die Getreideausfuhr, immer aber der Verkauf von Sklaven, Hörigen, Hengsten und Waffen über die Grenze wie schon im römischen Reiche verboten. Dem Waffenschmuggler drohte der Verlust seiner ganzen Ware. Um den Grenzverkehr zu überwachen, wurden die Amtmänner angewiesen, die Kaufleute bis zu den Grenzfestungen zu geleiten.

10. Geldwesen und Preise.

Gegenüber dem Preiswucher spielt der Zinswucher noch eine untergeordnete Rolle. Die Gesetzgebung unterscheidet kaum zwischen beiden Arten von Wucher und behandelt beide als Ausfluß der Habsucht. Zuerst hat die Synode von Aachen 789 und dann besonders ausführlich die von Paris 829 ein Zinsverbot erlassen und es mit dem Hinweis auf viele Schriftstellen, darunter namentlich 5 Moses 15, 7; 23, 19 begründet. Die letztere Stelle erlaubt das Zinsnehmen nur gegenüber den Fremden. Aber diese Einschränkung erkannte die Pariser Synode nicht an und meinte, die Evangelien seien über diese Unvollkommenheit hinweggeschritten.[2] Die Lukasstelle 6, 35 kam erst später zur Geltung. Erst das elfte und zwölfte Jahrhundert beschäftigte sich eingehender mit der Zinsfrage, da inzwischen das Geldwesen sich weiter entwickelt hatte. Solange das Geldwesen sich innerhalb enger Grenzen bewegte, schadete ein Zinsverbot nicht allzuviel. Die ohnehin stark eingeschränkte Gewinngier fand Auswege genug, wo nicht in dem gefährlichen Handel, so doch in der Grundrente. Die Grundrente bot einen reichen Ersatz.[3]

Das Metallgeld war mehr Tausch- als Zahlungsmittel und Wertzeichen. Alle Geldwerte deckten entsprechende Naturalleistungen, das Volksrecht der Sachsen setzte Schillinge in Rinder und Schafe

---

[1] Capitulare de Iudaeis 3 (I, 258); s. Schaub, Zinswucher 53.
[2] Schaub, Zinswucher 65.
[3] Daß ein Gewinnstreben bestand, beweisen viele Tatsachen; so hat z. B. 813 ein gewisser Eggiheri zu Mainz die Hoffnung ausgesprochen, weit über seinen Bedarf hinaus Gold und Silber zu erwerben. Dronke, Cod. Fuld. no. 280; Jahrb. f. Nationalök. 1900 (86) 736.

um. In den Schätzen, über die Fürsten und Bischöfe verfügten, lag Gold und Silber ungemünzt und viele Gold- und Silbergefäße. Daraus erklärt sich die Leichtigkeit, mit der Bischof Salomo von Konstanz aus dem ihm von einem Freunde hinterlassenen Schatze allerlei Kunstwerke herstellen ließ. Einen viel größeren Bestandteil des Schatzes als Gold und Silber machten andere Gegenstände aus, wie sie die Kapitularien regelmäßig aufführen, wenn sie das bewegliche Vermögen veranschaulichen. Sie heben namentlich Eisen und Eisenwerke hervor, sodann Tücher, endlich das Vieh.

Der Geldumlauf sank immer weiter herab an Umfang und an Gehalt. Die guten Münzen flossen in die Einfuhrländer ab, und selbst im inneren Verkehr verdrängten die minderwertigen die besseren Stücke, die in die Schatzkammern liefen. Das Silber schlug das Gold aus dem Felde, und die Silberwährung drängte sich auf. Der Goldsolidus, Goldschilling, Aureus, $4^1/_2$ Gramm schwer, war zu 40 Denaren oder Halbsiliquen (1,36 Gramm), dann zu 36 Denaren gerechnet worden.[1] Nun wurde der Name auch auf geringere Goldstücke übertragen, sogar auf eine Tremisse, einen Triens (ein Drittel von dem zu 36 Denaren gerechneten Solidus). So entstand die in der ganzen Folgezeit in England bis heute herrschende Berechnung des Schilling zu 12 Denaren oder Pfennigen.

Nach der alten Schätzung des Aureus zu 40 Denaren verhielt sich Gold zu Silber wie 4,5 zu 54, d. h. wie 1:12. Der Goldwert, der noch zu Anfang der Merowingerzeit höher gestanden hatte, war also von 14 auf 12 gesunken. Karl der Kahle schätzte im Pistenser Edikt nur sehr gutes Gold zu Silber wie 12 zu 1, geringes Gold nur wie 10 zu 1 ein. Der Grund lag zum großen Teil darin, daß mit Gold nur die überlegenen Byzantiner handelten und daher hohe Preise stellten. Innerhalb des fränkischen Reiches standen die Preise niedrig, und so hätten die Byzantiner großen Gewinn im Handel gemacht, wenn ihr Gold nicht entsprechend nieder gewertet worden wäre. Die niedrige Schätzung des Goldes hatte daher eine ähnliche Bedeutung wie der ungünstige Wechselkurs, den Ausfuhrländer bei ärmeren Völkern sich gefallen lassen müssen. Nun berechneten die Frankenkönige die griechischen Aurei, Mankusen (Hyperper) im Wert der alten Goldschillinge von 40 Denaren[2] nach den herabgesunkenen alten merowingischen Schillingen, mußten aber, um die Kaufkraft zu stärken und den Einfuhrhandel nicht ganz zu unterbinden, doch zur Erhöhung des Denargewichtes von 1,36 auf 1,5 (1,7) Gramm schreiten, erließen Maßregeln gegen die Münzverschlechterung und verboten die privaten Ausprägungen.[3]

[1] S. I. Band 176.
[2] Deren Silbergewicht 2 Unzen, 54 Gramm betrug.
[3] M. G. cap. 1, 125, 140.

Bei dem Silbergewicht von 1,36 für den Denar wog der Schilling etwa ein Zwanzigstel des Silberpfundes, so daß also ein Pfund zu 20 Schilling, ein Schilling zu 12 Denar oder Pfennig berechnet wurde, und diese Rechnung behielt das ganze Mittelalter hindurch das Übergewicht über andere Einteilungen. Wegen des erhöhten Denargewichtes gelangte Karl zu einem schwereren Pfunde als dem altüberlieferten römischen zu zwölf Unzen (325 Gramm), wie der denn auch den Modius erhöhte. (Die Germanen neigten zu größeren Maßen als die kleinen Römer.)[1] Die Angelsachsen rechneten fünfzehn Unzen auf ein Pfund. Es muß aber auch Pfunde zu zehn Unzen gegeben haben.[2] Viel fester stand die spätere kölnische Mark zu acht Unzen. Ein verstärktes Pfund ergibt auch das Frankfurter Kapitular 794, wo die Scheffel in Pfunde umgesetzt sind. Das hohe Pfundgewicht verhinderte indessen nicht ein fortgesetztes Herabgleiten der Münzschwere; schon die Nachfolger Karls haben geringwertige Denare ausgeprägt zu 1,4 Gramm; die Funddenare betragen ohnehin selten viel mehr als ein Gramm. Zu höheren Münzsorten, zu Schillingen, geschweige zu Pfunden, reichte der Metallvorrat nicht aus. Wäre der Solidus geprägt worden, so hätte er die Größe eines Talers haben müssen. Erst im dreizehnten Jahrhundert begegnen uns wirkliche Münzen, die dem inzwischen stark gesunkenen Schilling entsprachen, nämlich Groschen (Matapane) und Turnosen.

Wegen des Mangels an Metall stieg die Kaufkraft sogar noch gegenüber der Merowingerzeit. Für einen auf ein Drittel herabgesetzten Schilling kaufte man so viel wie einige Jahrhunderte zuvor um den Goldschilling. Daher zeigen die Preisangaben für gewisse Hauptgegenstände des Bedarfes, namentlich für Rinder, Pferde, Metallwaren eine auffallende Übereinstimmung. Die Kaufkraft des Metallgeldes betrug gegen das neunzehnte Jahrhundert gut das Zehnfache, wenn nicht noch mehr, während sie zur Römerzeit wohl nur das Dreifache ausgemacht hatte.[3] Das Gramm Silber kostete zur Zeit der Einführung unserer guten Währung 18 ₰ (war aber tatsächlich um 1901 nur noch 9 ₰ wert), ein karlingischer Denar, etwas schwerer als die früheren außer Kurs gesetzten Zwanzigpfennigstücke, entsprach also etwa 27 ₰, hatte aber gut die Kaufkraft von 2,70 ℳ (in der heutigen Papierwährung 100 ℳ.) Ein genaues Verhältnis läßt sich nicht feststellen, weil ein fester Wertmaßstab fehlt; das Getreide stand verhältnismäßig zu hoch,

[1] S. Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit I², 320.

[2] Smaragdus stellt eine Hemina (einen Halbliter) Wein einem Pfunde gleich, ein Halbliter schweren Weines mag annähernd 250 Gramm gewogen haben; M. 102, 875 Kommentar zu Regel c. 40, ebenso Hildimar, Isid. or. 16, 26.

[3] D'Avenel nimmt das Neunfache, Lebon das Zehnfache, Soetbeer das Sechs- bis Siebenfache an (Forsch. z. d. G. II, 310).

das Vieh zu nieder, ganz abgesehen von den schwankenden Maßverhältnissen.

Nun gab es eine Art Normalpreise und galt ein Modius zu 50 (60) Liter gewöhnlichen Getreides, Mittelsorte (Haber, Gerste, Roggen, Spelt) 1 Denar, Weizen das Doppelte.[1] Nach dem Gewichte müßte das Verhältnis anders lauten und müßte im Vergleich zu einem Scheffel Haber zu 1 Denar, Gerste 1 $^3/_5$, Roggen 1 $^4/_5$, Weizen 2 Denare betragen. Indessen gelangte Karl zu höheren Sätzen, da er andere Umstände berücksichtigte. Nach seinem Tarif kostete ein Scheffel Haber 1 (2) Denar, Gerste 2 (3), Roggen 3 (4), Weizen 4 (6) Denar.[2] Um einen Denar oder Pfennig sollte man demnach 12 Weizenbrote oder 15 Roggenbrote oder 20 Gerstenbrote oder 25 Haberbrote zu je 2 Pfund erhalten.

Ein Huhn kostete $^1/_2$ Pfennig, ein Frischling 4, ein Schaf 6 Pfennig, ein Schwein 8—12 Pfennig, eine Kuh 2, ein Ochse 3—6 Schillung, während früher eine Kuh nur einen Schilling gekostet hatte.[3] Ein Pferd galt 10—30 Schilling. Sehr billig war das Land; eine Hufe kostete 1—3 Pfund oder 20—60 Schilling, ein Morgen zwischen einem Schilling und einer Unze, 4 Morgen werden einmal um ein Schwert gegeben. Sehr teuer kamen Gewerbserzeugnisse zu stehen, eine Pflugschar kostete 4 Pfennig, ein Schwert 7 Schilling, ein Helm 6, ein Schuppenpanzer 12 Schilling, ein Wagen 16—20,[4] ein Haus 12—50 Schilling, ein Hof mit Gebäuden und Zugehör wird einmal um 130 Schilling verkauft. Ein Siclus (Eimer) Bier, etwa 34 Liter, kam auf $^3/_5$ bis 1 Pfennig, der Wein doppelt, ja vierfach so hoch. Der gewöhnliche Taglohn betrug $^1/_2$ bis 1 Pfennig, für besonders gute Arbeit 5 Pfennig.[5]

Diese Preise sind zwar keine Marktpreise, aber auch nicht willkürliche Erzeugnisse beliebiger Schätzung, sondern der naturgemäße Ausdruck der Wirtschaftsverhältnisse. Sie haben zur Voraussetzung einen Zustand, worin die Viehzucht noch stark überwog und die Feldfrüchte höhere Werte darstellten. Alles, was Arbeit enthielt,

---

[1] Der Scheffel war größer als der römische zu 16 Sextar = 8 Liter (s. I, 137), vielleicht 5 mal so groß. Karl hat ihn selbst wieder um ein Drittel erhöht (Cap. I, 74, 104).

[2] Cap. Francf. 794, Nium. 805 (hier die höheren Zahlen). Ein Scheffel sollte an Brotpfunden bei Weizen 96, bei Roggen 90, bei Gerste 80, bei Haber 50 (bei Dinkel wohl ebenfalls 50) liefern. Dieses Gewicht war beinahe gleich dem Rohgewicht des jeweiligen Getreides, während es sonst um ein Drittel höher ist; es gab eben viel Abfall. In den häufigen Notjahren stieg der Preis auf das Doppelte, ja Zehnfache; Cap. I, 74, 132; Ann. Fuld. 850.

[3] In Alcuini propos. 5, 38 kostet ein porcellus ½, ein verres 10, eine scrofa 5 Denare, ein Ochse 1 Schilling, ein Pferd 3 Schilling.

[4] Soviel als 4 Ochsen; Guérard Polyptique I, 673.

[5] Im Römerreich betrug der Taglohn ebenfalls einen Denar, aber einen schweren Denar von 4 Gramm; Matth. 20, 13. Soetbeer, Forsch. 6, 100.

hatte höheren Wert, als was die überall offenstehende Natur fast von selbst bot. Daraus erklären sich nicht nur die höher als die Viehpreise stehenden Getreidepreise, sondern auch die hohen Häuser-, Kleider- und Waffenpreise. Zwar ist die rohe Arbeit wegen der Sklavenhilfe noch wenig, umsomehr aber die qualifizierte Arbeit geschätzt. Die geistige Leistung und Erfindung hat in dieser rohen Zeit die höchsten Werte. Geistesmänner galten für eine Art Zauberer oder Wundertäter — ein merkwürdiges Widerspiel der Dinge.

XXXIII. Sitte der Lebensbedürfnisse.

In der Wertschätzung der Lebensmittel stand das Haus nicht an erster Stelle, wie wir erwarten; es stand in der Mitte zwischen den beweglichen und unbeweglichen Gütern und wurde häufig zur Fahrnis gerechnet. Man sagte nicht „Haus und Hof", sondern umgekehrt „Hof, Hofstatt und Haus",[1] hielt es also für eine Zugehör zu jenem; war es doch tatsächlich oft nur eine Zugehör, ein Anhängsel zum Stalle, namentlich im Sachsenlande. Die wenigsten Häuser waren feste, massive Bauten, Burgen, wenigstens auf deutschem und slawischem Boden, und waren nicht aus Steinen, sondern aus Lehm und Holz gefügt.

Noch herrschte der germanische Holzbau vor, da niemand an Raum und Holz zu sparen brauchte. Haus stand neben Haus, in größeren Anlagen lagen Stallung, Küche, Backhaus neben der Wohnung, und selten erhob sich über einem unteren ein Oberstock. Die Leichtigkeit des Holzbaues ermöglichte ein rasches Aufschlagen von großen Versammlungshallen wie von kleineren Lauben, Laubhütten, Borkenhäuschen;[2] die Errichtung solcher Hütten ging mit fabelhafter Geschwindigkeit vor sich, so daß nach dem Berichte des Mönches von St. Gallen sogar die Langobarden darüber erstaunten.[3] Daher begreifen wir, daß oft große Reichsversammlungen, Konzilien an Orten stattfanden, die nur aus einigen Höfen oder Häusern bestanden. Freilich drohte den Holzhäusern stete Feuergefahr; ganze Ortschaften fielen dem Feuer zum Opfer.

Nun befahl Karl der Große, das Herrenhaus auf den Fronhöfen nicht mehr lediglich aus Holz, sondern wenigstens nach außen aus Stein zu bauen; ebenso errichteten die Vornehmen auf ihren Höfen eine starke Halle, versahen sie mit einem festen Turme und umschlossen sie mit einer Steinmauer. Wer es vermochte, baute wenigstens die Herdstube massiv, auch wenn das übrige am Hause aus Holz bestand. Diese Stube hieß nun von dem Herde oder Ofen (caminus), der sich darin befand, caminata, Kemenate,[4] ein

[1] Curtis cum domo, area cum casa.

[2] Stephani, Wohnbau II, 243.

[3] M. G. ss. 2, 760.

[4] Solche caminatae finden sich regelmäßig auf Fronhöfen; Maurer, Fronhöfe I, 123.

Wort, das allmählich den Sinn von Frauengemach erhielt, da die Frauen die Küche besorgten. Eine ganz ähnliche Bedeutung erlangte das Wort pisale, Pfiesel, vielleicht ein durch Hypokausten in römischer Art geheizter Raum.[1] Auch die unterirdischen Frauengemache, die Tunge, genecia, konnten geheizt werden. Ganz allgemein verlangte Karl der Große, die Frauenhäuser sollten gut eingerichtet sein mit Öfen, Dächern und Türen und gute Zäune haben.[2] Massiv gebaut wurde ferner die Kammer, der Schatzraum, der oft zugleich Schlafkammer war, die cella, das cellarium, der Keller, die Tunge, die Krypten, endlich die Untergeschosse, wenn ein zweiter Stock, ein Söller darauf lag.[3] Er war noch lange nicht die Regel selbst auf Königshöfen, so daß unter Ludwig dem Deutschen einmal die Söllerbretter brachen und er herabstürzte und zwei Rippen brach.[4]

Bei feuchtem Boden mußten Pfahlgestelle, die oft eine ansehnliche Höhe erreichten, als Untergrund dienen.[5] Auf hohen Gestellen ruhten, wie noch heute teilweise im hohen Norden, Speicher, Riegel (regulae). In vielen Gegenden heißt der Dachraum, der Dachboden, die Bühne heute noch Speicher.

Gegen den Straßenschmutz schützten einigermaßen hohe Schwellen, wie sie uns noch heute in romanischen Ländern auffallen. Die Türen waren in der Regel niedrig. Bessere Häuser zierten erzbeschlagene Türen, an denen wohl mächtige Türringe mit glotzigen Tierköpfen herabhingen. Das Licht strömte durch Luken im Dach oder an der Seite herein. Der Rauch des ständig brennenden Herdfeuers zog meist durch das Dachloch ab, das auch den Regen einließ. Rauch, Regen und Weibergezänk sind nach einem Sprichwort drei Hausübel.[6] Es war noch ein rauhes Geschlecht, das den Luftzug, Feuchtigkeit, Hitze und Kälte ertragen mußte und sogar Kopf- und Fußbedeckung entbehren konnte. Doch wirkte viel Holzausstattung, Gewebe und Rohrgeflechte der Unbehaglichkeit tüchtig entgegen.

---

[1] Französisch poêle.

[2] Ut genitia nostra bene sint ordinata, id est de casis, pislis, teguriis, id est screonis; et sepes bonas in circuitu habeant, et portas firmas, qualiter opera nostra bene peragere valeant. Capitul. de vill. 49.

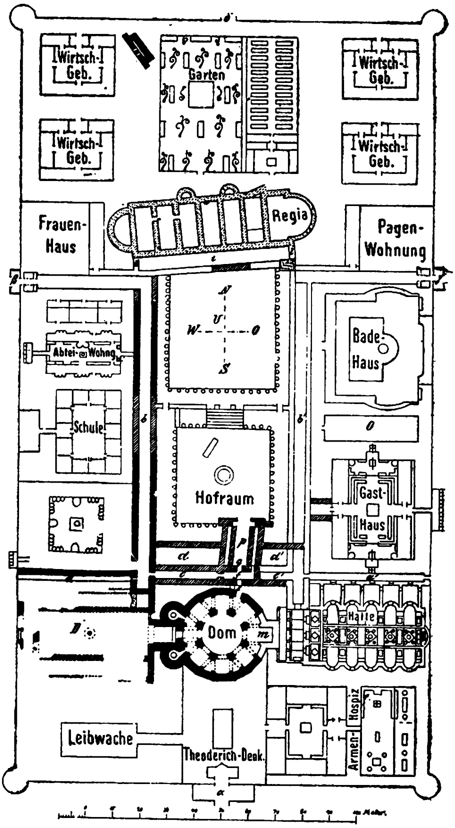
[3] Die Wölbung heißt volutio, die gewölbte Decke camera, der Gewölberücken testudo, die hölzernen Hilfsbögen heißen subsidiarii arcus, fornices. Arcus sind die Grundbögen, die die Mauer über Säulen tragen. Zur Errichtung des Gewölbes diente ein Gerüst, machina, und ein Hilfsgerüst, contabulatio. Zuletzt wurde der Schlußstein (camerae umbilicus) eingesetzt.

[4] Ch. Regin. 870.

[5] Habitacula a terra erant in sublime suspensa, ut sub eis non solum militum milites et eorum servitores, sed omne genus hominum ab iniuriis imbrium vel nivium, gelu vel caumatis possent defendi, nequaquam tamen ab oculis acutissimi Karoli valerent abscondi (Mon. Sangall. 1, 30, M. G. ss. II, 745).

[6] Sunt tria damna domus: imber, mala femina, fumus. A fumo, stillante domo, nequam muliere te remove, tria namque solent haec saepe nocere (Anticerberus).

Gewebe schützten die Wände und Strohmatten bedeckten den Boden. Die Fensterluken verschloß, wer es vermochte, mit Tüchern, Holzplatten, Läden und Gitterwerk, unter Umständen sogar mit Horn und Glas und brachte gegen den Regen über dem Dachloch ein Schirmdach, testudo, an, das auf vier Posten an den Enden der Öffnung ruhte;[1] besonders zahlreich sind diese Schildkröten in den Schulzimmern in St. Gallen angebracht. Hier stehen auch Schornsteine oder Schüröfen[2] als freistehende Türme außerhalb des Hauses, durch Rohre[3] mit der Herdstelle oder mit Hypokausten verbunden. Das Dach war nach Plänen von St. Gallen entweder sattel- oder zeltförmig — beide Formen erinnern an die ursprünglichen Zelt- und Hausformen — oder flach nach römischer Art, und die Bedeckung bestand aus Stroh,[4] Rohr



Die Pfalz in Aachen rekonstruiert. Die schwarzen Umrisse bezeichnen das karlingsche Mauerwerk, die schräg schraffierten Linien beziehen sich auf ältere Fundamente. O ist vielleicht die Wohnung der Hofbeamten, D der Vorhof des Münsters mit dem Pinienapfel, das auffallend kleine Gebäude nördlich ist das Klaustrum der Kanoniker. α Südeingang, β Westeingang, γ Osteingang, δ Nordeingang, cc′ Portikus, dd′ Kleiderraum für die Geistlichen.

[1] Wie bei den Römern bedeutete testudo zunächst ein Schirmdach für Krieger. Angelsächsisch heißt testudo Borddecke. In einem angelsächsischen Rätselgedicht wird der obere Teil einer Schwertscheide so geschildert, als ob er ein Dach wäre: pangitur et secto cunctum de robore culmen pellibus exterius strictim, quae tegmina tute offensam diris defendunt imbribus aulam.

[2] Praefurnium.

[3] Exitus, evaporatio fumi.

[4] An einer bei Aschersleben gefundenen Hausurne ist Strohdeckung deutlich erkennbar (Allg. Bauzeitung 1881 S. 76); eine Lederdecke setzt der oben Nr. 1 angeführte angelsächsische Vers voraus.

und Flechtwerk, bei besseren Häusern aus Schindeln und Ziegeln. Ja sogar Metallplatten aus Zinn, Kupfer oder Blei, selbst Silberblei und Gold wurden verwendet. Den blinkenden Schein der Dächer Jerusalems konnte sich der Heliandbichter wohl vorstellen.

Zur Küche, Stube und Kammer gesellte sich auf Bauernhöfen der Stall, zumal seit der Verbreitung der Stallfütterung. In vielen Orten diente das Untergeschoß als Stall. Seitdem das Dreschen in bedeckten Räumen aufkam, bedurfte der Hof auch einer größeren Scheuer oder Tenne, worin nach Otfried die Knechte mit Flegeln und Wurfschaufeln arbeiteten.[1] Daß dieser Bau nicht allzu hoch hinaufreichte und vielfach erst im späteren Mittelalter entstand, zeigte sich in seiner gesonderten Behandlung. Er liegt mit dem Schuppen meist quer hinter dem Wohngebäude, das mit dem Giebel stets auf die Straße schaut — so in allen fränkischen Gebieten. Bei den Alamannen schließt er im Winkel, noch häufiger aber in gleicher Linie an das Haus sich an. Auf reichen Höfen umsteht die Wohnung mit dem Stall, der Scheuer und dem Schuppen einen breiten viereckigen Hofraum und bildet ein stattliches Ganzes, das einen festungsartigen Eindruck hervorbringt.[2]

Diesen Höfen dienten als Vorbild die Pfalzen und großen Fronhöfe, die selbst in gewissem Sinne Festungen und Kastelle waren. Den Hauptraum beanspruchte der Saalbau, die Pfalz im engeren Sinne, der Palas, auch Malberg und Regia genannt, ein den alten Basiliken entsprechender länglicher Bau, den eine Apsis oder ein Turm abschloß. Zu Aachen lief dieser Bau, die Regia, parallel dem Münster, jenem berühmten Rundbau mit vorgelagertem länglichen Atrium,[3] und in der Mitte zwischen beiden Räumen stießen zwei große Höfe aufeinander. Westlich an diese Höfe reihten sich die Wohnungen der Hofkleriker, an deren Spitze der Kanzler und Kaplan stand, die Palastschule, und auf der anderen östlichen Seite die Wohnung der Beamten, das Gast-, Bade- und Pagenhaus an, und in der Fortsetzung lagen Stallungen und Wirtschaftsgebäude, auf die der Kaiser großen Wert legte. Nördlich von der Regia erstreckte sich der Garten, und entgegengesetzt südlich von dem Münster hatte die Leibwache ihr Quartier. Noch stärker als zu Aachen trat der Wirtschaftscharakter der Pfalzen an anderen Orten, zu Kirchheim im Elsaß, zu Bodman, zu Verberie hervor, wie die erhaltenen Reste beweisen.[4]

Kaiser Karl fühlte sich als Landwirt, freute sich am Feld-, Garten- und Weinbau und wollte die Nähe von Vieh aller Art

[1] I, 27 v. 130 ff.
[2] Vgl. V. Band S. 33.
[3] In der Kaiserpfalz zu Goslar bildete der Saalbau einen rechten Winkel zum Dome; letzterer lief also senkrecht auf den Saalbau zu und ein bedeckter Gang vermittelte zwischen beiden Gebäuden.
[4] Stephani, Wohnbau II, 102, 136, 214.

nicht missen. Er kleidete sich selbst mit Vorliebe wie ein Bauer, zog einen kurzen Rock über das leinene Hemd, schützte Schulter und Brust mit Pelzen und die Oberbeine mit Kurzhosen, die nicht allgemein Regel waren; eher waren es schon die Strumpfschuhe.[1] Als einmal ein halbverendeter Bär dem Kaiser die Beinbinden und die Schuhe zerriß, zogen alle Jagdgenossen ihre Bruche herunter und boten sie dem Herrscher an. Da die großsprecherischen Griechen einem fränkischen Gesandten große Geschenke in Aussicht stellten, meinte Karl, es wäre besser gewesen, sie hätten ihm eine leinene Hose mit auf den Weg gegeben.[2] Die ausländische Tracht, mochte sie noch so schön sein, verschmähte er; nur auf Wunsch des Papstes Hadrian und seines Nachfolgers Leo zog er römische Tracht, lange Tunika, Chlamys und Schuhe an. An hohen Festen erschien er in golddurchwirktem Gewande, edelsteinbesetzten Schuhen und goldener Mantelspange mit einer Krone aus Gold und Edelsteinen.[3]

Karls eigene Hofleute und Großen verschmähten die einfache Tracht; ihre Kleidung bestand nach der Beschreibung eines St. Gallener Mönches aus Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, scharlachnen Fußbinden und leinenen Hosen von derselben Farbe, aber mit kunstreicher Arbeit verziert. Über die Binden erstreckten sich in Kreuzesform innen und außen, vorn und hinten lange Schnüre. Dann kam ein Hemd von Glanzleinwand[4] und darüber das Schwertgehänge. Um den Leib flatterte ein grauer oder blauer Mantel, viereckig und doppelt, so geformt, daß er, über die Schultern gelegt, vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Mit dem Mantel trieben viele großen Luxus; sie nahmen dazu Purpur und Seide, mit Gold und Silber gestickt. Der Luxus vieler seiner Diener ärgerte den großen Kaiser nicht wenig. Als daher einmal seine Hofleute in dieser Art festlich gekleidet waren, führte er sie an einem regnerischen Tage auf die Jagd. Er selbst trug nur seinen einfachen Schafpelz und erlitt keinen Schaden, seine Begleiter aber wurden nicht nur tief durchnäßt, sondern ihre feinen Gewande wurden auch arg beschmutzt und zerrissen. Um das Maß noch voll zu machen, lud er sie nach der Heimkehr ein, beisammenzubleiben: „Keiner von uns ziehe seinen Pelz aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf unserem Leibe besser trocknen könne." Als sie tief in der Nacht in ihre Zimmer kamen und ihre Gewande auszogen, riß alles zusammen und allerorten erhob sich lautes Jammern, daß sie an einem Tage so viel Geld verloren hätten.

---

[1] Fasciolae crurales, tibialia, coxalia; Eginh. v. 23; M. Sang. 1, 34; vgl. I, 206; Kultur d. a. Kelten u. Germanen 197.

[2] Mon. Sang. 2, 5.

[3] Eginh. v. 23.

[4] Clizana, M. Sang. 1, 34.

Eben weil sie eine größere Beweglichkeit gestatteten, liebte Karl die kurzen Mäntel, die Saga, und hatte sogar nichts dagegen, daß sie etwas Schmuck aufwiesen und nach keltischer Art gemustert waren. Aber seine Hofleute kürzten die Mäntel noch mehr, legten das Hauptgewicht auf die kostbare Ausstattung, bezahlten hohe Preise und trugen sich stutzerhaft. Da schalt Karl; mit einem tüchtigen Mantel, meinte er, könne man sich nachts zudecken, aber die kurzen Lappen taugten nichts. „Was helfen mir die bunten Lappen," sagte er, „im Bett kann ich mich mit ihnen nicht decken, zu Pferde können sie mich nicht schützen gegen Wind und Regenwetter und kommt mir ein Bedürfnis an, so verfrieren mir die Beine." Einen befreundeten angelsächsischen König forderte er auf, er möge den Befehl erlassen, daß die Mäntel wieder in jener Länge angefertigt würden, wie die Franken sie seit alter Zeit bezogen hätten. Die Sachsen behielten die langen Mäntel bei, was Widukind eigens hervorhebt.[1]

Wie in der Kleidung blieb Karl in den Tischgewohnheiten altgermanischer Art treu und brach mit den üppigen Sitten seiner fränkischen Vorfahren. Sein Hauptmahl bestand aus vier bis fünf Gängen, in denen das Fleisch überwog: Ochsen-, Hammel- und Schweinefleisch, namentlich aber gebratenes Wildpret, das am Spieße aufgetragen wurde. Zur Würze dienten einheimische Mittel, solange der ausländische Pfeffer und andere Gewürze noch allzu hoch im Preise standen: Fenchel, Polei, Lavendel, Koriander, Minze. Um so mehr Mißbrauch trieben die Griechen mit den Gewürzen. Daher klagte nachmals Liutprand über die mit Knoblauch und Zwiebeln gefüllten, in einer Fischlake schwimmenden Braten, über die Öl- und Fischgerichte und über den Harzwein Konstantinopels. Noch viel schwerer ging es, sich in die künstliche Etikette der Griechen zu fügen. So bestand die Sitte, daß niemand an der königlichen Tafel ein Tier oder einen Teil desselben auf die andere Seite wenden durfte, sondern nur so, wie es ihm vorgelegt war, von oben ab essen mußte. Nun erhielt aber einmal ein Gesandter Karls des Großen einen Flußfisch mit gewürzter Brühe übergossen auf einer Schüssel vorgesetzt; und als der Gast, der jene Sitte nicht kannte, den Fisch auf die andere Seite legte, erhoben sich alle und sprachen zum Kaiser: „Herr, Ihr seid so beschimpft worden wie Eure Vorfahren noch nie." Wegen dieses Verbrechens sollte der arme Mensch zum Tode geführt werden; der Kaiser gewährte ihm aber zuvor noch die Gnade, daß er eine Bitte stellen dürfe. Dieser bat nun den Kaiser, den Mann blenden zu lassen, der gesehen haben wollte, wie er den Fisch umwandte, was der Kaiser auch zusagte. Darüber erschrocken, entschuldigte sich einer um den anderen, daß er diesen Vorfall nicht bemerkt hätte.[2]

---

[1] R. g. S. 1, 9. Über die Barttracht s. S. 2, 89 und Kap. LII.
[2] Mon. Sangall. 2, 6.

Den frühen Morgen pflegte Karl dem Gottesdienst zu widmen und nach Vollendung desselben das Frühmahl zu nehmen. Er ging in die Frühmette in einer Art Schlafrock, in „einem langen und schleppenden Gewande“, wie der Mönch von St. Gallen sagt, dessen Gebrauch und Namen jetzt abgekommen sei.[1] Die Kleriker aber kamen schon angekleidet in die Vorhalle oder in den kleinen Hof und warteten hier oft lange, bis der Kaiser erschien. Manchmal überfiel sie dabei der Schlaf, und einer legte dem anderen sein Haupt in den Schoß. Erst nach der Mette zog der Kaiser, in seine Kammer zurückgekehrt, kaiserliche Gewänder an. Wenn er von der Kirche zurückkehrte, erzählt Theodulf, drängte sich in den Vorhallen der Pfalz unzähliges Volk, viele Hilfe- und Rechtsuchende neben den Vasallen. Der Morgenempfang, der im kleinen Maßstabe auch an den Fürsten- und Herrenhöfen stattfand, erinnert an den römischen Klientenbesuch und wird auch im Leben der hl. Mathilde und anderer Heiliger erwähnt. Nur wenigen Edlen, bemerkt Theodulf, ist der Zugang gewährt. Drinnen steht Karl unter den Seinen, alle überragend. Karl und Ludwig, seine Söhne, nahen sich ihm, beide von stattlichem Wuchs, und nehmen ihm Mantel, Handschuh und Schwert ab, und dort naht die Schar der Jungfrauen. Karl wendet seinen Blick bald auf die Knaben, bald auf die Mädchen. Die Töchter bringen ihm Blumen, Rosen, Veilchen und Lilien, Rothaid reicht ihm Äpfel, Hiltrud Brot und Theodrad Wein. Sie sind verschieden und doch alle gleich herrlich, jene strahlt von Perlen, diese von Gold, die eine ziert eine Spange, die andere ein Armring und diese ein Halsband, die eine trägt ein eisenfarbenes Kleid, die andere ein gelbes.[2]

In ihrer Mitte genoß Karl seinen Imbiß, dessen Bedeutung der Hofdichter abschwächt,[3] als hätte er nur Brot, Wein und Äpfel umfaßt. In Wirklichkeit war es das ausgiebige germanische Frühmal, worauf sich Karl nach alter Sitte zur Ruhe niederlegte,[4] im Sommer zwei bis drei Stunden. Noch während er Schuhe und Gewand niederlegte, ließ er die Freunde vor und hielt die Hofversammlung, den kleinen Rat, wo alle wichtigen Angelegenheiten besprochen und Gericht gehalten wurde. Der Kämerer Megenfried, ein Mann mit kahlem Scheitel, begab sich zu denen, die des Kaisers Recht und Hilfe suchten, wies zurück, nahm an und ließ eintreten.[5] Wenn der Pfalzgraf von einem mächtigen Rechtsstreite sprach, befahl er sogleich die Parteien hereinzuführen und erteilte, als säße er auf

---

[1] L. c. 1, 31; vgl. I. Band 267.

[2] Ferruginea, lutea; M. G. p. l. 1, 486, 372.

[3] Compita.

[4] Prandium. Nur so läßt sich der Widerspruch zwischen Theod. c. 25, 235 u. Eginh. v. 24 lösen.

[5] Nach einer späteren Legende hing eine Glocke an seinem Palasttore, die jeder, der beim Kaiser Recht suchte, läuten durfte.

dem Richterstuhle, das Urteil. Auch Bettler drängten sich herzu; es entstand ein solches Gewühl, daß ein stiller Gelehrter wie Walafried davor zurückschauderte. Der Schmutz der Bettler, die vom Kaiser Ludwig dem Frommen Almosen heischten, stieß ihn nicht weniger zurück als das Geschrei der hadernden Parteien, die Recht suchten.[1]

Waren die Geschäfte erledigt, die Audienz vorüber, so folgte das Abendmahl. Der gelehrte Hofstaat versammelte sich, und der Kaplan sprach das Tischgebet und segnete Speise und Trank, die ergiebig, aber nicht üppig waren. Mancher Bischof hielt mehr auf ein gutes Essen. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einem solchen Manne, der die Gesandten des Kaisers köstlich bewirtete. Schon der Saal war mit herrlichen Teppichen geschmückt, auf den Tischen prangten goldene, silberne und mit Edelsteinen geschmückte Gefäße, und auf den Stühlen lagen Federpfulben mit Seidenstoff überzogen. Kunstreiche Sänger machten Musik, bei deren Klang die härtesten Herzen weich wurden. Fleischer, Bäcker und Köche bereiteten die auserlesensten Gerichte. Nachdem die Magen überfüllt waren, folgten Getränke aller Art mit reizenden Zutaten und Gewürzen bereitet, in solcher Fülle, daß die meisten Becher voll stehen blieben. Neue Leckerbissen mußten wieder zum Genusse reizen. Diesem Feinschmecker von Bischof steht das Bild eines andern Bischofs entgegen, der dem Kaiser an einem Fasttage nichts anderes vorzusetzen wußte als einen guten Käslaib. Karl vermied es den Mann in Verlegenheit zu bringen, verlangte nichts als ein Messer, womit er die Rinde abschnitt und wegwarf. Der Bischof aber bemerkte, das, was er wegwerfe, wäre gerade das beste. Halb zum Scherze, halb zum Ernste strafte ihn Karl damit, daß er ihm befahl, jährlich zwei Wagen voll Käse nach Aachen zu schicken und die Sendung vorher auf ihre Güte zu prüfen.[2]

Hatte der Kaiser gespeist, so setzten sich die Herren zu Tische, die Karl bedient hatten, die Hoftruchsessen, Schenke und Tafelmeister im Herzogsrange, und ihnen warteten Grafen und andere Würdenträger auf. Nach diesen speiste ihr Gefolge; dann kamen die verschiedenen Hofbeamten an die Reihe, hierauf die Diener und endlich die Diener dieser Diener, so daß die letzten nicht vor Mitternacht zum Mahle kamen. Mit Rücksicht auf diese Sitte mußte Karl oft seine Mahlzeit etwas frühe ansetzen; deshalb tadelte ihn einmal ein Bischof, daß er in der Fastenzeit, wo das Frühmahl ausfiel, zu bald die Vesper singen ließe und die Hauptmahlzeit zu frühe ansetze. Da strafte ihn Karl damit, daß er ihn die ganze

[1] Hinc detractorum, sonat illinc clamor egentum nudaque stercoribus sordescunt crura nigellis. Has umquam Musae si dilexere nitellas, stercora, clamores, caenosa fluenta, tumultus, respondere tibi nequaquam differo. M. G. p. l. 2, 370.

[2] M. Sang. 1, 18, 15.

Fastenzeit hindurch nach allen Dienern essen ließ. Der Mönch von St. Gallen, der dies erzählt, meint, der Kaiser hätte, da er von 2 bis 3 Uhr zu speisen pflegte, die Fastenordnung, die die Non vorschrieb, nicht gebrochen, aber der Bischof, der nach dem Mönche über seine Strafe recht betroffen war, hatte doch einen gewissen Grund zur Klage; denn das Bestreben ging offenbar dahin, die Non bei Halbfasten, die Vesper bei Ganzfasten früher zu verlegen. Zu gleicher Zeit tadelt Theodulf von Orleans, daß die Großen sich sogleich zum Essen stürzen, sobald es Non geläutet hatte, ohne das Ende des Gottesdienstes abzuwarten. Die Sext fiel daher später ganz weg, aber erst lange nach Karl dem Großen.[1] Während des Essens hörte Karl gerne Musik, Gesang und ließ sich ernste Stoffe vorlesen. Geistliche, mahnte die Kirche, sollten immer fromme Bücher vorlesen lassen. Einem englischen Bischofe hielt Alkuin einmal vor: „Was hat Ingeld (ein Sagenheld) mit Christus zu tun? Eng ist das Haus, beide kann es nicht aufnehmen.“[2] Daran mögen sich wohl kleinere Spiele angeschlossen haben, z. B. das Brettspiel, das schon die alten Deutschen geläufig spielten, das später in Verachtung gesunkene Würfelspiel, das uns schon im Kloster der hl. Radegundis begegnet und dem auch noch Otto der Große huldigte.[3] Als einmal Gesandte Kaiser Karls an den langobardischen Hof kamen, ließ der König schöne Pagen Spalier bilden, die allerlei schönes Spielzeug trugen; die einen hatten Falken, die anderen Spielbretter in der Hand.[4] Oft traten auch Mimen auf.

Bis tief in die Nacht dauerte die Geselligkeit, die die Deutschen mit reichlichem Tranke, mit Wein und Bier begossen. Doch zogen die Franken den Wein vor. Den Wein behandelten die Nordländer natürlicher, als es die Griechen und Römer gewohnt waren.[5] Daher entsetzte sich der Bischof Liutprand, als er in Konstantinopel einen mit Pech, Harz und Gips gemischten Wein vorgesetzt erhielt, den er verächtlich ein Badewasser nennt.[6] Dem großen Karl gefiel die Trunksucht der Deutschen wenig, namentlich auf Feldzügen, da sie die Ordnung störte. Wenn sie am Schlachtvorabend zu übermütig zechten, ging den Kriegern manche Schlacht verloren.[7] Karl

---

[1] Er war nicht der Urheber dieser Ordnung, wie ein englischer Gelehrte meint; Bilfinger, Horen 112. Messen zur Non s. Hist.-pol. Bl. 146, 258.

[2] Ep. 81. Hinield liest Dümmler (124).

[3] Spätere Gedichte nennen dafür das vornehmere, aber erst viel später verbreitete Schachspiel.

[4] Chron. mon. Sal. 12 (M. G. ss. 3, 479).

[5] Über die Flasche sagt ein angelsächsisches Rätsellied: Me terrent proprii, quos nobis confero, mores: vinum, laetificans homines, non leta bibebam, osque reducit de ventre quod suscepit ore; claudendi oris vel reserandi est vis mihi numquam.

[6] Leg. 63; vgl. auch Aristophanes Ritter am Schluß.

[7] Daraus erklärt Wace die Niederlage der Angelsachsen bei Hastings 1066.

tat, was er konnte, die Völlerei einzuschränken, verbot das gegenseitige Zutrinken, bestrafte trunkene Diener und Krieger hart, ging selbst mit gutem Beispiel voran und trank höchstens drei Becher Wein. Allein seine Strenge nützte wenig. Das ganze Mittelalter dauerte die schon jetzt erwähnte Sitte, dem Gast einen Schlaftrunk ans Bett nachzutragen.[1]

Nachts schlossen die Diener sorgsam Tür und Tor und bewachten sie, da unruhige Köpfe und Verschwörer gerne die Nacht zu ihren Untaten wählten. Zu Häupten der Schlafenden hing immer eine Waffe.[2] Eine ergötzliche Nachtszene schildert der Mönch von St. Gallen. Zu Regensburg verschwor sich der uneheliche Sohn Karls mit bayrischen und anderen Großen gegen sein Leben. Sie versammelten sich dazu in der Peterskirche und entdeckten am Schlusse ihrer Beratung einen Geistlichen versteckt hinter dem Altare. Diesen ergriffen sie und nötigten ihn, zu schwören, daß er ihr Unternehmen nicht verraten wollte. Um sein Leben zu retten, weigerte er sich nicht, zu schwören, was sie ihm vorsprachen. Aber als sie sich entfernt hatten, achtete er des gottlosen Eides nicht und eilte zur Pfalz. Hier drang er mit der größten Schwierigkeit durch Schlösser und Türen endlich zum Schlafgemach des Kaisers und an die Türe klopfend setzte er den wachsamen Karl in das größte Erstaunen, wer es doch wagte, ihn zu dieser Zeit zu beunruhigen. Doch befahl er den Frauen, die zum Dienste der Königin und seiner Töchter ihn zu begleiten pflegten, daß sie hinausgingen, um zu sehen, wer vor der Türe wäre und was er verlangte. Sie gingen hinaus, und da sie eine ganz geringe Person sahen, verschlossen sie die Tür und suchten mit unendlichem Gelächter, das Gesicht mit ihren Kleidern bedeckend, in den Ecken des Gemaches sich zu verbergen. Aber „der kluge Kaiser, dem nichts auf der Erde zu entgehen vermochte,“ fragte die Frauen, was sie hätten oder wer an der Türe klopfte? Und da sie ihm antworteten, es wäre ein abgeschorener, dummer, verrückter Schelm, der nur Hemd und Hosen anhätte und unverzüglich den Kaiser zu sprechen verlangte, da befahl er ihn hereinzuführen. Dieser fiel ihm gleich zu Füßen und eröffnete ihm alles nach der Ordnung.

Diese Erzählung bestätigt, was der Lobredner des Kaisers

---

[1] Als Eginhard einmal auf einem königlichen Hofgute einkehrte, gingen die Diener zum Keller, ihm Bier ins Schlafzimmer zu holen. Da floß aus dem Fasse Wein statt Bier, was sie allgemein für ein Wunder ansahen (Transl. ss. Marcellini et Petri 4, 44; Boll. Iuni I, 193).

[2] Nach einer späteren Sage hielten 120 Starke die Nachtwache und zwar in jeder der drei Abteilungen der Nacht je 40. Ähnlich wie das Bett Salomons im Hohen Liede war das Karls umstellt von 10 Kriegern zu seinen Häupten, 10 zu seinen Füßen, 10 zu seiner rechten und 10 zu seiner linken Seite. (Eine solche Engelwacht erbeten sich die späteren Nachtsegen.) Rechts von ihm lag ein Schwert, und links befand sich eine brennende Fackel; Paris, Hist. poet. 371.

Eginhard offen gesteht, daß die Zahl der Frauen am Hofe recht ansehnlich war. Karls Gewohnheiten erinnern an die merowingischen Höfe; nur daß die Gesittung und Bildung sich seither gehoben hatte. Karlmann und Karls Vater Pippin hatten sich an das strenge Ehegesetz der Kirche gehalten. Karl aber nahm nacheinander und nebeneinander verschiedene Frauen, obwohl er in seinen Grundsätzen viel strenger war als jene und im Sinne der Kirche die Wiederverheiratung Geschiedener verbot. Einigermaßen entschuldigt ihn der Umstand, daß die meisten seiner Frauen vortreffliche Eigenschaften besaßen und einen guten Einfluß ausübten. Besonders gerühmt wird die schöne Schwäbin Hildegard, mit der er in zwölfjähriger Ehe lebte, und die wissensdurstige Liutgard. Ein arges Weib aber war die Fränkin Fastrade. Im hohen Alter verband er sich mit einer Sächsin Gerswinde, und beinahe hätte ihn auch eine Angelsächsin beglückt. Eines Tages stellte sich nämlich Eadburg, die Witwe eines englischen Königs, der kein guter Ruf vorausging, dem Kaiser mit dem Hintergedanken einer Heirat vor und widmete ihm reiche Geschenke. Karl forderte sie auf, zwischen ihm und seinem Sohne zu wählen, wenn beide auf dem Söller ständen. Eadburg begehrte den Jungen, Karl erklärte bedauernd: Hätte sie ihn selbst gewählt, so hätte sein Sohn sie heimführen dürfen, so erhalte sie keinen von beiden. Er sperrte sie dann in ein Kloster und verwies sie, da sie sich zuchtlos benahm, auf die Heerstraße der Fahrenden, wo sie bettelnd einherzog und elend zugrunde ging.

Seine eigenen Töchter liebte er so zärtlich, daß er sich nicht von ihnen trennen wollte. „Er sagte," berichtet Eginhard, „er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause." „Er reiste nie und aß nie ohne ihre Gesellschaft; seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter folgten ihm in der hintersten Reihe, geschützt von Wächtern." Seine selbstsüchtige Liebe und Freude mußte er aber mit der Tücke des Schicksals bezahlen, bemerkt Eginhard; „er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltrittes gegen sie entstanden oder ein Gerücht darüber laut geworden." Aus der gleichen Zeit vernehmen wir noch keine Klagen über ihre Liebesabenteuer; Alkuin spricht etwas zurückhaltend nur von üblen Nachreden und warnt vor den „Tauben, die durch die Kammern der Pfalz schwirren". Erst einige Jahrzehnte später schreibt ein Geistlicher, seines Gönners Schwester Gundrade sei die einzige gewesen, die in diesem Pfuhle sich die Palme der Keuschheit verdient habe.[1] In einem offenkundigen Liebesverhältnis zu Karls Tochter Berta, das nicht ohne Folgen blieb, stand der Dichter Angilbert. Noch mehr

[1] Alcuin. ep. (D.) 244; M. G. Poetae lat. 2, 271. Pasch. v. Adalh. Mab. a. 4 a, 303.

weiß die Sage zu berichten; sie schmückt die Liebe Eginhards zu Emma mit einem romantischen Zauber aus, erklärt die Geburt des berühmten Sagenhelden Roland aus Beziehungen zwischen einem Seneschall und einer Schwester Karls und läßt den Sarazenenheld Galianus einer unerlaubten Liebe entsprießen. Der Mönch von St. Gallen erzählt von zwei Bastarden, die, aus dem Frauenhause zu Kolmar hervorgegangen, vom Kaiser zum Kammerdienst erwählt worden waren, aber nur ungern in dieser Stellung verharrten. Eines Tages machten sie, als der Kaiser schlief, einen Ausfall ins feindliche Lager, richteten Verwirrung an und wuschen mit ihrem und der Feinde Blut die Makel ihrer Geburt ab. Durch ähnliche Taten bewährten Roland und Galianus nach der Sage in früher Jugend ihre Mannheit.

Was am Hofe Karls des Großen geschah, war keine Ausnahme. Viele Große und wohl auch Kleine lebten, bevor sie eine rechtmäßige Ehe schlossen, in einer Art Probeehen, und nachdem sie kirchlich getraut waren, hielten sie sich nach altgermanischer Weise Nebenfrauen.

Beim niedern Volk stumpfte die Not und Härte des Lebens die Triebe ab. Doch dürfen wir nicht allzu viel Tugend voraussetzen. Ihre Lage erlaubte vielen Hörigen und Leibeigenen, ja auch höheren Hausdienern keine Ehe — man muß das immer im Auge behalten. An den Pfalzen und Fronhöfen mußte gut die Hälfte, mit Abzug der Witwen und Witwer gut ein Drittel, mindestens aber ein Viertel der Erwachsenen auf eine Familie verzichten, und unter den Kindern war ein großer Teil unehelich.[1] Mußten doch, wie wir eben sahen, selbst Karls Töchter auf die Ehe verzichten und, damit der Müßiggang sie nicht verdürbe, sich dem Spinnrocken und dem Webstuhle widmen.[2]

Zu jedem Hofe gehörte ein Frauengemach, worin Freie und Unfreie, meistens aber Unfreie den weiblichen Arbeiten oblagen; besaßen doch selbst Klöster solche Räume.[3] Diese Frauengemache, genecia, columbaria, ergastula, die an die alten Sklavenzwinger erinnern, boten von jeher Gelegenheit zu unerlaubten Beziehungen.[4] In solche unterirdische Zwinger verurteilte ein Volksgesetz freie Frauen, die Unfreie heirateten, und das Konzil von Touch 860

[1] Vgl. die Sittenschilderung translatio S. Marcellini 50, M. G. ss. 15 a, 253; Hincm. M. 125, 658, 1026. Inama-Sternegg, Wirtschaftsgesch. I², 704 Beil. V bringt eine merkwürdige Statistik.

[2] Einh. 19.

[3] Das Kloster Staffelsee beschäftigte 25 Mägde: est ibi genitium, in quo sunt feminae 25, in quo reperimus sarciles 5 cum fasciolis 4 et camsiles 5. M. G. Cap. 1, 252. S. S. 35.

[4] Geneciaria und meretrix wurde identisch gebraucht, vgl. L. Alam. 82 (M. G. II. 3, 74); Leg. Langob. Lotharii 88 (91); Regino de eccl. disc. II, 5, 37. Erant quoque ibi duo noti de genicio Columbrensi procreati; Mon. Sang. 2, 4; M. G. ss. II, 749.

Witwen, die ausschweifend in ihren Häusern lebten und sogar ihre Töchter preisgaben,[1] und ebendahin schickte die Kirche leichtfertige Nonnen, während es Kaiser Lothar I. im Langobardenrecht verbot, weil es die Unordnung noch steigerte. Vielleicht milderte eben unter dem Eindruck dieses Verbotes die Synode von Tribur 895 die früheren Bestimmungen.[2] Jedenfalls traten in der Folge manche Konzilien auf gegen die „Kunkelstuben" oder, richtiger gesagt, die Webstuben der Vorzeit. Von einer Tagesneuigkeit hatte man einst in Rom gesagt, sie sei in allen Badstuben verbreitet, jetzt hieß es, die Weiber aller Webstuben erzählen sie.[3]

Gegenüber diesen Unordnungen bedeutete das Auftreten eines Mannes wie Ludwig des Frommen nicht viel mehr als ein Schlag ins Wasser. Wer eine Dirne beherbergte, sollte sie auf seinen Schultern zum Markte tragen, wo sie gepeitscht wurde; die gleiche Strafe traf auch den, der sonst einen Verdächtigen beherbergte, er mußte ihn um die Pfalz herum zum Gefängnis oder zur Stäupung tragen.[4] Die Hofzucht sollte zum Muster dienen. Aber trotzdem vermehrte sich eher die Unordnung, als daß sie sich verringerte. Selbst Ludwig mußte sich in die schlechten Sitten der Zeit schicken. Er ließ sich aber selbst von den Weibern beherrschen, besonders von seiner zweiten Frau Judith, einer sanften Schwäbin, die ihn bewog, seine Söhne erster Ehe zu verkürzen, und dadurch eine Empörung verursachte. Er hörte die Worte der Mönche und Einsiedler lieber als den Klang der Schlachthörner, sang lieber Psalmen, las lieber die Bibel, als daß er die Reichsgeschäfte betrieben hätte. Kaum einen Tag in der Woche, klagte das Volk, fände er Zeit, zu Gericht zu sitzen. Als er einen Tag für dieses Geschäft anordnete, gab er den Auftrag zu sorgen, daß er nicht überlaufen würde. Umsomehr glaubten die Hofleute einen Anspruch zu haben auf Vergnügungen aller Art. Die Nächte durchtoben sie, sagt Hrabanus, und kaum haben sie ihren Rausch ausgeschlafen, so gehen sie auf Jagd oder geben sich Possen oder dem Spiele hin oder erregen Streit, bis das Essen von den Knechten bereitet sei. Ludwig der Fromme selbst verabscheute Schaustellungen, ging aber um so lieber auf die Jagd und ließ sich von Geistlichen begleiten, die ihm jeden Tag eine Jagdmesse lasen.

Die Jagd gehörte zu den Hauptzerstreuungen des Lebens neben dem Bad, dem Fischfang und Reisen. Auf die Jagd und den Fisch-

[1] Ed. Roth 221. Ad finem vitae in ergastulis retrusae poenitentiam agant; Mansi 15, 559; vgl. Synode v. Worms 868 c. 20.

[2] M. G. II. 4, 556; Cap. 2, 226, c. 23. Provideant viri potentes et maxime potentes feminae, ut in suis domibus adulteria et luxuriae concubinaticae et incesta adulteria non vigeant; cap. 2, 419. Die Tochter des Prokurators oder Maiers Ann. Fuld. 858. V. loh Gorz. 14.

[3] Ut dicitur, feminae in textrinis revolvunt, Hincmar. de div. L. int. 3; M. 125, 646.

[4] Ad cippum, M. G. cap. 1, 298.

fang hatte auch der gewöhnliche Mann ein Recht, doch begannen die Gesetze bereits starke Schranken aufzustellen: sie verbieten nicht nur das Fangen von Tieren auf fremdem Eigentum mittelst Netze, Fußangeln, Fallen, das Stehlen angeschossener und gefangener Tiere, sondern dehnen ihren Schutz allgemein auf das Edelwild aus. So verbietet das alamannische Gesetz das Töten von Rot- und Schwarzwild: wer des anderen Bären, wer einen Elch, Eber oder eine Sau tötete, verfiel der Buße von 6 Schillingen, wer solche Tiere stahl, verwirkte 3 Schillinge. Besonders empfindlich sind die Strafen, die Hunde- und Habichtdiebe traf: wer keine 5 oder 6 Schillinge aufbrachte, der sollte den Habicht auf seine Brust setzen und 6 Unzen Fleisch verzehren lassen oder dem gestohlenen Hunde den Hintern küssen. Das bayrische Gesetz unterscheidet den Kranich-, Gänse- und Entenhabicht. Die Falkenjagd war fast allgemein verbreitet in Italien und Frankreich; oblagen ihr doch sogar Bischöfe und Äbte, wie wir aus späteren Klagen vernehmen. Wenn ein König einen Dienstmann ehren wollte, schickte er ihm statt goldener Ringe Sperber und Falken.[1]

Wie es scheint, ließ man die Tiere auch zum Spiel gegeneinander kämpfen. In einer späteren Volkssage träumte einmal Karl der Große von einem Kampf eines Habichts mit einem Falken. Nach heftigem Streite schlossen die Vögel Frieden und schnäbelten sich. Ein weiser Meister deutete dies auf einen bevorstehenden Zweikampf, der mit dem Friedensschluß und der Freundschaft der beiden Feinde endige. Mit dem Falken wetteiferte der Jagdhund an wilder Kraft. Unter den Gegengeschenken, die der Kaiser dem Kalifen für seine Elefanten bot, befanden sich auch Jagdhunde, von deren die Gesandten rühmten, sie zerrissen jedes Tier. In der Tat bewährten sie sich bald gegen einen Löwen, vor dem alle Hirten geflohen waren. Von solchen Hunden berichtet der Mönch von St. Gallen, sie hätten durch ihre große Schnelligkeit Füchse und andere Tiere leicht eingefangen und ihrem Herrn lebend zugetragen, auch Wachteln und andere Vögel im schnellen Aufspringen erhascht. Auf diese Geschicklichkeit rechnete der Vasalle eines Bischofs, der sich für heilig hielt, als er eine List ersann, um sich bei ihm in Gunst zu setzen. Eines Tages ließ er nämlich seine Hunde auf einen Fuchs los, den er unbesorgt auf Mäuse lauern sah. Es gelang ihm, den Fuchs lebend in die Hand zu bekommen, er brachte ihn dem Bischofe und log diesen also an: „Herr, ich ritt durch jenes Feld und sah nicht weit von mir diesen Fuchs, da jagte ich mit verhängtem Zügel hinter ihm her, aber er entfloh so schnell, daß ich ihn kaum noch sehen konnte. Nun hob ich die Hand auf und beschwor ihn: Im Namen Rechos, meines Herrn, bleib stehen und rühr dich nicht vom Fleck. Und siehe, wie mit Ketten gefesselt blieb

---

[1] So nach den chansons de geste Karl der Große.

er an jener Stelle, bis ich ihn wie ein verlassenes Schaf aufnahm." Auf diese Weise setzte er sich bei dem Bischof so in Gunst, daß dieser ihm mehr Vertrauen schenkte als allen anderen Dienstleuten.

Die hohe Jagd glich einem förmlichen Kriegszuge und konnte daher nur von Großen unternommen werden. Das Nibelungenlied schildert Jagd und Krieg mit den nämlichen lebhaften Farben. Viele edle Männer starben an den vielen Unfällen der Jagd.[1] Die tiefen Wälder wimmelten noch von Raubtieren, Bären, Wölfen, auf die jederzeit die Jagd freistand. Daher entbehrte keine Jahreszeit dieses Vergnügens, weder der Winter noch der Frühling. Schon auf den Mai fiel die Wolfsjagd, auf den November die Eberjagd. Angilbert schildert eine Eberjagd am Hofe Karls also: Früh morgens, wenn die Sonne sich erhob, versammelte sich das Jagdvolk, lauter Lärm erscholl durch die Stadt, die Pferde wieherten, und das prächtig geschmückte Roß Karls freute sich auf die Fahrt ins Waldgebirge. Nachdem er die Messe gehört, tritt Karl herrlich heraus, und es folgen ihm die Knaben mit den Jagdspießen, später verläßt die hohe Königin ihr Gemach, sie trägt ein Purpurgewand, ein goldenes Diadem und eine Edelsteinkette um den Hals, ihr folgen die Jungfrauen.[2] Heller tönen die Jagdhörner und der Hunde Gebell durch die Morgenluft. Am Waldessaum werden die Hunde freigelassen und eilends jagen sie nach Wild spürend in das Dickicht. Sie haben schon einen bräunlichen Eber gefunden, mit lautem Ruf und Hörnerschall sprengen die Reiter nach, der Eber entflieht vor der Hatz auf die nächste Höhe. Dort wird der Ermüdete gestellt, grimmig wehrt er sich vor den Hunden, aber schon ist Karl da und federt das Wild. Kaum hat es sein Leben ausgehaucht und schon braust der Jagdzug von der Halde herab. Dahin und dorthin eilen die Großen, das Wild zu erjagen. Wenn dann genug erbeutet, kehrt die Gesellschaft zum Lagerplatz zurück, wo Zelte aufgeschlagen sind und ein fröhliches Mahl sie erwartet. Ist die Nacht hereingesunken, legt man sich dann zur Ruhe in den Zelten und setzt am anderen Tage die Jagd fort; denn wie noch im späteren Mittelalter nimmt sie mehrere Tage in Anspruch.

Ein Dienstmann begehrte Urlaub vom Kaiser, als er die Kunde von der Geburt eines Sohnes vernahm. Da spottete der Kaiser: „Was, wegen eines Welfen, eines Hündchens, willst du nach Hause eilen?" Das Kind wurde dann der Stammvater der Welfen, der Vater der Judith, der Gemahlin Ludwigs des Frommen. Wir sehen wie geläufig dem Kaiser Jagdausdrücke waren.[3]

---

[1] Richer. 2, 103; Thietm. 7, 10.

[2] Der gelehrte Angilbert unterläßt nicht, jeder Frau gebührend Lob zu singen; M. G. p. l. 1, 372.

[3] M. G. ss. 21, 458. Welf (catulus) bedeutet auch einen jungen Löwen (3, 356). Eine kreißende Hündin als Sinnbild der latrantes nebulones: S. Dunelm. 957.

XXXIV. Bildung und Kunst.

Karl der Große war eine praktische von Zwecken beherrschte Natur; er war Landwirt, Verwalter, Krieger, Herrscher. Praktische Naturen pflegen für die reine Wissenschaft keine besondere Begeisterung zu hegen, und wenn sie eine Neigung besitzen, ist sie nicht selbstlos; sie schätzen die Wissenschaft und Kunst meist nur um der Zwecke willen. Auch Karl stand unter diesem Gedankenbanne: die Wissenschaft sollte ihm tüchtige Gelehrte liefern, die Künste, den Gottesdienst verherrlichen, die Schulen sollten nicht nur Geistliche heranbilden, sondern auch dem Volke oder wenigstens dem vornehmsten Teile des Volkes, den Freien, dienen. Er wünschte das Volk nicht nur für religiöse Vorstellungen zu gewinnen, sondern in seinem Geistesleben innerlich zu heben; fühlte er sich doch gewissermaßen selbst als Seelsorger und glaubte verantwortlich zu sein für das Seelenheil seiner Untertanen.

Damit ging er weiter als viele geistliche Ratgeber. Die kirchlichen Kreise beherrschte eine viel zu ausschließliche Sorge für die geistliche Erziehung; sie dachten kaum an die Laienbildung, geschweige an Volksbildung, wie es sich nach Karls Tode sogleich offenbarte. Er wollte, daß das Evangelium wie ein mächtiger Baum alles überschattete, wie ein Sauerteig alles durchdränge, und sah es nicht gerne, daß ihm die Kirche alle tüchtigen Männer entzog. Statt der ausschließlichen Klosterschulen wünschte er Volksschulen, unter denen allerdings nicht die heutigen Volksschulen zu verstehen sind. In jedem Kloster oder Domstifte, verlangte eine Synode von 789, sollten Schulen sein, worin Knaben die Psalmen, die Schriftzeichen, den Gesang, das Berechnen der kirchlichen Festtage und die Grammatik erlernen könnten, und zwar nicht nur solche, die in den Kloster- oder Mönchstand eintreten wollten; denn sonst hätte die Verordnung etwas Überflüssiges angestrebt, da für diese schon längst und überall Schulen bestanden. Jedenfalls suchte Karl die schon vielfach bestehenden Pfarrschulen zu erweitern.[1] Bisher hatte der Pfarrer oder Diakon höchstens die Verpflichtung, die Kinder den Glauben, das Vaterunser, die Gebote zu lehren, und diese Pflicht lag ihnen nur dann ob, wenn die Taufpaten ihre Aufgabe versäumten.[2] Karls Gebot geht viel weiter, er verlangte, jeder solle seine Kinder zur Schule schicken und sie so lange besuchen lassen, bis sie im Glauben genügend unterrichtet seien. Unter dem unbestimmten Ausdruck „jeder" hat die Verordnung zunächst hauptsächlich die Freien im Auge, ohne die Unfreien auszuschließen. Denn in einer

[1] Synode von Mainz 813 c. 45.
[2] Honor. gemma animae 3, 115.

ähnlichen Verordnung, die der Karls wohl nachgebildet war, spricht König Alfred von England von Freien, die den Unterricht aufsuchen sollten.[1]

Wenn die große Masse das Vaterunser und den Glauben zu lesen verstand, mußte die Kirche und der Staat zufrieden sein. Ohnehin waren bei dem bildungsfeindlichen Sinne der Germanen Karls Bestimmungen noch verfrüht. Die Italiener waren hierin immer viel eifriger, aber auch weltlicher als die Nordländer.[2] Nur soweit der Kaiser und seine Gehilfen selbst Hand anlegten, konnte er seinen Willen durchsetzen. Daraus erklären sich die Schulerlasse Theodulfs von Orleans und eines Hathumar von Paderborn. Karl verlangte ausdrücklich, daß nicht nur Niedriggeborene, sondern auch Freie die Bildungsgelegenheit benützen möchten.[3] In die Hof- und Pfalzschulen mußten seinem Wunsche gemäß auch die Knaben der Vornehmen eintreten, und da half es dann dem edlen Frankenkinde nichts, wenn es mit Verachtung auf Schreibtafel und Grammatik herabsah. Karl kannte Mittel und Wege, die angeborene Bildungsverachtung den Germanen auszutreiben. Mit Genugtuung berichtet ein Schriftsteller, wie er einmal mit flammenden Worten sich an die adeligen Püppchen wandte: „Ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit," rief er, „wenn ihr eure Trägheit nicht durch Fleiß wiedergutmacht, so werdet ihr nie etwas Gutes von mir erhalten."[4] Den fleißigen Schülern niederer Herkunft aber versprach er Bistümer und Klöster, worauf die Freien ein Alleinrecht zu haben glaubten. Nach dieser Mahnung gehandelt hat er freilich weniger als sein Sohn Ludwig und Heinrich der Heilige. Fromme Männer und unfromme, herrische begünstigten unterwürfige Menschen unfreien Standes. Doch machte man auch mit ihnen schlimme Erfahrungen, wie dies Thegan, der Lobredner Ludwigs des Frommen, bezeugt. Er erinnert an Jerobeam, der wahllos Priester aus dem Volke nahm und dafür vom Herrn vernichtet wurde. Die jungen Leute niederer Herkunft verlachen und verspotten, sagt er, sobald sie etwas gelernt hätten, die Greise edler Abstammung, ziehen ihre ganze Verwandtschaft nach und suchen sie emporzubringen. Zwei Aachener Synoden geboten die Zulassung von Freien in die Klöster und in den Kirchendienst;[5] ein merkwürdiges

---

[1] Vorrede zur Pastoralregel Gregors.

[2] Hos servant Itali post prima crepundia cuncti, et sudare scholis mandatur tota iuventus: solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur, ut doceant aliquem nisi clericus accipiatur; M. G. ss. 11, 251. In Langobardia est fons sapientiae; l. c. 4, 109. Vilgard von Ravenna erklärte Vergil, Horaz, Juvenal für inspiriert und berief sich auf sie wie auf die Bibel; Glaber h. 2, 12.

[3] Non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios adgregent sibique socient. Et ut scolae legentium puerorum fiant; M. G. cap. 1, 60. Mansi 13, 998.

[4] Mon. Sang. 1, 3. [5] 789 c. 71; 817 c. 119.

Gebot angesichts der Tatsache, daß der Adel mehr und mehr das Übergewicht in den Klöstern und Stiften erlangte und ein neues Vorrecht entstand. Reiche Klöster und Stifte, besonders Frauenkonvente und Domkapitel, nahmen nur noch Freie auf.

Die Freien legten ihre Abneigung gegen die Bildung und ihr Vorurteil gegen das Lateinische ab; denn Latein war eben die Grundlage der Bildung. Die ältesten lateinischen und deutschen Dichtungen stammen von Vornehmen. Die Kirche betrachtete die Volksprache mit einem gewissen Mißtrauen, nicht nur wegen ihres rohen ungebundenen Charakters, sondern weil sie mit dem Heidentum allzusehr verwachsen schien, und bemühte sich auch im Volke das Verständnis für das Lateinische zu erwecken. Karl selbst verlangte, daß die Gemeinde bei der Messe Gloria und Sanktus mit dem Priester sänge, und unter seinen Augen erließ die Synode 813 den Beschluß, daß die Gläubigen das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser lateinisch lernen.[1] Duldsamer als die abendländische Kirche war die morgenländische gegen die Volksprache, und doch entging auch sie nicht der Versuchung, Slawen das griechische Idiom aufzudrängen. Widerspenstige Slawen, die mit Gewalt zum Christentum bekehrt worden waren, murmelten statt Kyrie eleison etwas, das nach ihrer Sprache etwa bedeutete: „die Erle im Busch". Später nahmen sie den Vers wohl an, aber nur in slawischer Übertragung hospodin pomiluy ny.[2] Dem Erneuerer des römischen Kaisertums, dem die universelle Idee des Gottesreiches vorschwebte, mochte sich wohl der Gedanke aufdrängen, ob nicht das Latein als allgemeine Volksprache eine wesentliche Voraussetzung des Reichsbestandes sei, umsomehr als in der Westhälfte seines Reiches das Vulgärlatein herrschte. Unter dem Volke war später noch der Aberglaube verbreitet, man dürfe zu Gott nur in drei Sprachen, in hebräischer, griechischer und lateinischer, reden, und die Gebildeten sahen die Volksprache für eine Bauernsprache an. Noch im elften Jahrhundert schrieb ein Metzer Mönch von einer Stadt, die die Bauern Spinal (Epinal) nennen, und ein Regensburger Mönch von Herbipolis, die die Bauern Würzburg heißen.

Aber das Volk machte eben doch die Masse aus, und die Kirche konnte darüber nicht hinwegsehen. Von jeher wurde die Predigt in der Volksprache gehalten. Vom hl. Magnus berichtet seine Lebensbeschreibung, er habe gegenüber seinem Lehrer Kolumban den Vorteil besessen, daß er nicht nur die lateinische, sondern auch die barbarische Sprache verstand. Das gleiche berichten die Legenden von anderen Missionaren. Bei der Taufe mußten nach der Anordnung des hl. Bonifaz die Fragen und Abschwörungen in deutscher Sprache geschehen; ebenso konnte die Beichte der Landessprache

---

[1] Mansi 14, 74, 393.

[2] M. G. ss. 3, 755; 9, 169, 196, 203. L. c. 4, 469, 528.

nicht entbehren. So hatte es nichts Auffallendes, daß noch zu Lebzeiten Karls die Kirche das wichtige Zugeständnis machte, daß das Volk die ehrwürdigen Gebete des Vaterunsers und des Glaubens deutsch beten dürften.[1] Dazu kamen sicher noch andere Formeln. Wenn eine englische Synode schon im Jahre 747 die Übersetzung der Meß- und Taufgebete in die angelsächsische Sprache empfahl, so dürfen wir Ähnliches auch für Deutschland voraussetzen. Karl selbst zeigte ein für jene Zeit auffallendes Verständnis für die Volksprache und die Volksdichtung, er ließ eine fränkische Grammatik verfassen und deutsche Heldengesänge aufzeichnen.[2]

In seinen literarischen Neigungen bewährte Karl einen gesunden Geschmack; blieb er auch nicht unberührt von der herrschenden Überfeinerung, so verabscheute er doch über alles die barbarische Vernachlässigung der Form. Den Mönchen gegenüber, die sich darin gefielen, das Sprach- und Formgefühl zu verletzen, hob er hervor, daß ein guter Stil auch ein gottwohlgefälliges Werk sei. Er hielt viel auf Korrektheit und verbesserte selbst Evangelienhandschriften nach älteren Vorlagen.

Es gelang ihm, eine stattliche Schar gelehrter Männer zu sammeln, den Theologen Alkuin, die Geschichtsschreiber Eginhard und Paul den Diakon. Paulus schrieb später zu Monte Cassino die Geschichte der Langobarden und verriet hier eine starke patriotische Ader, obwohl er wahrscheinlich einer romanischen Familie entstammte, während Eginhards Wiege in Deutschland, in der Maingegend, stand. Er war ein kleines geschäftiges Männchen, hatte seine Freude an dem Zierlichen und Hübschen, wußte aber auch große Stoffe zu würdigen. Er stellte die Ereignisse nicht nur klar dar, sondern verband sie zu einem gegliederten Ganzen.

Der bedeutendste Dichter der Tafelrunde Karls war der Westgote Theodulf. Seine Stimmung wechselte zwischen der in der Zeit liegenden Schwermut und Trauer, in der er oft das Weltende nahe glaubte, und zwischen heiteren spöttischen Launen. Er verhöhnte die kleinen Dichter am Hofe: die Elster, der Pfau, die Krähe machten lauten Lärm, die Amsel schwiege. Alkuin hebt einmal die Nobilität Angilberts seiner eigenen Rustizität gegenüber hervor. Zum Leidwesen Alkuins zeigte Angilbert mehr Neigung zu Possen und zur Mimik, als sich mit einem ernsten Manne und Abte vertrug.[3] Alkuin verweilte ungern am Hofe, er wollte von der Politik nichts wissen; denn sie wäre, meinte er, ausschließlich Sache der Herrscher. Das unruhige Volk habe keine Vernunft, und es sei verkehrt zu

---

[1] M. G. Cap. 1, 363; Konzil von Mainz 813 c. 45 (25).

[2] Dagegen Alc. ep. 81; s. S. 73.

[3] Vereor, ne Homerus irascatur contra cartam prohibentem spectacula et diabolica figmenta . . . Sed absit, ut in domo christiana diabolus habeat potestatem. ep. 116 (D. 175).

sagen: Volksstimme, Gottesstimme.[1] Ähnlich dachte Walafried Strabo, der mit den größten Gegnern verkehren konnte, weil er allen Umtrieben ferne blieb. Beide liebten die Einsamkeit, den Gottesfrieden, erfreuten sich aber am Verkehr mit Schülern. Ein Dichter sagt, Alkuin sei immer von der Jugend umschwirrt gewesen, spottet freilich auch, er lege immer Gewicht darauf, daß sein Alter anerkannt werde, er spreche immer für sich und seine Schüler zugleich. Wegen seines Ernstes und seiner strengen Lebensauffassung wurde der König nie recht vertraut mit ihm. Und doch war Alkuin noch ein Weltkind gegenüber dem Günstling Ludwigs des Frommen, Benedikt von Aniane. Alkuin nahm teil an Karls Akademie und hieß sogar Flaccus nach Horaz.

Jedes Mitglied der gelehrten Hofgesellschaft hatte nämlich einen literarischen Beinamen, wie es schon früher Sitte gewesen war. So hieß einst Sidonius Phöbus, sein Freund Lampadius Orpheus. Karl d. G. nannte sich David, und Angilbert ließ sich Homer, Eginhard Beseleel nach dem kunstfertigen Erbauer der Stiftshütte, der Erzkaplan Hildebold von Köln Aaron anreden. Selbst die Eklogen Virgils steuerten einige idyllische Hirtennamen bei: Thyrsis für den Kämmerer Megenfried, Menalkas für den Seneschalk Audulf, Damoetos für den Erzbischof Riculf von Mainz. Nicht bloß die gelehrten Mitglieder des Hofstaates, sondern auch harte Krieger und sanfte Frauen erhielten ihre Titel. Womöglich jeden Abend versammelte sich die Akademie um Karl und hörte alte und neue Gedichte an, erörterte wissenschaftliche Fragen, und Karls Töchter spielten zur Laute und Harfe und sangen neue Weisen.

Ziemlich unvermittelt treten neben die mehr weltlichen Liebhabereien religiöse Betrachtungen und Forschungen. Die Theologie schätzte Karl als den Mittelpunkt alles Wissens. Seine Gelehrten griffen sogar in die schwebenden theologischen Fragen ein und suchten selbständige Lösungen, erstarben nicht mehr in blinder Bewunderung vor den Griechen. Ob ihre Lösungen freilich besser waren als die der Griechen, ist fraglich. Alkuin insbesondere vertrat einen kräftigen, beinahe derben Supranaturalismus, als ob alles Übernatürliche greifbar vor seinen Augen gestanden wäre. In dieser Stimmung verwarf er den verkappten, aber schon stark gemilderten Nestorianismus der spanischen Adoptianer und wollte nicht dulden, daß am Sohne auch nur ein leiser Schatten einer Unterordnung unter den Vater haftete.[2] Alkuin erklärte, Christi Menschheit sei von Natur aus in die Gottheit aufgenommen, besitze selbst göttliche Eigenschaften, sei geistig, pneumatisch, und sei daher nicht nur

[1] Ep. 253 (132).

[2] Entgegen der griechischen Lehre vom Ausgang des Geistes durch den Sohn lehrten die fränkischen Theologen einen Ausgang aus beiden und nahmen in das Credo das filioque auf, das dann immer einen Streitpunkt zwischen beiden Kirchen bildete.

wunderbar von Maria empfangen, sondern auch geboren worden.[1] Er und seine Genossen machten daher keinen Unterschied zwischen dem auf Erden wandelnden und dem verklärten Leibe, materialisierten das Abendmahlswunder und zogen Folgerungen daraus, die ihnen den Vorwurf des Sterkoranismus und Kaphernaitismus zuzogen. Dagegen vertraten Hrabanus Maurus und Ratramnus, namentlich aber Scotus Erigena, eine mehr geistige Auffassung.

Von dieser an orientalische Überschwenglichkeiten gemahnenden Theologie würden wir erwarten, daß sie auch den orientalischen Bilderdienst und Formenkult ohne Vorbehalt übernommen hätte, und wir sind erstaunt, daß sie hier vor der Wirklichkeit Halt machte. Karls Gelehrte sahen die Bilder, sogar das Kreuz, ganz anders an als die Eucharistie und verwarfen den griechischen Bilderkult, tadelten namentlich, daß die Griechen über ihre Ikonolatrie mit Lichtern und Weihrauch die Kirchengebäude und ihre Ausstattung vernachlässigten. Für die römisch-griechische Raumkunst aber hatten die Franken die größte Hochachtung. Darin, in der Baukunst und in einem prunkvollen Gottesdienst waren die Orientalen immer noch Meister, Muster und Vorbilder. Als die Russen einige Jahrhunderte später hin und her schwankten zwischen der römischen und griechischen Kirche, ließen sie nach der Sage durch Abgesandte Vergleiche anstellen, die nicht zugunsten der römischen ausfielen, gerade weil sie nur nach dem äußeren Scheine urteilten. Im Vergleich zu dem griechischen Kultus schien ihnen der römische würde- und glanzlos zu sein. Ein solches Urteil fällt nicht auf, da ein unverdächtiger Zeuge, der französische Mönch Glaber, die Griechen ob ihrer musterhaften Haltung rühmt und namentlich hervorhebt, daß sie sich scheuen, in der Kirche auszuspucken.[2] Ebenso hatte der Bischof Theodorus von Canterbury die Griechen in vielen Stücken der christlichen Zucht als Muster hingestellt.

Unverkennbar wandelte das Bauwesen in den Spuren des Ostens und Südens und wählte entweder den Basiliken- oder den Kuppelstil. Ein Kuppelbau war das Münster zu Aachen, die Grabstätte Karls; eine Verbindung des Kuppelstils mit dem Basilikenstil stand im Stifte St. Gallen. Der Rundbau von Aachen ist seiner Idee nach römisch, ist eine Art Pantheon, richtiger gesagt, ein Martyrium wegen der vielen Heiligenreliquien, in seinem Aufbau aber byzantinisch, weil die Kuppel nicht wie im Pantheon auf der äußeren Umfassungsmauer, sondern auf inneren Stützen ruht. Ganz ins Altertum versetzt uns der Brunnen am Eingang und der

[1] Paschasius Radberte lehrte in der Schrift De partu virginis die rein wunderbare Geburt Christi aus Maria sine dolore et utero clauso, wie dies schon Ambrosius und Hieronymus getan; ebenso Hinkmar, De div. Loth. int. 12 (M. 694).

[2] Apud Graecos, ubi semper tenor ecclesiasticus cautissime viguit, H. 5, 1, 7; s. I, 247, 268, 275.

Pinienzapfen, die Artischocke, die als Wasserspeier am Brunnen der Vorhalle des Atriums diente. Auf der Turmspitze seines Palastes schwebte nach späteren Schilderungen ein gewaltiger Adler, das Reichssymbol, mit ausgespreizten Goldflügeln.[1] Der Germane schaute gerne nach oben, und die Baukunst suchte den Drang zur Höhe zu befriedigen, dem gerade Abschlüsse widerstrebten. Demselben Drange entsprachen die Türme mit Glocken, die vielfach noch getrennt standen.[2]

Wie nach oben zu lichter Höhe strebte der Sinn auch nach unten einen tiefen Untergrund zu gewinnen und wölbte hier die Krypten für die Leiber der Heiligen. Der germanische Grabhügel hebt sich zu spitzer Höhe, und so hob die Reliquiengrabkammer den Priesterchor hoch hinauf. Ohnehin schied sich der Chor der Priester scharf ab vom Laienschiff wenigstens in großen Kirchen, und es lag eine Wand, der Lettner, dazwischen. Im übrigen dauerte die alte Sitte fort, daß die Laien, vor allem die Männer, um den Altartisch im Chore standen; nur die Frauen wurden ausgeschlossen. Wo dem Volke der Zutritt verwehrt war, durfte es den für den Abendgottesdienst bestimmten Westchor betreten, dort seine Heiligen und Reliquien verehren, die sonst wohl ein Kreuzaltar im Schiffe aufnahm. Dazu kamen Querschiffe, mehrere Kapellen um den Chor oder übereinander. Auch wurden neue Kirchen neben die alte Pfarrkirche gestellt.[3]

Die Bereicherung der Bauteile führte zu einer großen Mannigfaltigkeit von Typen, und eine reiche Ausstattung mit Heiligenschreinen, Kreuzen, Tafeln, Mosaik- und Wandbildern, Gefäßen, Geweben und Gewändern erhöhten den Reiz.[4] Der Glanz hatte auch seine Schattenseiten; die Überfülle entzog dem Verkehre das meiste Edelmetall, so daß der Handel unter den hohen Preisen litt;

---

[1] Richer. 3, 71.

[2] Camponaria turresque unterschieden, M. G. ss. 6, 457. — Mit dem Glockenguß befaßten sich die Mönche. So ließ Karl der Große die Glocken zu Aachen durch Tanko, einen Mönch von St. Gallen, fertigen, deren schöner Klang die Bewunderung des Kaisers erregte. Nun suchte ein Nebenbuhler den Tanko zu übertreffen und verlangte statt Zinn Silber, 100 Pfund, zum Guſſe, behielt es aber für sich und verwendete nur Kupfer und Zinn. Als man nun die Glocke läuten wollte, vermochte es niemand, und da der Meister selbst den Strang zog, stürzte die Glocke herab und erschlug ihn; M. Sang. 1, 29. Eine Glocke Cantabene und eine andere, die nur am Grabe Emmerams schön klang M. G. ss. 6, 686; 4, 554.

[3] Über die Doppelkirchen s. Schäfer, Pfarrkirche und Stift 196.

[4] In einer so kleinen Kirche, wie sie das Nonnenkloster zu Staffelsee besaß, prangte der Altar von Silber und Gold und hing über dem Altar ein Kronleuchter von vergoldetem Silber mit 35 Perlenschnüren behängt. Fünf kostbare Reliquienschreine, drei Reliquienkreuze, ferner zwei schwere Kelche mit Patenen, zwei silberne Hostienbüchsen, viele Meßgewänder und vier mit Perlen gestickte Handschuhe, endlich Weihkessel und Rauchfässer gehörten zur Ausstattung. Vgl. Greg. Tur. 6, 2.



Buchstabe M aus dein Drogosakramentar des neunten Jahrhunderts. Charakteristisch für die Kreuzdarstellung. Drogo war der Sohn Karls d. Kahlen.

und lenkte die Aufmerksamkeit der Gläubigen von dem Innern auf das Äußere ab, so daß Karl sich genötigt sah, daran zu erinnern, daß eine gute Gemeinde mehr wert sei als eine schöne Kirche. In diesem Sinne drang der Reformmönch Benedikt von Aniane auf die größte Einfachheit und ließ die Gotteshäuser auf dem bloßen festgestampften Erdboden mit Lehmwänden errichten, mit Stroh decken, mit hölzernen, höchstens gläsernen Kelchen und rohen Leinwandgewändern ausstatten. Doch hat auch er schließlich Schöneres geduldet. Karl freute sich sogar an der Kunst und am Reichtum und wies mit einem gewissen Stolze auf den großen Unterschied hin: im Osten eine Menge Kirchen, die so heruntergekommen seien, daß sie nicht einmal ordentliche Dächer besäßen, denen es an Licht und Weihrauch gebräche; im Westen dagegen glänzten die Kirchen von Gold und Silber, edlem Gestein und Perlen; es gebe nichts Kostbares, das man nicht zu ihrem Schmucke verwende.[1]

Der Glanz und Reichtum hinderte freilich an der Vertiefung; die Bildkunst blieb im Äußerlichen stecken und ging von architektonischen und ornamentalen Bedürfnissen aus; die Menschen-, Tier- und Pflanzenformen mußten sich entweder einem inhaltlich symbolischen oder technisch ornamentalen Kanon unterordnen. Am auffallendsten äußerte sich das Unvermögen zur Naturbeobachtung in den Landschaften, die sich in ornamentierte Berge, Bäume und Pflanzen auflösen. Ohne Rücksicht auf das gegenseitige natürliche Größenverhältnis stellten die Maler alles neben- und übereinander. In der Landschaftsmalerei hat es freilich auch die antike Kunst nicht weit gebracht, ihr stand die menschliche Figur im Mittelpunkt. Erst die christ-



Karlingische Initiale.

---

[1] Cap. 1, 164. L. Carol. 4, 3.

liche Kunst achtete die Natur, die Gottes Wesen reiner wiederzuspiegeln schien als der Mensch, wiewohl es ihr unendlich langsam gelang, auf diesem Gebiete jene Treue zu erreichen, die der Menschenfigur gegenüber viel früher eintrat. Verhältnismäßig am besten gelangen die beliebten ornamentalen Tierfiguren, aus denen sich die Buchstaben am Anfang der Buchabschnitte (Initialen) zusammensetzen. Gegenüber der irischen Malerei mit ihrer übertriebenen Spiralen-, Bänder- und Arabeskenvorliebe bedeutete das Tierornament der karlingischen Zeit einen entschiedenen Fortschritt, gegenüber der späteren ottonischen Epoche mit ihrer Vorliebe für Pflanzenornamente aber charakterisiert es eine noch wilde und leidenschaftliche Zeit. Plastische Figuren verraten eine ungebändigte Kraft. Die Freude an Kampf und Streit tritt deutlich hervor in Psalterillustrationen, die sich scharf unterschieden von den idyllisch allegorischen Bildern in römischen und byzantinischen Psalmenhandschriften. Wenn auch umgedeutet und mit christlichem Charakter begabt, mischen sich wohl heidnische Gestalten in die Reihen der heiligen Figuren an Säulen und Portalen: Drachen, Schlangen, Wölfe, Bären und sogar die Götter selbst. Da die Figuren vielfach verwittert sind, läßt sich oft nicht mehr erkennen, ob ein Gott oder ein Heiliger uns gegenübertritt.[1]



Darstellung des Evangelisten Lukas aus der karlingischen Handschrift der Ottingischen Bibliothek zu Maihingen.

Unter der Hand der karlingischen Künstler sank ohnehin der Menschenleib herab zu einer schwammigen unbestimmten Masse; da war entweder alles zu steif oder zu rund und voll, die Augen unnatürlich und groß, die Unterlippe zu voll, die Hände aus-

[1] So bei den viel umstrittenen Frobildern, die Wolf in seinen Beiträgen zur Deutschen Mythologie I, 106 zusammengestellt hat. Vgl. Jung, Germanische Götter 1922. Die neuere Umdeutung in christliche Heilige ist ebenso einseitig wie der frühere Wahn, gleich überall Götter zu vermuten; vgl. Württemberg. Vierteljahrshefte 1903 S. 68. S. I. Band 310, 312, 369.

geschweift, der Unterleib aufgetrieben und das Gewand gebauscht. Am liebsten bewegten sich die Maler in einem überlieferten Schema und ahmten antike oder orientalische Muster nach. Daher weichen die Köpfe ein und derselben Persönlichkeit stark voneinander ab, so namentlich bei Karl dem Großen, in dessen Bildern selbst die Haar- und Barttracht nicht übereinstimmt: er trägt bald Vollbart, bald Schnurrbart,[1] bald ist er bartlos. Gar nie erscheint das lange Haupthaar, das den fränkischen Freien auszeichnet. Und doch ist die Haartracht das, worauf die Maler am ehesten noch sahen. Die Kleidung, die Körperhaltung: bei Herrschern die auseinandergespreizten Knie, das Zepter, bei Evangelisten die Feder in der einen, das Federmesser in der andern Hand, erinnert immer an ältere Vorbilder. Viel wichtiger als die individuelle Gestalt schien dem Maler die Würde und Stellung eines Mannes, weshalb sie die Attribute nie vergaßen. Immerhin haben sie schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts versucht, auch die eigenartigen Züge des Gesichtes zu treffen, wie es sich in den vielen Darstellungen Karls des Kahlen zeigt, die im allgemeinen übereinstimmen: danach hatte er kurzes Haupthaar, eine länglich ovale Gesichtsform, schmalen, nach abwärts hängenden Schnurrbart, glattes kräftiges Kinn und dicken Hals.[2] Nur wenig Wert legten die Künstler auf die Ohren, den Mund, Augen, die Gesichtsfarbe. Von einer seelischen Vertiefung ist vollends keine Spur.[3] Eine gewisse Fertigkeit in der Charakteristik, in dem Gemüts- und Gefühlsausdruck, in der Darstellung der Haltung und Miene erreichte das Mittelalter erst nach längerem Umwege, auf dem es zuerst die Freude an lebhafter Bewegung und beziehungsreichen Gruppen zu betätigen und dann auch ausdrucksvolle Stellungen zu zeichnen lernte. Dieser Umweg führte durch die Federzeichnung, deren Anfänge schon ins zehnte Jahrhundert zurückreichen.

Wie Kinder schwelgten die Menschen in den Farben und im Goldglanz. Die Farbe hatte eigentlich symbolische Bedeutung und hatte etwas Verwandtes mit der Musik. Sie widerspiegelt seelische Stimmungen, und deshalb fand sie im Mittelalter eine Ausbildung,

---

[1] Römern ahmte er den aufgewirbelten Bart nach Boll. Iun. I, 460.

[2] Eine der Darstellungen (Vivianusbibel S. 17) hatte jener Metzer Goldschmied vor Augen, der um 1500 die berühmte Statuette des Museums Carnavalet schuf, in der man lange Karl den Großen erkennen wollte (als solche abgebildet in der ersten Auflage dieses Werkes I, 204). Daraus erklärt sich der starke karlingische Zug in dem Reiter, der gar nicht übereinstimmt mit den Vorstellungen des späteren Mittelalters von Karl und daher viele Gelehrte irreführte, umsomehr als die Figur ziemlich gut stimmt zu dem Bild des Lateranmosaiks. Daß die Statuette aus späterer Zeit stammt, beweist die Beigabe des Reichsapfels, den die abendländischen Kaiser erst viel später aufnahmen. Die Verbindung des Reichsapfels mit dem Schwert kommt erst unter Rudolf von Habsburg vor.

[3] Kemmerich, Frühmittelalterliche Porträtmalerei 46, 132.

die weit über die antiken Vorbilder hinausging. Auch in plastischen Arbeiten hatte der Glanz und die Pracht des Stoffes viel mehr Bedeutung als die Feinheit der Form. Dabei fiel manchmal ein vornehmer Herr dem Betrug zum Opfer. Die Mönche der Insel Reichenau fühlten sich hochbeglückt, als ihnen einmal der Kaiser einen 28 Pfund schweren Smaragd schickte, aber der heute dort bewahrte Stein ist gefärbtes Glas.[1]

[1] Die Familie Bonaparte glaubte im Besitze eines karlingischen Talisman zu sein, Dtsch. Revue 1909 I, 260.

XXXV. Der Klerus.

Trotz vieler Bemühungen erleuchteter Geistes- und Kirchenmänner war das Christentum nur in die Herzen einer Auslese ganz eingedrungen und herrschte noch viel Unordnung, Unkenntnis und Aberglauben. Es war schon viel gewonnen, wenn wenigstens die Tore zum Wahren, Guten und Schönen offenstanden und die Quellen der Belehrung und Erbauung flossen. Das sahen die Herrscher, vor allem Karl der Große, wohl ein, erkannten, daß die christliche Religion die beste Stütze der Staatsordnung sei, und wandten daher der Kirche ihre volle Gunst zu. Karl setzte geradezu das Werk des hl. Bonifatius fort und sorgte für die Einheit und für die römische Ordnung der Hierarchie mit der Stufenleiter: Klerus, Bischof, Papst.



Taufe in der Münchener Handschrift De inventione crucis mit dem Wessobrunner Gebet. Neuntes Jahrhundert.

1. Bischöfliche Aufsicht.

Grundsätzlich war der Bischof der Seelsorger aller Gemeinden seines Bezirks, und daher verstanden sich häufige Besuche der Gemeinden gewissermaßen von selbst. Der Bischof wanderte wie der König und Graf. Wenigstens jährlich einmal mußte er jede Pfarrkirche besuchen oder visitieren, dabei predigen und unterweisen, taufen und die Getauften und Unterrichteten konfirmieren, endlich den sittlichen und religiösen Zustand der Gemeinden erforschen. Nach der starken Vermehrung der Gemeinden überstiegen diese Aufgaben die Kraft eines Mannes, umsomehr als er in Politik hineingezogen wurde.[1]

[1] Wegen der häufigen Abwesenheit der Bischöfe mußte ihr Stuhl von der Apsis auf die Seite gerückt werden.

Doch behielt er wenigstens die Konfirmation, die sich von der Taufe abgelöst hatte, bei und verband damit das höhere Bußgericht, den Send. Ein eifriger Bischof nahm es sehr ernst und fragte zuerst die Priester und forschte sie aus, ob sie das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, die Gottes- und Kirchengesetze, das Bußbuch richtig verständen und wie sie Messe, Predigt und Taufe vollzögen, untersuchte bei den Mönchen, ob sie ihre Regel beobachteten, fragte endlich die Laien, wie sie das Gesetz kennten und verständen, und ermahnte sie, daß sie ihre Kinder nicht ohne Unterricht aufwachsen ließen und daß die Paten dafür sorgten, wenn die Eltern nachlässig wären.[1] Vom Bischof Ulrich von Augsburg berichtet sein Lebensschilderer: kaum war er unter dem Glockengeläute in ein Dorf eingezogen, so las er sogleich die hl. Messe, ließ die Gemeinde zusammenkommen, befragte wahrheitliebende Leute (die Sendschöffen) eidlich, was in der Pfarrei zu verbessern und welche Fehler und Gewohnheiten beständen, legte darauf Bußen auf oder, wie der Biograph sagt, verbesserte, was zu verbessern war, suchte die schlimmen Auswüchse des Lasters mit der Sichel des Wortes Gottes wegzuschneiden, gebrauchte gegen jede Krankheit der Seele das geeignete Heilmittel und hielt sich dabei an die Worte der Schrift: „Überweise, ermahne, rüge mit aller Langmut und Belehrung." Unordnungen, denen die Priester, seine Gehilfen, gewachsen waren, überließ er diesen zur Heilung, die schweren Sünden suchte er selbst abzustellen. Mit der Zeit mußten überhaupt Archidiakone und Archipresbyter (Dekane) die Sendgerichte, jene in größeren, diese in kleineren Bezirken übernehmen[2] und die Geistlichen zum Kapitel versammeln.

Auf den Diözesansynoden erkundigte sich der Bischof, wie wir eben aus Ulrichs Leben erfahren, bei den Erzpriestern, den Dekanen und den rechtschaffensten Laien, wie die Priester den täglichen Gottesdienst hielten, das Volk durch Predigt und Unterricht geleiteten, Kranke besuchten und die Leichen mitleidsvoll beerdigten, wie sie mit Zehnten und Opfern der Gläubigen Arme, Kranke, Witwen und Waisen unterstützten, und mit welchem Eifer sie Christo in Gästen und Fremden dienten, ob sie sich keine Weiber hielten und mit Hunden oder Falken auf die Jagd gingen, ob sie keine Wirtshäuser oder weltliche Hochzeiten besuchten, keine Possen trieben und am ersten jeden Monats an bestimmten Orten zusammenkämen und die gewöhnlichen Gebete verrichteten.

Noch hatte sich aus der Urzeit der enge Zusammenhang zwischen den Gemeinden und Bischöfen erhalten, und an allen Synoden, auch den bischöflichen, nahmen Laien aus der Zahl der Freien und Vornehmen teil und übten ihren Einfluß auf die „Kapitel", nament-

[1] Regino De synod. c. 2, 1.

[2] So hielt bei St. Gallen ein zum Archipresbyter bestellter Mönch Sendgericht, Ekkeh. c. 14, 125.

lich auf die Bischofswahl.[1] Nun beschränkte sich ihr Einfluß mehr und mehr auf eine bloße Zustimmung, da sich die Könige immer mehr einmischten und dazu ein Recht zu haben glaubten, da sie die Bischöfe mit weltlichen Aufgaben und Rechten betrauten.

2. Pfarreien.

Seitdem die Bischöfe eine große Machtstellung erlangten, verloren sie den engen Zusammenhang mit ihren Gemeinden, und das geistliche Schwergewicht verschob sich auf die Pfarreien, die weit nicht in jener großen Zahl wie später bestanden. Ihre Verwalter, die Archipresbyter waren die eigentlichen Seelsorger, die Parochi der umliegenden Gemeinden, schickten aber ihre Hilfspriester, wie Hinkmar berichtet, mit vom Bischof geweihten Altären von Zeit zu Zeit hinaus, um an einem Heiligtum, einer Kapelle, oft in einem einfachen Turme Gottesdienst zu halten, während die Leute außen standen. Aber aus diesen Filialen wuchsen mit der Zeit, eben unter den Karlingern besonders häufig, eigene Pfarreien heraus, deren Vorstände zum Kapitel des Archipresbyters (der Diözese im engeren Sinne) gehörten, sich, wie wir eben hörten, jeden Monat dort versammeln mußten und Priester oder ebenfalls Pfarrer, Leutpriester, Hirten, Kirchherren genannt wurden.[2]

Die Entstehung der Pfarreien widerspiegelt, soweit sie durch die Dämmerung der Geschichte hindurchleuchtet, die Besiedelung, die Neugründung von Dörfern. Die ältesten Kirchen stehen in den Ingen-Orten, den Mittelpunkten von Hundertschaften, die zu den frühesten Ansiedelungen gehören. Der Urzeit gehören ferner an die Dietkirchen und Leutkirchen, einer jüngeren Zeit die Gotteshäuser der Orte, die auf ein hausen, hofen, dorf endigen. Eine gewisse Andeutung gewähren die Kirchenpatrone Petrus, Johannes, Michael, die fränkischen Heiligen Martin, Dionysius. Andere Heilige tauchen zur Zeit der Kreuzzüge auf.[3]

Jede Kirche, jede Pfarrei wurde ein kleiner Kulturherd, ein Abbild der größeren Heimstätten der Bildung und Wohltätigkeit, der Klöster und Stifte. Ist die christliche Kultur schon an sich überlegen über die mohammedanische und heidnische, so trug doch ein Teil zu dieser Überlegenheit der äußere Umstand bei, daß jene überall, auch in den entlegensten Orten, eine Stütze und ein Werkzeug fand. Wie viel wert ist es, sagt Otfried, daß uns Gottes Hirten leiten.[4] Auf dem durch die Karlinger bereiteten Boden

---

[1] M. Boica 33 a, 35; 7, 109. Zu Neapel verhinderte die Frau eines Konsuls, Eupraxia, die Tochter eines Bischofs, die Wahl eines Nachfolgers, freilich nicht auf die Dauer. Ioh. Diac. g. ep. Neap. 46.

[2] Plebani, rectores ecclesiae, pastores, seltener curati, investiti, ecclesiastici (Schäfer, Pfarrkirche 43 ff.)

[3] S. I. Band 301, 329. Vgl. dann im Archiv f. Kulturg. 1917 S. 35.

[4] Krist 1, 28.

bedeutete der Geistliche, der Pfarrer etwas ganz anderes als selbst im christlichen Orient und in dem lange unter griechischer Herrschaft gestandenen Süditalien.

Zu dieser Erweiterung trugen viel bei die sonst von den Bischöfen und Königen übel angesehenen Eigenkirchen. Trotz starker Widerstände gelangten sie zur Bedeutung von Pfarrkirchen; ihre Bedeutung wuchs in demselben Grade, als die Grundherrschaft sich ausbildete. Karl sorgte dafür, daß sie dem Bischof untertan blieben. „Lasset es euch gesagt sein," schrieb er an seine Vasallen, „daß uns zu Ohren gekommen ist, wie einige von euch in ungeheurer Vermessenheit ihren Bischöfen ungehorsam sind gegen die Autorität der Gesetze und Kanones; ich meine, daß ihr — mit unglaublicher Dreistigkeit — euch weigert, die Presbyter dem Bischof vorzustellen, noch mehr, daß ihr nicht davor zurückschaudert, anderer Leute Geistliche wegzunehmen, und euch untersteht, sie an euren Kirchen ohne bischöfliche Einwilligung anzustellen. Wir befehlen und verlangen somit, daß keiner unserer Vasallen, wer es auch sein mag, vom Kleinsten bis zum Größten, sich untersteht, in Dingen, welche Gottes sind, seinem Bischof ungehorsam zu sein. Wenn jemand dawider handelt, so laßt ihn wissen, daß er unzweifelhaft, es sei denn, daß er schleunig sein Verhalten ändert, Rechenschaft darüber in unserer Gegenwart geben muß."[1]

3. Vorbildung und Leben der Geistlichkeit.

Die Anforderungen, die an die Geistlichen gestellt wurden, gingen nicht hoch, um so weniger, als auch die Bischöfe selten durch Wissen hervorragten. Wenn Karl Bischöfe um sich sammelte, pflegte er sie gerne dadurch zu beschämen, daß er theologische Fragen aufwarf und ihre Meinung begehrte. Einen eitlen Bischof kurierte er einmal damit, daß er ihm einen jüdischen Händler ins Haus schickte, der ihm eine dressierte Hausmaus unter allerlei Zaubersprüchen als ein Wundertier um einen fabelhaften Preis anschwindeln mußte; der Bischof ging in die Falle und wurde dem verdienten Spotte seiner Kollegen preisgegeben. Einstmals meldete ein Bote am Hofe den Tod eines geizigen Bischofs, der nur zwei Pfunde zu seiner Seelenruhe geopfert hatte. Da seufzte ein armer Kleriker und sprach: „Klein ist das Reisegeld für den langen und weiten Weg." Karl hörte das Wort, und es gefiel ihm so gut, daß er den Jüngling zum Ärger vieler vornehmer Exspektanten als Nachfolger jenes Bischofs bestimmte. Ein vornehmer und gebildeter Geistlicher war bereits zum Bischof ernannt und hielt aus Freude darüber ein großes Mahl, versäumte aber den Frühgottesdienst (Mette), und da die Reihe der Lektion an ihn kam, entstand langes

[1] Cap. 1, 203.

Stillschweigen, weil kein Geistlicher darauf vorbereitet war. Karl wurde ungeduldig, da wagte ein gewöhnlicher, wenig gebildeter und unbeliebter Geistlicher zu singen, aber Karl setzte ihn, obwohl er nicht das Richtige traf, doch an die Stelle jenes säumigen Bischofskandidaten. Als Kaiser Otto den Tod des Bischofs von Regensburg vernahm, begab er sich dahin und bekam im Traume die Weisung, das Bistum keinem anderen zu verleihen als dem, der ihm zuerst entgegenkäme. Sowie der nächste Morgen anbrach, begab sich der Kaiser mit wenigen Begleitern nach dem Kloster St. Emmeran, ohne daß die Mönche es wußten, und wurde, leise an die Pforte klopfend, von Günter, dem wachsamen Hüter der Kirche, eingelassen. Kaum hatte er ihn bemerkt, so trat er vor, beugte sich zu Boden und redete ihn an: „Was gibst du mir, Vater, wenn du Bischof wirst?" Der Greis antwortete lächelnd: „Meine Schuhe."

Von einem gewöhnlichen Geistlichen verlangte die Kirche wenigstens, daß er fähig sei, lateinische Texte ins Deutsche zu übersetzen, und die notwendigste Kenntnis im Kultus besitze. Schon über das gewöhnliche Maß hinaus ging die Kenntnis des Kalenders, der Pastoralregel Gregors des Großen, des Gelasianums, sowie die Kunst, Urkunden und Briefe zu schreiben.

So gut wie im Altertum durften sich die Geistlichen mit Feld- und Handarbeit befassen,[1] manche Konzilien empfahlen sogar eine solche Beschäftigung, wenn darüber der Krankenbesuch, der Unterricht, das Chorgebet nicht vernachlässigt würde, und tadelten nur, daß die Geistlichen Knechtdienste bei den Großen leisteten[2] und als Ärzte und Zauberer umherschweiften. Jeder Große hielt sich Hauspriester oder Hauskapläne, die er für zu gering achtete, als daß er sie zu Tisch gezogen hätte. Sie mußten vielmehr bei Tisch dienen, Hunde und Pferde züchten und als Maier die Fronhöfe verwalten.[3] Vornehme Frauen umgaben sich mit gebildeten Klerikern und Mönchen. Was schon Hieronymus im vierten Jahrhundert beklagt hatte, daß manche vornehme Dame sich einen geistlichen Hofstaat halte, erregte auch jetzt wieder das Ärgernis frommer Männer.[4] Daher verboten römische Synoden, daß Geistliche überhaupt in

[1] Burch. 2, 104; iustum negotium non est contradicendum . . . quia legimus, sanctos apostolos negotiatos esse; Conc. Mogunt. 813 c. 14.

[2] Plerique (domestici sacerdotos) inveniuntur qui aut saccata vina misceant aut canes ducant aut caballos, quibus feminae sedent, regant aut agellos provideant; Agob. de privilegio sacerdotii c. 11.

[3] Sunt etiam quidam sacerdotes divitiis et honoribus mundi carentes, qui adeo contemptui a quibusdam laicis habentur, ut eos non solum administratores et procuratores rerum suarum faciant, sed etiam sibi more laicorum servire compellant, eosque convivas mensae suae habere dedignentur; Jonas. Aurel. de inst. laic. 2, 20.

[4] Die Chronik von Benediktbeuren berichtet: Kysila regina spectabili Francorum progenie orta . . . venit a finibus suis cum multo comitatu et divitiis, cum capellanis suis, viris prudentibus. M. G. ss. 9, 230.

Laienhäuser zögen und umgekehrt ganze Familien in Priesterhäusern sich niederließen.[1]

Allen Anordnungen zum Trotz lebte ein großer Teil der Geistlichkeit in geheimer Ehe,[2] und viele mischten sich in alle weltlichen Angelegenheiten ein. Karl fuhr einmal die Geistlichen an, ob sie glaubten, ihr Sichzurückziehen von der Welt bestände nur darin, daß sie nicht in den Krieg ziehen müßten und nicht öffentlich verheiratet seien.[3] Obwohl die kanonischen Gesetze sehr strenge lauteten, vermochte die Kirche sie nur unvollständig aufrechtzuerhalten. Dies beweist die Geschichte des Priesters Angelrich, dessen Ehe ein anderer Priester eingesegnet hatte; selbst ein Konzil war in Verlegenheit, was es mit ihm anfangen solle.[4] Von Gewissensbissen gedrückt, enthielten sich viele bei der Eucharistie der Kommunion und spendeten sie, wenn es ging, anwesenden frommen Frauen.[5] Daraus entwickelten sich die Trockenmessen, die sich im späteren Mittelalter stark verbreiteten. Selbst rohere Gemüter scheuten sich, mit beflecktem Gewissen an den Altar zu treten. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einem Bischof, der in den Verdacht der Unlauterkeit geriet. Um ihn zu prüfen, schickte Karl zwei seiner Palatine ab mit dem Auftrage, abends in der Nähe der Stadt einzukehren, sodann am nächsten Morgen unvermutet zu dem Priester zu gehen und von ihm zu fordern, daß er ihnen selbst eine Messe läse; weigere er sich dann durchaus, so sollten sie ihn in seinem Namen zwingen, in eigener Person das hochheilige Sakrament zu verrichten. Der Priester wußte nicht, was er tun sollte, da er vor den Augen des himmlischen Richters in derselben Nacht gesündigt hatte und doch nicht gegen jene zu verstoßen wagte; er fürchtete aber die Menschen mehr denn Gott, benetzte seine heißen Glieder mit kaltem Wasser und rüstete sich zur Feier des furchtbaren Sakramentes. Und siehe, mochte nun das Bewußtsein sein Herz erschüttern oder das kalte Wasser in die Adern eindringen, sagt der Mönch, er wurde von solchem Frost ergriffen, daß keine ärztliche Hilfe ihm zustatten kam, sondern durch die grimmigste Fieberkrankheit zum Tode gebracht, wurde er durch den Beschluß des strengen und ewigen Richters gezwungen, seinen Geist aufzugeben. — Ein frommer Bischof war einmal nach einem heiteren Ostermahle schwach geworden und scheute sich andern Tages, nachdem der himmlische Lobgesang zur Morgenröte verstummt war, zum Altar zu schreiten, legte die priesterlichen Gewänder ab und bekannte zum Volke gewandt sein Vergehen. Dann stürzte er nieder zu den Stufen des Altares und ergoß sich in einer unendlichen Tränenflut. Drei

[1] Synoden von 850 c. 9; 853 c. 10.
[2] Rath. disc. 1. Br. v. Adalb. 11. M. G. 13, 566.
[3] Konzil von Aachen 811; M. G. Cap. 1, 163.
[4] Mantion. episc. Catalaun. epist. ad Fulc. Remens. M. 131, 23.
[5] Konzil von Rouen 650 (vielleicht 856) c. 2; Kapitulare 789 c. 6 (l. c. 1, 54).

Stunden lang kämpfte er zwischen der Reue und dem Entschlusse, den ihm das Volk abnötigte. Denn dieses schwur, daß es nicht dulde, daß ein anderer die Messe feiere. Endlich gab er nach. Aber so gewissenhaft waren nicht alle Priester. Der Bischof Ratherius tadelt an vielen Bischöfen, daß sie die Messe mehr durchjagen als ordungsgemäß vollenden.[1]

Um die Geistlichen vor der Zerstreuung der Welt zu bewahren, drang die Kirche auf das Zusammenleben der Kleriker, und sie konnte dies verlangen, da die meisten Pfarreien mehrere Kleriker oder Scholaren, die miteinander Chordienst hielten, mindestens aber einen Priester und Diakon umfaßten. „Gestattet ihnen nicht," heißt es im Konzil 802, „aus den Türen herauszutreten, sondern laßt sie in vollkommenem Gewahrsam leben."[2] Im neunten Jahrhundert wiederholen sich immer und immer wieder Anordnungen für das kanonische Leben; auf einer römischen Synode 853 heißt es ausdrücklich, das klösterliche Leben sollte durchgeführt werden, damit die Priester die Gesellschaft der Weiber mieden. Nur sollte zwischen Pfarrei und Kloster immer ein gewisser Unterschied fortdauern,[3] und die Priester sich anders kleiden als die Mönche und als die Laien; sie sollten öffentlich Stola und Alba, die weiße Tunica, kein dunkles Gewand (wie der schwarze, der Mönchsklerus)[4] und keine Kutte, Kukulle tragen und zu feierlichen Versammlungen das Meßgewand anziehen. Auch die Bischöfe sollten mit anderen Klerikern zusammenwohnen und sich Ermahnungen gefallen lassen. Ratherius erzählt von einem übermäßig das Brettspiel liebenden Bischof, den ein Priester zurechtwies. Da drohte der Bischof den Mann ins Gefängnis zu werfen, wenn er nicht sogleich sagen könnte, worin er gegen ein Kirchengesetz gefehlt hätte. Erschreckt warf sich der Priester dem Bischof zu Füßen und sagte: Verzeihe mir, Herr; ich bin von so großem Schrecken ergriffen, daß ich nicht einmal den ersten Vers des ersten Psalmes weiß, viel weniger etwas aus den Kirchengesetzen aufsagen kann. Aber ich beschwöre dich, Frömmster, mir jenen Text ins Gedächtnis zurückzurufen, da mir auch er im Schrecken entschwunden ist. Da brachen der Bischof und alle Umstehenden in Scherz und Gelächter aus, aber als der Priester mit Bitten anhielt, sagte der Bischof den ersten Vers und den zweiten dazu: „sondern hat Lust zum Gesetze des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht." Bei den letzten Worten erhob sich der Priester und sagte: „Vortrefflich, heiligster Vater! Die übrige Zeit verbringe beim Brettspiel."

[1] M. Sang. 1, 22. Rath. pr. 5, 12.

[2] Weiber sollen den coenacula ecclesiae fernbleiben, Leo nov. c. 73. Verkehr mit Nonnen, M. Sang. 1, 22. Mansi 14, app. 263; M. G. cap. 1, 95; 2, 81, 411, 422.

[3] Synode von Reims 874 c. 1; Mansi 15, 494.

[4] Auch die Kanonissen trugen weißes Gewand (lactea vestis) nach Cäsarius (reg. rec. 7). Die Mönche durften nur dunkle Wolle verwenden.

Das Vorbild für das kanonische Leben boten die Klöster. Daraus erklärt sich die Anlage vieler alter Kirchen und Kirchenwohnungen. Mit der Kirche bildeten die Wohnungen vielfach ein geschlossenes Ganze, in dessen Mitte der „Friedhof" lag.[1] Der Schlafsaal stieß unmittelbar an die Kirche an wegen des Nachtgottesdienstes.[2] Gleich den Mönchen sollten auch die Kleriker das Kirchenhaus als ihre liebste Stätte betrachten. An Festtagen kamen die Geistlichen, unablässig mit Gottesdienst beschäftigt, oft Tag und Nacht nicht aus der Kirche heraus, und fromme Laien eiferten ihnen nach, hielten Vigilien und Nokturnen und übertrafen sie noch an Eifer. Die Nachtwachen hatten freilich den Nachteil, daß sie die Tagesarbeit lähmten. Ratherius von Verona sagt mit Recht, es sei nicht gut, nachts zu beten und den Tag mit unnützen Reden und Müßiggang hinzubringen.[3] Die ganze Nacht hindurch brannten Lichter in der Kirche, und die Türen standen offen, damit Bedrängte jederzeit ein Asyl, Herberglose ein Obdach fänden und Kranke zum Heilschlaf sich niederlegen könnten.[4]

Da die Geistlichen einen großen Teil des Tages und der Nacht im Chor zubringen mußten, sorgten die Bauherren, soweit es ging, für eine gewisse Behaglichkeit. Viel angenehmer als in den Kirchen war der Aufenthalt in den feuchten kalten Wohnungen auch nicht, dort schützten wenigstens Glasfenster gegen den Zugwind. Noch heute lehren uns spanische Kirchen, wie auch mitten im Winter eine gewisse Behaglichkeit zu erzielen ist. Wegen der im Norden herrschenden Kälte wurde der Chor durch Schirme oder andere Verschlüsse, förmliche Wände, im Osten durch Ikonostasen gegen das Schiff abgeschlossen; die Geistlichen zogen Pelzmäntel an und darüber noch ein geistliches Gewand, eine verkürzte Albe, das sogenannte superpellicium, den Überpelzrock, Chorrock, der den Mönchen verboten war.[5]

Jeden Tag mußten die Kanoniker geistliche Lesungen, ein Kapitel aus der kanonischen Regel oder aus Homilien anhören, und

[1] Im späteren Mittelalter noch diente der geschlossene Friedhof nicht nur zur Beerdigung, sondern auch zum Markte, es war ein „gefreiter", geschützter Ort (Kriegk, Deutsches Bürgertum II, 135). Die späteren Marktanlagen mit Lauben oder Arkaden — oder Laubengängen gingen wohl aus den Kreuzgängen hervor. Eine byzantinische Synode verbot übrigens die Anlegung von Wirtshäusern in der Nähe von Kirchen.

[2] Augustus aditus patebat de templo in dormitorium, item de dormitorio in atrium domumque canonici; M. G. ss. 5, 213; 4, 391, 536. V. Bened. Anian. 52.

[3] Quidam noctibus psalmodiis et orationibus instant, diebus vero detractionibus, praviloquiis, otiositati et desidiae vacant, cum nox potius quieti, dies sit concessa labori; Sermo II. de quadrag. 12.

[4] V. Wibor. Liutb. Wencesl. Über die Inkubation s. III. B. 47; dazu M. G. ss. 4, 565, 749, 806, 818; 15 a, 245, 250 (ein kranker Knabe wird von Priestern aus der Vorhalle ad cancellos getragen).

[5] Genannt wird das Kleid erst im 11. Jahrhundert; es bestand aber sicher schon länger als camisia, rochetum, Saroht.

davon wurde die Gesamtheit der kanonisch lebenden Priester, dann die unter einem Dekan (Archipresbyter) stehenden zerstreuten Pfarrer selbst Kapitel genannt. Zu jedem Kapitel gehörte eine Schule, geleitet vom Scholastikus oder (an kleineren Kirchen) vom Diakon, der die Lesungen hielt und die Armen und Gäste bediente,[1] ferner eine Bibliothek, ein Armen-, Fremden- oder Krankenhaus. In den Stiften sorgte der Archidiakon oder Propst für die Armen, und andere Dienste leisteten der Kustos, Sakristan, der Schatzmeister und Kantor. Der Gottesdienst erforderte eine Reihe liturgischer Bücher, wenigstens ein Psalterium, ein Missale oder Sakramentar, ein Lektionar, Martyrologium, Pönitentiale und ein Homilienbuch. In dieser Hinsicht sah es freilich oft schlimm genug aus und fehlte fast alles, selbst noch im dreizehnten Jahrhundert.

3. Zehnten und Wohltätigkeit.

Wie die Klöster sollten auch die Pfarrhäuser Mittelpunkte der Wohltätigkeit sein und die Geistlichen viel Gastfreundschaft üben. Eben darum verlangten die Könige und Bischöfe eine genügende Ausstattung der Kirchen. Das allermindeste Maß war eine Hufe mit zwei (vier) Unfreien, einem Knecht und einer Magd;[2] sonst sollte wenigstens eine Kirche zwei Hufen mit vier bis acht Unfreien besitzen (eine Verordnung von 790 verlangt, daß je 120 Personen der Kirche einen Knecht und eine Magd stellen).[3] Meistens hatten aber die Kirchen 4, 6, 8 Mansen und in Weingegenden auch 3, 5 Weingärten oder besaßen einen Anspruch auf Weinzehnten.[4] Dazu kamen viele Wälder mit ihren Nutzungen, vielfach ehemals heilige Haine und Weiden, womit es wohl zusammenhängt, daß die Pfarrer Zuchttiere halten mußten. Der Heilige, der Kirchenpatron trat eben oft an Stelle des alten Gottes. So bekam „der Heilige" oft auch einen Anspruch auf Schutzgaben neben seinem unmittelbaren Besitze, der Kirchenhufe.

Wie zum Herrenhofe außer dem Salland noch Zinshufen kamen, so zur Kirchhufe noch Zehnten. Gegenüber den Leistungen, den Opfergaben früherer Zeit bedeutete der Zehnt eigentlich nicht viel; die städtischen Gemeinden im römischen Reiche hatten größere Beiträge aufgebracht. In den Augen der Kirche, die auf das Alte Testament hinwies, erschien der Zehnte beinahe als Mindestleistung, als das Mindeste, wozu der Christ verpflichtet sei. Aber die Durchführung dieser Pflicht stieß auf dem Lande und bei Neubekehrten auf Widerstand. Namentlich die Sachsen trugen, wie Alkuin sagt, den Zehnten, der allerdings nicht nur von den Grundstücken, sondern

[1] Regino 1, 210; Burch. 2, 56.
[2] Capit. eccles. 818 c. 10.
[3] Cap. de part. Sax. 15; Form. imp. 40.
[4] M. G. cap. 1, 253, Mansi 14, 282; Thietm. 7, 18.

auch von anderen Einkünften zu entrichten war, nur widerwillig. Selbst Leute, die im christlichen Glauben geboren und erzogen seien, meint Alkuin, verstehen sich ungern zu Zehnten, viel eher zu Stolgebühren.[1] Nun gingen allerdings die Könige selbst voran und zwangen ihre Dienstleute zur Entrichtung von Doppelzehnten aus den ihnen verliehenen Kirchengütern. Aber dieses Beispiel erkannten die Bauern nur widerwillig an. Daher tauchten Zehntgesetze erst in Notjahren auf, die erhöhte Anforderungen an die Armenkassen der Kirche stellten. Karl der Große bedachte zunächst nur die älteren Taufkirchen, nicht die neugegründeten kleineren und die Eigenkirchen mit diesem Recht. In der Folge dehnte sich das Recht weiter aus, und entgegen dem Willen der Kirche und des Staates erhoben die Patrone einen Anspruch, weil sie den Unterhalt der Kirche bestritten und wohl auch, weil sie die Wehr übernahmen.[2] Wie allgemein die Zehntpflicht durchdrang, beweist eine Verordnung über das Begräbniswesen, wonach im Zweifelsfalle ein Verstorbener dort zu begraben war, wohin er bei Lebzeiten Zehnten entrichtet hatte.[3] Allerdings kam der Zehnt nicht in seinem vollen Ertrage von allen Feldfrüchten zur Ablieferung. Im wesentlichen nur Getreide- oder Großzehnt, erweiterte er sich später zum Klein- und Blutzehnten.

Nach alter kirchlicher Ordnung zerfiel die Kircheneinnahme in vier Teile, einen Teil erhielt der Bischof, die anderen Teile der Klerus, die Kirchenfabrik und die Armen. Indessen lieferten schon vielfach die Landkirchen nicht mehr das volle Viertel an den Bischof und verteilten es daher zwischen der Kirchenstiftung, dem Klerus und den Armen. Verschiedene Kapitularien schützten die Pfarrkirchen gegen die Ansprüche der Bischöfe und gewährten ihnen auch einen Hauptanteil an den Doppelzehnten, die aus früheren Kirchengütern einliefen. Die Bischöfe sollten die Abgabe der Herrenhufen, die Pfarrer aber die der Litenhufen erheben.[4] Die Könige begünstigten die Verfügungsfreiheit der Einzelkirchen, nicht bloß, weil sie für die niedere Geistlichkeit in noch stärkerem Grade besorgt waren als für die höhere, sondern auch weil die parochiale Organisation der Kirche so weit entwickelt war, daß die Pfarreien allgemein als Eigentümerinnen des Kirchengutes erscheinen. Statt die Gesamteinnahmen der Kirchen in drei oder vier Teile zu scheiden, wurden mehr und mehr gleich bestimmte Erträge angewiesen und die Kirchenstiftung, die Pfarrpfründe und der Armenfond voneinander geschieden. Wurden doch auch in Klöstern und Kanonikatstiften die Einnahmen gleich den verschiedenen Zwecken zugeführt.

---

[1] Ep. 67 (110); 69 (111); Adam Brem. 4, 30; Helmold. 1, 91.

[2] Cap. 845 l. c. 2, 83. Daher verpflichtete Karl II. 869 die Pfarrer zum Gehorsam gegen die seniores (M. G. cap. 2, 334).

[3] Cap. 2, 221.

[4] L. c. 1, 195; 2, 337; Syn. v. Paris 829 c. 31.

Viele Armenhäuser gingen in den unruhigen Zeiten zugrunde und fielen der Raubsucht zum Opfer. Wo keine Eroberer, keine gewalttätigen Beamten oder Adelige, keine Bauern eingriffen, verschleuderten die Berechtigten oder die Verwalter das Armengut. Auf der Reichsversammlung zu Epernay im Jahre 846 klagt Karl der Kahle, die von seinen Vorgängern errichteten Fremdenherbergen seien vernichtet. Nicht nur Reisende würden nicht aufgenommen, sondern sogar die nicht einmal, die von Kindheit auf dort Gott dienten; sie müßten von Tür zu Tür betteln gehen. Daher mußten entsprechend der wirtschaftlichen Entwicklung die Grundherren verpflichtet werden, daß sie für ihre Untertanen Sorge trügen, wenn sie in die Armut verfielen. Jeder, gebot ein Gesetz,[1] muß Almosen geben, und jeder sollte wenigstens für seine Hörigen und Sklaven sorgen. Ein Konzilsbeschluß von Aachen 817 bestimmte, daß von allem, was dem Kloster geschenkt werde, wenigstens der zehnte Teil Wohltätigkeitszwecken dienen sollte. Demgemäß spendete Ansgar den Zehnten von seinen Einkünften, den Zehnten vom Zehnten und jedes fünfte Jahr das Doppelte, abgesehen von dem Armenviertel, das die einzelnen Kirchen aufbrachten.[2] Die Klöster unterhielten Spitäler und verpflegten neben ihren ständigen Armen eine wechselnde Zahl von Gästen. So rechnete das Domstift zu Metz auf 150 Arme, konnte aber zur Not 300 verpflegen, ebenso das Kloster Fulda und St. Riquier.[3] St. Germain bei Paris unterhielt 71 Personen auf verschiedenen Besitzungen, das Kloster Corbie 45, worunter sich wie zu Prüm 12 Pfründner befanden. Diese erhielten neben einem Laib von 3½ Pfund täglich je 2 Becher Wein.[4] Die Pfründner oder Matrikler arbeiteten im Dienst des Klosters; manche waren Kleriker und sangen im Chore mit, so auch am Hofe Karls des Großen. Einer dieser armen Kleriker, die in aller Frühe zur Mette erschienen und oft lange auf den Kaiser warten mußten, schlief, wie der Mönch von St. Gallen berichtet, im Schoße eines anderen Genossen ein und hatte dabei einen Traum. Den Haushofmeister Luitfried, „den er zu besuchen pflegte, um seine Kleider oder vielmehr seine Lumpen zu waschen oder zu flicken, wie solches den Armen am Hofe notwendig ist," sah er nämlich zur Grube fahren. Er war ein großer Geizhalz gewesen und hatte die Lebensmittel und Kleider, die den Arbeitern am Hofe bestimmt waren, unterschlagen. Und nun holte ihn der Teufel, wie der arme Mann im Traume sah! Freilich auch die Armen ließen sich, wie der Mönch

---

[1] Cap. 1, 132 S. I. B. 262; oben S. 10.

[2] V. 35.

[3] Mab. ann. II, 333 (wohl etwas übertrieben).

[4] Ann. Fuld. 850: Kloster Corbie ließ täglich für 45 Arme 157 Pfund Weizenbrot aus 1½ Scheffel zu 68 Liter backen (s. S. 36 Nr. 9; S. 63 Nr. 1). Metz verbrauchte im achten Jahrhundert 8 kleine Scheffel, die kaum je 30 Liter enthielten; s. I. B. 331 Nr. 1; Guérard Polyptique I, 960; II, 309; Le Moyen Age 1900, 233; Curschmann, Hungersnöte 80.

von St. Gallen erzählt, vom Bösen umgarnen. Der eine stahl mit Hilfe eines „Schratt" den Wein in den Kellern eines Bischofs, ein anderer verübte Betrug im Viehhandel.[1] Es mischte sich eben unter die Schar der Armen allerlei Gesindel. Daher begreifen wir, daß Walafried einmal seiner Abneigung vor dem schmutzigen Bettlervolk in der Königspfalz einen sehr starken Ausdruck verleiht.[2] Vielleicht ist die Stelle mehr klassischen Vorbildern nachempfunden.



Initiale D aus dem Drogosakramentar zu Metz mit der Darstellung von drei Teufelsbeschwörungen, unten Krankenheilung und Erlösung von Gefangenen. Der Kuppelbau rechts erinnert an das Aachener Münster.

Am Vorabende eines Hochfestes näherte sich einem frommen Bischofe, der an diesem Tage alle Armen badete und säuberte, ein häßlich aussehender, ganz struppiger Mensch, dem er den Bart schor. Aber kaum hatte er eine Seite rasiert, so wuchs das Haar auf der anderen Seite mit unheimlicher Geschwindigkeit. Nun erkannte der Bischof, daß ihn der Teufel foppe, und ließ von seinem Vorhaben ab.[3] Daran erinnert eine Erzählung der Volkssage. In der Geschichte von Reinhold von Montalban nähert sich dem Kaiser Karl ein ärmlicher Bettler im Pilgerkleid und ruft: „Ich komme

[1] I, 23.
[2] Carm. 23.
[3] Mon. Sang. 1, 21.

von Jerusalem, Eure Feinde haben mich schändlich geschlagen." Aus Mitleid wirft ihm der Kaiser eine große Summe zu, aber der Pilger klagt: „Ich habe Hunger," und fährt fort, obwohl ihn der Kaiser mit Speisen bedienen läßt, mit flehentlichen Blicken ihn anzusehen. „Warum verfolgst du mich so und läßt du mich nicht aus den Augen?" fragt Karl. „Weil ich noch nie einen so schönen Herrn sah als Euch," antwortet der Bettler; „o ich bin krank und wüßte doch ein Mittel, das mir hülfe. Ich habe geträumt, wenn der Kaiser mich speisen würde, würde ich wunderbar gesunden." In der Tat läßt sich Karl herab, kniet nieder, nimmt ein Messer, schneidet das Brot und Fleisch entzwei und gibt ein Stück dem Fremden in den Mund. Frech lachte ihn dieser aus, denn es war sein ärgster Feind Malagis.

Befriedigender endet eine andere Erzählung: Des Malagis Vater, Herzog Buovo von Aigremont, heiratet die schöne Druwane, Schwester des Grafen von Montpellier. Zu der Hochzeit kommen alle Könige der Christenheit. Aber Druwane verlangt von ihrem Bräutigam, daß er alle Arme, nah und fern, zu ihrer Hochzeit lade, sie in den Hochzeitszug aufnehme. Mit Widerstreben gewährt der Bräutigam den Wunsch. In der Kirche aber verwandeln sich die Bettler in lauter schöne Männer und Spielleute, die meisterlich musizieren. Die Glocken klingen, die Priester singen und alles stimmt ein „Deo gratias".

XXXVI. Gottesdienst.

1. Predigt und Messe.

Mehr noch als die leibliche Not lag der Kirche die Seelennot am Herzen, und die weltlichen Herrscher unterstützten sie in ihren Bemühungen um die Volkserziehnng. Kirchen- und Staatsgesetze schärften den Geistlichen die Pflicht ein, dem Volke das Vaterunser und den Glauben zu lehren, und die Pfarrer benützten jeden Anlaß, den Sakramentempfang, namentlich Taufe und Buße, und den Glauben abzuhören oder einzuschärfen. Widerspenstige durften die Priester züchtigen und von der Patenschaft ausschließen. In einer noch erhaltenen Ansprache an die Kinder heißt es: „Wie kann sich der einen Christen nennen, der diese wenigen Worte des Glaubens, durch die er erlöst ist und selig werden soll, und die Worte des heiligen Gebetes, welches der Herr selbst zu sprechen verordnet hat, nicht lernen noch behalten will? Oder wie vermag der für einen anderen des Glaubens Bürge zu sein, der den Glauben selbst nicht weiß?" Das Volk wählte gerne Geistliche zu Paten;

die Kirche aber wünschte, daß sie aller Kinder Paten und Erzieher wären.[1]

Beim Unterricht pflegten die Priester die Glaubensformel und das Vaterunser, Satz für Satz, lateinisch vorzusprechen, ließen sie nachsprechen und übertrugen sie dann ins Deutsche. Die Hörer mußten beide Sätze nachsprechen, so lange wiederholen, bis sie sie innehatten. Zu dem Glauben und Vaterunser traten allmählich die zehn Gebote, die sieben Hauptsünden und Hauptugenden.[2] Eifrige Priester fügten Erklärungen bei und stützten sich auf Handschriften, die einer guten Pfarrbibliothek nicht fehlen durften. Nach den ältesten Formeln richteten die Kinder oder Zuhörer Fragen an den Priester, und dieser gab die Antwort. So entstand der Katechismus, der noch heute sich an die erwähnten Formeln anschließt, aus einer ohne Unterschied an groß und klein sich wendenden Christenlehre, die wie noch heute in romanischen Ländern naturgemäß in der Kirche gehalten wurde.

Die Christenlehre berührte sich noch mit der Predigt. Bis ins achte Jahrhundert hat immer noch die alte Anschauung etwas nachgewirkt, daß nur die Bischöfe predigen dürften.[3] Seit der Ausbreitung der Pfarreien aber bestand kein Zweifel mehr über die Predigtpflicht der Pfarrer, und gegen Trägheit und Gleichgültigkeit kämpfte Kirche und Staat einmütig.[4] Karl der Große verlangte, daß jeder Pfarrer predigte und keinen Sonn- und Feiertag vorübergehen ließe. Allerdings vermochten die wenigsten Geistlichen selbst Predigten zu verfassen; die Prosasprache ist überhaupt schwer zu beherrschen, viel leichter drücken sich einfache Völker in Reimen aus. Selbst von Bischöfen wird berichtet, daß sie nicht oder schlecht predigten. Aus Angst vor einem kaiserlichen Sendboten begab sich einmal ein angesehener Bischof auf die Kanzel, brachte aber nichts heraus. Die ganze Kirche war sehr voll; da sah er an der Kirchentüre einen armen Mann stehen, der seinen Hut aufbehalten hatte, weil er sich seiner roten Haare schämte. Da rief der Bischof feierlich: „Bringt mir diesen Menschen mit dem Hute her.“ Die Türsteher faßten den Armen, der sich heftig sträubte, und schleppten ihn vor die Kanzel des Bischofs. Der Bischof sah von seiner Höhe zu und rief im Predigertone: „Haltet ihn fest; zu mir sollst du kommen, du magst wollen oder nicht!“ Und als der Mann unter ihm stand, stieg er vergnügt von der Kanzel, nahm dem Manne

---

[1] Richer. 3, 35.

[2] Jene kannte schon Horaz, Evagrius und Gregor d. G. haben sie genauer formuliert, den Stolz vorangestellt und in der aceda zwei Fehler verschmolzen. Diese waren entweder die sieben Gaben des Hl. Geistes oder die Kardinaltugenden (Zöckler, Tugendlehre).

[3] Alc. ep. 239 (136).

[4] Hauck, Kirchengesch. II³, 252; Cruel, G. d. deutschen Predigt im Mittelalter I, 39.

den Hut ab und rief durch die Kirche: „Seht, ihr Leute, dieser Dummkopf hat rotes Haar." Darauf sprach er Amen.[1]

Zur Unterstützung der Geistlichen wurden Predigtsammlungen angelegt, und es wurde verlangt, daß jede Kirche ein Homiliar besäße so gut wie ein Sakramentar. Die Priester sollten die darin gegebenen Homilien vorlesen, natürlich nicht lateinisch, wie man schon meinte; vielmehr setzte die Kirche voraus, daß die Geistlichen die Predigten übersetzten. Eine lateinische Predigt hätte keinen Zweck gehabt, die ersten Missionare haben gewiß auch nicht lateinisch gepredigt. Allerdings war der Unfug nicht zu vermeiden, daß ein Prediger zuerst seinen Text lateinisch hersagte und Vorlagen lateinisch herunterlas und nachher verdeutschte. Das Volk besuchte daher die Predigten ungern, obwohl sie mit der Messe noch verflochten waren und dem Evangelium folgten, und manche Geistesmänner sprachen den Zweifel aus, ob es gelänge, das Volk in das Verständnis der Heiligen Schrift einzuführen. Karl schrieb daher dem Volke strenge vor, Sonntags zur Predigt, zur Matutin und Vesper zu kommen und auf dem Hin- und Herwege Kyrie eleison, das heißt wohl eine Litanei, zu singen.[2] Das Kyrieeleison begleitete nämlich alle Aufzüge, Bittgänge, Beerdigungen, Reliquienbeisetzungen. Auch Gloria und Sanktus sollte das Volk mit dem Priester singen.

Mit Bedauern sah Karl, daß in jeder Kirche ein anderer Gesang, eine andere Ordnung herrschte und daß die Deutschen schlecht sangen, daß das Kyrie recht bäurisch klang. Aus ihren Riesenleibern, sagt Johannes der Diakon, brüllen die Germanen die Psalmodie wie das Echo eines Donnerwetters heraus; sie entstellen die Zartheit des römischen Gesanges mit so viel Stößen und Schlägen, daß das Ganze dem Gepolter eines Lastwagens gleicht, der über eine Brücke oder ein Steinpflaster dahinrollt. Mag diese Sprache auch etwas übertrieben sein, jedenfalls fühlte Karl der Große das Bedürfnis, hier bessernd einzugreifen; er ließ Sänger aus Rom kommen, die in verschiedenen Kirchen den Gesang lehren sollten. Aus Neid und Eifersucht aber, erzählt der Mönch von St. Gallen, hätte jeder dieser Sänger anders gelehrt, so daß Karl in Metz und Trier, in Paris und Tours immer wieder eine andere Melodie zu hören bekam. Darauf habe er zwei seiner eigenen Geistlichen nach Rom geschickt, die gut unterrichtet zurückkamen und eine einheitliche Sangweise durchführten. Natürlich hatten seine Bestrebungen nur in großen Kirchen einen Erfolg, in kleinen Kirchen sah es später noch traurig genug aus; alle Bauernpfarrer, sagte der Mönch Otloh noch im zehnten Jahrhundert, singen schlecht.[3]

[1] M. Sang. 1, 18. Eine Prophetin und Predigerin s. Ann. Fuld. 847.

[2] Kaum waren die Ungarn zum Christentum bekehrt, so wurde ihnen die Sonntagspflicht unter hohen Strafen eingeschärft. Wer am Sonntag pflügte, dem wurde sein Ochse getötet und verteilt.

[3] Dum negligenter, sicut mos est pene villanis omnibus clericis, cantavimus; Pez, Thes. anecd. III. 2, 552.

Auch in der Liturgie suchte Karl eine größere Einheit zu erzielen und die gallikanische Liturgie möglichst der römischen anzupassen und ließ daher durch Alkuin das fränkische Sakramentar nach dem gregorianischen ergänzen und verbessern. Auf der andern Seite erfuhr auch die römische Kirche die Einwirkung der gallikanischen Kirche. Vom Norden gingen Änderungen in den Gesungen aus; Frankreich lieferte Hymnen, und selbst Deutschland bereicherte später den Ritus.[1] Verschiedene Bestrebungen durchkreuzten sich und verhinderten die volle Einheit. Karl selbst griff oft willkürlich ein. Einstmals sangen Griechen an seinem Hofe, und ihre Molllaute entzückten den Kaiser so stark, daß er die lateinischen Antiphonen in griechische Melodien umsetzen ließ.[2]

Die Griechen brachten auch die noch sehr wenig entwickelte Orgel mit. Zu Reichenau, berichtet Walafried Strabo, pflegten die einen Schüler die Orgel zu schlagen, die sonst allein den Kirchengesang begleitete, die andern Harfen und andere Instrumente zu spielen. Die Orgel blieb aber immer eine Seltenheit[3]; sonst hätten die Chronisten es nicht als eine Merkwürdigkeit berichtet, daß Karl eine solche vom Osten bezog und sein Sohn eine andere zu Aachen durch einen Griechen aufstellen ließ.

In seiner Kapelle leitete er selbst die Ordnung, bezeichnete mit seinem ausgestreckten Finger oder Stabe den Geistlichen, der vorlesen oder singen sollte, und deutete durch einen Kehllaut das Ende an.[4] Einst hatte ein mit dem Kaiser verwandter junger Priester bei einem Feste eben das Halleluja gesungen, als der Kaiser zu jenem Bischof sagte: „Nun, hat nicht unser Priester gut gesungen?“ Jener meinte die Worte wären ironisch gemeint, und da er nicht wußte, daß der junge Kleriker mit dem Kaiser verwandt war, so antwortete er: „So schnarren die Treiber, wenn die Ochsen pflügen.“ Auf diese freche Antwort hin durchbohrte ihn der Kaiser mit seinen blitzenden Augen, so daß er vor Schreck auf die Erde sank.[5] Alle Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kaiser. Mancher galt für einen guten, ausgezeichneten Vorleser, obwohl er vom Sinne gar nichts verstand. Solche Eingriffe eines so hochstehenden Laien ließ sich die damalige Zeit gefallen, weil die

[1] Das Gloria, aus verschiedenen Doxologien zusammengesetzt, entstand in Gallien, das Credo kam aus Spanien nach Gallien und erst dann nach Rom. Auch Offertoriumsgebete entstammen der gallikanischen Liturgie.

[2] Da in einer Antiphon das Wort contrivit eine Silbe zu wenig hatte, ordnete Karl einfach an, der Schreiber solle das contrivit durch conterivit ersetzen.

[3] Französische Landkirchen haben jetzt noch keine Orgeln.

[4] Wozu sonst ein eingedrücktes Nagelzeichen oder Wachs diente (M. Sang. 1, 7).

[5] Sic omnes perriparii (Schiffzieher, Treiber) possunt bubus agricolantibus veternere (wettern); M. Sang. 1, 19; vgl. S. 54.

Laien trotz aller Bevorzugung des Klerus doch noch mehr Rechte besaßen und eifriger am Gottesdienste teilnahmen als später.[1]

Zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde bestand ein enger Zusammenhang; es war wirklich eine Gemeinde, eine Gemeinschaft, die sich im Opferdienst bewährte. Niemand durfte außerhalb der Pfarrkirche die Messe hören, und es war sogar vorgeschrieben, daß der Pfarrer am Anfang des Gottesdienstes fragte, ob kein Fremder an der Versammlung teilnähme, der einer anderen Pfarrkirche zugehöre, und ihn wegwiese, wenn sich ein solcher fände.[2] Der Predigt folgte die allgemeine Beichte, woran noch heute die offene Schuld nach dem allgemeinen Gebet erinnert. Für die offene Beichte liefen verschiedene Formulare um, die sich teilweise erhalten haben, und an diese Formulare lehnten sich manche geistliche Dichter und Prediger in ihren Ausführungen an. An den Geheimnissen sollten Laien wie Priester teilnehmen, d. h. kommunizieren. Daher umstanden die Laien noch immer den Opfertisch,[3] wurden aber in großen Kirchen von den Klerikern verdrängt, die den Chor für sich beanspruchten,[4] wie sie sich auch in der Kleidung unterschieden; nur daß keine feste Regel dafür bestand.

Noch legten die Gläubigen wirkliche Opfer auf den Altar nieder, Naturgaben aller Art, Früchte, Tiere, Grundstücke, versinnbildet durch Halme, Gräser, Zweige, ja sogar Kinder. Die Gaben wurden mit dem Altartuch umhüllt.[5] Wenn Asylsuchende das Altartuch festhielten, standen sie in Gottes Hand. Die Kinder, die als Oblaten von Klöstern angenommen wurden, mußten in der rechten Hand die Patene mit der Hostie, in der linken den Kelch mit dem Weine halten und wurden nach einer schon vom hl. Benedikt gegebenen Vorschrift in das Altartuch gewickelt.[6] Altartüchern und Korporalien wohnte nach dem späteren Volksglauben eine Heilkraft inne. Zu besonderer Ehre rechneten es sich Laien an, Brot und Wein für die Wandlung zu spenden. König Wenzel schnitt und drusch selbst die Garben und buk das Mehl, sammelte und kelterte selbst die Trauben für den Opferwein.[7]

Wer am Opfer teilnahm, sollte auch die Kommunion empfangen, die unter beiden Gestalten gereicht wurde; doch empfingen jetzt die Gläubigen nicht mehr, wie es im Orient fortdauernd Sitte blieb,

---

[1] Über Ludwig des Deutschen Sohn s. Kaiserchronik 15415. V. Leodeg. 16; Transl. Marc. 3, 6.

[2] Synode von Nantes (Mansi 18, 166; 13, 998), Burch. 2, 91.

[3] So auf Abbildungen, z. B. eines Metzer Sakramentars aus dem achten Jahrhundert, das Maihinger Benediktionale aus dem zwölften Jahrhundert.

[4] Stat. syn. Bonif. c. 6.

[5] Ein Priester Alberich stahl Gaben und versteckte sie unter dem Korporale; Martène Nov. coll. I a, 39.

[6] Tote Kinder erhielten eine Patene und einen Kelch aus Wachs mit ins Grab (Burch. 19, 5, 180).

[7] Wasser statt Wein v. Wolf 24.

den Leib des Herrn auf der Hand, sondern ließen sich ihn oft (ohne Unterschied für Männer und Frauen auf die Zunge legen. Jedoch begnügte sich die Mehrzahl mit den Eulogien statt des Wandlungsbrotes, und sie waren selbst an den Hochfesten nicht zu bewegen, an den Tisch des Herrn zu treten. Die Kirche sah sich geradezu auf das äußerste zurückgedrängt, auf die Forderung einer einmaligen Kommunion im Jahre und ermahnte nur zur Opferung und zum Friedenskuß. Auch für den Eulogienempfang verlangte die Kirche eine gewisse Vorbereitung durch Enthaltung,[1] Nüchternheit und Reinlichkeit, viel mehr für den Abendmahlsempfang.

Die Forderung der Reinlichkeit konnte noch verschärft werden, nachdem der Abendmahlsempfang seltener eintrat. Der Bischof Ratherius verteidigt einmal seine Gewohnheit, vor der Eucharistie ein Bad zu nehmen, damit, daß er sie ganz anders ansehe und auffasse als sein Gegner, der zwar täglich Messe las, aber einer oberflächlichen, rationalistischen Anschauung huldigte.[2] In vielen Klöstern war ein Samstag-Bad gestattet, an dem auch die Armen teilnehmen durften, und dazu sollten die Mönche ihre Kleider sauber reinigen, die Sandalen nicht ausgenommen, und wenn nötig auch waschen. Dagegen schränkte ein vom Kaiser Ludwig genehmigtes Mönchsstatut diese Freiheit, die sich mit dem Samstagfasten schlecht vertrug, stark ein und genehmigte nur eine vierzehntägige Bartschur. Jedenfalls sollte niemand über der körperlichen Reinlichkeit die seelische vergessen. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einem Diakon, der vor dem Gottesdienst immer ins Bad ging, sauber die Haut wusch und die Nägel reinigte und die Haare ganz kurz schnitt, aber nach Art der Italiener[3] gegen die eigene Natur sündigte. Während er das Evangelium las, ließ sich eine Spinne auf seine Tonsur herab und brachte ihm eine tödliche Wunde bei. Deshalb zogen viele fromme Männer nach Art der alten Asketen es vor, ihr Äußeres zu vernachlässigen, als sich einer Reinlichkeit zu befleißigen, die dem Seelenzustande widersprach. Sie konnten sich auf keinen Geringeren berufen als auf den hl. Hieronymus, der sagte, ein schmutziges Äußere sei ein Zeichen innerer Reinheit.[4] Erzbischof Bruno, Ottos d. G. Bruder, hat nie ein Bad gebraucht, während der hl. Ulrich es nur in der Fastenzeit und auch da nicht ganz vermied. Benedikt von Aniane verlangte, daß seine Mönche sich vor dem Nachtgottesdienste reichlich mit Weihwasser besprengten,[5] an jedem der Altäre ihre Andacht verrichteten, diesen Besuch vor

[1] Qui nupserit die dominico, petat a deo indulgentiam et unum vel tres dies poeniteat; Gregor. III. bei Hard. III, 1877; qui dominica nocte nupserit, septem dies poeniteat (Egbert ib. 1970).

[2] Ep. ad. Patricum (de coena).

[3] Cisalpini, Mon. Sangall. 1, 32.

[4] Ep. 125, 7.

[5] Aquis se sanctificatis perfundant (v. 52).

der Messe wiederholten, nachdem sie sich gewaschen, und abends vor dem Schlafengehen nochmals die Runde machten.

Wir sehen, die Altäre vermehrten sich und ebenso die Messen, vor denen die alte Scheu verschwand. Viele meist auf Gregor den Großen zurückgehende Legenden veranschaulichten den vielfachen Nutzen für Leib und Seele, den die Messe mit sich brachte; wie diese ausführen, rettet das hl. Opfer vor dem Schiffbruch, vor drohender Leibesgefahr, vor dem ewigen Tode. Schon eine Eulogie wirkte Wunder, ja schon die Erwähnung Lebender und Verstorbener im Kanon. Daher wurden Namen von Wohltätern im Kanon selbst oder auf dem Altar, besonders aber auf Diptychen, in die „Bücher des Lebens" eingetragen. Die Diptychen nahmen einen solchen Umfang an, daß die Priester sie nur noch anschauen und kurz einschließen konnten. Sie lasen Messen in allen möglichen Anliegen, und es entstand eine große Menge von Votivmessen, vor allem in der fränkischen Kirche, jede für je einen Wochentag bestimmt.[1] Da ein Konzil die Wiederholung des Opfers auf demselben Altar verbot, wurden mehrere Altäre aufgestellt und jeder mit Kelch und Patene versehen.

Während nun viele Orte sich eines Überflusses erfreuten, litten andere einen Mangel. Selbst wenn Priester dafür bestellt waren, brauchten sie nicht täglich das Opfer zu feiern. Sonst hätte Wilhelm der Selige Mönchpriestern nicht Messen zur Buße auflegen können. Visitierende Äbte hörten wohl die Messe an, lasen sie aber nicht selbst. Auch fromme Bischöfe enthielten sich wochenlang, Bischof Eid von Meißen sogar, wenn er eine Kirche einweihte.[2] Ein gewisses Hindernis bildete die Voraussetzung, daß jeder Messe ein Psalter vorangehen mußte.[3] Doch die entgegengesetzte Neigung war zu übermächtig, sie stützte sich auf die Notwendigkeit, die heidnischen Opfer, die jeder Hausvater abhalten konnte, durch christliche zu ersetzen. Daher ließen die Vornehmen, während sie noch im Bette lagen, in ihren Schlafzimmern Opfer feiern.[4] Kaum bekehrte halbheidnische Germanen drängten sich mit auffallendem Eifer, wie Adam von Bremen berichtet, zum täglichen Gottesdienste und brachten ihre Gaben dar, während nach einem andern Berichte ihre Nachbarn nicht einmal an Ostern das Abendmahl empfingen und ihre Bieropfer gar nicht vergessen konnten.[5] Vor ihrem Tinge verlangten Engländer einmal von einem Pfarrer ein Opfer, und

[1] Ein derartiges Diptychon ist uns erhalten von St. Peter in Salzburg, es enthält bei tausend Namen in neun Ordnungen nach den zwei Hauptrubriken für Lebende und Verstorbene gruppiert (Ebner, Klösterl. Gebetsverbrüderungen 1890).

[2] Wilh. consuet. 110, 927; Pez., Sc. r. Aust. II, 640; Thietm. 1, 18.

[3] M. G. cap. 1, 52.

[4] In cubiculo, et inter uxorios amplexus matutinarum solemnia et missarum a festinante presbytero auribus tantum libabant. Guilelm. Malmesbur. G. v. Angl. III § 245 (1229).

[5] M. G. ss. 7, 382, 472.

zwangen ihn dazu, trotzdem er sich einer Sünde bewußt war. So schreckten ihn denn während der Messe fürchterliche Gesichter, so daß er alsbald zum Bischof eilte und sich eine Buße auflegen ließ.[1]

Um dem Bedürfnis des Volkes zu genügen, mußten die Priester oft täglich mehrere Messen lesen, eine Sitte, die schon 666 ein



Anbetung der Nägel vom Kreuz Christi durch Helena aus der Münchener Handschrift De inventione crucis mit dem Wessobrunner Gebet.

Verbot hervorrief. Dafür ließ die Beteiligung des Volkes am Stundengebet und Chorgesange stark nach; sonst wäre es nicht vom Chore ausgeschlossen worden. Dafür sollten die Gläubigen zu Hause an den Hauptgebetzeiten, die schon Schallzeichen verschiedener Art verkündigten,[2] sich zum Gebete sammeln und nicht bloß morgens und abends, sondern auch vor Beginn der Arbeit, vor der Mahlzeit und vor Wegkreuzen ihre Andacht verrichten, die naturgemäß etwas formelhaft ausfiel. Das Volksgebet bestand von jeher in Wiederholungen, in erneuten Anrufen des Kyrie, des Herrn Jesu, des Vaterunser. Wilhelm von Dijon wird gerühmt, daß er Gebetsmechanismen erfand und oft die Glocke läuten ließ. Zu diesen Gewohnheiten paßte die schematische Verehrung des Kreuzes und der Reliquien.

---

[1] Sim. Dunelm. 3, 10; dazu vgl. Huslgenga I. B., 247.

[2] Signa et campanae (v. Wilh. Gellon 33). Alle sieben Stunden wurden kaum angekündigt, wohl aber Matutin, Terz (Messezeit), Sext oder Mittag und Vesper abends. Conc. Aquisg. 801 c. 8; Burch. 2, 104; Dec. Grat. dist. 91, 2. Später bekamen die Zeichen einen anderen Sinn und bedeuteten den Angelus s. Hist. Jahrb. 1902 S. 22 ff. Bis ins spätere Mittelalter ersetzten die Glockenzeichen die noch fehlende Uhr. Die Stundenzählung war unvollkommen und richtete sich nach den Sonnen- und Wasseruhren. Eine besondere kunstvolle Wasseruhr erhielt einmal Karl aus Byzanz. Wenn diese Uhr 12 Uhr schlug, traten 12 Ritter aus Türen heraus, und im Heraustreten schlossen sich die Türen.

2. Kreuz- und Heiligenverehrung.

Kreuze wurden allerorten errichtet, nicht nur in den Kirchen, sondern auch auf Kirchhöfen und Klosterhöfen, auf Scheidewegen und Bergen; daher kam der Name Kreuzgang, Kreuzweg, Kreuzberg. Unter Kreuzen suchten Verbrecher ein Asyl und unterwarfen sich die Beklagten dem Gottesurteil, namentlich der Kreuzprobe, dem Kreuzstehen. Nur reine Menschen durften das Kreuz und Reliquien tragen und küssen.[1] Kreuze, Fahnen, damit geschmückt, und Reliquien wurden dem Heere vorgetragen. Daher wundert es uns nicht, wenn Kreuzfeste aufkamen, und zwar zuerst Kreuzerfindung am 3. Mai, später Kreuzerhöhung 14. September, in der griechischen Kirche Kreuzanbetung um Mitfasten.



Kreuzigungsdarstellung von einem Reliquiar Pippins.

Christus hat noch keinen Leidensausdruck wie vom zwölften Jahrhundert ab, er ist Sieger über den Tod. Das Kreuz ist kein Schandpfahl, sondern eher als Lebensbaum gedacht. Oben schweben Sonne und Mond.

Nicht viel geringer als das Siegeszeichen unserer Erlösung achtete das Volk die Körperreste der Heiligen, ihre gesegneten Leiber, und die Kirche verbot, Reliquien niederzulegen, ohne daß für einen Kult, einen Dienst gesorgt wäre.[2] Bei allen Prozessionen wurden Reliquien an Stelle früherer Götteridole mitgeführt, und an ihre Ruhestätten pilgerten ohne Unterlaß Hilfesuchende und opferten reiche Gaben, die wieder Armen zugute kamen. So konnte der Pfarrer von Monheim Notleidende mit Fleisch, in der Fastenzeit mit Brot, Käse, Fischen und Bier laben.[3]

Die Heiligen wuchsen in der Phantasie ins riesenhafte; sie überwanden alles Böse; Feuer und Wasser konnten ihnen nichts anhaben, die Natur beugte sich, und die bösen Geister flohen, wie die Legenden erzählten. Die Legenden waren aber mehr Dichtung als Wahrheit, was schon damals erleuchtete Männer einsahen. Schon Karl d. G. trat gegen die Wundersucht auf,[4] und Alkuin äußerte sich, es wäre besser, im Herzen die Beispiele der Heiligen nachzuahmen, als ihre Gebeine umherzutragen. Diese Mahnungen übten aber keine tiefe Wirkung aus. Unter Karls Nachfolgern

---

[1] Nic. ad. Bulg. 7. Über Fahnen s. Boll. Iun. 1, 186 (21).
[2] Synode von Epaon 517, I. Band 280, 342.
[3] Boll. Feb. III, 537.
[4] Lib. Carol. 3, 25.

häuften sich die Erhebungen heiliger Leiber und ihre Übertragungen und vermehrten sich die Feste der Heiligen. Neben St. Peter und Paul und St. Johannes traten Feste des Jakobus und anderer Apostel. Das Fest Petri Stuhlfeier verdrängte eine heidnische Festfeier am 22. Februar.[1] An Tagen, wo zuvor die Heiden gefeiert hatten, war das Volk leicht zum Gottesdienst zu bewegen, während es sich sonst gegen die Vermehrung solcher Weihetage sträubte, die die Arbeit zumal zur Saat und Ernte unterbrachen. Da mußte wohl ein Wunder nachhelfen, um den Widerstand der Leute zu brechen.[2]

Bei der hohen Verehrung der Muttergottes setzten sich Marienfeste leicht durch, besonders wenn sie in eine günstige Zeit fielen. So gesellte sich zu dem älteren Feste Mariä Himmelfahrt an manchen Orten das Fest der Geburt und zu dem Feste der Verkündigung, das ursprünglich ein Herrenfest war, ein zweites Fest der Verkündigung im Dezember. Nicht genug damit, erfand die griechische Kirche ein Fest Mariä Empfängnis, d. h. eigentlich Empfängnis der Anna, woran schon der Umstand wunderbar schien, daß die Mutter Mariä, wie Anna, die Mutter Samuels, und Elisabeth, erst im höheren Alter ein Kind empfangen haben sollte.

3. Fastenzeit.

Alle frohen Feste setzten ein Fasten voraus; die Freude sollte gleichsam durch Buße erkauft werden, und wer die Freude vorausnahm, der sollte die Schuld durch Buße sühnen. Daher nahm an der die Osterfreude vorbereitenden Bußzeit alles teil und ließ sich, auch wer sich keiner Sünde bewußt war, am „Tage der Asche und des Ciliciums“ bestreuen. Die Fastenden mußten leben wie Mönche, sich Entbehrungen im Ehe- und Geschäftsleben auferlegen und Almosen spenden. Daß die fromme Sitte noch vielfach in Übung stand, beweist die Geschichte der Eltern des Iso, wie sie Ekkehard IV. von St. Gallen erzählt. Beide bezogen während der Fastenzeit getrennte Schlafgemache. Als sie am Karsamstag einer Versuchung erlagen, entstand ein großes Ärgernis, wie wir noch hören werden. Auch die Jagd war verboten, und zur Nahrung durfte nach den alten strengen Grundsätzen nicht nur kein Fleisch, sondern auch keine Milch, Käse und Butter, mit einem Wort, keine Lacticinien verwendet, ja selbst fette Fische sollten vermieden werden.[3] Daher

[1] Die caristia, parentalia. Dazu kam im 10. Jahrhundert Petri Kettenfeier, zu dessen Verbreitung der Umstand beitrug, daß ein Beamter Ottos I. 969 durch Berührung der Ketten Petri geheilt wurde.

[2] Blutige Ähren Transl. Huneg. 14; tr. Marcell. 50 (3, 14).

[3] Abstineatis vos a vino et carne et medo et melscada, cervisa, et de lacte et ovo et sequimini crucem ad horam nonam schreibt ein Bischof von Freising um 840; Pez, Th. 6, 77; M. G. ep. 5, 338. Aber auch Burchard von Worms verlangt nach eine Enthaltung a vino, a medone, mellita cervisia, a carne, sagimine et a caseo et pinguibus piscibus (19, 5).

klagte noch im fünfzehnten Jahrhundert ein süddeutscher Bauer: Zwiebel, Huzel und Öl machen meine Glieder schwer.[1] Kaiser Karl war selbst einmal sehr unzufrieden, als ihm ein Bischof nur (nicht einmal erlaubten) Käse vorsetzte. Ein Gesandter Karls kehrte bei einem Bischofe ein, der sich und seine Gäste mit Hunger quälte, und gab dem Kaiser das Urteil ab: „Gar heilig ist Euer Bischof, soweit das ohne Gott möglich ist.“ Erstaunt fragte der König: „Wie kann denn jemand ohne Gott heilig sein?“ Darauf jener: „Es steht geschrieben: Gott ist die Liebe, und die hat der Bischof nicht.“ Eben die Milde und Liebe bewog die Kirche, für den Norden Milderungen eintreten zu lassen, da er nicht über die Früchte des Südens verfügte, und hier selbst erfreute sich Niederdeutschland mit der Zeit einer größeren Freiheit als Oberdeutschland.[2] In Frankreich waren es die Bischöfe Theodulf und Halitgar, die Nachsicht empfahlen. Halitgar schreibt, wer den Wein nicht zur Berauschung, sondern nur zur Gesundheit des Leibes trinke, handle nicht gegen das Fasten, und Theodulf erklärte, es sei unsinnig, sich von Lacticinien zu enthalten, Wein aber zu trinken, denn der Apostel sage nicht: „Esset keine Milch und Eier“, wohl aber: „Berauschet euch nicht mit Wein, worin Ausschweifung liegt“. „Ob ihr esset, ob ihr trinket, tut alles zur Ehre Gottes.“ Die Griechen aber, die das Fasten nach verschärften,[3] ziehen die abendländische Kirche des Leichtsinnes, als ließe sie der Gefräßigkeit, der Trunksucht die Zügel schießen. In einer Botschaft an Wladimir erklären nach einem griechischen Bericht die Abgesandten des Papstes, jeder dürfe nur so viel fasten, als er ertrage, sonst essen und trinken, soviel ihm beliebe.[4] Doch tadelt auch Ratherius, daß viele in der Nacht hereinbringen, was sie untertags sich abbrechen.[5] Erlaubt war eine Sättigung schon vor dem alten Fastenende; vor der Vesper (beim Halbfasten vor der Non). Im dreizehnten Jahrhundert endigte die Nüchternheit schon zur Sext.

Das Sabbatfasten ging mehr und mehr ein, seitdem die Griechen dagegen ankämpften, und auch der Mittwoch wurde nicht so strenge gehalten wie der Freitag. Die römische Kirche gestattete an diesen Tagen sogar das Baden im Gegensatz zur griechischen.[6]

---

[1] Keller, Fastnachtspiele 630.

[2] Binterim, Denkwürdigkeiten V 2, 79.

[3] Je nach dem Charakter des Fastens darf bei den Griechen bald nur das eine, bald nur das andere genommen werden, z. B. Hanföl, aber keine Fische oder Butter und kein Fleisch. Im Orient kamen zu dem Adventsfasten, Apostelfasten vor Peter und Paul und Marienfasten (Theotokosfasten) vor Mariä Himmelfahrt noch viele andere Tage hinzu. Die Hälfte des Jahres ist Fasttag (180 Tage). Dagegen erklärte sich schon Nikolaus in seinem Briefe an die Bulgaren (4, 11, 43).

[4] Nestors Chr. 40 (ad a. 984).

[5] S. II de quad.

[6] Mansi 15, 405.

Da dieser Unterschied die Bulgaren beunruhigte, berief sich Nikolaus auf Gregor den Großen, der am Sonntag das Baden erlaubt hätte. Sogar der hl. Ulrich nahm während der Fastenzeit dreimal ein Bad, zu Beginn, in der Mitte und am Karsamstag.

Der Bischof Ulrich erhob sich während der Fastenzeit mit dem Morgenstrahle, betete die Laudes, sang die Psalmen und die Litanei. Wenn dann die Glocke zu den Horen für die Abgestorbenen ertönte, hielt er mit den Brüdern Vigilie und Prim. Während dann die Brüder das Kreuz umhertrugen, blieb er in der Kirche und las die abgekürzten Psalmen, bis die Brüder mit dem Kreuz zurückkamen, und hörte dann eine hl. Messe. Er brachte selbst die erste Opfergabe, indem er die Hand des messelesenden Priesters demütig küßte. Nach der Messe sang er mit den Brüdern die Terz und verharrte, während diese in das Kapitel gingen, um eine geistliche Vorlesung zu hören, in der Kirche bis zur Sext. War diese beendigt, so ging er mit Kniebeugungen um den Altar herum, sang das Miserere und De profundis. Dann kehrte er in sein Schlafgemach zurück, um sich sein Antlitz zu waschen und sich zur eigenen Messe vorzubereiten. Hatte er seine Messe beendigt und die Vesper gebetet, so ging er in das Armenhaus, wusch zwölf Armen die Füße und verteilte Gaben. Darauf setzte er sich zur Tafel, wobei er noch mäßiger war als sonst.

Während der Karwoche häufte sich die Arbeit. Am Palmsonntage hielt der Bischof die Palmprozession, zu der aus den umliegenden Ortschaften alles herbeiströmte, und hielt dann eine Predigt und Messe. An den folgenden drei Tagen versammelte Ulrich den Klerus um sich zur Frühjahrssynode — die Herbstsynode fand im Oktober statt, weihte dann am Gründonnerstag das hl. Öl und verteilte es unter die Pfarrer. An diesem Tage wurde die allgemeine Beicht und Absolution gesprochen und allgemeine Kommunion gehalten; auch spendete der Bischof, wohl zur Erinnerung an das hl. Abendmahl, das beste Getränk an das Volk. Am Karfreitag wurden die Gläubigen wieder mit dem Leibe Christi gespeist und die übrigen Hostien „vergraben". Unter Gebet und Fasten verfloß der Tag; zur Vesperstunde aber labte Ulrich sich, ohne zur Tafel zu gehen, in seinem Schlafgemache mit Bier und Brot und ließ auch jedem der bei ihm Verweilenden nach Belieben Bier und Brot vorsetzen. Anderen Tages begann noch in der Nacht die Taufwasserweihe und Taufe, und dann nahm Ulrich ein Bad. Alsbald folgte ein feierlicher Gottesdienst und ein freudiges Mahl. Am Osterfeste wurden die hl. Hostien aus ihrem Begräbnisse erhoben und der Leib Christi und das Evangelienbuch mit Kerzen und Weihrauch im feierlichen Aufzug getragen, wobei Knaben passende Lieder sangen — vor und nach der Prozession[1] brachte der Bischof

[1] Es war keine theophorische Prozession im späteren Sinne; fast ebenso feierlich wurde das hl. Öl am Donnerstag einhergetragen (v. 4).

das heilige Meßopfer dar und empfingen alle den Leib Christi. Zum folgenden Mahle ließ Ulrich drei Tische decken, einen für die Geladenen, je einen für die Geistlichkeit der Domkirche und von St. Afra. Nach gesprochenem Tischgebet verteilte er unter alle das Fleisch des Gotteslammes und Stückchen vom Speck, der bei der Messe geweiht war, und zur bestimmten Zeit kamen Spielleute, so viele, daß sie fast den ganzen Saal füllten, und spielten drei Stücke. Die Domherren erhielten eine Caritát, d. h. Wein als Liebesgabe und sangen einen Wechselgesang von der Auferstehung. Abends wurde die dritte Caritát getrunken, wieder ein Responsorium gesungen, darauf die Vesper gefeiert. Aus dieser Sitte entwickelte sich die Ulrichsminne, der man die wunderbarsten Wirkungen zuschrieb.

4. Buße.

In der Fastenzeit mußten die meisten Gläubigen ihre Sünden büßen, nachdem sie zu Beginn ihre Sünden bekannt hatten. Das Bekenntnis vollzog sich, soweit wir aus späteren Formeln schließen dürfen, in feierlicher und ernster Form nach Ansprachen und Gebeten, womit die Handlung auch schloß.[1] Der Priester hielt einen kürzeren oder längeren Vortrag über die verschiedenen Sünden und Laster und gab Anweisungen, die das Alter, das Geschlecht, die Gemütsbeschaffenheit der Beichtenden berücksichtigten, hielt also eine Art Standeslehre. Dann folgten Fragen über den Glauben, da der Priester manchmal halbe Heiden vor sich hatte: „Glaubst du an Gott, den Vater, den Sohn und den Hl. Geist?", endlich Fragen über die Bereitschaft: Willst du allen vergeben, die gegen dich gesündigt haben, damit auch Gott dir deine Sünden vergebe, alles gutmachen usw.? An dieser Vorbereitung, die an Exerzitien erinnert, konnten viele teilnehmen. Die Einzelbeichte vollzog sich in einem abgesonderten Raume, wo der Priester auf einer Art Richterstuhl saß. Und vor ihm stand, saß oder kniete der Beichtende, der im Anschluß an geläufige Formeln, unterstützt durch Fragen des Priesters, seine Sünden bekannte. Eine sächsische Formel lautet also: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen und allen seinen Heiligen und dir, Gottesmann, alle meine Sünden, die ich dachte und sprach oder tat von da an, daß ich zuerst zu sündigen begann. Auch bekenne ich, was ich getan wider meine Christenheit (Taufe) und wider meinen Glauben usw." Eine ausführlichere Form enthält ungefähr folgendes: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen und der Frau Sankt Maria und St. Michael und St. Petrus und allen Gottes Heiligen und dir, seinem Boten, daß ich sündig bin in Gedanken und Taten, in Worten und Werken, in Gewer,

[1] Exhortatio M. G. p. l. IV b, 760.

in Diebstahl, in übler Nachrede, im Neide, im Zorne, im Überessen und Übertrinken, im Fluchen, im Schwören. Ich bekenne, daß ich heilige Sonntage und andere heilige Tage nicht feierte und ehrte, wie sie Gott geboten hat und meine Schuld war. Ich bekenne, daß ich meine Kirche versäumte aus Weichlichkeit, daß ich meine Vesper, meine Metten, meine Messe nicht hörte, wie ich sollte, daß ich in Kirchen Unrechtes tat und redete mit anderen, daß ich Gottes Lob nicht wollte hören. Ich bekenne, daß ich Hungrige nicht ätzte, Durstige nicht tränkte, Kranke nicht besuchte, wie ich sollte, daß



Öffentliche Beicht aus dem Göttinger Sakramentar des elften Jahrhunderts. An der Spitze der Kleriker steht auf der einen Seite ein Bischof mit dem Pallium über der Kasel. Auf der anderen Seite nahen sich die Pönitenten, in der ersten Reihe die Männer, in der zweiten die Frauen.

ich den dürftigen Mann nicht ins Haus lud, ihm weder Speise noch Trank, weder Lager noch Bett gab. Ich bekenne, daß ich meinen Vater, meine Mutter und meine anderen Nächsten nicht liebte und ehrte, ich bekenne, daß ich mein Patenkind nicht so lehrte, wie ich geheißen ward. Ich bekenne, daß ich meinen Zehnten nicht zahlte und des Herrn Sache nicht wahrte, wie meine Schuld war." Zum Schlusse kniet der Beichtende nieder, streckt bittend die Hände aus, blickt den Priester mit weinender Gebärde an und spricht: „Viel und unzählig sind meine anderen Sünden, die ich nicht in Erinnerung bringen kann, für die alle mein armes Gemüt Schmerz leidet und von harter Pein gequält wird; und darum bitte ich flehentlich um deinen Rat, ja um deinen Richterspruch, der du zum Verwalter und Mittler zwischen Gott und dem sündigen Menschen verordnet bist, und flehe demütig, daß du für meine Sünden ein Vermittler werden mögest." Wenn er dies gesagt, werfe er sich, mahnten die Bußbücher, ganz zur Erde und bringe Stöhnen, Seufzer und Tränen, wie Gott es ihm gibt, aus seinem innersten

Herzen hervor. Der Priester aber lasse ihn einige Zeit hingestreckt liegen, bis er ihn von göttlicher Eingebung getroffen sieht. Dann heiße ihn der Beichtiger aufstehen, und wenn er wieder auf seinen Füßen steht, erwarte er mit Zittern und Demut das Urteil des Priesters, und der Priester kündige ihm seine Fasten und Übungen an, doch erwäge er wohl die Beschaffenheit der Person, das Maß der Schuld, die Richtung des Gemütes und die Gesundheit oder Kränklichkeit des Körpers. Nachdem sich der Beichtende dem Geistlichen abermals zu Füßen geworfen hatte, folgten verschiedene Gebete des Priesters zu Gott, daß er die Reue des Sünders gnädig annehme, aber keine eigentliche Absolution. Der Priester ging mit dem Pönitenten in die Kirche zurück und betete dort die Bußpsalmen oder las eine Messe.

Noch immer bekannten viele fromme Männer ihre Sünden öffentlich[1] oder wenigstens vor einer größeren Anzahl von Geistlichen. So berief Heinrich I. von England zuerst seine Kapläne, dann einen Bischof an sein Krankenlager, um sein Herz zu erleichtern.[2] Öffentliche Sünden erforderten eine öffentliche Sühne, sogar bei schuldlosen Vergehen. So büßte Karl d. G. öffentlich ein Versäumnis, da er ruhig zugesehen hatte, wie eine Spinne einen zudem unwürdigen Diakon mit ihrem giftigen Bisse zum Tode verwundete; so sein Sohn Ludwig mehrmals, weil er aufrührische Söhne bekämpft und bestraft hatte; so König Konrad, nachdem er die schwäbischen Kammerboten hatte hinrichten lassen, ebenso Bischof Salomo, der dabei mitgeholfen. Dem hl. Romuald legten seine Schüler auf einen bloßen Verdacht hin eine schwere Buße auf; er unterzog sich ihr willig und las ein halbes Jahr keine Messe.

Über besonders schwere Fälle sprach der Bischof das Urteil, sei es im Sendgerichte, sei es in seiner Kurie auf der Generalsynode.[3] Die großen Verbrecher, Götzendiener, Zauberer, Mörder, besonders Vater- und Brudermörder, Ehebrecher, Notzüchter, Entführer mußten viele Jahre, manche ihr Leben lang ihre harte Strafe tragen, wenn auch im Laufe der Zeit Milderungen eintraten,[4] und für Hohe und Vornehme gab es grundsätzlich keinen Unterschied. Der Erzbischof Dunstan trat dem englischen Könige, der eine Jungfrau entehrt hatte, wie ein zweiter Nathan gegenüber; der König warf sich ihm zerknirscht zu Füßen und nahm die Buße von sieben Jahren willig auf sich. Viele aber sträubten

---

[1] Ekkeh. c. 1, 28; 3, 43; 14, 125; Thietm. 6, 41.

[2] Order. Vit. 13, 8. M. G. ss. 4, 500; Mab. a. pr. ad III. saec. 6, 20. Über die Laienbeichte s. IV. Band 382.

[3] Auch in weltlichen Gerichten wurden die causae maiores (Mord, Diebstahl, Notzucht, Brandlegung) der höheren Gerichtsbarkeit der Grafen reserviert, wahrscheinlich nach dem Beispiel des geistlichen Gerichtes.

[4] Das frühere Eheverbot wurde aber aufgehoben. Reste von Bußgraben s. Synode von Worms 868 c. 26; Hard. v, 341.

sich gegen die Buße und wurden dann geächtet. Die Geistlichen sprachen den Fluch über die Sünder, indem sie Kerzen zu Boden warfen,[1] und verboten den Gläubigen, Gemeinschaft mit ihnen zu halten, und den Priestern, Messen für sie zu lesen. Die weltliche Gewalt half mit, da ihr an der Sühne der Verbrechen viel lag. Die alte Freiwilligkeit hatte aufgehört.

Immerhin gab es tatsächlich große Unterschiede in der Behandlung der Sünden. Die einen Bußpriester, hören wir, saßen da unnahbar als strenge Richter und bestanden auf der vollen strengen Strafe, wie sie die alten Bußbücher vorschrieben. Andere ließen bedeutende Milderungen eintreten.[2] Nun verlangte die Kirche wenigstens, daß die Priester jede Härte und Schroffheit vermieden, daß sie wirklich mit den Sündern mitfühlten und anderen die Sündenlast tragen halfen, gewissermaßen die Vermittlung zwischen Gott und den Sündern übernahmen.

Die Geistlichen, nicht nur die Bußpriester, sondern auch die Bischöfe zweifelten oft an der Richtigkeit ihrer Urteile und an der Wirksamkeit ihrer Gebete und waren froh, wenn sie sich auf beruhigende Zeichen stützen oder berufen konnten.[3] Wegen eines Mordes hatte ein edler Franke Fromond die Buße auferlegt erhalten, vier Jahre lang in Ketten zu wallfahren. Während dieser Zeit und an ihrem Schlusse hatte er zu Rom umsonst um Nachlaß der Schuld gefleht; erst zu Redon offenbarte sich die Gnade Gottes: wunderbarerweise fielen die Ketten von den Händen des Mannes.[4] Als einmal ein Bischof, trotzdem er sich einer großen Sünde bewußt war, sich zur Feier der heiligen Messe anschickte, überfiel ihn plötzlich furchtbare Angst, und er kämpfte drei Stunden mit sich selbst im Angesichte des Volkes, dem er, wie wir schon oben hörten, seine Schuld geoffenbart hatte. Endlich erbarmte sich die himmlische Gnade und bekleidete den auf dem Boden Liegenden wieder mit dem Meßgewand und gab ihm auf diese Weise voll Barmherzigkeit die Zuversicht, das selbst Himmlischen furchtbare Amt zu verrichten, zum Beispiel einer wahren Buße.[5]

Am Gründonnerstag erfolgte die Wiederaufnahme, die Rekonziliation, Absolution der Büßer, und zwar der geheimen und offenen Büßer. Wie sich die Buße der geheimen und öffentlichen

[1] Der vom Patriarchen Ignatius von einer Feierlichkeit zurückgewiesene Bischof Gregor Asbesta warf seine Kerze auf den Boden und nannte den Patriarchen einen Wolf. Götz von Berlichingen schreibt: In einigen Städten warfen die Pfaffen und Mönche von der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten den Vögeln in der Luft, mich zu fressen.

[2] Geschriebene Beichtzettel s. v. Segolenae 25, Joh. Eleemosyn. 94, Boll. Jan. II, 516; Jul. V, 635; Thietm. 8, 7.

[3] Ansgar erhält für seine innere Beichte Absolution v. 3. Manche trieben Schwindel mit Gesichten; M. G. ss. 2, 232.

[4] Mab. Annal. III, 56, 296; a. II, 396.

[5] S. 97; Mon. Sang. 1, 22.

Sünder im Wesen nicht unterschied, so auch nicht ihre Wiederversöhnung.[1] Noch um 900 sagt Abbo von St. Germain, der Bischof könne niemand lossprechen, wenn nicht seine Buße vollendet sei.[2] Bei einfachen Sünden vollzog der Priester, bei schweren der Bischof die Wiederversöhnung, ein höherer Geistlicher oft in Fällen, wo ein anderer die Buße auferlegt hatte. Selbst im letzten Augenblick konnten noch Schwierigkeiten eintreten. Die Eltern des St. Gallener Mönches Iso hatten die ganze Fastenzeit hindurch Buße getan und getrennt gelebt, aber am Karsamstag früh sich vereinigt. Darob befiel sie große Trauer; unter Tränen gingen sie zum zweitenmal zum Bade, bekleideten sich wieder mit den Bußgewändern, die sie soeben abgelegt, warfen sich barfuß mit Asche bestreut vor dem nächsten Priester und der Filialgemeinde nieder. Jener legte ihnen zur Buße auf, Tag und Nacht vor den Kirchentüren „ohne Gemeinschaft" zu stehen. Da aber dieser Priester nicht der eigentliche Ortspfarrer war, begaben sie sich nach dem Frühamt zur Pfarrkirche, enthüllten vor dem Pfarrer und der Gemeinde unter Klagen ihren Fehltritt und baten um seine Erlaubnis, daß es ihnen morgen gestattet sein möchte, mit der Gemeinde in Verbindung zu treten, d. h. zu kommunizieren. „Nachdem der Pfarrer sie heftig angefahren," erzählt Ekkehard, klagte er sie der Verwegenheit an, erteilte ihnen aber seinen Segen. Nach Hause zurückgekehrt, verbrachten sie nüchtern unter Weinen und Wachen die ganze Nacht. Am Ostertag früh morgens stellten sie sich vor die Kirchentür, und als das Kreuz vor der Messe herausgetragen wurde, folgten sie als die letzten. Der Pfarrer aber führte sie, vom Volke ermuntert, während des Kyrie in die Kirche und wies ihnen Sitze an, gewährte ihnen aber keine Kommunion. Als jedoch die allgemeine Austeilung vollendet war, stellte sich der Pfarrer, als ob er eilig seinem Volke nochmals ein Meßamt halten wollte, nahm sie bei den Händen und führte sie zum Altar. Nachdem er die Hostienbüchse geöffnet, vereinigte er die von Tränen Überflossenen durch Austeilung mit der Gemeinde, und als ob er schleunig zu den Seinen zurückkehren wollte, befahl er unter Erteilung des Friedenswunsches und von Küssen, daß sie sich wieder bekleiden und Mahlzeit halten sollten, und ging nach Hause. Es freuten sich alle, daß jene durch eines solchen Mannes Gewähr mit der Kirche wieder vereinigt wären.

Viele Sünder, auch kleinere, fanden keine Ruhe und nahmen

---

[1] Morinus De poenit. 7, 9; 9, 29; vgl. übrigens Konzil von Mainz 852 c. 10: Si quis incestum occulte commiserit et sacerdoti occulte confessionem egerit, indicetur ei remedium canonicum, quod subire debuerat, si eius facinus publicum fuisset; verum quia latet commissum, detur ei a sacerdote consilium, ut saluti animae suae per occultam poenitentiam prospiciat; M. G. Cap. 2, 189.

[2] Serm. 2, 3.

die Bußpflicht sehr ernst, oft übertrieben ernst, zogen unstet umher, trugen hölzerne Kreuze und harte Cilizien, eiserne Gürtel, Ketten um Hüften und Arme, ja förmliche Panzer auf bloßem Leibe und geißelten sich beständig, so z. B. der berühmte Wilhelm von Aquitanien, der zur Buße nach Jerusalem wallfahrtete und unter sarazenische Räuber fiel, die sich vergebens bemühten, die ins Fleisch eingedrungenen Ketten loszureißen.[1] Vielen anderen aber widerstrebte die kleinste Buße, schon das Knien, das nach germanischer Anschauung eines Freien unwürdig war, geschweige ein Geißelhieb, und ihre Gesinnung fand eine Stütze in der Auffassung vieler Theologen, daß die Reue genüge und die Schlüsselgewalt, die Absolution, die Sündenschuld tilge. Während andere Theologen erklärten, die Absolution beziehe sich nur auf die Buße, die Pöna, nicht die Culpa, sie müsse also immer der Bußleistung nachfolgen, widersprachen jene, gestatteten schon zuvor die Lossprechung, und dies wurde mit der Zeit allgemeiner Brauch, in der griechischen Kirche seit dem zwölften Jahrhundert. Damit hängt vielleicht die Sitte zusammen, daß während der Fastenzeit die meisten täglich die Kommunion empfingen.[2] Nun beruhigten sich schon viele damit, daß sie während der Fastenzeit ein Bußkleid, Cilizium, unter den Kleidern trugen, Almosen spendeten, einige Gebete verrichteten und zu Heiligtümern wallfahrteten. Sie betrachteten das als Ersatz, was früher eine Ergänzung gewesen war, und wurden bestärkt durch Theologen, die z. B. ein siebenjähriges Fasten durch ein einjähriges Psaltergebet (zwei Psalter täglich) und ein Bußjahr durch 3000 oder 100 Geißelhiebe (Disziplinen) und das Fasten durch Almosen ablösen ließen. Gestützt auf den Ausspruch der Hl. Schrift, daß Almosen die Sünden tilge, rechnete man aus, ein Solidus wiege 3 Fasttage, ein Denar einen Fasttag auf, und eine Messe sei soviel wert wie 12 Fasttage. Da konnte ein Mann auch für den anderen eintreten. Nach germanischem Recht haften die Glieder füreinander; bei der Blutrache konnte die beleidigte Sippe anstatt des Totschlägers den besten Mann erschlagen, die Buße konnte auf die einzelnen Glieder verteilt werden. Dieser Anschauung entsprechend konnte eine Seele auch die Buße einer anderen übernehmen. Bei einer siebenjährigen Buße nahm der Pönitent 12 Männer zu Hilfe, die bei Wasser und Brot und grünen Kräutern drei Tage lang fasteten; wer es vermochte, der nahm siebenmal 120 Männer, die das gleiche taten, und auf diese Weise ergaben sich in drei Tagen ebensoviel Fasttage, als in sieben Jahren Tage enthalten sind.[3] Fromme Geißler übernahmen Disziplinen, so Dominikus Loricatus.

[1] Boll. Jan. II, 865 (Joh. Reom.). Mab. a. IV a, 53 (Ludger. Monast.), V, 831 (circuli in brachio) II, 253, Gall. mir. 34.

[2] Nic. ad Bulg. 9.

[3] Leg. eccl. Edgari, Harduin VI 1, 673; Carol. ep. 791; M. G. Ep. 4, 528; Regino 2, 446.

Die Stellvertretung erstreckte sich auch auf die Glieder der leidenden Kirche, auf die Gemeinschaft der Lebenden und Abgestorbenen, die füreinander Fürbitte einlegten und füreinander ihre Leiden aufopferten, und diese Idee kommt in einer anderen wichtigen Einrichtung noch deutlicher zur Geltung, nämlich in der Gebetsverbrüderung, die fromme Christen eingingen, um sich für den Tod und das Jenseits genügende Gebete und Messen zu sichern. Die Verbrüderungen traten an Stelle der alten Opfergilden, der heidnischen Brüderschaften, der altchristlichen Leichenvereine und hatten ihren Grund in dem frühchristlichen Gedanken der Fürbitte, der Gebetsgemeinschaft, worin die Genossen zueinander standen. Ein natürlicher Verband dieser Art war die Familie. Ein Ritter Merchduf träumte eines Tages von den Höllenqualen, die sein Ehebruch verschuldete, doch zwei früh verstorbene Knaben führten ihn zu seiner Gattin, die im Lichtkranz strahlte, und baten sie um die Gnade, daß er zur Welt zurückkehren und seine Schuld büßen dürfte. Dieser Traum trieb ihn ins Kloster. Was hienieden nicht gebüßt war, wurde nach dem frommen Glauben im Jenseits zur Qual, und nur die Beihilfe der Hinterbliebenen konnte ihre Leiden mildern.[1] Genau die nämlichen Mittel, die auch die Sündenbuße erleichterten, trugen dazu bei, die Leiden der armen Seelen zu lindern, in erster Linie das Meßopfer. Daher hatten die Gebetsbruderschaften vor allem die Aufgabe, verstorbenen Mitgliedern zu Hilfe zu kommen. Im Jahre 762 schlossen sich zu Attigny 44 hohe Geistliche zu einem Totenbund zusammen und verpflichteten sich, 100 Messen und 100 Psalmen jedem verstorbenen Genossen zu weihen. Einen natürlichen Gebetsverein stellte das Kapitel der Landgeistlichen und der Klostergenossenschaften dar. In England schlossen sich diese Vereine, wie noch deutlich zu erkennen ist, an die altheidnischen Biergilden an und erklärten sich zu Friedensbünden. Sie verpflichteten sich, für verstorbene Mitglieder Almosen zu spenden, Messen oder Psalmen singen zu lassen.[2] Zu Exeter gab bei einem Sterbefall jeder Genosse einen Denar oder Pfennig, ebenso in Abbotsbury, damit die Kanoniker Messe läsen.

---

[1] V. Rimberti 8.

[2] „Wir haben gesagt bezüglich derjenigen, die in unseren Gildschaften das Gelöbnis getan haben, daß, wenn einer von ihnen stirbt, jeder Gildegenosse für die Seele des Verstorbenen ein gesäuertes Brot (Seelenbrot) geben und fünfzig Psalmen singen oder binnen dreißig Nächten singen lassen soll." Iudicia civitatis Lundoniae; Schmid, Gesetze der Angelsachsen 167.

XXXVII. Die Gesellschaft und die Kirche.

Die Kirche glich der Arche Noahs im Sturme; sie war eine Friedensinsel, ein Asyl, die Zuflucht aller Bedrückten und Bedrängten; außerhalb dieses geheiligten Bezirkes herrschte Unordnung, Gewalt und Verbrechen.

Wenn man den gleichzeitigen Schilderungen glauben dürfte, hätten sich alle Bande gelöst. Haß und Neid, heißt es, herrsche unter den Blutsverwandten mehr denn zwischen Fremden, der Freund traue dem Freund nicht, der Bruder hasse den Bruder, der Vater sei ohne Liebe für den Sohn; Meineid, Völlerei, Unzucht, Mord, Diebstahl, Raub seien alltägliche Dinge, niemand wehre ihnen, niemand bestrafe sie. Mit der Unordnung der Gesellschaft verband sich der Aufruhr in der Natur, eine Erscheinung die sich häufig wiederholt. Dürre wechselte mit Überschwemmungen, und Unwetter und Heuschreckenschwärme vernichteten die Ernte.

Einem Wunderberichte, worin der Teufel gesteht, an allem Übel dieser Zeit schuld zu sein, fügte Eginhard die Worte bei: „Ach, wie tief ist unsere Zeit gesunken, in der nicht gute Menschen, sondern schlechte Dämonen die Lehrer und die Anstifter der Laster und die Urheber der Verbrechen sind, uns an unsere Besserung mahnen." Eben der Böse war es, der die Großen nach dem Urteil der Kirchenmänner gegen das Gottesreich aufhetzte. Sie scheuten sich nicht, wie Chronisten berichten, die Kirche ihrer Güter zu berauben, mißachteten die Zins- und Zehntpflicht, die ihnen frühere Herrscher aufgelegt, und schlugen Fasten- und Sonntagsgebote in den Wind. Anstatt in die Kirche zu gehen und das Wort Gottes anzuhören, Almosen zu geben und Kranke zu besuchen, sagt Hrabanus, pflegen viele nur weltliche Vergnügungen. An Sonntagen, klagen kirchliche Schriftsteller, werde Markt und Gericht gehalten, und die Kirchen werden zu weltlichen Dingen mißbraucht. Jetzt taucht der Satz wieder auf, wie ihn ähnlich Salvian geäußert hatte, jeder Reiche sei ungerecht oder Erbe des Ungerechten. Fast keiner der Großen, sagt ein Schriftsteller, unterhält aus eigenem Vermögen seine Kriegsleute, sondern schafft sich durch Raub und Vergewaltigung die Mittel dazu; je größer sein Gefolge ist, desto weniger finden seine Bedrückungen einen Widerstand.

In ihren festen Burgen, die sie sich bauten, konnten die Herren den Großen und Königen Trotz bieten, und gestärkt auf ihre Macht konnten ihre Dienstmannen, Caballarier, ihrerseits Räubereien verüben, wie Hinkmar 859 klagt.[1] Die Großen, sagt Ludwig II., gewähren Räubern Unterschlupf und Schutz, um einen Anteil am

[1] Ad Carol. Calv. M. 125, 954. Ep. 16.

geraubten Gute zu erhalten; sie treten sogar selbst als Räuber auf.[1] Als ein wahres Wunder bezeichnet es einmal ein Geschichtschreiber, daß Gesandte aus Aquitanien glücklich nach Chalons gelangten, ohne ausgeraubt zu werden.[2] Die Raubehe war an der Tagesordnung, nach den Klagen der Bischöfe auf den Konzilien zu urteilen, so häufig kam die Entführung von Jungfrauen, Bräuten, Witwen und verheirateten Frauen, ja auch von Nonnen vor.[3] Sogar die viel geordneteren Zustände des Ostreiches verhinderten Gewalttaten dieser Art nicht, so daß schon Justinian dagegen einschreiten mußte.[4] Bei der Zersplitterung des Reiches konnten Entführer, Ehebrecher, von der Kirche Gebannte leicht von einem Reichsteil zu einem anderen fliehen und sich verbergen; sie fanden sogar Schutz bei den Königen, wenn sie gerade in Feindschaft mit einem Bischof oder einem anderen Fürsten standen. Kaum hatten die Söhne Ludwigs des Frommen 851 sich verpflichtet, solche Gebannte auszuliefern, so schlug Kaiser Lothar I. das Versprechen in den Wind und beschützte einen Ehebrecher. Seinem Schwager Boso von Burgund zum Trotze gewährte Lothar II. dem Entführer seiner Frau lange Jahre Unterschlupf. Obwohl die Kirche daran festhielt, daß die Entführer sich der Kirchenbuße zu unterziehen hatten, mußte sie oft Nachsicht üben und gestattete wieder Verbindungen, wenn nur nachträglich die Beistimmung der beraubten Eltern und der geraubten Jungfrauen erfolgte.[5] Wie Hinkmar und Regino nachmals klagen, mußten gar oft die Priester der Gewalt weichen, die dem Banne verfallenen Entführer und Ehebrecher aufnehmen, vor ihnen die Eucharistie feiern und ihnen die Kommunion reichen.[6]

Mit ihren Kebsweibern verzehrten, wie eben Hinkmar klagt, die Großen sogar Zehnten und Kirchenopfer, und die rechtmäßigen Gattinnen mußten es stillschweigend dulden.[7] Nicht selten plagte eine der Nebenfrauen der leidenschaftliche Ehrgeiz, daß sie selbst nach dem Range einer öffentlichen Gattin begehrte, und dann entstanden blutige Verwicklungen. Da die Kirche sich sträubte, recht-

---

[1] Audivimus quoque, quod quidam domos et possessiones habentes concilient sibi atque consocient latrones aliunde venientes eosque occulte foveant et solatium dent ad tale facinus perpetrandum, ut quidquid ipsi ex pernicioso opere adquisierint, cum eis partiantur; M. G. C. 2, 86 (850 c. 3). Vgl. dazu Regin. 866 (ss. 1, 577, 611).

[2] Nithard 2, 8.

[3] Kapitulare 819, 845, 850.

[4] Iust. Nov. 143.

[5] Konzil von Paris 846.

[6] Dictum est nobis, quod quidam laici in domibus propriis praecipiant presbyteris missas celebrare, et inter canum discursus et scortorum greges sanctitatis mysteria polluantur magis quam consecrentur, Regino I, 134; s. S. 109.

[7] Vos cum uxoribus et ancillis vestris, et quod peius est, nonnulli cum scortis decimas et oblationes fidelium manducatis; Hincmar dial. de statu eccl. M. Bibl. Patr. (Par. 1654) 16, 614; canes et geniciarias pascunt, Synode von Meaux 845 c. 75.

mäßige Ehen zu lösen, so nahmen die Männer zur Gewalt ihre Zuflucht; sie verleideten ihren Frauen das Leben und scheuten sich nicht, sie entweder selbst umzubringen oder sie durch ihre Diener zur Schlachtbank führen und sie gleich Böcken und Lämmern abstechen zu lassen, wie Hinkmar schreibt. Um den Mord zu beschönigen, beschuldigten sie die Gattinnen früherer Sünden oder des Ehebruchs. Die Gattenmörder und Frauenräuber wagen es, bemerkt Hinkmar, sich noch zu berufen auf das Gewohnheitsrecht oder auf die lex Salica und Gundobada (die den Zweikampf erlaubte) oder auf das Beispiel Davids, aber schon das heidnische Rom habe eine solche Selbsthilfe verboten.



Kaiser Lothar I. nach dem Evangeliar der Pariser Nationalbibliothek.

Um solche Anschläge und andere himmelschreiende Anordnungen zu verhindern, ergriff die Kirche entschiedene Maßregeln, verbot Probeehen, Ehescheidungen und Wiederverheiratungen. Bei dem Mangel fester Formen und Urkunden entstand oft ein Zweifel, ob ein Konkubinat eine wirkliche oder eine wilde Ehe war. Ein Angehöriger der Reimser Diözese Fulkrich, Vasall des Kaisers Lothars I., nannte die von ihm entlassene Gattin seine Konkubine. Nun verhängte Hinkmar über ihn den Bann, aber ungeachtet der Zensur verband sich Fulkrich mit der Tochter eines gewissen Milo unter Mitwirkung einiger Geistlichen. Darauf lud Hinkmar ihn und die beteiligten Pfarrer vor eine Synode und unterwarf ihn einer Buße, die Fulkrich auch zu leisten versprach. Aber bald darauf floh er zu seinem Lehensherrn Lothar, und dieser gewährte ihm seinen Schutz.

Lothar II., Kaiser Lothars I. Sohn, von Jugend auf an ein ausschweifendes Leben gewöhnt, hatte rein aus politischer Berechnung die Tochter des burgundischen Grafen Boso, Teutberge, geheiratet, aber er wurde ihrer bald überdrüssig. Waldrade, ein Weib vornehmen Standes, das ihm bereits einen Sohn und zwei Töchter geboren, beherrschte sein Gemüt mit fast dämonischer Gewalt und strebte nach der Würde einer Königin. Ihr Werkzeug sprengte das Gerücht aus, Teutberges eigener Bruder Hukbert, später Abt von St. Moritz,[1] hätte Blutschande mit ihr getrieben.

[1] Clericus coniugatus; Hincm. ann. 864.

Sie hatte anfangs standhaft geleugnet, später aber unter dem Druck eines peinlichen Zwanges vor einer Synode zugegeben, sie hätte einen Fehltritt getan, der gemäß einem verschieden gedeuteten Ausspruch Christi die Ehe in der Wurzel vernichtete.

Nach griechischer Auffassung erklärte Christus in einer bekannten Stelle eine Ehe für völlig aufgelöst, wenn der eine oder der andere Teil sich des Ehebruches schuldig gemacht hatte, nach römischer gewährte er dem Manne nur die Entlassung der Frau, kein Recht auf Wiederverheiratung. Dazu bekam er nur ein Recht, wenn die Ehe im Keime nichtig war, wenn Gewalt, Täuschung und Unfähigkeit vorlag, Ehehindernisse, die nach und nach zur Geltung gelangten.[1] War es nun aber ein wesentlicher Irrtum, wenn ein Mann eine Gattin, die keine wahre Jungfrau mehr war, heimgeführt hatte?[2] Die Kirche hat diesen Grund nie gelten lassen, so wenig wie die Kinderlosigkeit, und die Aachener Synode 860, die diese Hindernisse anerkannte, blieb ohne weitere Folge. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn Teutberge sich mit einem Bruder Lothars vergangen und sich dadurch mit ihm verschwägert hätte. Denn eine Synode von 895 gestattete dem Manne, dessen Frau sich zuvor mit seinem Bruder vergangen hatte, eine andere Gattin heimzuführen, die schuldige Frau aber sollte jedes Recht zur Ehe verlieren und lebenslänglich Buße tun.[3] Im Falle des Ehebruchs aber sollte er, wie Karl ganz im Sinne der römischen Kirche 789 entschied, so wenig wie seine schuldige Frau vor ihrem Tode mehr heiraten dürfen. Es war noch nicht gar so lange her, daß fränkische Synoden (757 und 758) dem Manne einer ehebrecherischen Frau die Wiederverheiratung gestattet hatten. Inzwischen hatten sich aber die Verhältnisse geändert, und Rom konnte mit seiner strengen Ansicht durchdringen.

Papst Nikolaus trat mit apostolischem Freimut Lothar gegenüber, entsetzte die Erzbischöfe, die ihm geholfen hatten, ihres Amtes und gewährte den Bischöfen Verzeihung, wenn sie sich unterwarfen. Die abgesetzten Erzbischöfe eilten zu dem in Italien sich aufhaltenden Kaiser, und dieser rückte mit seinem Heere vor Rom. Der Papst ließ sich aber nicht einschüchtern, und verschiedene Unfälle, die dem Heere zustießen, erschienen dem Kaiser als göttliche Warnungszeichen. Er versöhnte sich mit dem Papste und vereinigte sich wieder mit seiner früheren Frau, ohne freilich ein inneres Verhältnis zu ihr zu gewinnen. Vergebens hatte der Papst ge-

---

[1] Die impotentia war von Rom noch zur Zeit Heinrichs II. nicht als Scheidungsgrund anerkannt.

[2] Die Frage legt sich nahe, da bei Matth. 19, 9 Porneia, nicht Moicheia steht. Christus spricht von „einer häßlichen Sache", wegen deren er eine Entlassung (allerdings schon vor der Verlobung) gestattet. Damit stimmt M. G. ss. 21, 501 (ob nimiam turpitudinem).

[3] Synode von Tribur c. 43.

mahnt, er sollte sie lieben wie eine Schwester. Waldrade, die vom Legaten Arsenius[1] nach Italien geführt worden war, entfloh und kehrte zu Lothar zurück. Nun bat Teutberge selbst den Papst um Auflösung ihrer Ehe, sie ging 867 nach Rom und versicherte, sie ginge lieber zu den Heiden, als daß sie ihren Gemahl wiedersehen wollte. Der nachgiebige Hadrian gestattete eine vorläufige Trennung, löste die Waldrade vom Banne und reichte Lothar selbst zu Monte Cassino die hl. Kommunion. Er beschwor Lothar, er solle vom Empfange des Sakramentes zurückstehen, wenn er sich schuldig fühle, damit es ihm nicht zum Gericht und zur Verdammnis gereiche. Ohne Zaudern emfing der Verstockte, der versicherte, er hätte alles gehalten, wie des Papstes Vorgänger befohlen hätte, die Hälfte der Hostie und des Blutes, dessen andern Teil der Papst genossen hatte. Darauf reichte der Papst auch den Begleitern das Abendmahl, nur einige wenige entzogen sich ihm. Auf dem Rückweg nach Frankreich starben die meisten, Lothar voran, an einer Seuche. Darauf nahmen Waldrade und Teutberge beide den Schleier.

Diese Geschichte ist ein Spiegelbild der Zeit. Hrabanus sagt, es gebe wenige Christen, die von Fleischessünden unbefleckt seien, und manche Konzilsätze scheinen dieses Urteil zu bestätigen.[2] Eine römische Synode klagte, daß die Sünder die Kirchenbuße verachteten, nachdem sie vom Staate eine leichte Rüge erhalten hätten.

Ein entartetes Volk muß notwendig die Beute seiner Feinde werden. Daher sagt Karl der Kahle mit Recht 862: „Frankreich ist öde geworden, weil wir die Blumen und Früchte von Glauben, Liebe und Hoffnung, von Demut, Keuschheit und Mäßigkeit, sowie der übrigen Tugenden vom Acker unseres Herzens rissen und dafür Unkraut der Sünde säeten. Deswegen sind die Bewohner des Landes getötet und auseinandergejagt worden, weil wir uns selbst durch das Schwert der Sünde töteten und alles Gute, was Gott uns an natürlichem Geist, Wissen, Reichtum, Ehren, vornehmen Familienverbindungen gewährte, irdischen Lüsten dienstbar machten und dem Willen und der Absicht Gottes entfremdeten."

Zur Strafe für seine Sünden mußte das Volk die Einbrüche der Normannen und Sarazenen und den Wucher der Juden erdulden. Die Juden genossen eine goldene Zeit. Sie wußten sich an den Höfen einzuschmeicheln, gingen hier, wie sie nach Agobard sich rühmten, frei aus und ein; ihre Frauen bekamen von den Hofdamen Gewänder geschenkt. Ludwig der Fromme selbst nahm

[1] Der Legat Bischof Arsenius, der im Auftrag Nikolaus' I. Lothar zur Entlassung seines Kebsweibes Waldrade und den Dienstmann des Grafen Boso zur Entlassung der Gattin seines Herrn zwang, stiftete seinen eigenen Sohn zu einem bösen Frauenraub an. Dafür kam er auch nach dem Ausspruche Hinkmars an seinen Ort d. h. in die Hölle; M. G. ss. 1, 477.

[2] Im J. 898. Eine Synode von Pavia 850 berichtet, die Väter geben ihre Töchter preis und drängen ihre Konkubinen ihren unreifen Söhnen zur Ehe auf. Im Norden verkauften die Männer ihre Konkubinen in die Sklaverei.

sie, da er ihres Geldes bedurfte, in Schutz gegen die Geistlichen und Großen, gewährte ihnen freien Handel im Reiche, gestattete nicht nur, daß sie selbst christliche Sklaven besaßen, sondern auch, daß sie Handel damit trieben. Umsonst hatten die Konzilien verboten, daß die Juden mit getauften Sklaven handelten und getaufte Sklaven besäßen, um damit den Juden ihre Sklaven zu entwinden. Die Juden erlangten ein kaiserliches Verbot, daß kein Sklave ohne Erlaubnis seines Herrn getauft werden dürfte, und daß die Christen sich an ihrem Eigentum vergriffen. Vor Beschimpfungen schützte sie sorglich ein eigenes Gesetz.

Den Juden zulieb verlegte der König die Wochenmärkte vom Sabbat auf den Sonntag, befreite sie von der Geißelstrafe, von Gottesurteilen. Sie standen zum größten Teil unter eigener Gerichtsbarkeit und genossen den Schutz des „Judenmeisters", einer Art Tribun. Sie bekämpften offen das Christentum, und viele Christen wurden wankend, besuchten jüdische Synagogen, hörten jüdische Vorträge, lasen jüdische Schriften, Philo, Josephus, und kauften von ihnen „reines" Fleisch, speisten mit ihnen an Fasttagen, verachteten ihr eigenes Fastengebot, ließen sich von den Juden segnen und für sich beten. Manche äußerten, Moses sei ihnen lieber als Christus.[1] Geistliche selbst nahmen Unterricht bei den Juden in der Heiligen Schrift. Manche traten förmlich zum Judentum über, so ein Diakon Bodo, der bei Kaiser Ludwig in hoher Gunst gestanden hatte. Bodo ließ sich in Spanien beschneiden und einen Bart wachsen, nannte sich Eliezer, nahm eine Jüdin, trat in den Dienst eines arabischen Fürsten und schürte den Haß der Araber gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen.[2]

Je mehr Macht und Gunst die Juden genossen, desto stärker regte sich der Widerstand gegen sie. Der Führer des Widerstandes wurde Agobard, Bischof von Lyon, der die entflohene Sklavin eines Juden getauft und damit befreit hatte und deshalb Anfechtungen erlitt. Deshalb war er auf den König Ludwig nicht gut zu sprechen und begünstigte den Aufstand der Söhne Ludwigs neben anderen tüchtigen Männern, dem Abt Wala und dem Erzbischof Ebo. In die Fußstapfen Agobards trat sein Nachfolger Amulo. Verschiedene Konzilien erneuerten die alten Gesetze gegen die Juden und schärften den Christen ein, sich von den Juden fernzuhalten.

Ohne Zweifel hatten diese Gesetze den Beifall weiter Kreise im Volke. Nur erfahren wir nichts von der allgemeinen Stimmung im Unterschied gegen spätere Zeiten der Judenverfolgung, hören aber wohl von der Mißstimmung gegen große und kleine Grundherren, ja von Empörungen und Aufständen. Die Chronisten berichten, daß die Bauern auf die Fronhöfe losstürmten, Speicher

[1] Agobard De insolentia Iudaeorum 62.
[2] Amulo contra Iudaeos c. 42; M. 116, 171.

niederbrannten und verhaßte Verwalter erschlugen.[1] In Sachsen erhoben sich um diese Zeit die Stellinge d. h. die Freilinge, gegen die Edelinge, die das Schutzverhältnis, in dem sie zu ihnen standen, ausbeuteten. Da die Markgenossenschaften die Bauern ungenügend schützten und größtenteils selbst in die Abhängigkeit von den Grundherren gerieten, schlossen sich die Bauern zu Vereinen, zu Einungen oder, wie man sagte, zu Verschwörungen zusammen, im Anschluß an die alten Gilden oder Ewas (Bünde), Trink- und Blutbruderschaften.[2]

Noch kraftvoller traten in den Städten Einungen auf, worin sich hörige und freie Handwerker zusammenfanden. Natürlich waren die Herren nicht erfreut darüber, regten königliche Verbote, sogar Erschwerungen der Versicherungsgesellschaften gegen Raub, Brand und Schiffbruch an und veranlaßten die Kirche, dagegen aufzutreten, da sie doch nur Unordnungen stifteten und die Verwirrung vermehrten und von alters her heidnische Gebräuche pflegten.[3] Daher erklärt sich das Taufgelübde: Widersagst du der Diabolgelda, der Teufelsgilde?

Auf der anderen Seite hat die Kirche auch die Herren gewarnt, sich zu Gewalt- und Raubgesellschaften zusammenzuschließen,[4] ihnen ihre Pflichten gegen die Untertanen eingeschärft und sie zur Gerechtigkeit, Geduld und Milde ermahnt. In dem schönen Schreiben der Bischöfe vom Jahre 855 an Ludwig II. heißt es: „Wenn allein die Bedrängten und Armen sich zur Messe einfinden, was soll man ihnen anders predigen, als daß sie ihr Los geduldig ertragen? Und wenn auch die Reichen, die es als ihr Vorrecht betrachten, die Armen zu bedrücken, nicht erscheinen wollen, so ist ihnen nichtsdestoweniger vorzuhalten, daß sie ihre Ausbeutungen fahren lassen, vielmehr, solange es noch Zeit ist, durch Almosengeben ihre Sünden abbüßen sollen."[5] Sei ein Vater der Armen und Weisen, mahnte Smaragdus den König, ein Verteidiger der Witwen, Pfleger der Fremden und Richter aller nach der Gerechtigkeit. Die Herrscher aber erklärten, die Landesverteidigung, die Landwehr wäre auch ein guter Zweck, und raubten, da es ihnen nicht gelang, Immunitäten zu durchbrechen, Kirchengüter, verliehen sie zu Lehen und trotzten den auf den Kirchenraub ruhenden Strafen.

---

[1] M. G. ss. 1, 365, 379; ep. 5, 282.

[2] M. G. cap. 2, 61; 1, 376 (convivia).

[3] Cap. 1, 51, 124, 301, 318. Alcu. ep. 280, 291 (conventicula anglicana in locis montanis) Synode von Mainz 847 c. 5, Lorsch 853 c. 2; Festschr. f. Grauert (Meister) S. 33.

[4] Cap. 2, 177.

[5] Si autem divites, qui pauperibus iniuriam facere soliti sunt, venire non renuerent, illis omnino praedicandum esset, ut a rapinis se compescerent, utique dum possunt, elemosynis peccata sua redimerent, ut a fluxu rerum temporalium se abstinerent. M. G. c. 2, 81; Mansi 15, 17; M. G. ss. 2, 593· v. Walae 26, 27.

Um solchen Eingriffen, „Säkulariesierungen", zu entgehen, verpflichteten sich die Äbte und Bischöfe, selbst die Militia, den Kriegsdienst mit ihren Mannen zu leisten,[1] und rückten gepanzert hoch zu Roß ins Feld, und wenn sie das gleiche auch nicht von ihren Geistlichen verlangten, denen die Konzilien das Waffentragen verboten, so legten sie ihnen doch starke Quartierlasten und Kriegsfronen auf und bedrückten sie namentlich mit der Verpflichtung, die bischöflichen Rosse zu unterhalten, wie Hinkmar von Reims klagt.[2]

Wenn die Bischöfe und Äbte selbst Fürsten spielten, so hatten die Könige guten Grund, auf ihren Gehorsam und auf die Besetzung ihrer Ämter einen Anspruch zu erheben.[3] Andererseits borgten sie ja selbst geistliche Würden und ließen sich weihen; so lief auf beiden Seiten Geistliches und Weltliches ineinander. Die Könige nannten sich Statthalter Gottes und erniedrigten die Bischöfe zu Statthaltern Christi, wie Konzilien klagten. In Wirklichkeit sollte es umgekehrt sein und die Fürsten den Bischöfen gehorchen, die Bischöfe aber dem Papste. Der Papst konnte mit größerem Erfolge die Überlegenheit der Kirche zur Geltung bringen als die Bischöfe. Seiner Vormacht kamen die nämlichen Umstände zugute, die überhaupt den Einfluß der Kirche förderten, die Zerrissenheit der Staaten und der Ungehorsam der Großen. Umsonst strebte Hinkmar nach der Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche, nach dem Primat. Schon Lothar I. verlangte von Rom, daß er die Vollmacht eines päpstlichen Vikars erhielte. Der Papst aber fürchtete eine Einbuße seiner Macht, wenn der überlegene Hinkmar die fränkische Kirche beherrschte, und ließ ihn im Stiche, als er gegen Reimser Kleriker und gegen den Bischof Rothad von Soissons vorging und königliche Rechte schützte. Hinkmar anerkannte nicht die Weihe von Klerikern, die der vom König abgesetzte Ebo vollzogen hatte, und Rothad bekümmerte sich bei der Verleihung von Kirchenstellen nicht um die Ansprüche der Krone. In beiden Fällen widersetzte sich der Papst Nikolaus den Anordnungen Hinkmars, gestützt auf die pseudoisidorischen Dekretalien.

Dagegen unterstützte der Nachfolger des Papstes Nikolaus Hinkmar im Streite mit seinem Neffen, dem jungen Hinkmar, der sich in der Hofluft die Neigung zu weltlicher Pracht und weltlichen Vergnügungen angeeignet hatte und, um sich die nötigen Geldmittel zu verschaffen, vor der Simonie und Erpressung nicht zurückschreckte. Er nahm ein Hofamt an, verließ oft sein Bistum, ohne den Erzbischof zu fragen, wie er es auf Grund der Metropolitanverfassung hätte tun sollen, und bekümmerte sich bei der

[1] M. G. ss. 11, 634.

[2] Capitula 877 c. 6, M, 125, 801; Mansi 15, 498.

[3] Trotz entgegenstehender Kanones. Nach dem 23. bzw. 29. 30. apostolischen Kanon sollte der abgesetzt werden, der durch die weltliche Gewalt in den Besitz einer Kirche gelangte.

Verwendung von Kirchenvermögen und Benefizien nicht um die Rechte des Königs. Von einer Synode abgesetzt, legte er Berufung nach Rom ein, die ihm nichts half. Er mußte das Los bitterer Gefangenschaft tragen, bis ihn der Tod erlöste.

In all diesen Streitigkeiten spielte die neuaufgetauchte Dekretaliensammlung eine Rolle, die Hinkmar eine Mäusefalle nannte. Hinkmar stellte ihr Konzilssätze entgegen, ahnte aber nichts von ihrer Unechtheit, und so konnte sie ebenso wie die etwas ältere, angeblich Konstantinische Urkunde über die Schenkung des Kirchenstaates ihre Wirksamkeit entfalten und die päpstlichen Ansprüche stützen. Hier wie dort wurden wahre Verhältnisse, die geistige und sittliche Überlegenheit Roms durch falsche Beweise befestigt. Alle Rechte, die das Papsttum allmählich erworben hatte, wurden in frühere Zeiten verlegt. Denn was erst geworden war, schien auch wieder vergehen zu müssen. Nun bewährte sich aber, was Rom anordnete und gebot; ein Strom des Segens ging von ihm aus, und waren die Forderungen, die es stellte, hoch, vielleicht zu hoch für die Zeit, so beugte sich doch jeder vor der Größe des Ideals. Das ganze Abendland schaute nach Rom, wogegen die griechischen Patriachate in den Hintergrund traten. Die Schwäche der Griechen offenbarte sich zu deutlich.

Während Papst Nikolaus wie ein Prophet auftrat und als zweiter Elias gepriesen wurde, spielten die Patriarchen eine klägliche Rolle. Der Patriarch Tarasios segnete selbst eine ehebrecherische Heirat des Kaisers Konstantin ein, hinter der die von den Bilderfreunden hochverehrte Kaiserinmutter Irene stand, und nur Mönche, an ihrer Spitze der berühmte Theodor von Studion, wagten Vorstellungen zu erheben. Die Mönchspartei fand Unterstützung bei dem Papste, dessen Vorrang sie anerkannte. Allein die Kaiser sorgten schon dafür, daß die Mönchspartei an Macht verlor; sie schlossen die Mönche grundsätzlich vom Patriarchenstuhl aus und duldeten nur der Regierung ergebene Männer. Meist wurden Laien, sogar Beamte fast unmittelbar in das Amt eingeführt, und als die römischen Legaten widersprachen, beeilten sich die Legaten der drei östlichen Patriarchate, dem Kaiser zu Hilfe zu kommen und verschleierten mit ihren Sprüchen die Tatsache, daß die Laien in die Kirche hineinregierten.[1]

In der Mitte des neunten Jahrhunderts beherrschte das Reich Michael III., der Trunkenbold, der Sohn der frommen Theodora,

[1] Christus, sagten sie, ist nicht für die Kleriker allein auf die Erde hinabgestiegen und hat diesen allein die Tugendpreise vorbehalten; vielmehr gehören diese dem gesamten christlichen Volke. Würde jener Antrag angenommen, so wären alle Hohenpriesterstühle zur Verödung und zum Untergang bestimmt. Denn die hervorragendsten unter unseren Hohenpriestern sind aus dem Laienstande hervorgegangen; Mansi 17, 489.

den sein Oheim Bardas gründlich verdorben hatte.[1] Dem jungen Kaiser war es nur wohl unter Dirnen, bei Trinkgelagen und im Zirkus; er verachtete die Kirche, ernannte seinen Vergnügungsmeister Gryllos zum Saufpatriarchen, andere Genossen zu Faschingsmetropoliten und verspottete die kirchlichen Mysterien. Auf Anstiften seines Oheims ließ er den Vertrauten seiner Mutter, Theoktistos, ermorden und schickte diese selbst in die Verbannung. Aber auch hier sollte sie nicht Ruhe finden vor den Nachstellungen ihres Bruders. Dieser, von heftiger Leidenschaft für die Witwe seines eigenen Sohnes entbrannt, verstieß seine Gemahlin und lebte mit der Schwiegertochter in Blutschande. Vergebens mahnte ihn der Patriarch Ignatios von diesem öffentlichen Sünderleben ab und verweigerte ihm am Feste der Epiphanie öffentlich das Abendmahl. Bardas soll im Zorne an das Schwert gegriffen und dem Patriarchen gedroht haben, ihn zu durchstoßen; dieser aber wies ihn unerschrocken auf die Rache Gottes hin, der leicht die Spitze seines Degens gegen ihn selbst kehren könne. Indessen hielt Bardas an sich und verbarg seinen Groll, eine günstige Gelegenheit zur Rache erwartend. Der Patriarch hielt seine Zensur aufrecht, auch den Drohungen des jungen Kaisers gegenüber, der sich lebhaft für seinen Oheim verwendete. Um Rache an Ignatios zu nehmen, benützte Bardas jeden Anlaß. Er stachelte die Eifersucht des Kaisers auf seine Mutter an, stellte ihm vor, er sei nur sicher, wenn sie vom Patriarchen in ein Kloster verwiesen werde. In der Tat stellte Michael an den Patriarchen das Ansinnen, seiner Mutter und seinen Schwestern die Haare abzuschneiden und den Schleier zu reichen. Ignatios weigerte sich aber, und bald darauf wurde er beschuldigt, einen Kronprätendenten unterstützt zu haben. Als Hochverräter mußte er in die Verbannung ziehen. Um seine Absetzung von der Bischofswürde zu erreichen, bedurfte aber der Kaiser der Mitwirkung der Bischöfe, und diese gewann er durch falsche Versprechungen, daß sie den Photios, der wohl einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, aber kein Kleriker war, zum Patriarchen erhoben. Ein Konzil hatte sogar die Kühnheit, einen apostolischen Kanon gegen Ignatios zu verwenden, der mit vollem Rechte den Photios getroffen hätte. Dieser Kanon verlangte nämlich, daß ein Bischof, der durch weltliche Gewalt emporgekommen war, abgesetzt werden sollte. Photios erfreute sich aber der Gunst gebildeter Kreise, konnte sich so gegen den Willen des Volkes und der Mönche halten und trat in Verbindung mit den vom Papste bedrängten lothringischen Bischöfen. Wohl setzte eine römische Synode den Photios ab, dafür ließ aber dieser durch eine byzantinische Synode den Papst absetzen. Photios entwickelte eine eifrige Tätigkeit,

[1] Theodora hatte den Bilderstreit beigelegt und sich auf den Logotheten Theoktistos gestützt.

gewann die Bulgaren, die mit Nikolaus unterhandelt hatten, und arbeitete an der Hebung des Klerus. Dagegen schwieg der Patriarch zu allen Eheirrungen, die sich am kaiserlichen Hofe ereigneten. Der Kaiser Michael erhob einen schön gewachsenen Stallknecht Basilios zu seinem Günstlinge, zwang ihm seine Konkubine auf und überließ ihm, da er selbst auf den Umgang mit seiner Konkubine nicht verzichten wollte, seine eigene Schwester, und ließ auf die Anstiftung des Basilios hin den übermütigen Bardas auf einem Feldzuge ermorden. In der Hauptstadt selbst hätte er es nicht gewagt wegen des starken Anhanges, über den Bardas verfügte. Einen Monat später erhob Michael seinen Günstling Basilios zum Mitkaiser. Am Pfingstfeste setzte er ihm in der Sophienkirche die Krone auf, nachdem ihm zuvor die kaiserlichen Gewänder angelegt waren, und alles Volk rief dem Kaiser Michael und Basilios viele Jahre zu. Aber nur ein Jahr dauerte das Einvernehmen. Da Michael einen anderen Günstling an sich zog und Basilios einen Anschlag auf sein Leben fürchtete, kam er ihm zuvor und drang des Nachts mit Verschworenen in Michaels Schlafgemach, dessen Schloß er vorher zerstört hatte, und ließ den kaum Neunundzwanzigjährigen samt seinem Günstling niederstechen (867). Das Heer und das Volk erhob keinen Widerstand und jubelte dem kräftigen Manne freudig zu, der eine neue Dynastie, die der Makedonier, begründete.

Der neue Kaiser suchte auch in der Kirche die Ordnung wiederherzustellen und berief den abgesetzten Patriarchen zurück; Photios und sein Anhang mußten weichen, und ihre Weihe wurde für nichtig erklärt. Fast zehn Jahre lang weilte Photios in der Verbannung und widmete sich hier der Wissenschaft. Immer wieder suchte er sich beim Kaiser einzuschmeicheln, der seine Gelehrsamkeit zu schätzen wußte und ihn schließlich zum Erzieher seiner Söhne berief. Im stillen arbeitete Photios ohne Aufhören gegen Ignatios, setzte aber öffentlich eine friedliche Miene auf. Zur rechten Zeit starb Ignatios 877, sonst hätte Photios seine wahre Natur mehr enthüllt. Seiner Wiedererhebung auf den Patriarchenstuhl stand nun nichts mehr im Wege. Hatte zuvor die Partei des Photios zu leiden gehabt, so verfolgte dieser nun umgekehrt die Ignatianer, setzte viele Bischöfe ab, klagte viele an, ließ sie einkerkern und erklärte die Weihe des Ignatios für nichtig und zwar noch mit viel mehr Unrecht als zuvor. Denn selbst bei formeller Häresie besteht ein Zweifel, wie weit sie die Sakramente ungültig macht.[1] Die von Ignatios Geweihten unterwarf er Wiederversöhnungszeremonien, die den Schein neuer Ordinationen erweckten.[2] Nur wer sich ihm unterwarf, durfte sich des Friedens erfreuen. Wen er kurz zuvor als Ehebrecher, Kirchenräuber, Dieb gebrandmarkt hatte, der wurde ihm, schreibt

[1] Vgl. Saltet, Les réordinations 145.
[2] Hergenröther, Photios II, 312 ff.

ein Geschichtschreiber, nun ein ehrwürdiger großer Diener des Heiligtums. Eine von ihm berufene Synode, wozu auch päpstliche Legaten erschienen, mußte ihm vollständige Genugtuung verschaffen.

Photios blieb aber ein Knecht des Kaisers. In seinen Nomokanon stellte er bei Abweichungen zwischen weltlichen und geistlichen Gesetzen immer die Ordnungen des Staates voran, so namentlich im Ehewesen (Scheidungen, gemischte Ehen).[1] Wohl hielt er daran fest, daß die Kirche auch über den Kaiser die Buße verhängen könne, aber in der Tat wagte es kein Patriarch mehr, den Selbstherrschern mit Kraft entgegenzutreten, und diese konnten mit dem Gut und Blut ihrer Untertanen schalten und walten, wie sie wollten. Bei den höheren Ständen fand sich die Kirche mit den geschehenen Tatsachen ab und verhinderte es kaum, daß Männer ihre Frauen und Frauen ihre Männer beseitigten, daß sie sich schieden und immer wieder verheirateten. Wer immer im Besitze der Macht war, den verehrte sie als Stellvertreter Gottes. Daher haben immer wieder Feldherren, die sich auf das Heer, und Günstlinge, die sich auf die Kaiserfrauen stützten, Herrscher entthront und ermordet. Es fiel nicht schwer, die beseitigten Herrscher als Tyrannen hinzustellen; denn den Tyrannenmord billigte auch das Abendland. Auch das Abendland teilte die Anschauung, daß die bestehende Macht anzuerkennen sei.

Für die Dienste, die die Kirche den Kaisern leistete, zeigten sich diese in der Regel erkenntlich, bestätigten ihre Vorrechte und beförderten ihre Unabhängigkeit. Gestützt auf die Kaiser, erhoben sich die Patriarchen gegen den Vorrang Roms und beanspruchten den Primat für die griechische Kirche. Die Griechen nannten den Papst, wie Liutprand berichtet, einen Barbaren, einen armseligen Wicht, einen albernen Mann. In Rom habe Konstantin nur Gesindel hinterlassen, Fischer, Vogelfänger, Bastarde, Kuchenbäcker und Knechte. „Es sind arme Schelme," sagten sie, „ihrer Ohnmacht halb bewußt; wenn wir sie töten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute, geißeln wir sie, so beschimpfen wir uns selbst." In dieser heftigen Sprache verriet sich die Erbitterung über Rom, das mehr und mehr das Abendland dem Einfluß von Byzanz entzog.

[1] Er anerkannte z. B. das Recht des Ehemannes, seine auf der Tat ertappte Gattin zu töten; Hergenröther II, 592.

XXXVIII. Die Nordmannen.

Die Griechen schauten, wie wir eben hörten, mit Geringschätzung auf das Abendland herab und das Abendland verachtete die Griechen. Eigentlich hatte keiner der beiden Teile einen Grund zur Überhebung. Hier wie dort sah es traurig genug aus. Die Anfänge abendländischer Kultur wurden von allen Seiten bedrängt, von Nordmannen, im Osten von den Ungarn, im Süden von den Sarazenen. Kaum hatte Karl der Große die Sachsen unterworfen,

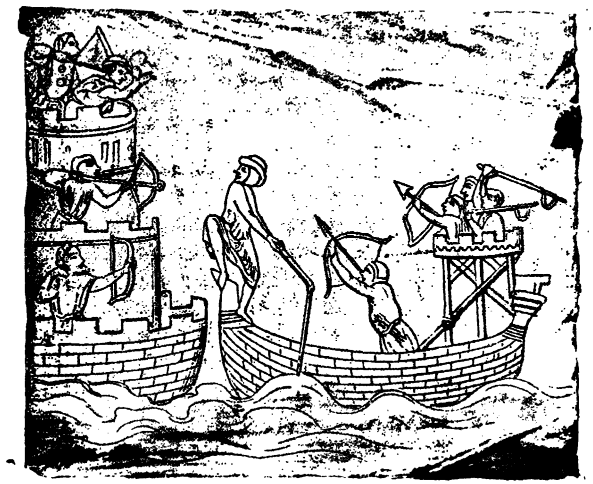


Schiffbau und Baumfällen zu diesem Zwecke nach dem Bayeuxteppich.

so erschienen die den Sachsen volksverwandten Nordmannen (Dänen), und Karl selbst erlebte ihr erstes Auftreten. Er ahnte wohl die Gefahr, als er eines Tages ein Schiff in den Hafen von Narbonne einfahren sah, das er allein richtig zu deuten verstand. Entrüstet und betrübt über die Kühnheit, weinte er bittere Tränen, nicht als ob er selbst, wie er sagte, diese Wichte zu fürchten brauchte, wohl aber hätten seine Söhne und Enkel Grund dazu. Er sah wohl die Zwietracht seiner Nachkommen voraus und die Unzuverlässigkeit der Vasallen. In der Tat enthüllte sich mehr und mehr ihre Untreue. Die Könige mußten oft ihre Zuflucht zum Volksaufgebot, zur Landwehr nehmen und stellten die Bauern der am meisten angegriffenen Gebiete den Feinden entgegen. Diese, kriegsgewandt, von wilder Leidenschaft erfüllt, rannten die der Waffen entwöhnten Bauern leicht nieder und hieben sie wie Schlachtlämmer zusammen.

Wie zweite Hunnen traten die Nordmannen auf und ließen kein Frühjahr vorübergehen, wo sie nicht mordend und raubend einfielen. Die armen Leute flohen in die Wälder und die Priester nahmen ihre Heiligtümer und Schätze mit. Zur Rache zündeten die Feinde die verlassenen Holzhäuser und Holzkirchen an. „Viele

zogen nach Osten," sagt ein Chronist, „um sich in entfernten Gegenden niederzulassen; an der Meeresküste war alles öde, weil die Bewohner sich in befestigte Städte geworfen hatten. Die Erde gab den Großen keine Einkünfte mehr; Weinberge und Gärten waren zerstört, die Arbeiter vertrieben; weder Kaufleute noch Pilgrime traf man mehr auf den Landstraßen, das Schweigen des



Belagerung einer Stadt durch die Nordmannen nach einer angelsächsischen Handschrift des neunten Jahrhunderts. Auf dem Schiffe erhebt sich ein Gerüst, das Zinnen bekrönen. Außer den Bogen handhaben die Belagerer Schleuderwerkzeuge. Der Mann mit dem Hut lenkt das Steuerruder.

Todes herrschte auf den Feldern. Büsche wuchsen auf den Mauern zerstörter Städte, Kirchen und Klöster."

Mit ihren leichten Booten, meist langgestreckten Ruderschiffen, fuhren die Nordmannen alle Ströme hinauf bis tief ins Land hinein, nach Paris und Orleans, so rasch, daß kein Entrinnen möglich war; sie schleppten, wenn es sein mußte, ihre Fahrzeuge von einem Fluß zum anderen, oder sie ritten mit ihren flinken Rossen, die sie zu Schiff mitgebracht hatten, ins Land. Auf dem Meere gebrauchten sie auch gedrungene Segelboote, Koggen und wagten sich damit auf die hohe See, die zuvor ängstlich gemieden war. Wie in der Schiffahrt und im Ritt, besaßen sie im Laufen, Springen, Schwimmen, Ringen und Fechten eine außerordentliche Gewandtheit; ihre Raschheit verhalf ihnen zum Siege, wo ihnen die Übermacht fehlte. Auf seine Kraft allein mußte sich Rollo, Rolf, der Eroberer der Normandie, verlassen. Denn wegen seiner außerordentlichen Dicke konnte er nicht reiten und hieß daher Gangrolf.

Wenn das Eis schmolz und die Bäume sich belaubten, wurde das Kriegsgebot erlassen und mit Beginn des Sommers das große Siegesopfer gefeiert. Dann zog die Jugend auf Wiking. Alle nachgeborenen Söhne mußten auf Wiking fahren, da nur der älteste Sohn das Stammgut erbte. Jedes fremde Schiff, auf das die Wikinger stießen, sahen sie als ihre Beute an, war es nun ein Kaufmannsschiff oder ein Wikingerschiff. Entweder mußte das Schiff sich ergeben oder zum Kampfe stellen. Den Kampf, den „Haustreit", nahmen sie mit hellem Kriegsgeschrei auf, schossen mit Bogen und warfen mit Steinen. Konnte der eine Teil den anderen nicht überwältigen, so schlossen sie einen Waffenbund; siegte ein Teil, so wurden die Besiegten zusammengehauen oder verknechtet. Gleich den Hunnen und Slawen banden sie die Köpfe erschlagener Menschen an ihre Sattelriemen. Nach dem Maße des Einsatzes wurde die Beute verteilt.

Keine Rücksicht, keine Religion, kein Recht hemmte sie in der Entfaltung ihrer wilden Leidenschaften; sie hingen zähe an ihren Göttern, die ihnen Raub und Gewalttat erlaubten. Die den Göttern heiligen Drachen und Raben auf ihren Fahnen deuteten ihnen Sieg und Niederlage.[1] „Wir sind Dänen," erklärten sie trotzig, „unter uns gleich und Herren über alle anderen. Wir wollen die Besitzer vertreiben und sie unserer Macht unterwerfen. Wir erkennen keinen Oberherrn an, was wir mit den Waffen erwerben, darüber wollen wir Herren bleiben." Wenn man sie fragte, warum sie Leuten, die ihnen nichts Böses getan, nachstellten, gestanden sie: „Gründe haben wir keine, wir wollen nur Beute machen und Menschen umbringen." Wer am rasendsten kämpfte, Freund und Feind nicht schonte und vor vier Gegnern nicht floh, der war ein Held nach dem Herzen der Nordmannen.

Wir haben mit unseren Schwertern getötet, heißt es in einem nordischen Gesang, und das war ein so großes Vergnügen, als Mädchen zu lieben. Die Jungfrau stieß den Jüngling von sich, wenn er selten den Wölfen Gelegenheit gab, warmes Fleisch zu fressen, und den Raben keinen Schmaus bereitete. „Ich will für mich allein sitzen," läßt der Dichter das Mädchen sprechen. „Du sahst noch nie den Raben über dem strömenden Blute im Herbste krächzen. Du warst noch nie dabei, wo die Schwertschneiden, scharf wie Muschelschalen, aufeinander trafen." Ein richtiger Held kämpfte als Berserker, „panzerlos",[2] er mußte alles Ungemach geduldig ertragen, auf dem Eise schlafen, Kohlen verschlucken, durch Flammen schreiten und, wenn er in die Gefangenschaft fiel, stumm und geduldig die gräßlichsten Schmerzen erdulden können. Lächelnd den Tod des Verbrechers zu sterben, ist der Dänen Ruhm, sagt Adam

[1] Reafan (Raubzeug) heißt die Fahne nach Asser v. Alf. ad a. 878.
[2] Von ber = bar, bloß und serkr = Panzer.

von Bremen. Ein gefangener, viel gequälter Mann wie Ragnar Lodbrok sang unter Todesschmerzen noch.[1] „Wo ist", fragt er, „ein schönerer Jüngling, als wer in dem Schlachtsturm in die Brust getroffen daliegt? Weiberseelen kommen nie zu ihrem Vorteil, kühn sei der Liebling der Jungfrauen. Wer entflieht den Nornen? Das Schicksal waltet über uns, nie ahnte ich in Ella den Endiger meines Lebens. Doch ein Held trauert niemals, ohne Furcht schreitet er dem Tode entgegen; ich sehe lächelnd meinen Platz am Mahle auf den Sitzen Odens. Meine Söhne werden mich rächen. Einundfünfzig Völkerschlachten habe ich geschlagen, und nie wird ein anderer König im Ruhm es mir zuvortun. Die Schlangen nagen mir grimmig am Herzen; hin ist's mit dem Leben, doch die Asen winken, die Göttinnen rufen mich heim, die mir Odin aus seinem Saale gesendet. Lächelnd will ich sterben."

Vor keinem Felsriff und vor keiner Ferne schreckt ein Nordmanne zurück und scheute weder die Eisberge des Nordens noch die Stürme der hohen See und die Sonnenglut des Südens, er fuhr ohne Sorgen durch und nahm den Kampf auf mit den Meerdrachen. Über dem Blasen des Sturmes und dem Brüllen des Himmels freut sich der Nordmann. „Der Orkan steht in unseren Diensten und wirft uns dahin, wohin wir gehen wollten." Wenn der Wind recht toste, hoffte er um so eher die Bewohner überfallen zu können.

Die heimtückische Macht des Meeres und der Seeräuber zugleich versinnbildet der Meerdrache, der Grendel. Der Grendel und sein Geschlecht hausen verborgen in Wolfsverstecken, an windigen Vorgebirgen, in unzugänglichen Sumpfgegenden, wo der Bach des Gebirges unter nebligen Klippen sich in die Tiefe ergießt; Bäume mit verschlungenen Wurzeln rauschen darüber her und überdecken das unbewegte Wasser, auf dem nächtlich Feuer leuchtet. Grendel schleicht nachts heran, raubt die schlafenden Helden der dänischen Heorot oder Hirschburg und führt sie als blutige Beute in seine unterirdische Wohnung. So wütet zwölf Winter hindurch der grimmige Gast. Leer steht die Halle, Gesang und Harfenspiel verstummt und alles trauert. Nur Beowulf hat die Kraft und den Mut, ihm entgegenzutreten. Mit seinen Gefährten geht er in die Halle und erwartet die Nacht. Da kommt Grendel, packt einen schlafenden Ritter, zerreißt ihn und trinkt sein Blut. Beowulf springt auf und beginnt den Kampf. Es dröhnt der Saal vom gewaltigen Ringen, die Metbänke stürzen, der Met fließt auf den Boden, die Holzhalle droht aus den Fugen zu gehen, aber Beowulf packt den Grendel und reißt ihm den Riesenarm, d. h. die Brustflosse des als Walfisch zu denkenden Drachen aus und trägt ihn

[1] Der Name Lodbrok bedeutet Lodenhose (Bruch); Geijer, Geschichte Schwedens 1, 41.

als Trophäe davon. Vom strömenden Blute färbt sich das ganze Meer rot, und dies erregt den Grimm von Grendels Mutter. Sie erscheint und nimmt Rache für ihren Sohn, aber Beowulf dringt selbst in die Meerwohnung, wo die Riesen hausen, und wäre beinahe erlegen, wenn ihn nicht der Sieger im Walfeld, Wodan, des Ruhmes König, gerettet hätte. Hochbeglückt belohnen die befreiten Dänen den Helden mit reichen Gaben und zahlen für den vom Drachen verzehrten Genossen gutes Wergeld. Noch viele Heldentaten vollzog Beowulf, erhielt aber doch schließlich eine tödliche Wunde, wieder in einem Drachenkampfe. Ein feuerspeiendes Ungetüm hauste in einer Höhle, wo ein alter Held nach dem Tode seiner Genossen einen Schatz aufgehäuft hatte und dann verschieden war. Selbzwölft zog Beowulf aus, schritt aber allein mit düsteren Ahnungen in das Steingeklüft. Sein Schwert glitt an dem Schuppenpanzer des Drachen ab, feuersprühend drang der Drache auf ihn ein und verwundete ihn, trotzdem der Schild ihn deckte, mit seinem giftigen Bisse. Sein Genosse tötete den Wurm, er aber starb und gebot seinen Freunden, ihn nach seinem Tode zu verbrennen.

Die ganze Sprache des Beowulf atmet Meerluft, so herb und kräftig klingen die Verse, die in der vorliegenden Gestalt von einem Christen, vermutlich von einem Kleriker, geformt sind. Dem Einfluß des Meeres und der Schiffahrt entzogen sich selbst einsame Mönche und Nonnen nicht. In die Sprache der angelsächsischen Nonnen drangen Seemannsausdrücke ein, sie gebrauchen gerne Vergleiche und Bilder vom Meer und der Schiffahrt und sie sprechen von Ankern und Segeln, von Kiel und Mast. Wie die Winde das Meer aufpeitschen und die Kiele sich nach oben wenden, so werden wir, schreibt einmal eine Nonne an den hl. Bonifatius, vom Jammer hin- und hergeworfen. Alfred der Große verglich seine Seele mit einem See; das Steuer der Gedanken treibt das Schiff des Herzens hierhin und dorthin, daß es sich beinahe bricht an mächtigen Felsen.[1]

Mit der Raubgier verband sich die Wißbegier. Auf Island galt der als ungebildet, der keine weite Reise zurückgelegt hatte. Was Weltreisende gleich den Nordmännern Ohthere und Wulfstan erzählten, hielt der König Alfred für so wichtig, daß er es in seine Übersetzung des Orosius einfügte. Ottar, Ohthere, gebürtig von Helgoland, berichtet von dem Walfischfang, von den Eiderdunen; er war selbst bis zum Nordkap und bis nach Archangelsk vorgedrungen, von wo er Walrosse für den König mitbrachte. Im neunten Jahrhundert gelang den Nordmannen sogar die Entdeckung eines Teiles von Amerika, nämlich Grönland.[2] Sie folgten der Sonne in ihrem

[1] Vorrede zur Übersetzung der Cura pastoralis Gregors des Großen.
[2] Fischer, Die Entdeckungen der Normannen in Amerika 1902.

Niedergange wie in ihrem Aufgange. Viel mehr als der Norden lockte aber der Süden, die Mittelmeerländer, besonders der Südosten, wohin ein uralter Landweg über Rußland führte, der nun nach den Stürmen der Völkerwanderung aufs neue begangen wurde. Eine Fahrt nach Rußland bedeutete soviel wie Fahrt nach Griechenland; denn Ostrogard, Gardarike, Rußland, und Grikland, Griechenland, konnten die älteren Schriftsteller nicht unterscheiden.

Der Süden und Osten war reich an Schätzen, an Wein, Öl, Edelmetallen, und dafür bot der Norden als Gegengabe die Erzeugnisse seiner rohen Wirtschaft, seiner Jagd, seines Fischfanges, seiner Viehzucht, namentlich Sklaven. Die Sklaven waren meist Kriegsgefangene und Sträflinge, oft aber auch mit Gewalt verknechtete Volksgenossen, sogar eigene Verwandte.[1] Die Nordgermanen verhängten die Sklaverei vielfach als Strafe, z. B. für Meineidige. „Du sollst, Hunding," heißt es in einem Liede, „jedem Manne das Fußbad bereiten und Feuer anzünden, Hunde binden, Pferde hüten, den Schweinen Futter geben, bevor du schlafen gehst." Eine irländische Sage hat uns den Namen eines Sklavenhändlers überliefert, nämlich den Gillis des Russischen, der vom fernsten Osten zum weiten Westen fuhr. In seinem Zelte saßen zwölf Sklavinnen, darunter ein Mädchen von hoher Geburt, die selbst wieder einem Herrscher das Leben gab. Die angelsächsischen Herren hatten die Gewohnheit, ihre noch jungen Konkubinen, nachdem sie ihre Lust an ihnen gebüßt hatten, gleich auf den Markt zu schaffen (nach einer italienischen Synode drängten die Väter sie ihren Söhnen auf). Normannische Herren blieben dahinter nicht zurück. Sie nannten die Dirne mit einem englischen Worte Portkona, Hafenweib, weil sie zuerst in den englischen Häfen diese Gattung von Wesen kennen gelernt hatten, und setzten ihrerseits den angelsächsischen Handel mit eigenen Verwandten bis ins hohe Mittelalter fort.[2] Außer Sklavinnen bezogen die Normannen von den Angelsachsen Tuche, Teppiche, Goldarbeiten und Frauenschmuck. Ebenso lieferten ihnen die Friesen und Franken Gewebe,[3] Metall-

[1] Homines enim ex omni Anglia coemptos maioris spe quaestus in Hiberniam distrahebant, ancillasque prius ludibrio lecti habitas iamque praegnantes venum proponebant. Videres et gemeres concatinatos funibus miserorum ordines et utriusque sexus adolescentes, qui et liberali forma, aetate integra barbaris miserationi essent, cotidie prostitui, cotidie venditari. Facinus execrandum . . . necessitudines suas, ipsum postremo sanguinem suum servituti addicere. Vita Wulstani II, 20; Mab. a. 6, 854; Anglia sacra II, 258. Sicut nostra quoque saecula viderunt, non dubitarent arctissimas necessitudines sub praetextu minimorum commodorum distrahere. Guilelm. Malmesbur. G. v. Angl. I § 45 (P. l. 179, 999). Weibertausch Ans. Cant. ep. 3, 147.

[2] Multi ancillas suas ea se gravidas, ubi libidini satisfecissent, aut ad publicum prostibulum aut ad externum obsequium venditabant; Guil. Malmesbur. III § 245 (1229).

[3] Eine eigentümliche Art Mäntel, die sie nach Irland einführten, benannten die Iren mit einem nordischen Wort Matal.

arbeiten, Armringe, Streitäxte, fränkische Spieße, wie sie nordische Quellen heißen, und Helme von Poitou.[1] Die ältesten nordischen Münzen sind den fränkischen nachgeprägt. Die kostbarsten Waren lieferte, wie gesagt, der Osten: Edelsteine, Elfenbein, Gewebe und Gewürze.

Als einmal die Griechen einem russischen Waräger kostbare Gefäße und Gewebe zum Geschenke machten, soll sie dieser kaum angesehen und erst dann seine Befriedigung bekundet haben, als sie Waffen herbeitrugen. An diesem Verhalten war die Hauptsache nur Schein und Pose. In Wirklichkeit reizte der Glanz der orientalischen Waren zu den opfervollsten Unternehmungen. So gut wie die Germanen der Völkerwanderungszeit, ließen sich die Nordgermanen durch Geschenke und Frauen verführen.

In ihrer Unfähigkeit, auf offenem Felde diese Barbaren zu überwältigen, griffen die fränkischen Herrscher zu dem leichteren Mittel, sie durch Geld und Frauen zu bestechen. Dem Führer Rollo bot Karl der Einfältige die Hand seiner Tochter Gisela an unter der Bedingung, daß er sich taufen lasse und die Normandie als Lehen seiner Hand annehme. Genau so wurden später die Russen gewonnen. Rollo war dazu geneigt, um sich und seinen Besitz in den Augen der Unterworfenen mit einem gesetzlichen Schein zu umgeben. Für sich hätten er und seine Normannen auf diesen Schein gewiß gerne verzichtet, allein sie bedurften der Treue der Untertanen und dazu mußten sie sich zu Recht und Sitte bequemen. Als die fränkischen Hofleute Rollo bedeuteten, er müsse zum Zeichen der Lehenshuldigung den Fuß Karls küssen, schrie er: „Nese bi Gott" (nein bei Gott), weshalb man die Normannen die Bigotten nannte. An seiner Stelle mußte ein anderer den Fußkuß verrichten, dieser aber hob den Fuß Karls so hoch, daß Karl umfiel und ein gewaltiges Gelächter entstand. Von ihrer alten Heimat übertrugen Auswanderer viele Ortsnamen in die Normandie: Elvebo (Elboeuf), Lindbo (Limbeuf), Rolfstoft (Routot), Ivarstoft (Yvetot), Gunnarstoft (Gonnetot), Ingulfsgaard (Ingouville), Gunnfredsgaard (Gonreville), Herjulfsgaard (Herouville). Ferner gehört hierher Le Havre, Hève (Hafen), Dieppe (Tiefe), endlich auch der Name des berühmten Klosters Bec.

Als Vasallen des fränkischen Reiches nahmen die Normannen das Christentum an, aber nur sehr oberflächlich. Für den Kampf und für den Lebensgenuß glaubten sie der alten Götter nicht entbehren zu können. Eben darum gingen ihnen das Fasten, die Buße und die Sonntagsruhe so schwer ein und behielten sie für ihren Minnetrank heidnische Götter, wenn auch unter christlicher Verkleidung, bei. Unmittelbar vor ihrer Taufe brachten Rollos Normannen den Göttern ein Opfer wie zum Abschied; auf seinem

[1] Bugge, Die Wikinger 241.

Todesbette ließ Rollo nach Adhemar hundert christliche Gefangene den alten Göttern opfern und zugleich hundert Pfund Goldes an die Kirchen der Normandie verschenken, um sich sowohl Odin als den dreieinigen Gott geneigt zu machen.

Wenn vollends irgendein Zwang die Normannen zur Taufe nötigte, nahmen sie es noch viel weniger ernst. So sah man es dem Katill, dem Sohne Rollos, da er als Gefangener in Limoges zur Taufe geführt wurde, ganz gut an, daß ihn bloß die Not dazu zwang. Einer der Umstehenden, der sich in der Schlacht gegen ihn hervorgetan hatte, der Bannerträger Ingo, konnte sich nicht enthalten, das Schwert gegen ihn zu zücken, nachdem er dreimal untergetaucht war. Zum Schrecken des Königs Odo, der Patenstelle vertrat, verwundete er ihn tödlich. Er verteidigte sich damit, daß Katill, freigelassen, grausame Rache genommen hätte. Noch schimpflicher war es, daß sich viele Normannen nur aus schnöder Gewinnsucht taufen ließen. So erzählte man von einem schlauen Greise, der sich äußerte, als er aus dem Taufbade steigend ein geringes Taufgewand erhielt: Schon zehnmal lasse ich mich taufen und jedesmal gab man mir ein schönes, neues Gewand, warum bekomme ich heute diesen Viehhändlersrock?

Mit dem Christentum hatten die Normannen schon in ihrer Heimat Bekanntschaft gemacht. Schon Willibrord war um 700 nach Jütland vorgedrungen, aber erst nach der Eroberung Sachsens und Frieslands durch Karl den Großen faßten die Missionare festen Fuß im Norden. Der Apostel Skandinaviens, Ansgar, gründete das Erzbistum Hamburg und das Bistum Bremen neben dem schon bestehenden Verden und stiftete mehrere Taufkirchen, darunter eine in der Handelsstadt Schleswig, als Ausgangspunkte der Mission.[1]

XXXIX. Die Slawen.

Die Bistümer, Bremen und Hamburg, hatten nicht nur mit Nordgermanen zu tun, sondern auch mit Wenden, Slawen, ganz besonders Mainz und Halberstadt. Denn die Slawen, die nach dem Abzug der Goten, Vandalen und Markomannen in ihre verlassenen Gebiete eingerückt waren, drängten immer weiter westwärts und zwar ziemlich still und geräuschlos, wie es ihre Art war. So drangen sie ins byzantinische Reich ein, ohne eine große Schlacht zu schlagen und ohne Gewalt anzuwenden. An Körpergröße standen sie weit hinter den Germanen zurück. Nach einer siegreichen Schlacht

[1] Schleswig hieß auch Hedeby, genannt nach einem Orte, den Schleswig verdrängte; Vierteljahrsschrift für Wirtschaftsgeschichte IV (1906), 233.

soll Karl der Große einmal die Slawen nach seinem Schwert habe messen lassen; wer größer als dieses Maß befunden wurde, verlor, wie der Mönch von St. Gallen berichtet, das Haupt. Wegen ihrer Kleinheit mußten sich die Slawen auf Pfeil, Bogen und Schleuder verlassen.

Lange standen sie unter skythischer und turkotatarischer Oberherrschaft und gerieten dann unter germanische, näherhin nordgermanische Einflüsse und lernten von diesen den Gebrauch des Schwertes und Speeres. Ursprünglich schützten sie sich ebensowenig wie einst die Germanen durch Rüstungen und emfingen erst von diesen den Panzer und Helm. Viel schlimmer als den den Germanen benachbarten Slawen erging es den Ostslawen, die den Einfällen der Tataren ausgesetzt waren. Die Skythen, Avaren, Hunnen, Ungarn und Tataren gingen grausam mit ihnen um und hielten sie in harter Knechtschaft. Freilich trugen die Slawen selbst ein gut Stück Schuld an dieser Knechtschaft, da sie sich nicht untereinander vertrugen und sich nicht zusammenschlossen. Sie wollten sich frei gehen lassen und bekümmerten sich nicht um die Nächsten, wenn sie nur selbst frei ausgingen. Ihr Freiheitsdrang äußerte sich in der vollständigen Ungebundenheit, im Nitschewo, im Nihilismus, in der Anarchie.

„Unser Land ist groß und fruchtbar," sagten die Russen zu den nordgermanischen Warägern, „aber Ordnung ist nicht darin, kommet und herrschet über uns."[1] In der Tat haben von jeher nur ausländische Herrscher einige Ordnung geschaffen und das Volk zu tätiger Politik fortgerissen. Nur den Warägern verdanken es die Russen, daß sie aus dem staatlosen Zustande herauskamen, in dem die übrigen Slawen fortverharrten. Schon der Name Russe, Ros, ist skandinavisch. Unter der Führung der Waräger wagten es die Russen sogar schon im neunten Jahrhundert, an die Eroberung von Byzanz zu denken. Wie ein hyperboreischer Donnerschlag erschien den Griechen ihr Einfall 860. Da der größte Teil des Heeres zur Bekämpfung der Araber abwesend war, verlegten sich die Zurückgebliebenen auf das Beten. Der Patriarch Photios und der Kaiser verbrachten die ganze Nacht in der Muttergotteskirche von Blachernä. Unter Gesang trugen sie sodann das heilige Wundergewand der Gottesgebärerin, das Palladium der Stadt, aus der Kirche und berührten mit dem Saume das Meer. Während bisher Windstille herrschte, erhob sich nun plötzlich ein Sturm, die Wellen türmten sich hoch auf, und die Schiffe des „gottlosen Ros" gingen zugrunde. Nur wenige entrannen dem Unglücke und kehrten heim. Bei einem anderen Einfalle 941 kam den Griechen eine Windstille gelegen, so daß sie ihr Feuer werfen konnten. Als die Russen dieses erblickten, schreibt Liutprand, stürzten sich die einen ins Meer, weil sie das

[1] Nestor. chron. c. 15.

Verbrennen fürchteten, andere wurden noch im Meere schwimmend vom Feuer verzehrt.[1]

Viele Russen traten selbst in griechische Dienste[2] und andere trieben Handel mit den Griechen, lieferten Pelze, Häute, Fische, Hölzer, Honig, Wachs, auch Rinder und Pferde und viele Sklaven in die byzantinischen und arabischen Gebiete. Den größten Gewinn brachte der Pelzhandel[3] und noch größeren der Sklavenhandel und das Eunuchengeschäft, das die Juden betrieben. Im Umgang mit den Orientalen bildeten sich auch die Russen, so daß ein arabischer Reisender sie ein Volk von Kriegern und Händlern nennen konnte.

1. Slawische Wirtschaft, Sitte und Recht.

In dem wald- und steppenreichen Gebiete von Osteuropa lebten die Slawen von den Erzeugnissen der wilden Wirtschaft und behielten immer etwas Nomadenhaftes bei.[4] Selbst bis zur Gegenwart ist der russische Bauer mit dem Boden nicht so verwachsen wie der deutsche und hat sich kommunistischer Gedanken weniger entwöhnt. Die weiten Ebenen begünstigten die Viehzucht aller Arten, besonders auch die Pferdezucht, die einen Teil der Nahrung lieferte. Pferdefleisch liebten die Slawen so gut wie ihre Nachbarn, die Germanen und Skythen. Es waren gefährliche Nachbarn. Die Skythen, Tataren fielen immer wieder über sie her und raubten ihnen ihr Vieh, oder skytische Wanderhirten ließen sich mitten unter den Slawen zumal in wärmeren Strichen im Winter nieder, machten ihnen die Weiden streitig, während sie im Sommer die Bergeshöhen aufsuchten.[5] Daher mußten viele slawische Stämme die Viehzucht aufgeben. Damit hängt es wohl zusammen, daß die Südslawen nicht einmal mehr eigene Ausdrücke für Milch und Rinder besaßen.[6] Die Tataren pflegten die Milch in Lederschläuchen gerinnen zu lassen, ihr Ausdruck geronnene Milch, für den Quark, Topfen (Tvarog) ging in die slawische Sprache über. Erst bei den Germanen sahen sie, daß auch süße Milch zum Getränk diente, und benannten sie mit ihrem Wort Mleko.

Auch im Feldbau lernten sie manches von den Germanen, obwohl ihr Feldbau so alt ist wie der der Germanen. Dem Ackerbau wandten sie sich in demselben Grade mehr zu, als ihnen die Tataren

---

[1] Ant. 5, 15.

[2] Als die Griechen mit Hilfe russischer Hilfstruppen Normannen überwanden, entstand ein Sprichwort: Graecus cum carruca leporem cepit, M. G. ss. 4, 140.

[3] Adam. Br. 4, 48 (31). Herb. v. Ott. 1, 27; oben S. 56.

[4] Der polnische König Boleslaus wird gelobt, weil er nicht in Zelten wie ein Numidier oder auf Feldern wohnte; M. G. ss. 9, 433.

[5] Chunni ad hiemandum annis singulis in Sclavos veniebant; Fredegar 4, 48.

[6] Vgl. dagegen über die Preußen Altpreuß. Monatsschrift 1872 S. 336.

die Viehzucht entleideten, und als die Bevölkerung stieg. Der Name des polnischen Königsgeschlechtes „Piasten“ bedeutet Bauern. Ihre Beherrscher, die Supane (Herren des Weidegebietes), wiesen ihnen Ländereien zur Brand- und zur Wechselwirtschaft an. Zur Bestellung der Brandäcker genügten bloße Hacken; ein Pflug war nicht immer zu gebrauchen. Der älteste Pflug entwickelte sich aus der Hacke, und gerade die Slawen blieben dem Hackenpflug lange treu, auch nachdem sie den germanischen Pflug kennen gelernt hatten, und übertrugen dessen Namen (der verwandt ist mit Plock) auf ihr Scharwerkzeug ohne Kulter (Sech) und Streichflächen, dem sie viele Vorzüge nachrühmten. Er überwinde, sagten sie, leichter als der deutsche Pflug Steine, Wurzeln und Unkraut, lasse sich leicht nach rechts oder links drehen, steiler oder flacher richten und gestatte auch die Anwendung von Rädern (Schwingelpflug); nur erfordere er viel Aufmerksamkeit und Gewandtheit.[1]

Mag dem sein wie immer, jedenfalls lernten die Slawen erst von den Germanen einen besseren Landbau kennen, nicht direkt von den Römern und Griechen; denn auch römische Worte, die sie mit den Germanen gemein haben, wie Wagen, Kaiser, Krone, Kauf (kupiti), Kiste, Sack, Unze, Wall, übernahmen sie nicht unmittelbar von den Römern, sondern durch die Hand der Germanen. Von diesen entlehnten sie eine Unzahl von Ausdrücken der Landwirtschaft und des Gewerbes, z. B. Herde, Stall, Hund, Brot (Laib), Bier, Obst, Arznei. Nur in der Bienenzucht leisteten sie Selbständiges, und im Salzsud bewahrten sie die von den Kelten überlieferten Kenntnisse und Fertigkeiten. Als Salzsieder, Halloren, Zeidler, Bienenwarte, Hainheger stellten sich die Wenden in den Dienst geistlicher und weltlicher Grundherren, wie die vielen Orts-, Fluß- und Flurnamen mit Hall, Salz, Saale, Sulz — Zeidel, Wind (Win) und Lindich in Mittel- und Süddeutschland beweisen. In nordischen Sagen verkleiden sich die Helden in Salzsieder, bekannte Wanderarbeiter, um sich unerkannt einschleichen zu können.[2] Kleine Wenden, die Wimpossen, wurden Waldheger in der Nähe heiliger Haine (Bauhölzer, Gehäue), und ihre Niederlassungen hießen Wimpossing.

Wie ihre Bienenkörbe bestanden ihre Häuser aus Stroh und Lehm; erst durch die Germanen lernten sie den auf die Römer zurückgehenden Steinbau kennen und entlehnten von ihnen Ausdrücke, z. B. Bauer, Zaun, Brunnen. Freilich wenn schon die Germanen

[1] Mit einem oder zwei Ochsen bespannt, bringe dieser Pflug die nämliche Wirkung hervor wie ein mit zwei oder vier Pferden bespannter gewöhnlicher Pflug. Die Mecklenburger Hackenwirte sollen in 14 Jahren 14 gute Ernten gehabt haben, die Pflugwirte aber kaum 7. Peisker, Zeitschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1897 S. 58; 1905 S. 328.

[2] So Hiarno und Frithiof, Hehn, Das Salz 48, 55; Archiv f. slaw. Philol. 15, 481.

das ganze Mittelalter hindurch überwiegend den Holzbau beibehielten, um wieviel mehr die Slawen, die heute noch wenig aus Stein herstellen! Ihr Ausdruck für bauen erinnert deutlich an zimmern, decken, flechten. Uralt slawisch sind die Bezeichnungen für Kammern, Oberstuben, Vorhallen, für Ställe und Scheunen. Reiche Häuser hatten, was noch heute auffällt, eigene Vieh- und Schweineställe, Kornkammern, Waschkammern, Metkeller. Was die Inneneinrichtung anbelangt, so kannten alle Slawen den Ofen oder Herd, den Tisch und die Bank; der kleine Tisch diente ihnen sogar als Stuhl.[1] Die Gefäße bestanden meist aus Holz, nicht nur der Eimer, Trog und Faß, sondern auch der Krug und Napf; die Slawen sind noch heute Meister in der Holzarbeit. Um so mehr fällt es auf, daß die Ausdrücke für Faß und Bottich (Buduni) auf die Germanen hinweisen. Mit weiterem Hausgeräte, Schmucksachen wurden die Slawen durch die Germanen vertraut; sie erhielten die Worte für Kummet, Axt, Hacken, Säge oder Feile, Blech, Kelch, Mörser, Stampfen, Kette, Kessel.[2] Auch das Wort Stod, Götze ist germanisch.

In der Kleidung unterschieden sie sich nicht wesentlich von den alten Germanen; sie kannten Hosen und Mäntel, das Hemd und den Rock oder das Wams, das bis zu den Knien reichte, Schuhe und Strümpfe, Mützen und Hüte. Slavinia hieß im Westen der weite rauhe Pilgermantel, der zugleich als Bettdecke diente, und die gleiche Bedeutung hatte das Wort Palte, Palton (Paletot) für einen rohen Wollenrock, woher dann die Pilger Palteniere hießen.[3] Wie weiter im Osten unterschied sich die Frau bei vielen Stämmen in der Tracht nicht deutlich von den Männern, sie trug nach orientalischer Sitte Hosen. Diese, mehr eine weibische als männliche Tracht, verschmähten die byzantinischen Mönche in einem so hohen Grade, daß ihnen das Abendland den Vorwurf machte, sie duldeten eher die Unzucht als Hosen. Papst Nikolaus I. hat die Hosen den Bulgarinnen ausdrücklich gestattet.

Den Mann kennzeichnet der Schnurrbart, eine Zierde, die das Volk auch bei den Götterbildern nicht missen wollte, was den Fremden auffiel. Es hat sogar einen abnehmbaren Schnurrbart zeitweilig den Göttern, z. B. dem Volos angeheftet.[4] Die normannischen Herren unterschieden sich von ihren slawischen Untertanen durch zwei mächtige Haarlocken, die das Gesicht auf beiden Seiten einrahmten; bei den Slawen selbst hingen dafür an Schläfen Schläfenringe, Halsringe herab, aus Bronzedraht, seltener aus

[1] Hruschevsky, Geschichte des ukrainischen Volkes S. 274.
[2] Dagegen stammt das nordgermanische Prahm, Fähre, aus dem Slawischen.
[3] Vgl. Ducange s. v. sclav. paltena; Korrespbl. d. Altert. 1913 S. 226.
[4] Archiv f. slav. Philologie 23, 514.

Silber- und Bleidraht hergestellte Geflechte, die in einer S-förmigen Schleife endigten.

Sehr wenig entwickelt war die Kochkunst, sie erhob sich nicht über das einfache Kochen von Fleisch, namentlich von Pferdefleisch und Wildbret, und über das Backen von Mehlteig. Das Mehl vermischten die Slawen mit Honig. Durch die Vermittlung der Germanen lernten sie die römischen Ausdrücke für Kochen, Essig und Wein kennen; sogar die Rettiche und Zwiebeln übernahmen sie von den Germanen. Als Getränk diente das Bier, genannt Braha, vom keltischen Brace, und Olu, verwandt mit dem nordgermanischen Ale, Öl, endlich Pivo im Sinne von Getränk allgemein. Das Bier setzte den Gerstenbau voraus; älter war der Genuß von Milch der verschiedenen Zuchttiere, der Rinder, Schafe und Pferde. Wulfstan schreibt von den Preußen: „Der König und die reichen Leute trinken ein aus Pferdemilch bereitetes berauschendes Getränk, und die Unvermögenden und die Sklaven trinken Met." Bei ihrer ausgedehnten Bienenzucht hatte der Met einen geringen Wert. Als Opfertrank genossen sie sogar Pferdeblut.

Der Roheit des Volkes, seinen halbasiatischen nomadischen Gewohnheiten entsprach die Ungebundenheit seiner häuslichen Sitten, die Vielweiberei, die bei ihm zäher als bei den Germanen haftete. Mit der Gütergemeinschaft verband sich die Frauengemeinschaft; ganz richtig hat Kosmas von Prag beide Sitten zueinander in Beziehung gesetzt.[1] Im Unterschied von anderen Völkern schätzten sie die Keuschheit nicht besonders hoch; so erzählt ein arabischer Reisender von den Serben: „Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe nimmt und findet, daß sie noch Jungfer ist, so sagt er: Wenn etwas Gutes an dir wäre, so würden sie Lust zu dir gehabt haben. Und er schickt sie weg und will nichts mehr von ihr wissen."[2] Gleich den Tieren des Waldes, sagt Kosmas, gingen sie jede Nacht neue Verbindungen ein und lösten die Bande der drei Grazien und die heimliche Fessel der Liebe mit dem Aufsteigen der Morgenröte. Nach den freundlichen Worten, die Kosmas der Sitte seine Volkes widmet, muß sie ihn nicht einmal mit besonderer Entrüstung erfüllt haben; dasselbe ergibt sich auch aus einer späteren Bemerkung: „Die Männer gehen in keiner anderen Absicht mit den Jungfrauen zu Tische als die Wölfe, wenn sie Futter suchen, um nämlich in den Schafstall einzudringen." Ganz anders hatte der hl. Adalbert geurteilt. Er nahm mit Mut und Kraft den Kampf gegen das Laster seines Volkes auf, mußte aber die betrübende Erfahrung machen, daß weder die Weibergemeinschaft noch der Sklavenhandel auszurotten sei, und da er die Verantwortung nicht auf sich nehmen

[1] Chron. 1, 3.

[2] Abraham Jakobsen, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, X. Jahrhundert 5, 146. Von den Serben, den filii Belial, sagt Arnold v. Lübeck, bellualiter vivunt, bestiis agrestiores: M. G. ss. 21, 118.

wollte, als Bischof von Prag ruhig zuzusehen, verließ er seinen Posten, ohne daß ihn jemand der Feigheit zu zeihen gewagt hätte. Die überflüssigen Kinder warfen die Slawen am Meere einfach ins Wasser. Die Pommern setzten noch im zwölften Jahrhundert die Mädchen aus, und alle Slawen verkauften Volksgenossen als Sklaven — dieser Name kommt eben von ihnen her.[1]

Um auch nur den ärgsten Ausschweifungen einen Riegel vorzulegen, mußten die Herrscher zu den größten Grausamkeiten ihre Zuflucht nehmen und verhängten über die sündigen Glieder unaussprechliche Qualen.[2] Aber alles half nichts, wie Thietmar klagt. Die Herrscher selbst gaben das schlimmste Beispiel, gewährten sich selbst die schrankenloseste Freiheit. Der Herzog von Pommern hatte, als der hl. Otto dahin kam, nicht weniger als 24 Frauen.[3] Die Fürsten steigerten noch die angeborene Wollust durch künstliche Mittel.[4] Als die Missionare von ihnen verlangten, sie sollten nur eine Frau, die sie am liebsten hätten, behalten, die andern entlassen,[5] war das eine harte Rede nicht nur in den Ohren der Männer, sondern fast noch mehr in den Ohren der Frauen, die sich auf die Straße gesetzt sahen. Der hl. Adalbert floh aus Böhmen, weil seine Volksgenossen die Vielweiberei und die Priester die Ehe nicht aufgeben wollten.[6]

Eine Jungfrau, die nicht heiratete, hatte ihren Beruf verfehlt, und ein Mann, der kein Weib besaß, war ein armer Mensch. Beim Tode eines Mannes mußten, wie bei den Kelten und Germanen, Frauen und Knechte mit ins Grab steigen. Dem unvermählt verstorbenen Manne wurde eine Gefährtin gesucht und in einer Art Totenhochzeit angetraut. Im zehnten Jahrhundert berichtet ein arabischer Reisender von den Serben, daß die Frauen Verstorbener ihre Hände und Gesichter zerschneiden und daß, wenn eine besondere Liebe bezeugen wolle, sie sich vor den anderen aufhänge. Ähnliche

[1] Jacob, Ein arabischer Reisender 13; Herb. v. Ott. 2, 18; Ad. Br. 4, 6; M. G. 12, 851; 4, 586. Ducange s. v.

[2] Si quis in hoc alienis abuti uxoribus vel sic fornicari presumit, hanc vindictae subsequentis poenam protinus sentit. In pontem mercati is ductus, per follem testiculi clavo affigitur, et novacula probe posita, hic moriendi sive de his absolvendi dura electio sibi datur . . . Et si qua meretrix inveniebatur in genitali suo, turpi et poena miserabili, circumcidebatur, idque, si sic dici licet, preputium in foribus suspenditur, ut intrantis oculus in hoc offendens in futuris rebus eo magis sollicitus esset et prudens. Lex dominica huiusmodi precepit lapidari, et parentum nostrimet carnalium institutio tales hortatur decollari; Thietm. 8, 2; vgl. Ad. Brem. 3, 55.

[3] Herb. v. Ott. 2, 11, 22. Auf jeder seiner drei Burgen hatte nach Nestor Wladimir Hunderte von Konkubinen (c. 38).

[4] Rex predictus habuit lumbare venereum, innatae fragilitatis maius augmentum; Thietm. 7, 52.

[5] Si quis ergo in vobis est, qui plures uxores habuerat ante baptismum, nunc unam de illis, quae sibi magis placet, eligat dimissisque aliis hanc solam habeat ritu christiano; Herb. v. Ott. 2, 18.

[6] M. G. ss. 4, 586.

Gebräuche hatten die Ungarn, sie vergossen, sagt ein Deutschitaliener, Blut statt Tränen über den Gräbern.[1]

Wo die Frau die Stellung einer Sklavin innehatte, war sie nicht viel höher geschätzt als ein Arbeitsvieh. Wenn schon bei den alten Germanen der Frau die Hauptlast der Haus- und Gartenarbeit oblag, so verlangten die Slawen noch viel mehr. Daher trat ein junges Mädchen nur mit Bangen in das Haus eines Mannes, sie fand in des Mannes Mutter und Schwestern geschworene Feindinnen.[2] Viele Volkssagen schildern die böse Schwiegermutter, die Mannesmutter, während die Frauenmutter in einem günstigeren Lichte erscheint. Diese mußte sich vor dem Schwiegersohn beugen, vor dem das Sprichwort warnt: Ist kein Teufel im Haus, so nimm dir einen Eidam.

In seltsamem Widerspruch zu dieser demütigen Stellung der Frau stehen die deutlichen Spuren einer Weiberherrschaft. Kluge Frauen wußten sich die Herrschaft zu sichern, und die Männer verdemütigten sich vor schönen und klugen Weibern und nahmen sich vor ihren Ränken in acht; erzählt doch Thietmar, daß nicht selten Frauen ihre Männer mit Hilfe ihrer Buhlen wegräumten. Die Slawenländer waren in alter und neuer Zeit der Sitz des Masochismus, der Männerquälerei. Manche Frauen errangen eine hervorragende Stellung und griffen ein in das Leben des Volkes, eine Libussa und ihre zwei Schwestern, eine Ludmilla, Dragomira, Olga. Wanda, die Tochter und Nachfolgerin Kraks, des Gründers von Krakau, übte einen so bezaubernden Eindruck aus, daß einmal ein feindliches Heer den Mut zum Kampfe verlor. Sie blieb eine spröde Jungfrau und verschmähte die Heirat. Jungfrauen aber, die nicht heirateten, verwandelten sich nach alten Sagen in Männer. Die Anlage zum Mannweib drängte und schwellte manchen Mädchens Brust; trug sie doch auch keine abweichende Tracht. Mannweiber, Amazonen, geboten oft über Stämme und Geschlechter — eine Amazonenburg war Magdeburg, der das tschechische Divin entspricht, und Wischegrad.[3] Wem es gefällt, der mag darin eine Spur des Matriarchates sehen. Muttererbe oder Mutterbrudererbe war lange gebräuchlich, ehe das Vatererbe aufkam.[4] Die Frau bildete eben immer den Mittelpunkt des Hauses. Haus und Weib war fast dasselbe; wer das eine nicht besaß, hatte auch das andere nicht und galt als armer Mann.[5]

---

[1] Liutp. ant. 2, 3.

[2] Schrader, Die Schwiegermutter und der Hagestolz S. 10.

[3] Cosm. 1, 9. Die Magdeburger Jahrbücher weisen auf Priesterinnen der Diana hin.

[4] Dem gegenüber klingt wie eine Neuerung die Antwort eines Herrensohnes, der lange in Deutschland sich aufgehalten hatte, auf das Angebot seiner Mutter: Nulla hereditas avunculorum vel materna iustius vel honestius possidetur quam paterna. M. G. ss. 9, 437.

[5] Er war chlak (gotisch halks) und swobodny.

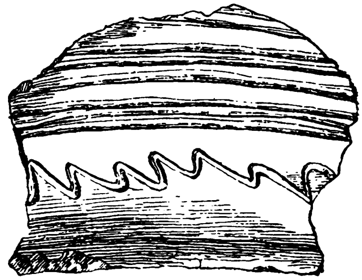
Im allgemeinen aber überwog der Patriarchat, die Herrschaft des Ältesten über die Großfamilie, des Führers der Sippe wie bei allen Indogermanen. Auch bei den alten Germanen war die Großfamilie, die Sippe die Grundlage der Gesellschaftsordnung, die Zelle im Volkskörper. Nachbarschaft und Verwandtschaft fiel zusammen, aber hier sprengte die Kirche früher die Blutfesseln durch das Verbot der Verwandtschaftsehen. Viel zäher erhielt sich die Großfamilie bei den Slawen; mindestens drei Geschlechter blieben beisammen, gingen miteinander auf die Jagd und Weide und wohnten in demselben Stamm- oder Mutterhaus. Erst im vierten Geschlecht erfolgte eine Trennung und bezogen die Urenkel eigene Hütten, und zwar oft nur im Sommer, und kehrten im Winter oder zur Zeit der Gefahr in das Stammhaus zurück, das auch später noch Vorrechte genoß, die sogenannten Bannrechte auf Mühle, Back- und Brauhaus.[1] Die Nebengebäude und Neusiedlungen schlossen sich ring- oder hufeisenförmig, auch reihenweise an das Urhaus an, und daraus entstanden die Rund-, Reihen- und Straßendörfer.[2] Die Gärten und Ackerstreifen breiten sich in geradlinigen Doppelzeilen oder wie zwei Fächer auf zwei Seiten um eiförmige Dörfer aus.

Die Flurteilung vollzog sich offenbar nicht durch Auseinandersetzung gleichberechtigter Genossen, sondern durch Bestimmung eines Ältesten, des Häuptlings, des Supan, Starosten. Verteilt wurde nur ein Teil der gemeinsamen Güter. Da diese Ausscheidung gewöhnlich im dritten Geschlecht sich vollzog, so hieß das zerstückelte Land: Großvater- oder Kinderland, dědina. Das nähere Erbe hieß otčina, Vaterland, mit der Doppelbedeutung von Vatergut und Heimat. Aber ein Teil der Flur blieb gemeinsam, blieb Allmende (občina). Innerhalb der Erbgüter, Stammgüter, Dzedzinen, Otschinen war eine Realteilung ausgeschlossen; die einzelnen Stücke wurden vom Hausvater angewiesen oder verlost.[3] Wie bei anderen Völkern, namentlich den Kelten, wiesen die Häuptlinge auch den

[1] Die Bannrechte stammen nicht aus Deutschland, wie slawische Schriftsteller meinen. In Polen und Serbien entwickelten sich unabhängig die gleichen Verhältnisse und zwar viel schroffer als in Deutschland Vgl. M. G. ss. 9, 434; Lippert, Sozialgeschichte Böhmens 216, 234.

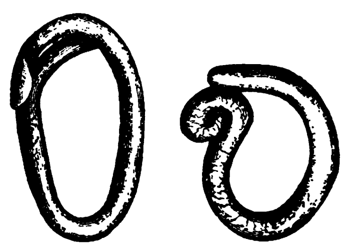
[2] Nach Osw. Balzer ist das Reihendorf ursprünglicher als der Rundling (Hist. Zeitsch. 1913. B. 111, 612).

[3] In den russischen Sjabry erhielten sich bis heute Reste der Hausgemeinschaft, die sich zur kommunistischen Gemeinde (Mir) erweiterten. Die Familienanteile waren unveräußerlich, obwohl sie nur ideale Teile der Gesamtflur darstellten, während bei dem Mir eine Veräußerung gestattet war und eine große Zersplitterung entstand (Lutschizky, Zur Geschichte des Grundeigentums in Rußland; Schmollers Jahrb. 1896 S. 166). Der Mir soll neueren Ursprungs sein. Doch ohne eine ältere Grundlage hätte er sich nicht durchführen lassen (vgl. I, 97). Wie die neueste Geschichte beweist, sind die Slawen kommunistischen Ideen viel zugänglicher als Völker, deren Wesen das individualistische römische Recht von Alters her bestimmte.


Topfurne vom Burgwall zu Nimitsch.

landlosen Leuten, den Gästen, den Hospites, Land an und setzten Sklaven auf Knechthufen. Von den Knechten und Gästen unterschieden sich deutlich die Geschlechtsbauern, die originarii, indigenae, haeredes, dedinici, die sich aber keiner Vollfreiheit erfreuten, sowenig wie die deutschen Zinsbauern, da sie den Stammeshäuptlingen Zins und Dienste leisten mußten. Die Fremdherrschaft, denen viele Stämme verfielen, verschärfte noch die Abhängigkeit,[1] so daß die Unterschiede sich verwischten und alle Bauern gerade wie in Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert „arme Leute", pauperes, hießen.

Über dem Geschlechtshause verbanden die Nachbarschaft (opole) und der Gau,[2] die Supa, mehrere Dörfer zu einer Einheit. Der Gau erscheint später als Grafschaft, Kastellanei, Kreis, 3 bis 10 Quadratmeilen groß. In seiner Mitte lag der Burgwall, Ring, eine Berg- oder Erdburg, die Gauburg, die im Durchmesser sich auf 2—300 Schritte ausdehnte.[3] Die älteren Anlagen bestehen in runden Wallburgen in der Ebene, die späteren liegen auf Hügeln, namentlich auf Landzungen zwischen Flüssen und Schlünden, und wurden auf der zugänglichen Seite durch mehrere Wallreihen hintereinander geschützt. Die Sicherheit erhöhte noch die Anlage von Pfählen, Mauern und Wassergräben.[4] Die vielen in Norddeutschland entdeckten Ringwälle, als slawisch gekennzeichnet durch Topfgefäße mit eingeritzten Wellenlinien und den obengenannten Schläfenringen, liegen meist auf Sumpfland und erheben sich auf Pfahlwerk. Nicht ohne Grund läßt die slawische Sage die Götter Inseln bevorzugen, die inmitten kleiner Seen lagen, wie Ratzeburg. Im Bau fester Orte übertrafen die Slawen sogar die Germanen. In den Burgen versammelte sich das Volk zu Beratungen, Gottesdiensten, bei Ge-


Bleierne Schläfenringe aus Schubin; s. S. 146.

[1] Nach Palacky wäre das ius slavicale freier gewesen und erst durch das ius teutonicum sive emphyteuticum verschlechtert worden.

[2] Comitatus.

[3] Hrad, grod, grad — dasselbe Wort wie das germanische garda; s. Rachfahl, Gesamtstaatsverwaltung in Schlesien 1894 S. 1 ff.

[4] Jakobsen a. a. O. 139.

fahren, bei feindlichen Einfällen. Daher tragen auch die Burgen die Namen der dazu gehörigen Stämme, in Böhmen z. B. Bilin, Saaz, Leitmeritz, Zedlitz, Tetschen.[1] Ursprünglich war die Burg wenig bewohnt, aber gerade deshalb gegen fremden Zuzug gesperrt und gut bewacht. Als der hl. Adalbert sich der Burg Cholin näherte, wies ihn der Torwächter, der in einer tiefen Höhlenwohnung sich aufhielt, mit den Worten ab: „Jemand einzulassen ist nicht unsere Sitte, gehe auf den nächsten Hügel, damit das Volk sieht, wer du bist." Da die Slawen das Stadtleben und das Gewerbe nicht liebten, dauerte es lange, bis sich aus dem Ring Städte herausbildeten. Burg und Stadt bezeichnete dasselbe Wort Hrad.[2]

Unter den Burgen selbst ragten einige selbst wieder hervor durch ihre Stärke; andere lagen günstig für den Handelsverkehr, wie Kiew und Nowgorod, im Norden an der Ostsee Jumne (Wollin), Truso bei Elbing, Gnesen und Posen. Reich an Waren aller Völker, besitzt die Stadt Jumne, schreibt Helmold, alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Wenig von diesen Annehmlichkeiten empfand der hl. Otto, der Apostel Pommerns, als er im zwölften Jahrhundert dahinkam. Die Straßen starrten von Schmutz, und wenn nicht an den Seiten der Wege Holzbrücken gelaufen wären, hätten die Fußgänger versinken müssen. Trotzdem der Herzog von Pommern die Hand über Otto hielt, hätten die Bewohner ihn beinahe erschlagen und im Straßenschmutze erstickt.

Eine unbestrittene Obrigkeit fehlte in der Regel, wenn auch überall in kleinen und großen Gemeinden Häuptlinge hervorragten und Einzelne ganze Gaue beherrschten. Die Gaufürsten hießen Supane, Woiwoden wie die Ortsherren oder auch Staroste, Hospodare. Viele Gaue wurden von Ältesten, Räten, Geschworenen regiert. Die Gauherren erlangten die Stellung von abendländischen Fürsten, unterwarfen sich die kleinen Supane, bestellten sich Dienstmannen, boten die Freien zu Kriegsdiensten und Kriegsfronen auf. Ihre Stellung stärkten wie bei allen Völkern Kriegsnöte, Streitigkeiten, Kämpfe aller Art und Zwiste über Grenzen und Marken. Diese zwangen zur Erwählung von Führern und Richtern. Eine solche Schiedsrichterin war die berühmte Libussa, ehe das Volk einen Herzog begehrte, mit dem sie sich dann vermählte.

Solche Richter waren unbedingt notwendig bei dem wenig entwickelten Rechtsgefühl der Slawen. Ihr Kommunismus näherte sich der Anarchie. Den Begriff mein kannten sie nicht, sagt ihr eigener Schriftsteller Kosmas, und alle Jahrhunderte hindurch wiederholt sich der gleiche Vorwurf, den auch Luther noch erhebt: die Böhmen stehlen.[3] Den offenen Raub, den Wiking, hielten auch die Germanen für erlaubt und handelten danach. Daher hießen

[1] Bachmann, Gesch. Böhmens 1, 114.
[2] Palacky, Gesch. Böhmens I, 174. Konstantinopel hieß Zarigrad.
[3] Mathesius Aufzeichnungen 117.

sie gerade bei den Slawen Räuber.[1] Sie selbst neigten ihrer sonstigen Natur entsprechend mehr zum geheimen Diebstahl; zogen sie doch auch im Felde der offenen Gewalt die heimliche List vor.[2] Als die christlichen Missionare, begünstigt von ihren Herrschern, ihnen eine höhere Kultur in Aussicht stellten, brachten sie das schreckliche Bedenken vor, daß bei den Christen Diebe und Räuber allzu hart bestraft würden.[3] Diese Härte hatte seinen guten Grund in den unsicheren offenen Verhältnissen, was sogar die Ungarn (Skythen) anerkannten, von denen Regino schreibt, sie halten kein Verbrechen für schwerer als den Diebstahl. „Denn da sie nur ihre Herden vom großem und kleinen Vieh und ihre Lebensmittel ohne verschlossene Wohnungen besitzen, was würde ihnen in ihren Wäldern noch übrigbleiben, wenn das Stehlen erlaubt wäre." Härter als Diebe beurteilten die Slawen die Schuldner, schreibt Herbord.[4]

Mit dem Stehlen verband sich das Lügen, die Falschheit, über die deutsche Geschichtschreiber jener Zeit die schärfsten Worte wählen, viel schärfer als zur Brandmarkung welscher Tücke.[5] Doch versöhnen mit diesen Fehlern wieder bessere Züge, besonders die unverkennbare vielgerühmte Gutmütigkeit. Ihren Gewinn, ihre Beute teilten sie gern und willig mit den Fremden. Ein Schriftsteller des Mittelalters sagt geradezu: sie stehlen, um Gastfreundschaft zu üben.[6]

Ihrer Geselligkeit entsprach die gute Anlage und die starke Neigung zu Musik, Gesang und Tanz. Schon im frühen Mittelalter war der slawische Tänzer geradezu sprichwörtlich.[7] Zu den ersten Slawen, die uns geschichtlich begegnen, gehören drei Spielleute, die statt der Waffen Zithern bei sich trugen, aber trotzdem Verdacht erregten und vom griechischen Kaiser Maurikios 593 gefangen vorgeführt wurden. Über ihre Vergnügungen vergaßen

---

[1] M. G. ss. 9, 203.

[2] Cave tibi, ibi latitat; l. c. 9, 470.

[3] Herb. v. Ott. 2, 25; übrigens gefiel diese Härte auch den Nordmännern wenig; Ad. Brem. 4, 6.

[4] Reg. a. 889; v. Ott. 3, 9.

[5] Geschichtlich gut beglaubigte Niederlagen der Russen erscheinen in ihren Geschichtserzählungen als Siege, so die Niederlage des Sviatoslaw. Geschenke, die ein griechischer Gesandte überreichte, faßte der russische Geschichtschreiber Nestor als einen Tribut auf. Und doch teilte er selbst den Wortlaut des Vertrages mit, der den Russen Ruhe gebot. C. 36 ad a. 971; Schlumberger, L'épopée 1, 155.

[6] Quidquid in agricultura, piscationibus seu venatione conquirunt, totum in largitatis opus conferunt, eo fortiorem quemquam quo profusiorem iactitantes. Cuius ostentationis affectatio multos eorum ad furta vel latrocinia propellit. Que utique vitiorum genera apud eos quidem venialia sunt, excusantur enim hospitalitatis palliatione. Sclavorum enim legibus accedens, quod nocte furatus fueris, crastina hospitibus disperties; Helmold 1, 82.

[7] Sclavus saltans, M. G. ss. 2, 101 Schluß der Note 39. Das gotische plinsjan (tanzen) ist slawisch.

sie aber leicht die Arbeit[1] und mußten daher in schwere Zucht genommen werden. Das Volk, hieße es, müsse wie ein Stier gehütet und wie ein störrischer Esel gepeitscht werden.[2] Alsdann täten sie, wie selbst Widukind anerkennt, das gerne, worin andere unerträgliche Last erblickten.[3] Oft mußten Fremde diese Erziehungsaufgabe übernehmen; soll doch selbst der von Libussa erwählte Herzog Przemysl, der Gründer des böhmischen Königtums, aus fränkischem Geschlechte gestammt sein.[4] Libussa selbst hatte vor einem Herzog gewarnt und in der Sprache der Bibel vorausgesagt: „Der Herzog wird die einen von euch zu Sklaven, andere zu Bauern machen, er wird sich seine Hauptleute erwählen, seine Waffenschmiede, seine Pelz- und Lederarbeiter, er wird viele zu Folterknechten, Fronboten, zu Köchen, Bäckern und Müllern herabdrücken. Eure Söhne und Töchter wird er unter sein Gefolge aufnehmen und von euren Ochsen, Pferden und übrigem Vieh das Beste für sich und seinen Palast auswählen. Von all eurem Eigentum in den Höfen, auf Feldern und Wiesen und in den Weinbergen wird er sich das Bessere zu seinem Gebrauch aneignen. Diese wird er verurteilen, jene niederhauen, den einen ins Gefängnis werfen, den anderen an den Galgen hängen lassen. Bei seinem Anblick werden euch die Kniee schlottern und die Zunge am Gaumen kleben." Aber wenn Ordnung und Zucht herrschen sollte, mußten diese Nachteile und Übel mit in Kauf genommen werden.

2. Slawische Religion.

Das Volk braucht harte Herrscher und harte Götter. Die meisten ihrer Götter haben etwas Schreckliches, Furchterregendes an sich, waren leicht erregbar und zornig,[5] namentlich die Hauptgötter, ein Perun, Svantovit und Triglaw, und Bildwerke, Puppen, Holzstöcke, die sie vergegenwärtigen, stellten sie als Ungetüme und Fratzen dar. Je gräßlicher sie aussahen, einen desto größeren Eindruck machten sie; ein Stück Tuch, bemerkt Saxo, hat mehr Gewicht als ein König.[6] Nicht viel anheimelnder waren die zahllosen kleinen Naturgötter, die Berg-, Luft-, Wasser-, Wald- und Feuergeister; selbst nicht die Elfen der Slawen, die Vilen, die den Menschen ebenso gerne Schaden wie Freude zufangen.[7] Die Stelle der Vilen ver-

---

[1] Die bömische Krankheit „müd, matt und lack" wurden später geradezu sprichwörtlich. Die Worte lack und matt sind wahrscheinlich slawisch.

[2] Populus enim more bovis est pascendus et tardi ritu asini castigandus; Tietm. 8, 2.

[3] R. S. 2, 20.

[4] Vielleicht Samo, dessen Fredegar gedenkt (4, 48).

[5] Thietm. 6, 18.

[6] Exigui panni auctoritas regie potestatis vires transcendit (Holder 508). Vgl. Archiv V, 688.

[7] Krauß, Volkssagen und religiöser Brauch der Südslawen 69; Hruschevsky 327; Praetorius, Deliciae Prussicae IV; Berl. 1871 S. 31.

traten bei anderen Stämmen die Didiki und Rusalken.[1] Als liebsten Aufenthalt wählten die Götter, die Dusier, einsame Wälder und Seen, Berge und Hügel, besonders Waldinseln inmitten von Seen, hohe Haine, wo ihnen die Menschen Opfer brachten. Wer einen heiligen Baum oder Hain verletzte, den erwürgten nach slawischem Glauben die Götter.[2]

Aber auch an die Häuser und Brücken und anderes Menschenwerk hefteten sich Geister; die Seelen der Verstorbenen umschwebten den Herd. In den Schlangen, im Gewürm, in Drachen verbargen sich freundliche und feindliche Mächte. Noch aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts berichtet Hieronymus von Prag, daß jedes Haus eine Schlange (Gywata) als Schutzgeist pflegte und daß der Hausvater ihr Speise in Opferweise vorsetzte.[3] Der litauischen Gywata entsprach die polnische Zywie, das Belebte, oder, wie ein Geistlicher schreibt, die Siwa.[4] Ein anderer Hausgeist war der litauische Dimstipa, der Hofherr. Hierher gehört der Hennil, Heinal, von dem ein Bischof von Merseburg berichtet: Unter dem Rufe „wache, Hennil, wache" wurde sein Symbol, eine Stabhand mit einem Ring, umhergetragen.[5] Jedes Geschlecht oder Haus hatte seinen eigenen Hausgeist, den Ded, Didiko, Hospodarik. Kleine Götter walteten über der Zeugung und Geburt, so bei den Polen die Dziecilela, die Kinderschauklerin, bei den Russen Rod und Rozdenica, bei den Litauern der Gondu, bei den Preußen die Leumele. Diese Vorgänge erregten die Phantasie aller Völker, sie sahen darin vielfach ein Nachbild der Weltentstehung, des Werdens überhaupt.[6] An den Gedanken des Werdens schloß sich die Vorstellung des Vergehens an, und daher sind die Geburtsgöttinnen zugleich Schicksals- und Todesgöttinnen, so Rozdenica, Sojenice, Jagababa, Marzana.

Nur wenige Götter erheben sich über das Gewimmel der kleinen Wesen, und kaum ein Göttername kehrt bei allen Slawen in gleicher Weise wieder; man müßte nur denken an die Bezeichnung des Gottes überhaupt Bog, Boch, Spender. Der schon von Helmold genannte Czernibog war der dunkle, Belbog der helle Gott. Das brandenburgische Jüterbog heißt der Gott der Morgenröte. Den von allen Völkern verehrten Sonnen- und Donnergott nannten die Slawen ziemlich übereinstimmend, wie es scheint, Perun, Perkunas, den schlagenden, zerschmetternden. Noch lebt sein Name unter dem

---

[1] Der Name stammt wahrscheinlich von dem griechischen Rosalia, Krek 407.

[2] Dusiis . . . Prussiae gentiles silvas aestimant consecratas et eas incidere non audent (Thom. Cant. 2, 57, 17).

[3] Primi quos adii ex Lithuania serpentes colebant, pater familias suum quisque in angulo domus serpentem habebat, cui cibum dedit ac sacrificium fecit in foeno iacenti (bei Aneas Silvius).

[4] Helm. 1, 52.

[5] Thietm. 7, 50.

[6] Kultur der alten Kelten und Germanen 58, 60, 170.

slowenischen Volke fort. Sein Sinnbild ist der Donnerkeil: Vokan, Taranbalta.

Unter der Gestalt des Perun verehrten die normannischen Eroberer, die Waräger, ihren heimischen Hauptgott Thor, und wenn sie einen Eid schwören wollten, leisteten sie ihn ab „nach russischem Gesetze bei ihren Waffen, bei Perun, ihrem Gotte, und bei Volos, dem Viehgotte". Von Wladimir, der sich später zum Christentum bekehrte, erzählt ein Geschichtschreiber: „Er errichtete Götzenbilder auf dem Hügel vor dem Palaste: einen hölzernen Perun mit einem silbernen Kopf und goldenen Schnurrbart, ferner einen Chors, Daschbog, Stribog, Simargl und Mokosch.[1] Und sie opferten ihnen und nannten sie Götter und führten ihre Söhne und Töchter herbei und opferten den Teufeln und besudelten die Erde mit ihren Opfern, und die russische Erde und der Hügel wurden mit Blut besudelt." Als er einen glücklichen Feldzug vollendete, sprach er zu den Ältesten: „Werfet das Los um einen Knaben und ein Mädchen, wen das Los trifft, den wollen wir opfern." Das Los traf den Sohn eines christlichen Warägers; der Waräger verweigerte aber die Herausgabe seines Sohnes. „Wenn eure Dämonen Götter sind," sagte er, „werden sie schon jemand schicken und meinen Sohn holen." Da zerbrach das Volk den Zaun des Hauses, drang ein und tötete Vater und Sohn. Nach seiner Bekehrung ließ Wladimir den Perun in den Fluß werfen und gab den Auftrag, zu sorgen, daß er nirgends mehr auftauche und ersetzte den Götzen durch das Bild des hl. Basilius. Die Litauer blieben dem Perkunas, dem zu Ehren sie in heiligen Hainen ein immerwährendes Feuer unterhielten, noch lange treu.[2]

Mit Perun berührt sich nahe Svarog, den alte slawische Gelehrte wohl dem griechischen Hephaistos, dem Schmiede der unterirdischen Feueresse gleichstellen,[3] und der in Kiew verehrte Daschbog oder Dabog, d. h. der Spender des Reichtums.[4] Zu den höchsten Göttern zu zählen wären noch andere Gestalten, von denen alte Schriftsteller sprechen, wie Radigast und Goderac; doch ist ihre Gestalt viel zu unsicher.[5]

Etwas fester steht das Dasein bei Svetovit, Svantovit, Jarovit (Herovit) und Triglaw. Wohl bezeichnen diese Worte bloße Beinamen eines, vielleicht des Hauptgottes,[6] aber wie es auf der Stufe des

---

[1] Mokosch mit malakia (Weichheit) zusammengestellt, Sem mit Herakles; Archiv f. slaw. Phil. 5, 6.

[2] Archiv 9, 33. [3] Archiv 4, 412. [4] Archiv 5, 1 ff.

[5] Radigast ist eigentlich ein Ortsname. In dem Orte stand ein Tempel des Svarog. Das gleiche gilt von dem Goderac, dem heutigen Goorstorf, d. h. Godhardesdorf, von den deutschen Besiedlern so umgelautet. Arnold erklärt die Umlautung folgendermaßen: Berno ep. Schwerinensis culturas demonum eliminavit, lucos succidit et pro Gutdracco Godehardum episcopum venerari constituit (5, 24). M. G. ss. 21, 201.

[6] Archiv 14, 166.

Kathenotheismus oft geschieht, erlangten die Attribute Selbständigkeit; aus bloßen Erscheinungen erwuchsen Götter. In dem zu Wolgast von den Pommern verehrten Jarovit erkannte Otto eine dem römischen Mars verwandte Gottheit. Sein Schild, der in der Schlacht vorangetragen wurde, schützte sein Volk, wie es glaubte, vor Niederlagen.[1] Die Verehrung Svantovits war weitverbreitet. Auf Rügen stand Svantovit aus Holz gebildet mit vier Köpfen, nach allen Himmelsrichtungen schauend, trug in der Linken das Horn, richtiger gesagt, den Becher der Fülle und des Segens, in der Rechten den fern treffenden Bogen des strafenden Rächers. Den Becher füllte ein Priester mit einem Trank und weissagte daraus die Zukunft.[2] Der Becher muß eine ansehnliche Größe gehabt haben: während der eine Berichterstatter von einem Horn spricht, sahen andere darin einen Kessel und dachten an den Ölkessel, in dem der hl. Vitus gesotten wurde. An ihn gemahnte ja auch der Name Svantovit; denn auch bei den Slawen bedeutet das Wort Svant, Svent, Svat heilig. Daher konnte Helmold, Pfarrer zu Bosow am Plöner See, im zwölften Jahrhundert, schreiben: „Dem heiligen Veit, den wir als einen Blutzeugen und Knecht Christi anerkennen, verehren sie als Gott, indem sie das Geschöpf dem Schöpfer vorziehen. Es gibt in der ganzen Welt keine Barbarensitte, die Christi Dienern und Priestern einen größeren Abscheu einflößen könnte, als diese. Sie preisen allein den Namen St. Veits, dem sie auch mit dem größten Gepränge einen Tempel und ein Bild geweiht haben, indem sie ihm die göttliche Oberherrlichkeit vorzugsweise zuerkennen. Dort werden auch von allen slawischen Ländern her Orakelsprüche eingeholt und jährlich Opfergaben dargebracht. Ja, auch Kaufleute, die zufällig in jenen Orten landen, dürfen durchaus nicht eher dort kaufen oder verkaufen, als bis sie von ihren Waren dem Götzen die wertvollsten zum Opfer dargebracht haben; dann erst werden die zu verkaufenden Gegenstände öffentlich zu Markte gebracht." Auf dem Hradschin zu Prag, wo heute der großartige Veitsdom steht, wurde ebenfalls Svantovit an Stelle eines wahrscheinlich germanischen Gottes Zizo verehrt. Auch die Südslawen, die Slovenen, stimmten in diesem Kultus mit den anderen Volksgenossen überein.

Als der dreihäuptige hieß der höchste Gott Triglaw, der im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt Waltende: auf die Gestalt dieses Gottes haben wohl orientalische Einflüsse eingewirkt. Als der hl. Otto auf seiner Bekehrungsreise nach Stettin kam, fand er dort in einem Tempel eine solche Statue, zerstörte den Körper, nahm die drei zusammenhängenden Köpfe als Trophäe mit sich und schickte sie später als Beweis der Bekehrung Pommerns

---

[1] Herb. v. Ott. 3, 6.

[2] Bischof Absalon v. Lund ließ 1169 das Bild verbrennen; Saxo Gramm. 14 ed. Holder 565 (ed. 1644 p. 320); Hist.-pol. Bl. 144, 148.

nach Rom.[1] In der Marienkirche auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg stand das ganze Mittelalter hindurch auf dem Altar einer Seitenkapelle eine Triglawstatue, ein Zeugnis christlicher Duldung. Er war von Menschengröße, hatte drei versilberte Köpfe, ein goldenes Band um Augen und Lippen, da er alle Sünden übersah und verzieh, und trug in seinen Händen einen gehörnten Mond. Die Herden beschützte Veles, Volos, den das Volk später mit Blasius verwechselte,[2] das männliche Gegenstück zu den weiblichen Vilen.

Wie die anderen indogermanischen Völker gesellten auch die Slawen zu dem Himmelsgott eine Erdgöttin, von den alten Geschichtschreibern Diana (Dzewana) genannt, und folgerten aus den wechselseitigen Beziehungen zwischen der Flur und dem Wetter allerlei menschliche Beziehungen. Beim Unwetter wandte sich der litauische Bauer an den Himmelsgott und hielt ihm vor, daß er der Erde genug Leid getan hätte, er solle sich durch seinen Bruder Schweistiks, den Herrn der Jahreszeiten, versöhnen lassen. Zur Zeit der Dürre hielt der Bauer ein Stückchen Speck gegen die Sonne, daß Fetttropfen niederfielen, und sprach: „Perkunas, dein Bruder Schweistiks weilt zu lange bei Frau Erde. Sein Gesicht ist so glühend, daß heiße Schweißtropfen von demselben herabfließen. Rufe ihn zurück. Die Erde wünscht dein kühles Gesicht zu sehen. Deine kalten Schweißtropfen werden ihr wohltun."[3] In große Trauer versetzte die Slawen der Todesschlaf der Erdgöttin im Winter. Wenn sich die ersten Anzeichen des Frühlings fühlbar machten, um Mitfasten, zerschlugen noch vor kurzem die Slovenen eine Strohpuppe, das Sinnbild der winterlichen Erdkönigin Baba, auf den Brücken der Flüsse und warfen die Teile ins Wasser, um anzuzeigen, daß ihre Herrschaft zu Ende sei. Auf diese Sitte bezieht sich die Bemerkung eines Konzils von Posen (1422), daß die Leute am Sonntag Lätare den Tod austragen und in den Schmutz werfen.[4] Die Puppe[5] trugen die Knaben nach anderen Berichten auf einem langen Holze aus oder führten sie in einem Wagen. Sie entkleideten Mädchen, warfen sie jubelnd in den Hotzenplotz, in den Schmutz, sangen dazu schlüpfrige Lieder und begleiteten sie mit unanständigen Handbewegungen.[6]

---

[1] Herb. v. Ott. 2, 32.

[2] Archiv 1, 145.

[3] Archiv 9, 24.

[4] Prohibeatis ne in dominica Laetare superstitiosam consuesudinem observent, efferentes imaginem, quam mortem vocant, et in lutum postea proiiciant; ebenso eine Prager Synode 1384.

[5] Bei den Polen heißt sie Marzana.

[6] In eorum honorum ludi certis anni temporibus decreti et instaurati, ad quos peragendos multitudo utriusque sexus et vicis et coloniis in urbes convenire pro diebus institutis iussa, ludos huiusmodi impudicis lascivisque decantationibus et gestibus manuumque plausu et delicata fractura cetérisque venereis cantibus plausibus et actibus deos deasque praefatas repetitis invocando observationibus depromebat. Dlugosz Hist. Pol. I (Archiv 14, 171).

Der Gottesdienst der Slawen war ursprünglich gleich dem der anderen Indogermanen bildlos; er vollzog sich in heiligen Hainen, auf Seeinseln und an Flüssen. Aber unter fremder Anregung versahen sie sich mit Bildern und Tempeln, worin sie ihre Kriegsbeute niederlegten. Viel schöner als die allen Schilderungen nach sehr häßlichen Götzenbilder müssen die Götzenhäuser, die Tempel, ausgesehen haben, so daß sie sogar die Bewunderung Ottos von Bamberg erregten.[1] Nach ihrer Zerstörung durch die Missionare kehrten die hartnäckigen Heiden zum bildlosen Kultus zurück, um so mehr als die Priester eine gewisse Nachsicht übten. So ließ der hl. Otto eine mächtige Eiche stehen, unter der eine liebliche Quelle hervorsprudelte, ein andermal einen Nußbaum. Als er einmal nicht schnell genug auf das Verlangen der Leute einging, erhob schon einer die Axt gegen ihn. Allerdings versicherten die Leute, daß sie die Erhaltung dieser Eichen nur des Schattens und der Annehmlichkeit wegen wünschten, aber in Wirklichkeit bot ein solcher Baum eine große Versuchung. Noch jahrhundertelang pilgerten die Bauern zu Bäumen, Felsen, Seen und Flüssen, trieben dort Zauber und holten sich Aufklärung. Aus dem Scheine des Wassers, aus dem, was es auswarf, erschlossen sie die Zukunft, Glück oder Unglück; ein blutiger Schein deutete auf Krieg, Getreideauswurf auf ein fruchtbares Jahr.[2] Gleich den Skythen und Germanen hielten sie das Pferd für ein heiliges Opfer- und Weissagungstier. Bevor sie in die Schlacht zogen, steckten sie eine dreifache Reihe von Speeren in den Boden: je nachdem die Pferde durchschritten, bedeutete es einen guten oder schlechten Ausgang.[3] Zauberer und Wahrsager hatten ungemein viel zu tun und fanden auch nach der Bekehrung reichliche Beschäftigung. Da gab es Luft- und Lichtbeschauer, Sterngucker, Vogelschauer, Blut- und Eingeweideschauer, Wind- und Wasserdeuter, Bierschaumdeuter, Wachs- und Bleigießer.[4] Unter der Hülle der Zauberer erhielt sich der alte Priesterstand.

Je mehr der Aberglaube eines Volkes Denken auf das Diesseits und auf diesseitige Vorteile lenkt, je stärker sich eine Religion materialisiert, desto unbestimmter pflegen die Vorstellungen über das Jenseits zu sein. So besaßen auch die Slawen nur höchst nebel-

---

[1] Erant autem in civitate Stetinensi continae quatuor, sed una ex his, quae principalis erat, mirabili cultu et artificio constructa fuit, interius et exterius sculpturas habens, de parietibus prominentes imagines hominum et volucrum et bestiarum, tam proprie suis habitudinibus expressas, ut spirare putares ac vivere; quodque rarum dixerim, colores imaginum extrinsecarum nulla tempestate nivium vel imbrium fuscari vel dilui poterant, id agente industria pictorum. In hanc aedem ex prisca patrum consuetudine captas opes et arma hostium et quicquid ex praeda navali vel etiam terrestri pugna quaesitum erat, sub lege decimationis congerebant. Herb. v. 2, 31.

[2] Thietm. 1, 3.

[3] Herb. v. Ott. 2, 32; Saxo Gramm. 14; Grimm, Mythologie 628.

[4] Praetorius, Deliciae Prussicae 4, 112; IV, 112 (S. 42); Voigt, Adalbert 143.

hafte Begriffe von einem Fortleben, so daß Thietmar zur Ansicht kam, die Slawen meinen, mit dem Tode endige alles. Dieser Ausspruch ist nun allerdings zu stark. Daß sie an ein Fortleben ihrer Toten glaubten, erhellt klar aus ihren vielen Totengebräuchen und Totenfesten. Durch Tanz und Gesang, durch Darbringung von Met, Bier und Speisen glaubten sie den Schatten beispringen zu können. Viel von diesen Sitten hat sich in Rußland bis heute erhalten.[1] Diese rohen Anschauungen waren eine ungünstige Vorbedingung für das Christentum. Da hatten die Germanen doch erhabenere Ideen über das Jenseits und die überirdischen Mächte gehegt und vielfach mit großer Begierde und wirklichem Herzensanteil den Erzählungen der Missionare gelauscht. Den Missionaren setzten die Slawen den äußersten Widerstand entgegen und schlachteten mehrere ihren Göttern zur Sühne, so die Preußen den hl. Adalbert, obwohl er selbst ein Slawe von Geburt war und Wojtech (Heerestrost) hieß. Wenn die Missionare keinen Rückhalt an der Politik der fremden und einheimischen Herrscher gehabt hätten, würden sie trotz der Überlegenheit ihrer Bildung nichts ausgerichtet haben. Die Herrscher glaubten aber nur durch das Christentum der Widersetzlichkeit und Zuchtlosigkeit ihrer Untertanen Herr werden zu können.

Ein mährischer Fürst erbat sich aus Konstantinopel Glaubenslehrer und erhielt die Brüder Kyrillos und Methodios, die schon in ihrer Jugend Slawisch gelernt hatten und eine eigene Buchstabenschrift für die Slawen erfanden. Dadurch schmeichelten sie sich bei dem Volke ein, das den lateinischen und griechischen Mönchen mißtraute, sie möchten durch sie in die Botmäßigkeit deutscher oder griechischer Herrscher geraten. Die deutschen Bischöfe, namentlich die von Salzburg und Passau, sahen das Auftreten der Brüder nicht gerne, weil sie dadurch Einbußen erlitten. Es fällt eben doch auf, daß gerade Pfarr- oder Taufkirchen dieser Diözesen häufig mit unfreien Wenden begabt wurden, wie die vielen Wendenorte Altbayerns in der Nähe alter Pfarreien beweisen. Auf einer bayrischen Synode 870 ließ sich der aus Ellwangen gebürtige Passauer Bischof von seiner Leidenschaft so weit hinreißen, daß er mit der Peitsche auf Methodios losging und ihn beinahe geschlagen hätte, wenn ihm nicht andere in den Arm gefallen wären. Umgekehrt reizte Method seine Gegner durch den spöttischen Hochmut, mit dem er sie als Idioten behandelte. Den Ansprüchen der beiden Bischöfe setzte Methodios die Behauptung entgegen, Pannonien gehöre dem heiligen Petrus. Rom ließ nicht vergebens anrufen; es stellte sich ganz auf die Seite der griechischen Brüder. Papst Johann VIII. gestattete den Gebrauch der slawischen Sprache und schrieb, es widerstrebe dem gesunden Glauben keineswegs, daß in der slawischen

[1] Revue de l'histoire des religions 1900 (42) 7.

Sprache das Evangelium, die Messe und die gesamten Offizien des kirchlichen Stundengebetes gesungen würden; denn derselbe Gott, der die drei Hauptsprachen, das Hebräische, das Griechische und Lateinische, gemacht, hätte auch alle anderen zu seinem Preise und Ruhme geschaffen.

XL. Die Ungarn.

Gleich ihren Aposteln Kyrillos und Methodios schwankten die Slawen immer hin und her zwischen dem Osten und Westen, zwischen Ost- und Weströmern, näherhin zwischen Ungarn, Skythen und Germanen. Gegen die Germanen suchten sie Zuflucht bei den Tataren und gegen diese bei den Germanen. Eben jetzt, wo die deutsche Übermacht ihnen immer gefährlicher wurde, schlossen sie sich wieder inniger an ihre alten Tyrannen, an die Ungarn an und verschuldeten durch ihren Anschluß das Wiedererwachen der tatarischen Eroberungslust, gewannen aber selbst viele neue Sitze mitten innerhalb deutscher Gebiete. Ein arabischer Reisender schrieb sogar im zehnten Jahrhundert, Soest und Paderborn liegen im Lande der Slawen.[1]

Viel weniger Spuren hinterließen die Ungarneinfälle; denn diese hatten sich aus dem Nomadenleben noch nicht herausgearbeitet. Seit der Zeit der Völkerwanderung, wo sie uns in den Hunnen entgegentreten, haben sich diese Reitervölker ebensowenig geändert, als seit den Urzeiten, die noch Herodot im Auge hatte. Nach wie vor übertrafen sie alle Völker an Wildheit und Barbarei und glichen mit ihren großen Köpfen auf niederen Körpern nach dem Urteile damaliger Schriftsteller zweibeinigen Tieren; sie kannten weder Haus noch Herd, sondern zogen von Ort zu Ort. Wegen des Steppencharakters ihrer Ursitze mußten sie fortwährend wandern, ihre Herden von einer Gegend zur anderen führen, aus den hochgelegenen Sommerweiden in die niedriggelegenen Winterweiden und umgekehrt. Wegen des ungünstigen Klimas ging immer viel Vieh darauf, und sie litten selbst Hunger. Schon dieser Umstand nötigte sie zu Raubzügen, wenn auch keine angeborene Abenteuer- und Raublust sie dazu angetrieben hätte. Bei ihren Raubzügen ließen sie vielfach ihre Frauen zu Hause, und diese fühlten sich ziemlich selbstherrlich. Andere zogen mit Weib und Kind davon; sie selbst ritten zu Pferd, mit dem sie ganz verwuchsen; ihre Familien aber zogen ihnen in Karrenhäusern nach. Wegen des vielen Reitens und ihrer feuchten

[1] Jacob, Ein arabischer Berichterstatter 17.

Körperbeschaffenheit entbehrten sie wohl, wie ein alter Schriftsteller sagt, der Zeugungskraft.[1] Um aus den Gliedern die Feuchtigkeit zu vertreiben, brannten sie Teile an und versengten ihre Arme, ihre Brust, ihre Hüften, sie schoren ihren Kopf kahl, ließen aber einen großen Zopf oder mehrere kleinere Zöpfe herunterhängen. Schon in ihrer frühesten Jugend übten sie sich in Ertragung von Schmerzen und brachten sich Wunden bei.[2]

Von Gestalt waren sie klein, daher konnte sie ein riesiger Germane mit Kröten und Würmern vergleichen. „Was soll ich mit diesen Kröten," fragte er, „sieben oder acht oder auch neun von ihnen spießte ich auf meine Lanze und trug sie hierhin und dorthin, weiß nicht, was sie dazu brummten; unnützerweise haben der Herr König und wir uns gegen solche Würmer abgemüht." Aber diese Zwerge hatten ein unheimliches Aussehen. Mit ihrem braunen Mongolengesichte, ihren funkelnden, tiefliegenden Augen, ihren drei Zöpfen erschienen sie wie die Gespenster der Hunnen. Gleich diesen verzehrten sie rohes Fleisch, Wolf- und Pferdefleisch, und tranken Blut, namentlich Pferdeblut und Pferdemilch. Dadurch glaubten sie die Kraft der Wölfe und Pferde zu erreichen. Sie rissen den Gefangenen das Herz aus dem Leibe, um es als kräftigendes Zaubermittel zu genießen. Darin steckte noch ein Rest von Kannibalismus.

Wenn sie sich gesättigt hatten, pflegten sie einander die abgenagten Knochen zuzuwerfen. Am Ende des Mahles aber stimmten sie Gesänge zur Ehre ihrer Götter an. Bei ihrem Einfalle in St. Gallen 924 zwangen sie auch einen gefangenen Weltkleriker, der ihre Sprache verstand, und den närrischen Mönch Heribald in ihre Gesänge einzustimmen. Aus übergroßer Furcht fügten sich die beiden dem Zwange und verleugneten damit ihren Glauben. Zum Schluße aber suchte sich der Kleriker durch Absingen eines Kreuzliedes wieder reinzuwaschen. Während des ungewohnten Gesanges der Gefangenen tanzten die Ungarn in wilder Fröhlichkeit. Der Kleriker meinte, die Stunde wäre günstig, um seine Befreiung zu erwirken, und warf sich den Häuptlingen zu Füßen, die seine Bitte aber übel aufnahmen. Die Ungarn zogen ihre Messer, um den Scherz, den nach Ekkehards Bemerkung die Deutschen das Picken nennen, gegen seinen geschorenen Kopf zu vollziehen, ehe sie ihn enthaupten würden. Nur ein Zufall rettete ihn. Viel glimpflicher verfuhren sie mit dem närrischen Mönche. Sie begnügten sich damit, ihm Ohrfeigen zu geben, wenn er nicht alle ihre Wünsche erfüllte, versöhnten ihn aber wieder durch reichliche Weinspenden.

Oft verwendeten die Skythen die Unterworfenen als Waffenfang, lebende Schildmauern, Vorkämpfer. So stellten einmal die

[1] Ztsch. f. Soz. und Wirtschg 1905 S. 222.
[2] Liutp. ant. 2, 3; ch. Reg. 889.

Hunnen, wie ein fränkischer Geschichtschreiber berichtet, sich vor ihrem Lager auf und trieben Wenden vor sich her und ließen sie kämpfen. Siegten sie, so rückten die Hunnen vor, um Beute zu machen, unterlagen jedoch die Wenden, so zogen sie sich zurück und sammelten, auf der Hunnen Hilfe gestützt, neue Kräfte. Daher nannten die Hunnen diese Vorkämpfer, Sturmfahnen Bifulci (Spalter), „weil sie vor ihnen einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden."[1]



Ungarischer Krieger mit Schnurr- und Vollbart führt einen Gefangenen mit sich, neben dem der Kopf eines Getöteten vom Riemenzeug herabhängt. Der Reiter ist in ein Draht- oder Ringhemd gehüllt, Vorderarm und Füße sind mit Beinschienen, der Kopf durch einen Kegelhelm geschützt. Der Gefangene trägt einen Schuppenpanzer aus Horn- oder Blechplättchen. Bild auf einem Krug vom Goldschatz von Nagy-Szent-Miklos.

Alle Skythen raubten Frauen der unterworfenen Völker und führten sie als Opfer ihrer Wollust fort. Noch später, als sie sich an regelmäßige Verhältnisse gewöhnt hatten und mitten unter den ruhig Feldbau treibenden Slawen sich niedergelassen hatten, ließen sie sich von diesen ihre Frauen abtreten. Um die Weiber zu demütigen, spannten sie ihrer drei, vier oder fünf an einen Wagen und ließen sich von ihnen fahren. Bei manchen Stämmen entwickelte sich aber gerade infolge der Abwesenheit der Männer eine Frauenherrschaft. Die Frauen übernahmen die Männerarbeit, ritten und kämpften.[2]

Als Nomaden, kräftige Reiter und Pfeilschützen überwanden die Skythen und nun auch die Ungarn durch Beweglichkeit und Gewandtheit ähnlich den Arabern alle Gegner, die der schwerfälligen Kriegsweise älterer Zeit nicht entsagten. Nicht in geschlossenen Reihen, sondern in zerstreuten Gliedern stürmten sie ein, ihre Brust durch die volkstümlichen Filzpanzer oder Eisenharnische gedeckt, und scheuten sich in den Nahkampf einzulassen. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß wohl zu handhaben wußten, bevorzugten sie Pfeil und Bogen nach Nomadenart. Nirgends recht zu fassen, erschienen sie doch auf allen Punkten, beunruhigten durch unaufhörliche Scharmützel, größere Überfälle, Überflügelung, Hinterhalte die Gegner, lockten sie durch verstellte Flucht an, um sich dann plötzlich umzu-

[1] Vexilla proelii; Fredegar 4, 48.

[2] Die Frauen pflogen Umgang mit den Knechten; umsonst blendeten die Skythen, wie schon Herodot berichtete, ihre Knechte, die ihr Vieh warteten. Schon in der Jugend wurde den Mädchen die rechte Brust verbrannt, damit alle Fülle und Kraft in die rechte Schulter und in den rechten Arm sich ergösse; Vierteljahrsch. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 1905 S. 211.

wenden und in die getrennten Glieder einzubrechen. Obwohl sie sonst jeder Ordnung widerstrebten, hielten sie doch auf ihren Kriegszügen strenge Manneszucht und ordneten sich gemeinsamen Führern unter.

Nachdem sie ihre Nachbarn schon lange bedrängt hatten, wagten sie 899 bis nach Italien vorzustürmen, verheerten dann die Ostmark und schlugen die Bayern 907 in in einer verheerenden Feldschlacht. Erbarmen kannten sie nicht; wer sich ihnen entgegensetzte, den verschonten sie nie; denn sie glaubten, je mehr Feinde sie erlegten, von desto mehr Knechten würden die Helden im Jenseits bedient werden; nur die Frauen verschonten sie und nahmen sie mit sich fort. Was hätten sie mit Gefangenen oder Unterworfenen anfangen sollen, da sie für ihre Herden wenig Sklaven bedurften und da erst der Ackerbau die Knechtschaft und Hörigkeit lohnt? So bezeichnete furchtbare Verwüstung ihre Spur, Feuer und Rauch, Schutt und Trümmer. Alles schien zu verdorren unter dem Fußtritt ihrer Pferde. Glücklich, wer noch das nackte Leben hinter Mauern und Türmen rettete! Denn mit langwierigen Belagerungen hielten sie sich ebensowenig auf wie einst die Germanen.

Als ein überwältigendes Gottesgericht nahmen die Bewohner die Züge der Ungarn auf; sie meinten, der jüngste Tag stünde bevor und die Ungarn wären Gog und Magog, die nach der Weissagung Johannis am Ende der Tage vom Satan zum Streit versammelt werden sollten. Zeichen in den Lüften verkündigten ihr Herannahen, gottgeweihte Jungfrauen sagten Verwüstung und ihren eigenen Martertod voraus. Nur auf Gott und die Heiligen setzte man noch Vertrauen und schob in die Litaneien den Ausruf ein: Vor der Ungarn Wut beschütze uns, o Herr! wie in anderen Gegenden die Bitte: Von der Wut der Normannen befreie uns, o Herr! Daß die Heiligen wunderbar schützten, glaubte man in sichtbaren Zeichen handgreiflich zu sehen. Da gelang es z. B. den Ungarn nicht, trotz aller Versuche, einen gefangenen Mönch zu töten; oder ein Ungar, der die Hand an den Altar legte, brachte sie nicht mehr los.

Bis auf Otto den Großen wagte es kein Reiterheer, den Ungarn entgegenzutreten. König Heinrich I. hatte sich lange durch Tributzahlungen den Frieden erkauft, dann aber sein Volk doch allmählich an den Reiterkampf gewöhnt und Burgen angelegt, so daß die Ungarn ihre Hauptangriffe auf Süddeutschland richteten. Ja die Ungarn mußten sich wiederholt über die Alpen zurückziehen, weil ihnen die Deutschen den Rückweg ostwärts versperrten. Im Jahr 955 nahmen sie aber doch den Kampf gegen ein Heer Ottos des Großen auf, da sie gegen ihre Gewohnheit sich an die Belagerung der schlechtbefestigten Stadt Augsburg gewagt hatten, wo sie große Schätze zu erbeuten hofften. Otto war es gelungen, die Deutschen und ihre Herzoge zu einigen, und stellte sie auf dem Lechfelde dem Feinde entgegen, zuvorderst drei bayrische Heerhaufen, dann die

Sachsen, die Schwaben, endlich die Böhmen, die Lothringer waren ausgeblieben und schützten ihre Heimat. Nun umging ein großer Teil der sehr zahlreichen Ungarn das deutsche Heer und griff die Böhmen von hinten an, trieb diese und die Schwaben in die Flucht, prallte aber dann an der mächtigen Wehr der Franken ab. Otto selbst führte die Seinigen dem vor ihm stehenden Feinde entgegen, der nach hartem Kampfe wankte. Ein kleiner Teil rettete sich durch schleunige Flucht; sehr viele, der König selbst und mehrere Herzöge, wurden gefangen genommen und wie gemeine Räuber und Friedensbrecher zum schimpflichen Tode des Erhängens verurteilt. Von nun an hatte Deutschland vor den Ungarn Ruhe.

XLI. Die Araber.

1. Die Araber in Unteritalien.

Bis tief nach Italien drangen die Ungarn vor, zerstörten Pavia und verheerten das Land bis Apulien. Da auf der anderen Seite von Süden her die Sarazenen immer und immer wieder Raubzüge unternahmen, kehrte für das vielbedrückte Land die Zeit der Hunnen-, Goten- und Langobardenkämpfe wieder. Nur in festen Städten, Klöstern und Burgen fand die Bevölkerung Sicherheit. Während in früheren ruhigen Zeiten auch in den Ebenen Städte sich ausdehnten, konnten sich jetzt nur noch die gutbefestigten und die Höhenstädte erhalten. Gewiß bestanden diese Städte auf den hohen Hügelrändern der Apenninen schon seit Jahrhunderten und wurden nicht erst jetzt gegründet, aber sie erlangten erst jetzt ihre Bedeutung und entfalteten im Laufe des Mittelalters ein blühendes Leben.

Wie bei der Eroberung Spaniens steht am Anfang der Araberherrschaft über Sizilien und Unteritalien eine Weibergeschichte. War es dort der Thronräuber Rodrich, so war es hier ein reicher Grundbesitzer Euphemius, der, wegen Frauenentführung zur Strafe gezogen, aus Rache Verrat übte und die Araber hereinlockte. Nachdem diese 827 die Westseite der Insel erobert hatten, schritten sie 879 zur Belagerung der östlichen Hauptstadt Syrakus und bezwangen sie trotz ihrer Überzahl schließlich nur durch Hunger. In ihrer Not verzehrten die Belagerten Abfälle und eigene Kinder. Verheerende Krankheiten kamen hinzu, ihnen jede Kraft zu rauben. Die eingedrungenen Feinde hieben, bar aller Menschlichkeit, alles nieder, was ihnen in den Weg kam, nahmen die in der Kathedrale um den Bischof versammelten Kleriker und um den Herzog gescharte Vornehme und Patrizier gefangen und quälten sie langsam zu

Tode. Dagegen schickten sie die Geistlichen, die viel Ungemach in den verpesteten Gefängnissen zu erdulden hatten, nach der Hauptstadt Palermo zu dem Emir. Der Emir fragte den Bischof: „Betest du auch wie wir zu Gott?“ „Wie sollte ich es nicht,“ antwortete der Bischof, „da ich Hoherpriester Christi bin, den die Propheten verkündet haben.“ Diese seien keine wahren Propheten, meinte der Emir, den wahren Propheten lästern die Kleriker, ließ sie aber nach neuen Foltern frei. Mit kluger Berechnung vermieden es die Araber, aus den Christen Märtyrer zu machen. Nur wenn es die Christen in einem gewissen Übermut förmlich darauf ablegten, sie zu reizen, schritten sie zur Gewalt. So entstand in Spanien eine Partei der Exaltierten, die Mohammed öffentlich lästerten und sich beinahe mutwillig zum Bedauern selbst der Bischöfe, die freilich von den Arabern abhängig waren, dem Märtyrertod aussetzten. Die Araber sagten, sie wären Selbstmörder, und viele Bischöfe sprachen ihnen dieses Wort nach.

Eine volle Religionsfreiheit gewährten die Araber den Untertanen nicht, sie machten gleich zu Anfang einen auffallenden Unterschied zwischen Weltgeistlichen, mächtigen Bischöfen und armen Mönchen. Schon Abubekr hatte die Weltgeistlichen mit unverhohlener Mißgunst betrachtet und ihre Mißhandlung gestattet, Mönche und Einsiedler aber der Schonung anempfohlen. Dementsprechend nimmt ein in Sizilien erlassenes Gesetz die Klöster in Schutz, läßt aber auch den Pfarrern weitgehende Rechte. Das, was die Araber ihren Moscheevorständen zahlten, sollten die Christen ihren Priestern leisten, und diese sollten die Hälfte an die arabischen Beamten abliefern. Wenn die Christen ihre Kirchengesetze mißachteten, mußte der Pfarrer die Übeltäter dem Kadi anzeigen, der die Pflicht hatte, sie nach dem christlichen Gesetze zu bestrafen. Mehr noch als in anderen Ländern gestatteten die Araber freien, teilweise auch öffentlichen Gottesdienst, verboten aber den Priestern, Menschen, die zum Islam übertraten, zu belästigen und verschlossen abgefallenen Christen jeden Rückweg.

Die Zinse, die die Unterworfenen leisten mußten, scheinen hinter den Leistungen der früheren Zeit zurückgeblieben zu sein. Vom Kriegsdienst waren sie ganz frei. Das Land blühte unter der Hand fleißiger Bauern empor, die Mais, Zuckerrohr, Baumwolle und andere Pflanzen einführten. Trotzdem ertrugen die alten Einwohner die Fremdherrschaft nur unwillig, empörten sich wiederholt und machten verzweifelte Anstrengungen, das Joch abzuschütteln, aber ohne Erfolg. Die Sarazenen streckten ihre Hand sogar auf das Festland aus, stießen aber auf starke Widerstände. Der fränkische König Ludwig II. und die Griechen kämpften erfolgreich, und diese Kämpfe gaben Anlaß zu Sagen[1] und Weissagungen

[1] So die Sage von dem gefangenen Sultan, der Ludwig II. an das Glücksrad erinnerte, seine Zuneigung gewann und ihn später wieder verriet.

und gossen neuen Mut in die Seelen der bedrückten Siziler. Ein sizilischer Bischof tröstete mit den Worten der Hl. Schrift, der Löwe und sein Junge würden zusammen den Waldesel verjagen, d. h. der griechische Kaiser und der fränkische König werden den Araber vertreiben.

Noch lange beunruhigten die Araber die Küsten Italiens. In Unteritalien stieß einmal der hl. Nilus am Schluß des zehnten Jahrhunderts auf eine feindliche Schar, die ihm wie ein Trupp leibhaftiger Teufel vorkam. Doch sie zeigten sich menschlicher, als er gedacht, und boten ihm Speise und Trank an. Als einmal die Bewohner des Herzogtums Neapel den Befehl eines byzantinischen Statthalters, eine Flotte gegen die Araber zu richten, lässig vollzogen, entbrannte der Beamte in heftigem Zorn, und nur der Fürsprache des hl. Nilus verdankte es die Stadt Rossano, daß sie nicht das schlimmste Schicksal erdulden mußte. Nicht nur keine Unterstützung boten die Städte, sondern viele traten in Verbindung mit den Arabern und knüpften, trotzdem die Päpste mit dem Banne drohten, Handelsbeziehungen an, so namentlich Bari, das eine Zeitlang unter dem Sultan stand, Neapel, Gaeta, Amalfi, Salerno. Neapel teilte mehr und mehr das Schicksal von Palermo und wurde eine Hilfstation von Afrika. Die Neapolitaner betrieben einen schwunghaften Sklavenhandel, den übrigens auch andere Städte, wie Venedig, nicht verschmähten. Als der langobardische Fürst von Benevent einen Friedensvertrag 836 mit Neapel schloß, bedang er sich aus, daß diese Stadt seine Langobarden nicht aufgriffe und verschacherte. Ob die Händler die Menschenware von weiter nordwärts bezogen, kümmerte ihn offenbar nicht. Den Venetianern lieferten die Slawen in Istrien und Dalmatien Sklaven, die trotz aller Verbote das ganze Mittelalter hindurch einen ergiebigen Geschäftsartikel bildeten.[1] Auch Schiffbauholz und Metall, sogar Waffen bezogen die Sarazenen, obwohl Päpste und Fürsten strenge Verbote erlassen hatten.

2. Die Sarazenenkämpfe in der Sage.

Nach einer späteren französischen Sage hätten die Araber auch Rom selbst zerstört; wahrscheinlich liegt eine Verwechslung mit Syrakus vor; denn manche Züge der Sage erinnern an die Erstürmung dieser Stadt. Auf einer Meerfahrt, berichtet die Sage, war eine Flotte an die Küste bei Rom verschlagen worden, die Anwohner hatten sich über die Landenden hergemacht und fast alle

[1] Auch die Verbote der Dogen blieben unbeachtet. Ein derartiges Verbot von 970 sieht strenge aus, läßt aber doch Ausnahmen zu (Sklaventransport zum Zweck ihres Loskaufes, Sklavenhandel im Interesse des Vaterlandes und im Auftrag des Herzogs). Der Handel, heißt es, dürfe dem Vaterland nicht schaden. Heynen, Der Kapitalismus in Venedig 34; Tafel und Thomas, Urk. z. Handelsgesch. Venedigs I, 16.

getötet. Nun schwört der Emir Balan Rache; auch seine Tochter Florigar stimmt überein: „Bringt mir Roland, Ogier und Guido von Burgund herbei, so will ich dich erhören," ruft sie einem ungestümen Liebhaber zu und zieht selbst aus auf einem prächtig eingerichteten Schiffe. Mit großer Mordgier werfen sich die Heiden auf die Christen und verüben große Greuel unter den Augen des Papstes, der von der Höhe der Mauern Roms aus zusieht. Tausend Flüchtlinge, alle verwundet, stürzen sich in die Tore der Stadt. Mit einigen beherzten Männern stellt sich nun Graf Savari von einem benachbarten festen Orte aus den Arabern in den Weg, der Papst selbst zieht, nachdem er zuvor die letzte Messe in der Peterskirche gelesen hatte, den Panzer an und ergreift die Lanze, auf deren Fähnlein der „Baron Petrus" dargestellt ist, aber sie unterliegen. Nun beginnen die Feinde die Belagerung mit allen Werken der Kriegskunst, und ein Mann drängt verkleidet als Graf Savari ein. In dem eroberten Rom fließen Ströme von Blut. Sogar die Kinder des Führers, des Emirs Balan wenden sich von diesem Schauspiel ab: Fierabras und seine Schwester Florigar lassen sich taufen, und diese verliebt sich in Guido von Burgund.

Die eigentlichen Sarazenenhelden sind Roland und Wilhelm von Aquitanien (Orange). Dem kräftigen Arm Rolands verdankt Karl der Große die Eroberung von Pampelona, aber sein Ruhm läßt dem bösen Ganelon keine Ruhe. Ganelon brütet Verrat, verschwört sich mit den Sarazenen und diese umzingeln Roland, der die Nachhut des Heeres führte. Obwohl in verzweifelter Lage, weigert sich doch Roland, durch das Horn Olifant zu blasen und den Kaiser zu Hilfe zu rufen. Nachdem sie auf die Ermahnung des Erzbischofs Turpin hin gebeichtet hatten, besteigen sie ihre Pferde. Roland reitet voran, ein weißes Band an seiner Lanze, mit klarer froher Stirn. Unter dem Schlachtruf „Montjoie" verrichteten sie Wunder der Tapferkeit, aber ihre Reihen lichten sich doch zusehends. Nun bläst endlich Roland in sein Horn, daß es dreißig Meilen weit schallt. Rolands Freund Oliver sinkt tödlich verwundet nieder. Mit seiner letzten Kraft holt er nochmal zu einem Schwertstreich gegen die Feinde aus und trifft Rolands Helm, ohne ihn jedoch zu verletzen. Turpin bricht zusammen, dann auch Roland. Sterbend gedenkt Roland noch seines Heimatlandes, seines Kaisers, der ihn aufzog; mit einem Reuegebet stirbt er und überreicht Gott seinen Handschuh. Der hl. Raphael nimmt ihn auf; Gabriel, Michael und Engelscharen tragen seine Seele ins Paradies.

Über das Unglück der Franken freuten sich die eingesessenen Basken. Ein altes baskisches Lied von Altabiçar, das manche ins neunte Jahrhundert hinaufrücken, ruft Karl dem Großen warnend zu, er möge fliehen. Karl erscheint in diesem Liede in einer Gestalt, die das Mittelalter dem Teufel zuschreibt. „Flieh, König Karl, mit deinen schwarzen Federn, mit deinem roten Hut. Flieh, dein

Neffe, dein Tapferster, dein geliebter Roland liegt im Tode hingestreckt. Die Waffen sind mit Blut bespritzt und blitzen nicht mehr im Lichte der Sonne." Unbekümmert um solche Warnung kehrt nach dem Rolandsliede der Kaiser um, verjagt die Feinde und sammelt die Reste der Gefallenen und führt sie nach Aachen. Dort muß der Kaiser noch den Schmerz der Verlobten Rolands, Alda, mittragen helfen. Ihr Herz bricht. Der böse Ganelon wird des Verrates angeklagt. Der Ritter, der sich für ihn zum Zweikampf anbietet, wird besiegt und damit ist der Verrat erwiesen. Nur die schreckliche Strafe des Vierteilens scheint groß genug zu sein, den Verrat zu sühnen. So stirbt der Verräter, Karl aber eilt zu neuen Unternehmungen. Mit dem Rufe: „Welch ein Mühsal ist mein Leben" endigt das Lied.

Die ganze Geschichte vom Verrate und von der Bestrafung Ganelons ist ein späterer Zusatz der ausschmückenden Sage und geht auf dunkle Gerüchte aus den Kämpfen der Spanier gegen die Mohammedaner zurück. Unter den spanischen Goten fanden sich, wie die Geschichte und Sage berichtet, nicht selten Verräter, die den Arabern die Tore öffneten. So überlieferte Verrat die sieben Infanten von Lara dem Schwerte der Feinde, und ihre Köpfe wurden in der Kirche zu Salas ausgestellt, wo sie noch lange zu sehen waren. Später spann die mythenbildende Phantasie die kurze Erzählung älterer Zeit in eine verwickelte Tragödie aus, in der die Sühne dem Verrate auf dem Fuße folgte, doch fehlt ihr noch jedes Liebesmotiv, das die Franzosen später mit Vorliebe zur Verwendung kommen ließen.

In den späteren Bearbeitungen der Sagen werden überall Liebesabenteuer eingeflochten, die Helden werden zu galanten Rittern und legen das Naturartige und Wilde ihrer Leidenschaft ab. Wenn die Helden ausziehen, um Lehen zu erobern, so geschieht es selten rein um dieses unpoetischen Besitzes willen, sondern um mit der Burg zugleich eine gefeierte Schönheit zu erringen. Auf die bloße Kunde von einem schönen Mädchen im Feindeslande verlieben sich Ritter in sie, und umgekehrt wirkt schon der Name eines christlichen Ritters auf die Mohammedanerin mit Zauberkraft. Die wirkliche Geschichte, wie sie aus den Erzählungen des hl. Eulogius hervorleuchtet, verrät einen viel tieferen Grund; sie zeigt, daß eine geheime Neigung zur christlichen Religion das Herz der arabischen Jungfrauen erfüllte, auch ohne daß sich die Liebe einmischte. Denn sie wußten wohl, daß in der christlichen Gesellschaft die Frau eine höhere Stellung einnahm als in der mohammedanischen. Die französische Sage weiß allerdings nichts davon; sie weiß nur von sinnlicher Liebe und erzählt, wie die schönen Frauen in ihrer Leidenschaft Väter und Brüder opfern, um in den Besitz der christlichen Helden zu gelangen. Oder es geraten Ritter mitten in feindliches

Gebiet und vermögen mit Hilfe der Königstöchter sich gegen die unendlich überlegene Macht der Feinde zu halten.

Besonders deutlich treten diese Erscheinungen zutage in dem großen Liederkranze, den die französischen Dichter um die Gestalt des Herzogs **Wilhelm von Aquitanien** oder von Orange flochten. Dieser, ein Mann des Schwertes wie des Gebetes, hatte große Verdienste um die Rettung Frankreichs vor der Flut des Sarazenentums. Die späteren Dichter gesellen ihm einen ebenso verdienten Vater, Großvater und Urgroßvater und eine Reihe von nicht minder tüchtigen Brüdern bei, die viele Schlösser und Lehen erobern, meist mit Hilfe von Frauen. Aimerich, Wilhelms Vater, besetzt Narbonne, er selbst gewinnt Nimes und Orange und mit letzterem zugleich die schöne Orable. Diese war einem Heiden als Braut bestimmt, aber sie wußte ihn durch ihre Kunst fernzuhalten, ließ sich taufen und erhielt den Namen Wiburg. Bei allen Unternehmungen Wilhelms von Orange spielt sie die antreibende Macht und waltet als ein Schutzgeist über ihrem Gatten. Umsonst suchte ihr Vater sie bei einem Waffenstillstand wankend zu machen.[1] In der Sage von Alischans[2] läßt sie den erschöpften flüchtigen Mann nicht ins Schloß, ehe er die gefangenen Christen befreit hat, die eben vorbeigeführt werden. Und auch dann noch nötigt sie ihn, ehe er sich erholt, an den Kaiserhof zu ziehen, sich Hilfe zu holen.

3. Die spanische Abwehr.

Die Wertschätzung der Frau, die aus den angeführten Erzählungen sich ergibt, verrät späteren Ursprung. Sowenig als bei den Arabern genoß die Frau bei ihren Nachbarn jenen hohen Einfluß, den ihr erst die spätere Zeit einräumte. Vermutlich hat eher die arabische Sitte die christlichen Spanier bestimmt, ihren Frauen eine gewisse Zurückhaltung aufzulegen. Diese blieben völlig in der Botmäßigkeit der Männer. Keine Frau durfte vor Gericht erscheinen ohne ihren Mann. Bei ihrer Verheiratung durften die Töchter kaum einen Willen äußern, dagegen förderten die Gesetze die Verheiratung selbst nach Möglichkeit, da die auf engen Grenzen zurückgedrängten Goten infolge ihrer fortwährenden Kämpfe immer an Leutemangel litten. Während die Gesetze anderer Völker unter dem Einfluß der Kirche die Ehelosigkeit wenigstens nicht ungünstig ansahen, machten hierin die spanischen Gesetze allein eine Ausnahme. Sie begünstigten ganz auffallend die Verheirateten, namentlich bei gerichtlichen Prozessen, bei Besteuerungen, beim Kriegsdienste; sie beförderten formlose Verbindungen weit über das übliche Maß hinaus. Auch bei anderen Völkern legte die Kirche formlosen Ver-

[1] Diese Szene hat W. v. Eschenbach im „Willehalm" weiter ausgesponnen.

[2] Elyseische Felder bei Arles.

bindungen keine Schwierigkeiten in den Weg, sofern sie nur Einehen waren. Noch weiter gingen die spanischen Gesetze, sie begünstigten die Konkubinen, die Massipien, Barraganen und sicherten ihnen und ihren Kindern ein Erbrecht zu.[1] Allerdings gingen, wenn ein Mann eheliche und uneheliche Kinder besaß, jene diesen vor, aber die Gesetze erleichterten den Ausweg, diese mit ansehnlichen Vermögensteilen zu bedenken.[2] Auch sonst waren sie sehr milde gegen die Schwächen der Natur.

Der Bestand des Staates hing eben ab von seiner Volkskraft und Kriegstüchtigkeit. Alle Männer waren zur Kriegshilfe verpflichtet, und die meisten mußten ausrücken, womöglich zu Pferd gegen die reitenden Feinde. Jeder bessere Mann war daher ein Reiter, Ritter, Caballero, schon der Besitzer von zwei Ochsen und hundert Schafen. Wer nicht selbst erschien, mußte einen Caballero stellen. Die anderen mußten Kriegsfronen leisten, namentlich bei dem wichtigen Burgenbau helfen oder die Burgbausteuer zahlen.[3]

Zahlreiche Burgen erhoben sich allerorten, namentlich an den Grenzen. Die fortwährende Beunruhigung durch die Araber zwang die Leute zur starken Befestigung ihrer Städte und Burgen. Sie konnten nur wenig Ackerbau treiben und gewöhnten sich in den gebirgigen Gegenden an die Schafzucht und blieben dieser Gewöhnung treu, nachdem sie auch fruchtbare Gegenden besetzt hatten. Sie ließen die fortgeschrittenen Kulturen, die Meliorationen, die Bewässerungsanstalten der Araber zerfallen und an Stelle der Saatfluren Weiden sich ausdehnen. Die Viehzucht vertrug sich allerdings besser mit der steten Kampfbereitschaft als der Ackerbau, erzeugte aber auch den wilden trotzigen Sinn, der den Spanier mit seinen blitzenden Augen, seiner vorspringenden Stirn und seinem Stiernacken kennzeichnet.

Kriegstüchtigkeit, Tapferkeit und Mannesmut waren die ersten Erfordernisse, die das Volk an einen Jüngling stellte. Auch die Geistlichen beugten sich diesem Ideal. Nach den späteren Schilde-

[1] So lautet eine Bestimmung: Hat ein Mann eine Barragana, d. h. eine ledige Person, im Hause, die mit ihm aus einem Napf und an einem Tische ißt und mit ihm in einem Hause wohnt, und hat er keine priesterlich getraute Frau, so sollen die Kinder erben, und von allem, was jene erwerben, ihre Hälfte haben. Die Barragana, heißt es in einem anderen Fuero, wenn sie sich ihrem Herrn treu und gut bewährt, erbt die Hälfte von dem, was beide zusammen erwerben an beweglichen Gütern und Grundstücken. Eine gesetzliche Ehefrau erbte das gesamte Gut, gemäß der gesetzlichen Gütergemeinschaft, nur wenn die Witwe zur zweiten Heirat schritt, erfolgte eine Teilung. Witwenheiraten verpönte die Sitte. Schäfer, Geschichte Spaniens, II, 441.

[2] Selbst den Klerikerkindern, die andere Gesetze und noch ein Konzil von Toledo 655 ungünstig behandelten, wandten spanische Gesetze derartige Vorteile zu; Schäfer a. a. O. II, 442; vgl. Mariana De reb. Hisp. 9, 11; Lea Celibacy 317.

[3] Die Castilleria, die Heerbannsteuer hieß auch fonsadera; Schäfer, II, 469.

rungen eines Kanonikers von Compostella waren sie sehr ungebildet, der Jagd ergeben, stets zu Raufhändeln geneigt.[1] So übte sich denn auch die Jugend viel mehr in den Waffen als in den Künsten des Friedens. Die Waffenspiele verbanden sich mit allen Festlichkeiten, auch mit Hochzeiten. Spanien war die Hauptstätte jener Turniere und Wettrennen, kurz jener Spiele, die dem Rittertum ihr charakteristisches Gepräge gaben, in Spanien aber besonders ausarteten, einen unstillbaren Durst nach törichten Abenteuern und eine unbezähmbare Leidenschaft für blutige Duelle und Tierhetzen erregten, nachdem das Rittertum seine Aufgabe längst vollzogen hatte. In der besseren Zeit bewahrte davor die strenge Unterordnung unter das Königtum, die sich später lockerte.[2] Die Ritter achteten mehr auf die Autorität als die deutschen und französischen Standesgenossen und erwiesen dem Könige beinahe göttliche Ehren. Tief verdemütigten sich vor ihm alle Vasallen; niemand wagte seine Geliebte oder seine Frau zu berühren. Die Witwe eines Königs mußte auf jeden Gedanken an eine Wiederverheiratung verzichten. Doch gab es über dem König noch eine höhere Gewalt, nämlich die der Kirche. Der König selbst warf sich vor den Bischöfen auf die Kniee. Im Kampfe gegen die fanatischen Mohammedaner, angefeuert durch ihren Glaubenseifer, widmeten die Spanier ihrer Kirche eine schwärmerische Begeisterung. Kein Volk übertraf sie an kirchlicher Ergebenheit, sie steigerte sich zu einem feurigen, alles Feindliche niederzwingenden Fanatismus, der Grausamkeit keineswegs ausschloß.

[1] Hist. Compostel. 1, 20; 2, 1; Florez, España sagr. XX, 57, 253.

[2] Lehen verwandelten sich in Familiengüter, Fideikommisse, die zuerst in Spanien auftauchen.

XLII. Das Volkskönigtum.

„Alles hadert," sagt Bischof Salomo von Konstanz, „Graf und Dienstmann; im Streit liegen die Gau- und Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gesetz wird mit Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, geben gerade das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst die Empörung niederkämpften, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg an. Da das Volk so gespalten ist, wie läßt sich der Bestand des Reiches noch erhalten?"



König Alfreds Juwel mit der Inschrift Alfred mec het gewyrcan, d. h. Alfred ließ mich machen. In der Mitte steht ein Mann im grünen Wams mit roten Hosen, vermutlich ein Heiliger im Kriegergewand, vielleicht der hl. Neot, ein Verwandter Alfreds, von ihm hoch verehrt († 877). Der Heilige hält in jeder Hand einen Zweig mit roter Blüte als ein Zepter. Die Farben sind ausgeführt in einem aus Glasflüssen ohne trennende Zwischenglieder bestehenden Emailschmelz.

Die unaufhörlichen Einfälle fremder barbarischer und heidnischer Völker offenbarten die Schwäche der christlichen Staaten, ihre Zerrissenheit und Verworrenheit. Festigkeit und Ordnung besaß nur die Kirche; nur sie gewährte Ruhe, Friede und Sicherheit. Sie bemühte sich ohne Unterlaß die Menschen zu einigen, die Rachgier zwischen den Familien zu dämpfen, die Eifersucht der Stämme zu beschwichtigen und zwischen den Völkern eine Friedensmacht aufzurichten.

So geschah es unter kirchlichem Einflusse, daß 828 die Einheit der angelsächsischen Reiche ausgesprochen und das Gesamtreich Anglia genannt wurde. Durch die Not getrieben, schlossen sich jetzt Briten und Angelsachsen enger aneinander an, um die Nordmänner zurückzudrängen. König Alfred nahm sich der Briten kräftig an, sie betrachteten ihn denn auch als ihren besten Freund und Schützer. Ein kymrischer Bischof Asser schrieb Alfreds Leben. Jahr für Jahr mußte er gegen die Dänen kämpfen und erlitt manche Niederlage. Im Jahr 877 mußte er in die Wälder fliehen, knüpfte aber alsbald wieder mit seinen Getreuen Verbindungen an und wußte die feindliche Stellung auszukundschaften. Als Harfner verkleidet, schlich er sich sogar selbst

in die feindliche Festung ein. Mit seinem Gefolge machte er wiederholt glückliche Streifzüge gegen die Feinde. Mit Hilfe der seekundigen Friesen baute er viele Schiffe, so daß ihn die Engländer als den Gründer der englischen Flotte rühmen. Namentlich aber sicherte er das Land durch viele Burgen und Festungen und verpflichtete sich viele Vasallen; denn er beherzigte das Wort seines Lieblingsschriftstellers Boethius: „Könige, die nicht auf ihre Großen fest rechnen können, sind elend und machtlos." Doch schärfte er darüber hinaus allen Freien ihre Pflicht zur Landwehr und ihre



Die Erstürmung Jerusalems mit der Flucht der Juden. Unten links Gerichtsszene (dom); rechts wird ein Gefangener (gisl) abgeführt. Die Runenschrift oben heißt: Hier fechten Titus und die Juden; hier fliehen von Jerusalem die Bewohner. Angelsächsische Darstellung aus dem achten Jahrhundert auf dem nämlichen Kästchen, von dem das Bild S. 27 stammt.

Gemeinbürgschaft ein.[1] Dadurch gelang es ihm, eine solche Sicherheit zu schaffen, daß, wie seine Lobredner rühmen, kein Wanderer Schätze, Kostbarkeiten am Wege anzurühren wagte.

Als seine Hauptstütze erkannte Alfred wie Karl der Große die Kirche und wandte ihr all seine Sorge zu. Die Hälfte seiner Einnahmen bestimmte er für geistliche Zwecke, verstand aber unter geistlichen Zwecken neben der Seelsorge die Armenpflege und Schule, denen er ein Viertel zuwies, während Kirchen und Klöster ein anderes Viertel erhielten.

Auf die Kirche stützte sich auch das deutsche Königtum, das sich deutlich aus karlingischen Gedanken herausentwickelte. Wie Brüder, wie ein Volk standen die Deutschen zusammen, sagt Widukind von Corvey; dies hat der christliche Glaube bewirkt, ein Lob, das freilich etwas verfrüht war.[2] Denn die Deutschen widerstrebten mehr als die Engländer und Franzosen einem Zusammenschlusse,

[1] Plegium liberum, frankpledge. [2] R. S. 1, 15.

und es bedurfte trauriger Erfahrungen, bis sie sich einigermaßen verständigten. Es waren verzweifelte Zustände, eine große Not, die endlich den Bischöfen zu Herzen ging und sie zu denkwürdigen Synoden zusammenführte, nach Tribur 895 und nach Hohenaltheim 911. Traurig saßen die Bischöfe da, berichten die Akten von Hohenaltheim, und alles schwieg, niemand wußte zu beginnen. Da erhob sich der Legat des Papstes und löste ihnen die Zunge. Sie bekannten ihre Sünden und Vergehen und gestanden, auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, fortan aber sollte es anders werden. Wir haben vernommen, verkünden sie, daß viele Völker so treulos sind, daß sie den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten und des göttlichen Gerichtes nicht achten. Das soll nicht mehr sein, sie selbst geloben Gehorsam dem Könige. Sie verurteilten dann die beiden Empörer Erchanger und Berthold zu schweren Bußen — der König ließ sie alsbald hinrichten — und verlangten auch von den nichterschienenen Stammesherzogen Buße und Unterordnung, freilich ohne viel Erfolg. Am hartnäckigsten widerstrebten die Sachsen, und König Konrad wußte keinen anderen Ausweg, als ihnen den Vorrang einzuräumen und sie durch die Königskrone zu gewinnen. Sterbend sprach er zu seinem Bruder: Schließe Frieden mit den Sachsen, damit nicht alle Franken durch ihr Schwert fallen! Nimm die königlichen Abzeichen, Spange und Mantel, Schwert und Krone und gehe zu Heinrich, der wird ein König und Herr sein über viele Völker!

Der Sage nach saß Heinrich der Finkler am Vogelherde, als der Ruf an ihn erging. Die Volkssage legt Gewicht auf die niedere Herkunft wie bei anderen Volkskönigen, dem französischen,[1] böhmischen und polnischen Herrscher, und auf ihre Berufung durch die Wahl. Selbst die kirchliche Weihe sank zur Nebensache herab. Deshalb nannte der hl. Ulrich Heinrichs Königtum ein Schwert ohne Griff. Doch begannen nach dem Vorbild Karls des Großen auch kleinere Herrscher ihrer Würde den Beisatz „von Gottes Gnaden" beizufügen und nach einer Vererbung dieser Würde zu streben. Allerdings erklärten auf einer Synode zu Senlis 988 Bischöfe und Große, die sich von den Karlingern abwandten: „Man erwirbt die Königswürde nicht durch Erbrecht, man muß vielmehr den erheben, den nicht allein der leibliche Adel, sondern auch Geistesweisheit ziert."[2] Als Hugo Capet den Grafen Adelbert von Perigord fragte: „Wer hat dich zum Grafen gemacht?" entgegnete dieser: „Und wer hat dich zum Könige gemacht?" Aber in einem starken Widerspruch damit steht die Folgezeit, die gerade das französische Königtum zu einem erblichen gestaltete, während die Deutschen am Wahl-

[1] Hugo Capet war eines Fleischers Sohn nach Dante, Purg. 20, 52 Villani Stor. Fiorent. 4, 3.

[2] Rich. 4, 11.

königtum festhielten. Den Deutschen wurde ihr Eigensinn zum Verhängnis. Immerhin entfaltete das deutsche Königtum trotz seiner Schwäche eine große Macht; es wehrte nicht nur die fremden Völker ab, sondern fügte auch neue Gebiete dem Reiche ein und übte nach allen Seiten einen starken Einfluß aus.

Den Grund zu dieser Machtstellung legte Heinrich der Burgenbauer, der den Deutschen die Abneigung gegen befestigte Orte abgewöhnte und ihnen befahl, ihre Versammlungen, Dinge, Märkte, Gilden in Burgen zu halten. Urzeitliche Befestigungen, Fliehburgen und Reste der einst von Römern angelegten Kastelle, Villen, Städte waren noch vorhanden, aber arg zerfallen und vernachlässigt. Bei den Römern saßen in der Nähe der Grenzkastelle Angesiedelte (milites agrarii, casati) und trieben Feldbau. Dieses Vorbild hatte wohl Heinrich im Auge, als er anordnete, daß die von ihm geworbenen Dienstleute (Hagustalden, Antrustionen) Zehnschaften bildeten: acht Mann sollten in der Umgebung bleiben, leichte Gebäude anlegen, das Feld bestellen und den dritten Teil der Feldfrüchte in die Burg liefern, die ein Burgmann, Präfekt, Kastellan (caballarius), Burggraf bewachte.[1] Ein zehnter Mann, Dekan, Senior, Maier, saß vielleicht auf einem Fronhof. Für diese Zwecke scheute sich Heinrich nicht, sogar Räuber einzustellen, wenn sie nur kriegstüchtig waren, so bei Merseburg und Keuschberg.

Im Innern des Landes bemühten sich Grafen, Bischöfe und Äbte um die Herstellung von Schutzwehren,[2] so der hl. Bernward und Godehard von Hildesheim, welch letzterem sein Biograph nachrühmt, er hätte Burgen von großer Schönheit und schöner Größe angelegt, ebenso Burchard von Worms. Hier war die alte Stadt zum Schlupfwinkel von Räubern und Wölfen geworden, so daß die Bürger sich auswärts ansiedelten. Ums Jahr 1000 schaffte der Bischof Wandel.[3] In Italien kündigt mancher Grabstein von Bischöfen, daß sie feste Türme und Mauern errichteten.[4] Als die Ungarn St. Gallen 924 überfielen, zogen sich die Mönche und Dienstleute in die Waldwildnis auf einen von Bächen umflossenen Berghals zurück, dessen einen Zugang sie mit Stämmen und Pfählen verschanzten.[5] In der Not mußte die ganze Klosterfamilie zu-

---

[1] Widuk. 1, 35; ähnliche Sitten der Ungarn Otto Fris. g. Frid. 1, 31.

[2] Die Grafen von Flandern teilten ihr Land in Burgbezirke ein und betrauten mit der Bewachung Kastellane, die zugleich die benachbarten Fronhöfe verwalteten; Pirenne, Gesch. Belgiens I, 128.

[3] M. G. ss. 4, 835.

[4] Von Leodoino, Bischof von Modena, sagt die Grabinschrift 893: Hic tumulum portis et erectis aggere vallis firmavit, positis circum latitantibus armis . . . cives proprios cupiens defendere tectos. Ähnliches wird vom Erzbischof Ansbert von Mailand berichtet (882), Ughelli Italia s. 4, 88.

[5] Weil hier drei Bäche zusammenflossen nannte Gallus den Ort, in Anlehnung an eine volkstümliche Bezeichnung vielleicht Sintariruna Quarzmurmler (Sinterrauner), Sint-tria-unum zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit. Ge-

sammen helfen, um in der Eile eine Sicherung zu schaffen.[1] Noch im zehnten Jahrhundert besaß das Kloster St. Gallen nur einen massiven Turm auf der Nordseite, den gegen Feuersgefahr ein dreifacher Mantel schützte. Erst 956 hat der Abt Anno eine gewaltige Mauer mit dreizehn Türmen aufgeführt. Hamburg erhielt um die Mitte des elften Jahrhunderts eine starke Mauer mit zwölf Türmen, deren Unterhaltung und Bewachung zur Hälfte den Geistlichen, zur Hälfte den Bürgern oblag.[2] Zur Befestigung von Worms verpflichtete ein noch erhaltenes Statut die umliegenden Ortschaften neben den Friesen und Heimgereiden und wies jedem ein Stück der Mauer zu.[3] Im elften und zwölften Jahrhundert begannen bereits kleine Bauerngemeinden, ihre Kirchhöfe zu befestigen, d. h. neben die Holzkirchen einen Bergfried zu stellen und den Holzzaun durch Steinmauern zu ersetzen. Solche Befestigungen befinden sich besonders an Orten, an denen keine Rittergeschlechter saßen. Ohne Zweifel dürfen wir solche Anlagen für größere Orte schon jetzt voraussetzen. Hören wir doch frühe von Blockhäusern, die von den Kirchhofsmauern, und von Erkern, die an der Kirchenmauer vorsprangen und eine gute Abwehr ermöglichten.[4]

---

meint ist wohl der Platz der späteren Waldburg an der Sitter. M. G. ss. 2, 106. Ob die Wolfgangschanze zu Weltenburg auf diesen Heiligen zurückgeht, ist trotz seiner Anwesenheit dort zweifelhaft.

[1] Ex omni abbatia familia convocata labori cotidiano huic operi instabat peragendo. M. G. ss. 4, 225.

[2] Den ersten Turm sollte der Bischof, den zweiten der Vogt, den dritten der Propst, den vierten der Dekan, den fünften der Scholastiker, den sechsten die Priester und Kanoniker einrichten. Adam. Brem. schol. 2, 68 (55).

[3] Boos, Städtekultur I, 247.

[4] Propugnacula, vgl. Mone, Ztsch. f. G. des Oberrheins VI, 43; Westd. Ztsch. 1902 S. 220. Mab. ann. V, 108.

XLIII. Die Klöster als Kulturträger.

1. Das Klosterasyl.

Zufluchtsorte, Sicherheitswehren waren nicht nur die Völker- und Herrenburgen, sondern in noch weit höherem Grade, in wörtlicher und sinnbildlicher Bedeutung, die geistlichen Festungen, Kirchen und Klöster. Waren sie doch, wie wir eben hörten, vielfach befestigt; schon ihre Anlage erinnert an ein römisches Castrum, und manches Kloster diente zugleich als Landwehr, namentlich auf slawischem Boden. Adam von Bremen erzählt, ein Hamburger Bischof habe auf dem Süllberge eine feste Burg zum Schutze des Volkes angelegt und Mönche dahin verpflanzt, aber die Insassen hätten, statt die Umgebung zu schützen, sie vielmehr beraubt. Vielleicht war daran die rohe halbheidnische slawische Bevölkerung nicht ohne Schuld; hat doch auch sonst die Umgebung verderblich auf die Stätten gewirkt, die Oasen des Friedens sein sollten, und die Sitten verroht, wie Bischöfe und Fürsten mit Unwillen bemerkten, weshalb sie Reformbestrebungen begünstigten. Im allgemeinen aber gewährten die Klöster einen erfreulichen Anblick und vermehrten sich auffallend rasch.

Als dem hl. Otto von Bamberg der Vorwurf gemacht wurde, er baue zu viel Klöster, sagte er: „Diese Welt ist ein Verbannungsort. Darum bedürfen wir der Herbergen und Zufluchtsorte, und wenn die in der Welt Lebenden von Räubern überfallen und halbtot geschlagen werden, erfahren sie es, wie gut es ist, wenn die Herberge nahe ist.“[1] Ein schönes Nest nannten die Bischöfe, die um 973 St. Gallen visitierten, dieses Stift und meinten, ein solches Nest schicke sich für gute Vögel. Die Klöster sind Wohnungen, Schatzhäuser, Geheimkammern Gottes, sagt Petrus von La Celle, aber auch Rennbahnen und Kreuzwege.[2]

An den um die Klöster und Gotteshäuser herrschenden Gottesfrieden knüpfte die Kirche an, als sie an die schöne Aufgabe herantrat, der öffentlichen Unsicherheit zu steuern. In die Klöster flüchteten Verfolgte aller Art, Verfolgte der rohen Gewalt und Beutegier, wie die Verzweifelten und um ihr Seelenheil Besorgten, Große und Kleine, Reiche und Arme, Gescheite und Einfältige.

[1] Stabulum, diversorium, M. G. ss. 12, 761.

[2] Cubicula, stadia, patibula (Disc. claust. 6). Spicil. I, 641.

Manchmal fanden ganze Familien Aufnahme bei den Mönchen. Der Schutzsuchende näherte sich dem Altare, beugte Hände und Haupt und sprach in dieser Stellung die Bekenntnisformel aus; er erklärte, daß er Gott, der heiligen Dreifaltigkeit und den heil. Patronen der Kirche seine Güter und seine Person weihe, daß er sich verpflichte, als Knecht während der ganzen Zeit seines Lebens zu dienen. Die Eifrigsten umgaben den Hals mit einem Stricke, um das Opfer auszudrücken, oder sie legten ihren Kopf auf den Altar und umhüllten sich mit dem Altartuch wie die Oblaten.

Durch ihre Bedrückung zwangen die Großen viele, sich in diese Asyle zu flüchten, und nicht selten verbannten Fürsten und Könige ihre besiegten Gegner dahin. Sie selbst gingen, wenn die Schicksalsstunde schlug, gelassen durch die enge Pforte und betraten den schmalen Pfad. So beschloß der Langobardenkönig Rachis sein Leben in einem Kloster, wo er einen Weinberg gepflanzt hatte, der in der Folge seinen Namen trug. Karls des Großen Oheim Karlmann hatte sich in dem von ihm zuerst gestifteten Kloster zu Soracte niedergelassen, hatte aber dann, weil er zu sehr geehrt wurde, sich nach Monte Cassino gewandt und sich für einen Verbrecher ausgegeben. Zum Küchendienst bestimmt, trug er mit Geduld die Launen des Küchenmeisters, der ihn manchmal ohrfeigte, und übernahm dann die Schafhut. Der gefeierte Herzog Wilhelm von Aquitanien, Waffengefährte Karls des Großen, der berühmte Sagenheld, baute selbst das Kloster Gellone, trat dann später selbst ein und übernahm den Küchendienst, den er vor lauter Andacht schlecht genug versah (ähnlich wie Alfred der Große sich als Gelegenheitsbäcker vergaß). So war einmal zur Essenszeit die Speise nicht fertig; nun schürte Wilhelm recht heftig das Feuer, daß ein Brand ausbrach. Zur Erntezeit sah man ihn oft auf einem Esel reitend, wie er den Schnittern der Reihe nach aus einem großen Kruge zu trinken bot.[1] Der frühere Graf Friedrich zu St. Vaast unterzog sich den gemeinsten Diensten, dem Mörteltragen, dem Abortreinigen. Viele hochgestellte Männer zogen sich wenigstens zeitweise in die Klosterzelle zurück. Karl der Dicke machte hie und da den Tischdiener und Schenken, ebenso Salomo, der Erzkaplan und spätere Bischof. Kaiser Lothar I. beschloß zu Prüm seine Tage. Der oströmische Kaiser Nikephoros Phokas führte inmitten seines Hofes ein Einsiedlerleben, schlief auf der Erde, nur mit einem Mantel bedeckt, und mied seine Gattin. Ganze Nächte brachte er im Gebete und Psalmengesange zu und pflegte warme Freundschaft mit Mönchen, obwohl er die zu große Ausdehnung der Klöster hintanhielt. Besonders hoch verehrte er den großen Athanasios auf dem Berge Athos, den Gründer vieler Koinobien, dessen Tätigkeit wie kaum die eines anderen Mönches

[1] V. Guilel. 26: Bened. An. 42 (28) 30.

sich dem Gedächtnis der Nachwelt einprägte. Der Kaiser selbst hätte sich gerne von der Welt zurückgezogen; er teilte mit anderen hohen Herren die Sehnsucht nach dem Klosterfrieden, aber das Pflichtgefühl und der Rat weiser, weitblickender Männer hielt sie in den Sorgen und Kümmernissen des Weltlebens aufrecht. Der hl. Otto von Bamberg klopfte eines Tages an einer Klostertüre und berief sich auf ein Gelübde, das er gemacht hätte. Der Abt aber, ein vorsichtiger und kluger Mann, bedauerte diesen Entschluß und befahl Otto kraft des Gehorsams, den er seinem Gelübde gemäß geschworen hätte, in der Welt zu bleiben zum Nutzen der Kirche, zum Troste der Bedürftigen. Keines Mönches Vollkommenheit, sagte er, wäre so groß, daß sie den Verdiensten Ottos gleichkäme.

2. Klosterordnung.

Die Flucht in die Einsamkeit versteht sich von selbst in einer Zeit, wo die Welt ihren Freunden nicht viel Reize bot, sondern nur ein hartes Leben bescherte. Es war vielleicht eben so oft das Pflichtgefühl, ein höherer Ruf, eine edle Menschenliebe, wie Ehrgeiz und Genußsucht, die Mönche und Mönchszöglinge mitten in die Gesellschaft hineintrieb. Ein ernster Mann wie Alkuin weilte nur ungerne am Hofe und gedachte voll Sehnsucht seiner einsamen Zelle, die versteckt lag in einem Walde von Obstbäumen und Blumengärten. „O wie war das Leben süße," schreibt er, „als wir ungestört an den Schreinen saßen, die den Weisen erfreuen, zwischen den Reihen der Bücher, vor den ehrwürdigen Aussprüchen der Väter: da fehlte nichts, was für ein frommes Leben und Studium der Weisheit erforderlich ist." Wenn Walafried Strabo sich einen schönen Ort vorstellen wollte, dann dachte er an den sonnigen, blumengefüllten Klostergarten, an einen einsamen Berggipfel oder an ein abgeschlossenes Waldtal, in dem der Efeu über den Boden hinkriecht und die scheuen Vögel sich hören lassen.

Kleine Ansiedelungen, Zellen, beschränkten sich auf die heilige Drei- und Zwölfzahl. Außer der Kirche, der Hütte und dem Garten, Paradies genannt, besaßen solche Ansiedelungen höchstens noch einen Turm, und ein Wall und Graben grenzten den Platz ab. Solche Zellen schoben die größeren Klöster, die Münster, als Rodungsposten vor und die Fürsten begünstigten diese Anlagen, um ihr Gebiet zu erweitern. Als die Zahl der Mönche zu Aniane 300 überschritt, entschloß sich der Abt zur Gründung neuer Zellen. St. Denis bei Paris besaß um 777 in Schwaben Zellen zu Eßlingen, Stockach, Gmünd, Herbrechtingen und wahrscheinlich auch zu Grünbach. Die meisten liegen an späteren Verkehrsstraßen.

Die Klosterfamilie erstreckte sich weit über die Brüder im engeren Sinne hinaus, umfaßte Oblaten, Novizen, Schüler und dann die große Zahl von Dienstleuten, Hausgenossen, Knechten,

Handwerkern und Kolonen. Große Klöster waren daher ausgedehnte stadtähnliche Niederlassungen und glichen in ihren Anlagen römischen Kastra, während die Mitte der dem römischen Hause nachgebildete engere Konvent, die Klausurräume einnahmen. Hier dehnte sich, wie der Plan von St. Gallen (S. 185) zeigt, der Kirche gegenüber, durch das querstehende Wohnhaus getrennt, der Speisesaal aus, der an die germanische Halle erinnert. In diesem Saale, dem Refektorium, erhob sich dem Eingange gegenüber die hohe hufeisenförmige Abttafel hinter dem Lesepult. Den Wänden entlang zogen sich die Mönchtafeln, und die Mitte füllten die Gasttafeln. Mit dem Speisesaal verbanden sich Küche und Keller, mit der nach Osten gelegenen Mönchswohnung das Wasch- und Badehaus und der Abort, mit der Abtwohnung hingen die Schreibstube, Archiv und Bibliothek zusammen. Ein Archiv und eine Bibliothek, ein Zeughaus, Gerhaus, armarium, wie es sinnig genannt wurde, durften keiner ansehnlichen Niederlassung fehlen, sowenig wie ein Sprechzimmer, das Salutatorium. Der Schriftensammlung entnahmen die Mönche die Waffen, um den Feind und die bösen Geister zu bekämpfen. Ohne Erlaubnis der Obern durften die Brüder nicht jeden Raum betreten, und wenn sie auf eigene Faust Streifzüge unternahmen, gereichte es ihnen zum Verderben.[1]

Kleine Klöster beschränkten sich auf ein Wohn- oder Wärmehaus mit Speisesaal; höchstens daß einen Oberstock der Schlafsaal einnahm, der in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche stand und immer beleuchtet war. Auf diesen Zugang legten auch größere Stifte, Kanonikate und Bischofshöfe Wert. Einzelzellen fehlten noch; sie entwickelten sich aus den Bettstellen, die durch Vorhänge, später durch Holzverschläge gesondert waren — schon in den römischen Massenquartieren hießen solche Schlafstellen Zellen; sie lagen noch später in Frauenklöstern zu beiden Seiten eines Ganges, und einfache strenge Orden wie die Franziskaner hielten noch lange an der Gemeinsamkeit des Dormentes fest.[2]

Da die Mönche sich oft in ungeheizten Räumen aufhalten mußten, gestatteten Regeln und Konzilien eine ausreichende Kleidung, eine wärmere Umhüllung, als wir sie sogar bei den Laien antreffen. Dem kalten Norden genügte die einfache regelrechte Kleidung nicht, die in den italienischen Klöstern üblich war; sie bestand in der Tunika, dem Skapulier oder Arbeitskleid, der Kukulle oder dem Kirchenkleid, und zwar mußte jedes Stück in doppelter Zahl vorhanden sein, damit je das eine Stück in die Wäsche gelangen könne. Nun hatte schon die Regel des hl. Benedikt eine gewisse Freiheit gewährt, denn sie sagt: „Man gebe den Brüdern eine Kleidung, die der Natur und dem Klima angemessen ist, mehr in

[1] M. G. ss. 2, 99; 24, 700.
[2] Berthold v. Regensb. hg. v. Pfeiffer I, 138.

den kalten Ländern, weniger in den warmen." Diese Freiheit haben denn auch so fromme Männer wie Benedikt von Aniane und die Stifter der Cluniazenser in weitem Umfange benützt, obwohl sie die Gefahr des Mißbrauches in sich barg. Nach einer Konzilsbestimmung von 817 durfte sogar in strengen Klöstern jeder Mönch außer zwei Tuniken noch zwei Hemden, außer zwei Kukullen noch zwei Kappen (Mäntel) oder Froccen besitzen.[1] Eine Cluniacenserregel verbietet der Scham wegen die Beinkleider unter der bloßen Kukulle auszuziehen; es dürfe nur unter dem (langen) Pelz oder Frocke geschehen.[2] Die Beine schützten Hosen oder Oberbeinkleider und Unterbeinkleider oder Strümpfe,[3] den Fuß Schuhe, im Sommer Pantoffeln,[4] im Winter Überschuhe.[5] Bei großer Kälte durfte sogar noch ein eigenes Oberkleid, ein Rock oder ein Pelzrock und bei Reisen Sommerhandschuhe[6] angezogen werden. Doch muß selbst in einem so reichen Kloster wie St. Gallen nicht jeder Mönch gleich bedacht worden sein. Denn der närrische Heribald beklagte sich nach Ekkehard, daß ihm der Kämmerer nicht das nötige Leder zu den Schuhen gegeben, während fromme Männer darüber klagen, daß die Mönche an ihren Schuhen Schnäbel und Ohren anbrächten und ärgerlichen Luxus mit ihrer Kleidung trieben; sie schämen sich zwar, das durch die Religion geweihte Kleid abzulegen, wählen aber die kostbarsten Stoffe. Wenn ihnen das Tuch nicht durch seine schwarze Farbe gefalle, so wollen sie es schlechterdings nicht anlegen. Habe der Weber dem schwarzen Zeuge weiße Wolle beigemischt, so werde der Rock und ebenso der braune Rock verachtet. Nicht minder sei ihnen die von Natur schwarze Wolle nicht anständig genug, so müsse sie durch Rindensaft tiefer gefärbt werden.[7]

Es gab eben recht verschiedene Klöster und Mönche. Die dienenden Mönche zu St. Gallen, hören wir, mußten sich mit Hafergrütze begnügen. In einem westfälischen Kloster kam, als der Bischof Meinwerk dort einkehrte, nur Brot in Wasser gekocht auf den Tisch, so daß es sogar diesen frommen Gast anwiderte, der dann befahl, Fett und zwar Tierfett zu gebrauchen,[8] eine Sitte, die in norddeutschen Klöstern zur Gewohnheit wurde.[9] Echtes Öl konnten sich überhaupt die nordischen Klöster nicht leisten und mußten sich mit einem Ersatz aus Mohn, Hanfkörnern, Nüssen

---

[1] Der hl. Benedikt nennt nur zwei Kukullen (I. B. 119). Papst Zacharias erinnerte 747 an Christi Wort von nur einer Tunica (Mt. 11, 10).

[2] Neque mutet in sola cuculla, nisi et pelliceum vel froccum habeat indutum; D'Achery, Spic. I, 672.

[3] Pedales. [4] Subtalares.

[5] Socci.

[6] Wantones, M. 103, 1229; vgl. Const. Anseg. Mab. a. 4 a, 602, 203.

[7] Richer. 3, 38,

[8] Abbas promisit eis aut oleum semper providere aut butirum (ss. 16, 717). Mab. a. 3, 619.

[9] Sagiminis recreatio ex monachorum consuetudinibus; ib. 16, 700.

begnügen. Viele Klöster kehrten sogar mit der Zeit auf das Beispiel der Reformer und Einsiedler hin zur alten strengen Sitte zurück. Zum verirrten Kalb d. h. zu einem jungen Klosterflüchtling, der sich nach Milch sehnte, sprach ein weiser alter Asket „Friß Gras wie ich", das Kalb aber meinte, davon bekäme man dünne Beine, wie Figura zeige.[1] Fortwährend nur Gemüse, Bohnen, Brei, Brot mit Wasser, wird uns zum Ekel, bekam der heilige Bernhard zu hören.[2] Milch wurde nur spärlich,[3] Butter auch von Laien selten, wohl aber viel Käse verzehrt.

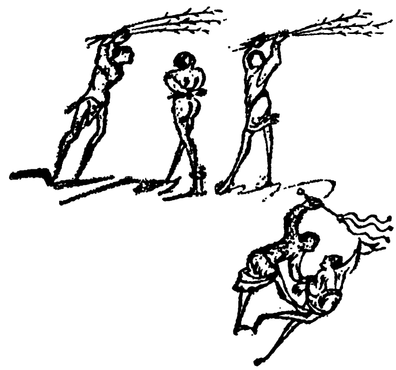
Einige Abwechslung brachten Fische in die Mönchskost, unter Umständen auch Geflügel. Benedikt und schon vor ihm heilige Väter hatten kranken Brüdern Vögel gestattet, die man mit den Fischen verwandt dachte, weil sie aus den „oberen Gewässern" stammten und von dieser Erlaubnis machten auch Gesunde Gebrauch und verlangten sogar an Fasttagen fettes Geflügel. Odo von Cluny erzählt von einem Bruder, der des frühen Morgens zu einem Verwandten kam und herrisch etwas zu essen verlangte, obwohl der Verwandte ihn aufmerksam machte, daß es noch nicht Zeit zum Essen wäre. Jener aber erwiderte, er sei die ganze Nacht aus Gehorsam geritten und sei hungrig. Nun bot ihm der Verwandte Fische an, der Mönch aber wies auf die Schar von Hühnern hin, die sich um seine Füße herumtrieben, ergriff einen Stecken, schlug ein Huhn tot und rief: „Das soll heute mein Fisch sein". Die Gastfreunde waren sonst nicht immer so zurückhaltend. Bischöfe und Fürsten tischten ihren Klostergästen sogar an Fasttagen solche Leckerbissen auf, und mancher fromme Mann geriet in keine geringe Verlegenheit, aus der ihn nach der Legende wohl eine wunderbare Verwandlung riß.[4]

Von dem Geflügel zum Fleisch war ein kleiner Schritt, und der kleine Schritt hatte viele andere im Gefolge. Wenn das zarte Fleisch der Tauben, Hühner, Enten erlaubt ist, mochte mancher Mönch fragen, warum nicht das harte Fleisch der Vierfüßler? Wozu ziehen wir die vielen Schweine und Rinder auf, sollen wir sie den Knechten und Mägden allein überlassen? Dem strengen Einsiedler Elias habe ein Rabe Fleisch gebracht. So riß die Schlemmerei ein. Der Dekan Ekkehard gewährte um 958 sieben Gerichte des Tages mit einer entsprechenden Zahl von Getränken,[5] während die Regel nur zwei Mahlzeiten kannte (eine „Mischung" morgens nur für Mönche, die in der Kirche singen mußten). Von dieser Schlemmerei erhielt Otto I. Kunde, und er schickte daher acht Bischöfe und acht Äbte zur Visitation 966 ab, unter denen einer,

[1] M. G. p. l. 1, 64.
[2] Ep. 1 (panis cibarius).
[3] S. oben S. 112.
[4] M. G. cap. 1, 344, ein Pfauenwunder ss. 11, 277.
[5] Ekkeh. 9, 80.

Milo von Ellwangen, erklärte: Bevor ich gegen die Regel meine Brüder Fleisch essen ließe, würde ich lieber meinen Zelter schlachten und verzehren lassen, obwohl Pferdefleisch auch Laien streng verboten ist.

Auch im Getränke wurde die Regel umgangen und die gestattete Hemina einfach wiederholt.[1] Als einmal ein lustiger Gast Bernhard im Kloster einkehrte und er das erste Glas hastig hinuntertrank, flüsterte ihm der Unterdekan ins Ohr: „Nach der Regel ist das unser Teil." Uneingedenk des gebotenen Stillschweigens aber schrie Bernhard: „Wenn das euer Teil ist, so trinken wir dasselbe." Da ihm der Becher erneuert wurde, fuhr er trotzdem fort: „Siehe, auch dieser ist unser, trinken wir also auch dieses," und so fuhr er im Trinken weiter.


Züchtigung nach einer angelsächsischen Handschrift des Alten Testamentes (M. S. Harl. 603).

Statt sich mit nützlicher Arbeit zu beschäftigen, überließen sich viele Mönche der Faulheit, holten am Tage den Schlaf nach, den sie in der Nacht unterbrechen mußten, und machten viele Ausgänge und benützten jeden Anlaß, um sich aus dem Kloster zu stehlen. Schon das Konzil von Aachen mußte in dieser Hinsicht vieles rügen. Es empfiehlt, den Dämon der Weichlichkeit durch Stockhiebe auszutreiben und unfolgsame Mönche einzusperren.

Das Bußgericht erging über die Mönche im Kapitelsaal, wo sie Vorlesungen und Predigten anhörten. Wenn Richard von Verdun im Kapitel sprach, lesen wir, war seine Rede eindringlich, daß die Zuhörer glaubten, bald den Brand der Hölle, bald die Wonne des Himmels zu spüren. Hier mußte jeder offenbaren, nicht nur, was er bewußt selbst gefehlt, sondern was er an anderen Regelwidriges beobachtet hatte. Es war keine eigentliche Beicht, wenigstens nicht im späteren Sinne, da sich das Bekenntnis nur auf offene, keine geheimen beschämenden Sünden bezog. Allerdings mußten auch diese im Kapitelsaal dem Abt oder einem von ihm bestellten Priester geoffenbart werden, weshalb Cäsarius den Kapitelsaal Murmelhaus nennt und den Teufel sprechen läßt, nach Art grunzender Schweine liegen die Flohfänger auf dem Boden und büßen ihre Sünden.[2] Die Züchtigung[3] erfolgte je nach der

[1] Ein halber Sextar (Viertelliter) Wein, das Doppelte bei Bier (I. B. 119).
[2] Dial. 12, 5.
[3] Disciplina.

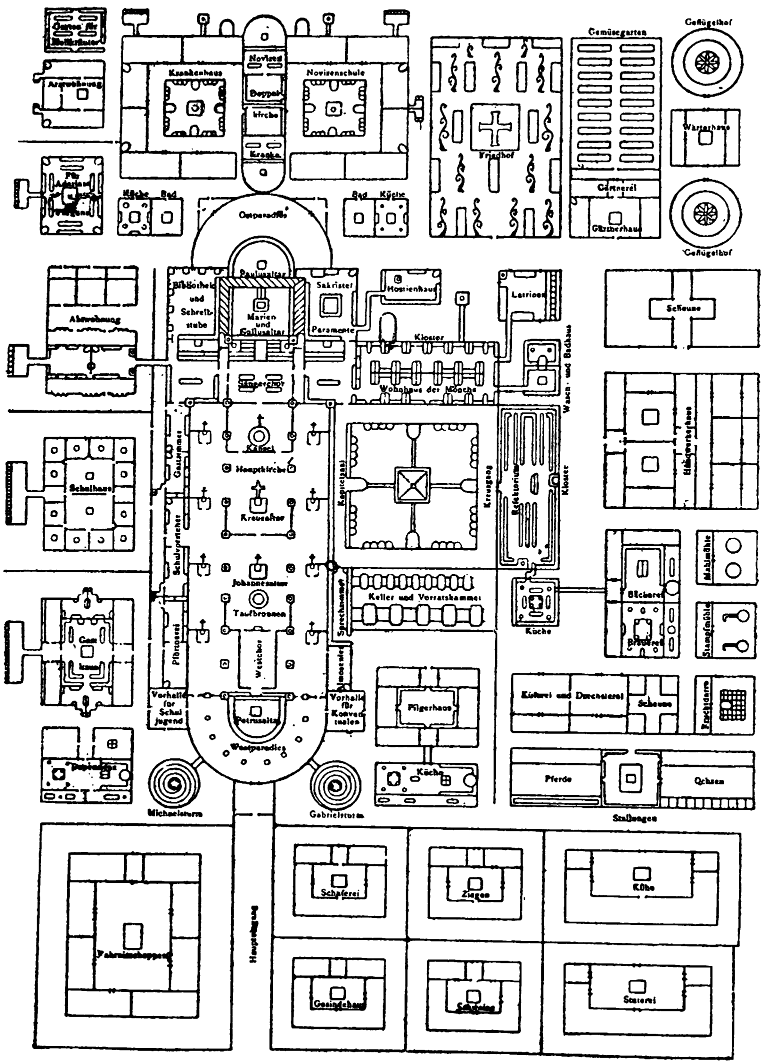
Schwere der Schuld mit einer leichten Rute oder einer schweren Peitsche.[1] Vornehme Brüder kamen vielfach mit leichteren Schlägen davon als niedriggeborene.[2] Trotzdem es ein Konzil mißbilligte, geschah die Züchtigung auf den bloßen Körper.[3] So hören wir von dem Kölner Mönch Sandrat, den um 970 Kaiser Otto zur Visitation des Klosters St. Gallen abgeordnet hatte, daß er freiwillig seine Tunika ausgezogen und Züchtigung begehrt hätte, als er sich eine unanständige Handlung zuschulden kommen ließ. Er legte sich auf das ausgebreitete Kleid nieder, und der Mönch, dem er Übles getan, hieb mit Zulassung des Dekans ein, bis er „o wehe" schrie. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter mochten Erzählungen dienen, wie der Biograph Virgils von Salzburg eine mitteilt, wonach ein Mönch einmal durch Schläge von seiner Schulterkrankheit befreit wurde. Auch in Frauenklöstern mußten die Nonnen ihren Oberkörper entblößen, wenn die Obern sie zu Züchtigungen verurteilten.[4] Viele gingen in der Züchtigung zu weit, überschritten alles Maß genau wie die Lehrer in der Schule und trieben, wie sogar Benedikt von Aniane klagt, die Mönche zur Verzweiflung.[5] Viele hielten auch den Aderlaß für eine Art Zuchtmittel, aber andere verwarfen ihn, weil er schließlich doch wieder zur Völlerei führte. Eine besonders harte Strafe war der Ausschluß, die Exkommunikation, die Absonderung und die Haft. Ein so strenger Mann wie Benedikt von Aniane ordnete an, daß sogar der Kerker im Winter geheizt werden sollte und daß die Büßer beschäftigt würden; er verlangte daher, daß sich ein Hofraum an den Kerker anschlösse.[6] In den Klosterkerkern mußten oft auch Geistliche Buße tun. Die einfache Haft verschärften noch Fesselung, Geißelung, Ernährung durch Wasser und Brot. Aber auch ohne die Verschärfung genügte der Kerker oft an sich zur völligen Erschöpfung eines Menschen. So siechte der abgesetzte Gegenabt Peters des Ehrwürdigen in der traurigen Haft bald dahin. Ganz schreckliche Verliese waren die weltlichen Gefängnisse, die der Kot verpestete und Ungeziefer in Scharen durchschwirrten.[7]

3. Große Klosteranlage.

Eine große Klosteranlage war nach außen gut geschlossen, mit Wällen und Gräben, Mauern und Türmen gesichert. Besonders

[1] Ferula — virga — flagellum.
[2] Lamb. a. a. 1063; M. G. ss. 5, 166.
[3] Konzil von Aachen 817 c. 14; Schannat C. G. II, 4; M. G. Cap, 1, 344.
[4] Im Jahre 874 verfügte ein Konzil eine solche Züchtigung über eine Nonne Duda. Nudo dorso, remota virorum praesentia, virgis flagelletur; Mans. 17, 293; Hard. 6, 155.
[5] M. G. Cap. 1, 63, 76; Frankfurter Konzil von 794 c. 18; Schannat, Codex Prob. hist. Fuldens. n. 10 p. 84; v. Liobae 3.
[6] Konzil von Aachen 817 c. 40; M. 103, 507, 549.
[7] Order. V. 12, 15; Land. h. M. 2, 31.

starke Mauern schrieb das Konzil von Aachen 817 den Nonnenklöstern vor, um das Ein- und Aussteigen zu verhindern. Denn



Plan von St. Gallen. Neuntes Jahrhundert.

nicht nur böse Männer sprangen über die Zäune, sondern auch, wie die Legenden berichten, entwichen weltsüchtige Nonnen. Nur ein Tor sollte einen Zugang gewähren und eine strenge Klausur

jeden Fremden, selbst hochgestellte Männer, ausschließen. Von St. Gallen hören wir, selbst ein so mächtiger Mann wie der Erzkaplan Salomo, der Schüler und Gönner des Klosters, hätte sich als Mönch verkleiden müssen, um die Fastenzeit dort zuzubringen, sei dann so barfuß mit übergeworfener Kappa eingeschlichen und bis zur Peterskapelle auf dem Friedhof vorgedrungen, um dort, wie er angab, seine Andacht zu verrichten, in Wahrheit aber um das Tun und Treiben der Mönche auszuforschen.

Wie uns der aus dieser Zeit stammende Plan von St. Gallen lehrt, nimmt das Kloster im engeren Sinne den mittleren Raum der ganzen Anlage ein, wo im römischen Lager das Prätorium mit dem Tempel und Markt sich befindet. Davor dehnt sich entsprechend dem römischen Hinterlager der Wirtschaftshof im Westen und Süden aus. Im Norden lag der vornehme und im Osten der stille Winkel. Viele Räume waren Abteilungen für sich, förmliche Abbilder des Klosters, gleich ausgestattet mit Küche, Waschraum, Badestuben und Aborten. So standen einige Badestuben sichtbar in Verbindung mit dem Schüler-, Kranken- und Dienerzimmer. Wenn Fremde, Arme, Bettler oder andere Fahrende kamen, erhielten sie zuerst ein Bad zugerichtet. Auch die Mönche selbst wuschen sich fleißig und benutzten die von abhängigen Hufen gelieferten Seifen und Salben.[1] Endlich war für das Aderlassen ein eigener Raum bestimmt. Besonders merkwürdig ist die Ausstattung verschiedener Viertel mit Back- und Brauhäusern. Der Backofen der Brüder muß eine Aufsehen erregende Größe gehabt haben, denn es rühmte einmal ein Abt seinem Gaste gegenüber, er besitze einen Ofen, der ihnen beiden von einmaligem Heizen Brot für ein Jahr, d. h. tausend Brote liefern könnte; ebenso rühmte er den großen ehernen Braukessel und die für hundert Malter Haber genügende Darre.[2]

Im stillen Ostviertel folgte auf einen Garten der Friedhof, in dessen Mitte sich ein Kreuz mit dem „Apfel des ewigen Heiles“ erhob; sodann zu beiden Seiten einer kleineren Kirche ein Krankenhaus und die innere Schule, und im vornehmen Viertel stieß an die Abtwohnung und Fremdenschule das gute Gasthaus mit einem großen Saal, in dessen Mitte ein Herd, in den Ecken Tische mit Bänken standen. Den Saal umschlossen Schlafsäle für die Herren und ihre Diener und weiter nach Westen kam eine Zugehör; ohne Zweifel fehlten auch nicht Ställe und geheime Gemächer. In dieser besseren Herberge wurde Bischof Salomo mit seinen Kriegern und Begleitern untergebracht und unternahm von hier aus seinen nächtlichen Streifzug bis zum Friedhof und wurde dort von einem betenden Bruder entdeckt. Im Süden der Kirche stand die gemeine Herberge; hier war es vielleicht, wo Notker der Stammler ein Schlafzimmer

[1] Sapones et uncturas; M. G. cap. 1, 345, 349; Ducange s. v.
[2] Ekkeh. 1, 13. S. S. 107 Nr. 4.

durchschritt und das Klappern einer Mühle vernahm, das ihn zu einer Melodie anregte: das Wasser lief nämlich so nieder und träg, daß die Räder einen singenden Ton von sich gaben.[1]

In der Nähe befanden sich die geräuschvollen Werkstätten und die weiträumigen Stallungen, die große Herden faßten, darunter auffallend viele Pferde. Die Einrichtung widerspiegelt noch ganz die altgermanische Wirtschaft mit ihrer starken Viehzucht. Auf die vielen Viehherden der reichen Klöster schauten strenge Männer mit gemischten Gefühlen; denn sie verführten zum Fleischgenuß. Daher versuchte es einmal ein Bischof, die Sorge der St. Gallener Mönche von der Viehzucht auf die Fischzucht abzulenken. Wunderbar ist es, sagte er, daß ein so breiter See hier sich ausdehnt und dennoch keine Fülle von Fischen sich darin befindet. Weder ist der See ganz unser, sagte Ekkehard, noch ist derselbe so reich an Fischen, daß er mitunter auch nur unserem Herrn Abte mit dem, was er spärlich gibt, für seine Person allein genügt. „Wenn wir einmal Fische zu kaufen fanden, hätten wir mit dem Preise, der zur Bestreitung eines Ganges für einen einzigen Bruder verschleudert wurde, eine ganze Woche hindurch einen tüchtigen Mann ernähren können."

4. Volkserziehung.

Für ihre ausgedehnte Wirtschaftstätigkeit bedurften die Klöster vieler unfreier Arbeitskräfte, vieler Knechte und Mägde. Ursprünglich leisteten die Mönche selbst diese Arbeit, gehörten sie doch selbst früher meistens den unfreien Ständen an und genossen nur wenige eines Vorranges als Priester. Im Jahre 811 beklagten sich die Mönche von Fulda, daß sie übermäßig mit Arbeit belastet und daß selbst kranke und alte Brüder nicht verschont würden.[2] Noch Benedikt von Aniane verlangt, daß die Mönche alle Arbeit selbst leisteten. Je rascher aber die Klöster wuchsen und Reichtum und Bedeutung gewannen, desto breiter machten sich die Priester und Adeligen, desto stärkere Unterschiede trennten den freien von dem unfreien Bruder, desto mehr wälzten sie die Handarbeit auf die Unfreien ab und beschränkten sich selbst auf die Aufsicht. Zur Entschuldigung führten die Äbte aus, es errege immer ein großes Aufsehen, und es strömen viele Neugierige hinzu, wenn ein vornehmer Mann auf einmal wasche und koche.[3] Solche Arbeiten und die nötigen Handwerke besorgten unfreie Brüder, in den reichen Klöstern aber mehr und mehr außerhalb des Ordensverbandes stehende Pfründner, Matrikler oder Tagschalken oder eigentliche Knechte, servi, Sklaven, wenn man sie so heißen will. Erst im elften Jahrhundert nahmen die Reformorden solche Arbeiter als

[1] V. Notkeri 29.
[2] Schannat, Cod. Prob. hist. Fuld. p. 85.
[3] Herrgott, Vet. discipl. monastica 489.

Konversen in ihren Kreis auf. Viele von den ehemaligen unfreien Arbeitern erhielten mit der Zeit eine Hube. Ohne Zweifel drückte sie die Knechtschaft nicht allzu schwer;[1] denn die Klöster hatten nie über einen Mangel an Leuten zu klagen. In der Klosterwirtschaft lernten sie einen geregelten Betrieb, und von da aus verbreiteten sich Kenntnisse über die weiteren Umkreise.

Die Mönche gingen voran und gaben das Beispiel eines höheren Bodenbaues. Es war nicht Karl der Große, sondern vielmehr die Mönche, denen Deutschland die Stallfütterung und die Dreifelderwirtschaft verdankt. Ohne das fortwährende Beispiel der Klöster hätte die Anregung Karls keinen Erfolg gehabt. Die Mönche lehrten erst die Schätzung des Dunges, des Mergels — letzteres ist ein keltisch-lateinisches Fremdwort —, verbreiteten den Weizen, legten Weinberge, Linsen-, Erbsen-, Bohnenfelder an, bauten viel Gemüse, da ihnen Fleisch verboten war, und führten viele bis dahin unbekannte Pflanzen, Kräuter und Bäume ein,[2] fügten zum Baum- und Wurzgarten Beete für Zierpflanzen, schufen „Parke" und besetzten sie mit seltsamen Tieren. Für diese hatten sie fast mehr Sinn als für schöne Blumen. Wohl pflegten sie unter dem Einfluß antiker Überlieferung Lilien, Veilchen und Rosen, erblickten in ihnen aber mehr Sinnbilder als schöne Formen und dachten dabei an Jungfrauen, Büßer und Märtyrer.[3] Rein um der sinnlichen Reize willen, wegen der süßen Düfte, der bunten Farbe, der anmutigen Gestalt Blumen zu lieben, hielten sie wohl nicht für eine Sünde, doch für eine Ablenkung von ernsten Zielen und nützlicherer Beschäftigung. Sie sahen mehr auf den Nutzen als auf die Schönheit. Hatten sie ja doch genug zu tun, um nur die Wildnis zu lichten und für die Notdurft des Lebens zu sorgen. Schon dadurch erwarben sie sich große Verdienste.

Den Segen, der auf der Arbeit der Mönche ruhte, veranschaulichte das Volk durch märchenhafte Ausschmückung. Da brauchte einer bloß mit dem Stocke oder der Gabel zu ritzen, und der Acker war gepflügt. Von einem Abt Aldhelm erzählt die Legende, er habe einen Stock in die Erde gesteckt, dieser sei zu einem Baume gewachsen und aus dem Baume ein ganzer Wald geworden.

Die Klöster verbreiteten die Wassermühlen an Stelle der alten Handmühlen, Quirne; in Lorsch, Hersfeld, Prüm werden sie zuerst erwähnt. Allerdings erhielten sich noch lange auch Hand-, Esels- und Roßmühlen, die für Notzeiten auch in den Burgen und Städten zur Hand sein mußten. Die Klosterwirtschaft ermöglichte eine größere Teilung der Berufe; wie in den alten Römerstädten arbeiteten hier Pfister oder Bäcker, Metzger oder Fleischer; jene berei-

[1] Eine unberechtigte Züchtigung s. v. Pard. 16; Mab. a. 3 a, 540.

[2] S. S. 44; M. G. G. ss. 15 a, 25.

[3] Die Feuerrose wurde im 16. Jahrhundert, die Hyazinthe aus dem Südosten eingeführt.

teten besseres Brot, diese bessere Fleischwaren als die Bauern; denn der Ausdruck Metzler stammt vom lateinischen macellum, dem Fleischmarkt. Die Klöster versuchten es mit allen möglichen Arten von Beerweinen, worunter namentlich der Morat, der Maulbeerwein, sich später großer Beliebtheit erfreute. Sie probierten auch verschiedene Sorten von Bier, Gerstenbier, Haberbier, Weizenbier, Afterbier, wie aus den Glossen hervorgeht. Vielleicht waren es auch Klöster, denen die Erfindung des Hopfenbieres gelang.[1] Allem Anschein nach verbreitete sich das Hopfenbier von Belgien aus, wohin die Sage den König Gambrinus oder Cambrius versetzt. Auf dem Plan von St. Gallen stehen mehrere wohleingerichtete Brauhäuser mit Malzdarren und Kühlräumen, eines neben dem Backhaus, ein anderes neben der Küferei und der Tenne. An das Brauhaus, Backhaus und die Mühle schlossen sich immer Schlafräume an.

Gute Arbeit lieferten die Schuster oder Suter, die Töpfer oder Ulner. Zu St. Gallen reihten sich um das Haus des Kämmerers gesonderte Räume für Schuster, Sattler, Schwertfeger, Schildmacher, Schnitzer, Gerber, ferner für Gold- und Eisenschmiede und Walker; neben jeder Werkstätte lag immer die Herberge der betreffenden Handwerker. Den Drechslern und Böttchern[2] war ein eigenes Haus bestimmt. Ob diese Handwerker in ihrer vollständigen Zahl vorhanden waren, ist allerdings zweifelhaft; denn in dem nicht weniger reichen Kloster Corbie arbeiteten Handwerker verschiedener Art zusammen, so in einer Werkstätte Schuhmacher, Sattler und Walker, in einer zweiten Kammer Grob- und Goldschmiede, Schuhmacher, Schildmacher, ein Pargamenter, ein Schwertfeger, drei Spindler. Das Gewerbe der Schuhmacher ist, wie wir sehen, auseinandergerissen: die erste Kammer beherbergte drei, die zweite Kammer zwei Ausüber dieses Gewerbes.[3] Die meisten dieser Handwerker gehörten dem Stande der Hörigen an; oft aber müssen die Klöster Freie von weiter her angelockt und ihnen Pfründen verliehen haben.[4] Denn geschickte Handwerker ließen sich nicht einfach aus dem Boden stampfen; ihre Heimat waren die Stadt und fortgeschrittene Gegenden. Schon vor der Klosterwirtschaft hatten sich viele technische Ausdrücke verbreitet, namentlich solche, die sich auf den Hausbau oder die Hausausstattung bezogen: Estrich, Tenne, Pflaster, Sockel, Pforte, Gruft, Tafel, Tisch, Kiste,[5] Schrein, Siedel, Trichter, Sechter, Butte, Korb, Matte; einer jüngeren Zeit gehören an die Worte: Firnis, Kamin, Matratze. Sicher aber haben die Mönche Brücken und Straßen gebaut, Krankenhäuser und Badeanstalten errichtet.

---

[1] Den humolo erwähnt Ansegisus Mab. a. 4 a, 603.
[2] Turnarii, tornarii. [3] Statuta Petr. Corbeiens. 1, 1; Guérard II, 507.
[4] Dies geht hervor aus dem Privileg Heinrichs IV. 1065, 1075 und Ottos III. 998 für Allensbach; Keutgen, Ämter und Zünfte 19, 46.
[5] Davon Kistler und das viel spätere Zisterner (Steichele, Archiv III, 434.)

Die wirtschaftliche Tätigkeit der Klöster war nicht ihr größtes Verdienst, viel höher stand ihre geistige und geistliche Tätigkeit. Sie erzogen und unterrichteten das Volk, griffen zur Volkssprache und machten sie biegsam, gelenkig, so daß sie für die schwierigsten lateinischen Ausdrücke gute deutsche Bezeichnungen fanden. Sie übersetzten viele religiöse Texte, namentlich auch das Psalmenbuch, das Gebetbuch der Zeit. Das Übersetzen galt für so verdienstvoll, daß ihre Urheber eher ihre Namen nennen als die Dichter. Das Volkstümliche, das thiodisca, das Deutsche wurde mehr und mehr anerkannt, und es regte sich so etwas wie ein Nationalbewußtsein. Dafür wurden die Reste römischer Bevölkerung und römischer Art zurückgedrängt. Wohl galten noch immer die Romanen als pfiffige Leute; aber bald entstand auch das Witzwort, das die Sache auf den Kopf stellt: Toll sind Welsche, spähe (gescheit) sind Bayern.[1]

Für die Volkserziehung war die Teilnahme der Frauen, der Hüterinnen der alten Art und Sitte, unerläßlich; denn in ihnen steckt alles Volkstümliche, leider auch viel heidnisch Abergläubisches tiefer als bei den Männern; sie sprechen noch lange ihre Mundart, während diese ihre Zunge schon längst abgeschliffen haben. Daher wandte die Kirche, voran die Mönche, der Frauenbildung die größte Aufmerksamkeit zu, und bald übertrafen die Schülerinnen ihre Lehrer. Manche gelehrte Frau besaß auf Gebieten, die von den Theologen vernachlässigt waren, in der Natur-, Erd-, Lebens- und Weltkunde staunenswerte Kenntnisse, eine Hrotswitha von Gandersheim, eine Herrad von Landsberg und Hildegard von Bingen.

5. Frauenklöster und -schulen.

Die Frauen spielten damals eine Rolle wie nie mehr nachher, eine tätige, keine bloß leidende Rolle wie zur Zeit des Minnesanges. Sie mischten sich in Männergeschäfte, in Frankreich mit Vorliebe in geistliche Berufe. Namentlich Witwen drängten sich in Scharen zum Schleier, ließen sich von jedem beliebigen Geistlichen weihen, blieben aber in ihren Familien, dienten im Chore und teilten als Diakonissen den Leib und das Blut des Herrn aus.[2] In den Klöstern gebärdeten sich die Äbtissinnen gleich Bischöfen, hörten Beicht und erteilten Segnungen und Weihen.[3] Die Frauenklöster nahmen auffallend rasch zu, so rasch, daß sich nicht alle halten konnten. Viele gingen ein, andere verwandelten sich in Männerklöster; lagen doch manche in unwirtlichen Gegenden, die noch der Urbarmachung harrten.[4]

---

[1] Stulti sunt Romani, sapienti sunt Paioari; Riezler, G. Bayerns I, 67.
[2] Konzil v. Paris 829 c. 45.
[3] Cap. 1, 60 (789); v. Burgundof. 10, 13. Innoc. III. ep. 13, 187.
[4] Z. B. Gempfing, Unterliezheim, Deggingen und Donauwörth in Schwaben. In Sachsen lösten sich auf die Nonnenklöster Hildwardhausen, Hillersleben, Huysburg u. a.

Schon die Landwirtschaft allein stellte allzu schwere Aufgaben an Frauen; eher beteiligten sie sich an der Volkserziehung und an weiblichen Arbeiten, selten an der Armen- und Krankenpflege. Die Not zwang sie ja auch nicht dazu, da viele Stifte von Anfang an als Versorgungsanstalten für Töchter aus besseren Ständen gedacht waren. Schon zur Merowingerzeit gewährten solche Konvente Königstöchtern und Königinnen eine Zuflucht, und in der Folgezeit, namentlich im zehnten Jahrhundert, bildete sich der freiherrliche adelige Charakter noch weiter aus. Klöster wie Monheim, Säckingen, Essen, Gandersheim und Gernrode, das Niedermünster in Regensburg waren von Anfang an Damenstifte.

Die vornehmen Nonnen erlaubten sich manche Freiheit, wie der Lobredner der hl. Hathumod von Gandersheim berichtet. Sie wählten eine mittelmäßige Kleidung, sagt er, nicht zu stark verziert, aber auch nicht ganz von Wolle. Hathumod trug zwar auf dem Leibe bloße Wolle, gestattete aber den Schwestern den Gebrauch leinener Hemden. Die Lebens- und Nahrungsweise hatte sie in der Art mit den Schwestern gemein, daß sie den Fleischgenuß, den sie ihnen an bestimmten Tagen und Zeiten gestattete, sich selbst versagte. Sie genoß auch von den übrigen Speisen und dem notwendigen Getränke, selbst vom Brote nur sehr wenig. Wenn die Glocke zum Gebet rief, eilte sie ihren Genossinnen und allen voran und verließ zuletzt das Gotteshaus. Im übrigen herrschte die vollste Gemeinsamkeit. Keine der Schwestern speiste mit Verwandten oder Gästen oder sprach mit ihnen ohne besondere Erlaubnis. Keiner, erzählt unser Gewährsmann, stand es zu, wie es in den meisten Klöstern der Brauch ist, sich außerhalb des Klosters zu Verwandten oder auf die dem Kloster gehörigen Güter zu begeben. Keine durfte außerhalb des gemeinschaftlichen Speisezimmers oder zu ungewöhnlicher Zeit essen, wenn nicht Krankheit dazu zwang. Alle nahmen ihre Mahlzeit zusammen in einem und demselben Raume ein, ruhten im gemeinschaftlichen Zimmer, kamen zur Gebetsstunde an ein und demselben Orte zum Gottesdienst zusammen und gingen gemeinschaftlich aus, um die vorkommenden Arbeiten zu verrichten. Keine durfte im Kloster eine besondere Zelle oder eine Dienerin haben. Die das Ordenskleid noch nicht erlangt hatten, wohnten außerhalb des Klosters auf einem kleinen Meierhof. Die Absonderung von Männern war so streng, daß selbst Priester das Kloster nicht betreten durften, wenn nicht Krankheit dies erheischte oder sonst ein rechtmäßiger Grund zur Ausübung ihres Amtes es erforderte.

Manche Priester und Mönche erteilten Unterricht, wie aus den gegenseitigen Spottreden des St. Gallener Ekkehard und des Reichenauer Ruodmann bekannt ist, aber doch viel seltener, als wir voraussetzen, viel häufiger hören wir, daß die Nonnen den Knaben, namentlich aus besseren Häusern, Unterricht erteilten und sie den

Psalter lehrten.[1] Die Frauen eilten in der Bildung voran, wie wir oben hörten. Die Mädchen waren viel lernbegieriger als die Knaben, und manche vornehme Tochter wollte die Bildungsstätte gar nicht mehr verlassen, obwohl sie ursprünglich gar nicht die Absicht hatte, zu bleiben. So wissen wir von der schon im Kindesalter mit einem deutschen Kaisersohn verlobten Tochter Sophia des Ungarnkönigs Bela, daß sie um keinen Preis mehr das Kloster Admont verließ, nachdem ihr Verlobter gestorben war, und dem Zwang ihres Bruders widerstand. Von den meisten heiligen Frauen rühmen ihre Lebensschilderer ihren Lerneifer und von weniger gebildeten Herrinnen, daß sie wenigstens den Mädchenschulen ihre Teilnahme zuwandten. Wenn die Königin Mathilde nach Nordhausen kam, berichtet ihr Biograph, versäumte sie nie die Schule zu besuchen. Adelheid von Willich prüfte selbst und herzte und beschenkte die Kleinen, die richtige Antwort gaben.

Außerhalb der Klöster und Frauenstifte gab es freilich keine Bildungsgelegenheit, und es war schon eine besondere Gnade, wenn Mädchen, die für die Welt bestimmt waren, dort Aufnahme fanden, da mehrere Verbote entgegenstanden. Sie nahmen am gleichen Unterricht teil wie die künftigen Klosterfrauen, und die Spuren einer Scheidung, einer äußeren und inneren Schule, sind viel spärlicher als bei den Knabenanstalten. Hier wie dort war die Grundlage der lateinische Psalter, d. h. das Gebetbuch schlechthin.

Außer den dienenden Schwestern wird kaum eine Nonne einer Kenntnis des Lateinischen entbehrt haben, und viele schritten darüber hinaus, lasen Klassiker, vertieften sich in die Geheimnisse des Quadriviums, in den Computus, in die Notenzeichen und die Notengesetze, und manche drang selbständig vor, ging ihre eigene Wege und wurde eine berühmte Schriftstellerin. Die meisten Genossinnen beschränkten sich freilich aufs bloße Abschreiben und auf Handarbeiten. Berühmte Schreiberinnen waren Herluka von Bernried, Leukardis zu Mallersdorf, Diemuod zu Nonnberg und berühmte Künstlerinnen im Weben und Sticken die Einsiedlerin Liutberg bei Halberstadt, Biletrud, Witwe des Herzogs Berchtold zu Bergen, Mathilde, Schwester des Bischofs Burchard von Worms, Gisela, Schwester Heinrichs II.

6. Mönchsschulen.

In den Frauenkonventen war der Adel, wie wir sehen, stark vertreten, nicht minder aber in den Männerklöstern schon wegen des Einflusses der hohen Stifter, Patrone und Gönner. Alte, gegen die beliebige Aufnahme von Sklaven gerichtete Gesetze wurden vom Adel aufgegriffen und von Königen dahin erweitert, daß Unfreien überhaupt der Zutritt erschwert würde. Und doch waren die Orden

[1] M. G. ss. 2, 124; 4, 582; 11, 323; 12, 40. Schäfer, Kanonissenstifter 175.

für Gedrückte und Bedrängte gegründet, und fromme Äbte öffneten gerade ihnen die Arme und wollten vom hochmütigen Adel nichts wissen, so daß sogar bischöfliche Synoden mahnen mußten, die Freien nicht zu verstoßen und sie zu den Schulen zuzulassen und zwar Freie, die gar nicht die Absicht hatten, Mönche oder Priester zu werden, während andere Gesetze wieder den Zutritt weltlicher Schüler zur Klosterschule verboten.[1]

Trotz aller üblen Erfahrungen, die die geistlichen Lehrer mit diesen Jungen machten, drängte sich doch die Notwendigkeit auf, für die allgemeine Bildung und Volkserziehung mehr zu tun, als die alten Ordnungen vorsahen. Die Bischöfe fühlten den Mangel wohl, da weite Gebiete aller Schulen entbehrten, selbst in Frankreich. Dort hatte eine edle Frau, die Mutter Guiberts von Nogent, im elften Jahrhundert Mühe, einen Grammatiker aufzutreiben. Es fand sich damals, schreibt Guibert später, kein Lehrer auf dem Lande, kaum einer in den Städten, und die, die sich fanden, verstanden nicht viel. So unterrichtete den jungen Guibert wohl ein guter Mann, aber ein schlechter Erzieher. Ein Jahrhundert zuvor hatten die Bischöfe den Kaiser gebeten, wenigstens drei öffentliche Schulen im Reiche zu errichten, und hatten ihre eigenen Stifte angewiesen, alle, die Geistliche werden wollten, zuzulassen; nur sollten sie selbst für ihren Unterhalt sorgen. Desgleichen sollten die Pfarrer Schule halten. Ärmere verdienten ihren Unterhalt durch Meßdienen, Chorsingen und Bücherabschreiben. In Italien war die Sängerschule geradezu die Anstalt für künftige Geistliche.[2]

Wegen des Lehrermangels fanden gelehrte Italiener im Norden eine gute, bald aber auch eine mißtrauische Aufnahme, wie Gunzo, auf den wir zurückkommen, und Stephan von Würzburg, der den jungen Wolfgang, den späteren heiligen Bischof, aus seinem Hörsaal verwies, weil er vieles besser wußte. Manche Schulen, auch deutsche Stifts- und Klosterschulen erlangten einen solchen Ruf, daß Lernbegierige von weither zuströmten. So entstand der fahrende Schüler aus aller Herren Ländern und mischte sich unter die Schar der Vaganten. Zu ihr gehörte sogar der junge hl. Wolfgang, der zuerst zu Reichenau, dem „zweimeerigen", Unterricht genoß. Schon lange vor ihm 815 war Walafried Strabo dahingekommen und hatte eine große äußere, weltliche, öffentliche Schule mit 400 Zöglingen angetroffen, während die innere nur 100 zählte.

Durch diese Spaltung, durch Errichtung von Doppelschulen umgingen die Klöster kirchliche Verbote, in die Mönchs- oder Oblatenschule Fremde aufzunehmen. Zu St. Gallen lag die äußere Schule getrennt vom Kloster zwischen der Abt- und Fremden-

[1] S. oben S. 81.

[2] Schola cantorum verbunden mit dem orphanotrophium oder schola cantorum et scribarum. Angilbert macht eine Stiftung für 100 Singknaben. Hörle, Frühmittelalt. Mönchs- und Klerikerbildung 25, 73.

wohnung im Norden der Kirche; ihre Insassen, die eine gewisse Freiheit genossen, brauchten nicht alle zusammen zu wohnen und zu schlafen; die um eine Halle verteilten kleinen Zimmer nahmen kleinere Gruppen auf. Die innere Schule dagegen, östlich von der Kirche, bestand aus sechs großen Kammern, aus Unterrichts-, Schlaf- und Krankenräumen und der Stube des Lehrers. Auf drei Seiten umgaben die Zimmer einen offenen Hof mit Kreuzgängen, an der vierten Seite stießen sie an eine kleine Kirche.

Die Zöglinge der inneren Schule gehörten zum Verbande, mußten sich in die Klostersitte und Klosterordnung einleben und wurden daher strenger gehalten als die Zöglinge der äußeren und der Stiftschulen, die sich nach dem Beispiel der Klöster richteten. Die Knaben mußten sich schon nach Mitternacht zur Matutin erheben und die Stunden mitsingen. Säumige weckte die Rute. Von der Prim bis zur Terz dauerte der Unterricht, dann eilten sie in das Schlafzimmer, kleideten sich für den Tag an, wuschen sich, zogen dann zur Messe und nach deren Ende zum Kapitel, wo sie ihre Verfehlungen angaben und die einen die der anderen nicht verschweigen durften; die Aufseher brachten ihre Beobachtungen vor. Zweimal in der Woche mußten die Schüler dem Abt oder Prior beichten. Zum Mahle um die Sext versammelten sie sich mit den Mönchen und legten sich dann in der warmen Jahreshälfte zugleich mit den Mönchen zur Ruhe nieder und durften dann nicht lernen oder lesen. Erst um die Non begann wieder der Unterricht und dauerte bis zur Vesper. Zwischen Sext und Non fiel also eine Pause, aber wahrscheinlich nur dann, wenn die Regel des hl. Benedikt auch den Mönchen die Ruhe vorschrieb. Im Winter drehte sich die Tagesordnung geradezu um und da dauerte gerade von der Terz bis zur Non die Arbeitszeit — Terz und Non fielen aber etwas früher als im Sommer.[1]

Die Knaben, zumal die der äußeren Schule, wurden mit Achtung und Ehrfurcht behandelt. Wenn sie des Weges kamen, mußten die Mönche ihnen Platz machen, sie freundlich grüßen und im Chor und Speisesaal auf sie warten. Sie standen aber unter beständiger Aufsicht, je zwei unter einem Kustos, der sie zur Schule begleitete, nachts zwischen ihnen ruhte und selbst an geheimen Orten sie nicht verließ. Außerdem machten stets Umgeher, Circitoren, die Runde, um auch die Mönche zu überwachen. Im Schulsaale saß jeder Schüler auf einem eigenen Stühlchen so weit von dem anderen entfernt, daß sie sich nicht berühren konnten. Nur in den kurzen Freizeiten durften die Jungen miteinander reden und spielen; sonst mußten sie sich durch eine Fingersprache verständigen, die auch die Mönche gebrauchten. Von außen waren sie vollkommen abgeschlossen, selbst von ihren Eltern. Von niemand durften sie etwas

[1] Die Terz um 8 Uhr, die Non um 2 Uhr. S. S. 73, 113.

annehmen, außer von ihren Vorständen. Als König Konrad I. St. Gallen besuchte, steckte er einem Knaben eine Goldmünze in den Mund, und dieser spie sie aus; er ließ Äpfel unter sie werfen, und keiner bückte sich danach, so strenge war die Zucht. Die Lehrer brachten die Rute kaum aus der Hand, die Hand selbst sollten sie nicht gebrauchen, und sie hieben damit ihren Zöglingen auf Hände und Rücken und zwar oft auf entblößte Rücken. Der Ruf „Zieht euch aus" hatte einen schaurigen Klang. Eines Tages kehrte zu St. Gallen ein italienischer Grammatiker, Gunzo, ein, der alsbald Eifersucht erweckte. Nun brachte er in seiner lateinischen Rede einmal einen falschen Kasus an. Schadenfroh fletschte der Lehrer der Schule die Zähne und schielte seine „Widder" an. Dadurch gereizt, spottete ein Junge, der fremde Alte hätte die Schülerrute verdient, eine Bemerkung, die den Fremdling mit bitterer Rachgier erfüllte und zu einer Schmähepistel Anlaß gab.[1] Den jungen Guibert prügelte sein Lehrer so heftig, daß seine Haut alle Farben des Regenbogens zeigte. Durch Schläge suchte er zu ersetzen, was ihm selbst an Klarheit und Gewandtheit abging. Als Guiberts Mutter seine Wunden entdeckte, schrie sie: „Ich will nicht mehr, daß du den Unterricht besuchst und Kleriker wirst," aber Guibert antwortete: „Selbst wenn ich sterben müßte, würde ich nicht aufhören zu lernen."

Nicht alle Schüler waren so standhaft, viele liefen davon, darunter viele Faule, wie der Dichter der ecbasis captivi aufrichtig gesteht. Er habe, bekennt er, Possen getrieben, sei immer herumgeschweift und entlaufen, wieder eingefangen worden und habe in der Haft Selbsteinkehr geheuchelt und in der Verzweiflung versprochen, zu arbeiten, und nun versuche er es mit dem Dichten. Manchmal empörten sich die Schüler, und es kam vor, daß sie aus Wut Schulhaus und Kloster in Brand steckten. Der spätere Kaiser Otto II. erschreckte seinen überstrengen Oheim Bruno dadurch, daß er einen eben gestorbenen Knaben in sein Bett legte, als wäre er selbst an den Folgen der häufigen Schläge verschieden.[2] Allerdings mahnten verständige Männer, mit den Hieben innezuhalten, die die Herzen verstockten. Linde, sagt Otfrid, laß, Herr, die Züchtigung sein, schlage wie die Mutter tut, die mit Bedauern züchtigt. Große Wirkungen erzielten aber solche Worte kaum. Dafür gewährte die Sitte andere Erleichterungen, viel Freizeit und Spiele.

In den freien Stunden durften die Knaben Kreisel schlagen, Ball spielen, mit Holzpfeilen schießen. Zur Unterhaltung der Schüler gehörte auch das Aufgeben und Lösen von Rätseln, und zur Abspannung dienten Schulfeste und Ausflüge. Das Hauptfest, an manchen Orten allgemeiner Prügeltag, war der Tag der un-

---

1 Mart. coll. I, 296.
2 M. G. ss. 2, 112; 16, 704; 6, 631.

schuldigen Kinder, wo ein Schulbischof gewählt und allerlei Scherz getrieben wurde. Bereits am Sonntag vor Katharina, der Patronin der Philosophie, erwählten die Jungen einen Schulabt, dieser erkor sich zwei von seinen Mitschülern zu seinen Kaplänen. Die eigentliche Zeit des Festes begann aber erst am Vorabend vor dem unschuldigen Kindleintag: bis zum folgenden Abend traten die Knaben mit ihrem Abte an die Stelle der Mönche, sangen für sie im Chore, saßen im Speisesaal an ihrem Platze und trieben andere Possen. Auch in der Schule führten sie die Herrschaft; wer in sie eintrat, mußte sich durch eine Spende loskaufen. Einmal ließ sich auch der greise Bischof Salomo von Konstanz in den Scherz der Schüler von St. Gallen ein. Salomo wurde von den Kleinen auf den Sitz des Lehrers geschleppt, er befahl „die Kutten herunter zum Rutenstreiche". Wer gute Verse machte, konnte sich loskaufen. Da entzückten ihn die Kleinen so durch ihre gelungenen Antworten, daß er sie so, wie sie waren, in ihren Linnenhemden in die Höhe hob — in Linnenhemden spielten sie auch manchmal.[1] Salomo liebkoste sie und sprach: „Zieht euch an"; er fügte bei: „Ich werde mich loskaufen, wenn ich das Leben habe." In der Tat hinterließ er eine Schenkung, woraus die Schüler an drei Tagen mit Fleisch, mit drei Gerichten und Getränken gespeist werden sollten.

7. Lehrgegenstände.

Im Unterricht hatte sich gegen früher nicht viel verändert.[2] Zuerst lernten die Kinder das Lesen und zwar am Psalter, den die Kinder meist schon auswendig kannten, und dann das Schreiben. Oft kostete es viel Mühe, das Barbarenkind an Griffel und Feder zu gewöhnen. So hatte der spätere König Alfred schon das zwölfte Jahr erreicht und konnte noch nicht lesen und schreiben. Seine Mutter reizte ihn dazu, indem sie ihren Kindern ein schön geschriebenes, mit Malerei versehenes Gedicht vorhielt und sagte: „Wer am schnellsten lesen kann, dem schenke ich es." Alfred ging zu einem Lehrer und bequemte sich zu der schwarzen Kunst. Die Psalmen und Stundengebete schrieb er selbst zusammen und trug sie immer bei sich. Von den Lese- und Schreibübungen ging der Unterricht möglichst rasch zum Lesen von Schriftstellern über und zwar von lateinischen. Latein war die eigentliche Schulsprache, da es noch als lebende Sprache galt, zumal zu St. Gallen, in dessen Nähe Welsche saßen, wogegen das Griechische zurücktrat.[3]

[1] Ekkeh. c. 16, 35 (nudi tabulis luserunt).

[2] Specht, Gesch. d. Unterrichtswes. 67.

[3] Die Herzogin Hadwig lehrt den Klosterschüler Burchard Griechisch; ss. 2, 125. Froumund zu Tegernsee kannte wenigstens einige Ausdrücke, ebenso die Fuldaer Walafried und Hraban; der vielseitige Gerbert kannte die Sprache nicht, wohl aber Liutprand v. Cremona.

Gegen die klassischen Schriftsteller hegten viele fromme Männer ein Mißtrauen. Sie seien allerdings nützlich, meint einer, der noch ruhig dachte, aber nur wie der Dung auf dem Acker. Vor dem Gebrauche müsse man sie waschen wie die Israeliten fremde Weiber vor der Ehe. Im Anschluß an diese Lektüre und dadurch angeregt ergaben sich Stilübungen in Versen und in Prosa als Bestandteile der Grammatik.[1] Daher dauerte dieser Unterricht wohl neun Jahre.

Einen kleinen Einblick in den Lehrgang gewährt ein Schuldialog, den Alkuin niederschrieb. Ein älterer Schüler, auffallenderweise ein Sachse, muß dem jüngeren Franken auf dessen Fragen alles auseinandersetzen, und da dieser zu viel wissen will, wird der Sachse ungeduldig über die maßlose Neugier, der Franke aber meint, es wäre wohl genug gefragt, aber die Mücken im Hause des Meisters (Alkuin) summen ihm immer wieder was Neues ins Ohr. Als die Interjektionen erreicht sind,. meint der Sachse: „Was fragst du noch nach solchen Seufzern und Schmerzenslauten? Hast du sie nicht oft genug gehört, wenn ich zu Füßen des Gestrengen lag und die Waffe der Züchtigung drohte?“ Zur Übung von Phantasie und Verstand pflegte Alkuin dichterische Umschreibungen, Definitionen und Rätsel aufzugeben. So fragte er: Was ist der Mensch? A.: Ein vorbeiziehender Wanderer. Was ist das Meer? A.: Der Weg der Kühnheit, der Gürtel der Erde, das Mutterhaus der Wolken und Flüsse. Oder er gab das Rätsel: Wen sieht man nur mit geschlossenen Augen? A.: Der Schnarchende zeigt ihn dir (Schlaf).

Zu den Rätselreden, einer Liebhaberei der Angelsachsen, gesellten sich Streitreden und Prozeßreden, die teilweise zur Aufführung gelangten. Da traten einander gegenüber Tugenden und Laster, Reich und Arm, Leben und Tod, sogar Schloß und Schlüssel. Besonders beliebt waren Wortgefechte zwischen Sommer und Winter, Synagoge und Kirche, Juden und Christen. Selten sind eigentliche Prozeßreden, außer einigen wenigen, die Quintilian nachgebildet sind.[2] Neu und eigenartig ist nur eine Verhandlung zwischen Lazarus und Maria über ein reiches Erbe. Zur Einführung in die Rechtswissenschaft dienten juristische Formeln, die die Jungen in der Schule sich aneignen mußten. Die Praxis ergänzte den Unterricht, die Praxis in einer Kanzlei oder Hofkapelle, wie eine solche Ottos I. Bruder leitete, aus der eine große Zahl von Schriftstellern hervorging.

Viele Kleriker waren eben zugleich Juristen, Advokaten, Notare. Die Laien blieben hinter ihnen an Bildung und Wissen weit zurück. Daher wundern wir uns, daß Graf Ulrich von Ebersberg berichtet,

---

[1] Dictamina, dictare, dichten.

[2] Walther, Streitgedichte 134.

in seiner Jugend hätte sich jeder Edelmann geschämt, wenn er Rechtsbücher nicht zu lesen und anzuwenden gelernt hätte.[1]

Noch ruhmrediger schildert ein Neffe des Abtes von Clusa seine Laufbahn. Der Abt hätte ihn, sagt er, an viele Schulen in der Lombardei und Frankreich geschickt und 2000 Solidi für ein neunjähriges Grammatikstudium ausgegeben. Er studiere noch immer und er sei doch ein vollkommener Gelehrter. „Ich habe zwei große Häuser voll Bücher", prahlte er, „ich habe sie zwar noch nicht alle gelesen, aber ich studiere täglich in ihnen. Es gibt kein Buch auf der ganzen Erde, das ich nicht hätte. Wenn ich aus der Schule sein werde, so wird es unter dem Himmel keinen Gelehrten geben, der mir gliche."[2] Ottos des Großen Bruder Bruno führte überallhin, auch ins Lager, eine Bibliothek wie eine Bundeslade mit sich. Eine helle Freude an den Büchern offenbart das Schülerlied: audite pueri quam sint dulces literae — nos felices, qui studemus literas.[3]

Wer auf eine vollendete geistige Bildung Anspruch machte, durfte bei der Grammatik nicht stehen bleiben, sondern mußte auch in die schwierigen Gegenstände des Quadriviums eindringen. Gegen die höheren Fächer galt der niedere Unterricht nur als Kinderspiel, und doch beruhten jene Fächer auf einer ungenügenden Grundlage. Die Arithmetik erstreckte sich nicht über die einfachsten Rechnungen, solange sie der arabischen Ziffern noch entbehrte. Doch wurde die alte Rechnungsart, der Computus, schon von Gerbert durch die Rechnungstafel, den Abakus, das Kolumnenrechnen, verdrängt, das seinerseits später dem arabischen Algorismus Platz machte. Gerbert gebrauchte orientalische Ziffern (apices), die den am Schluß des Mittelalters verbreiteten arabischen mit Ausnahme von 8 und 9 noch sehr unähnlich sehen, er verfügte über ansehnliche Kenntnisse in der Geometrie, Physik, Mechanik, soll er doch die Pendeluhr erfunden haben.

Im allgemeinen verlegte sich die Zeit lieber auf Zahlenmystik als auf schwierige Rechnungsaufgaben und stellte alle höheren Fächer in den Dienst der Theologie. In seiner Erziehungslehre sagt Hrabanus Maurus, die höheren Künste, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, sollten alle auf Gott hinführen. Die Schüler sollten daraus erkennen, wie Gott alles weise nach Zahl und Maß und Gewicht eingerichtet habe. Die Zahlen drei, vier, sieben seien heilig und bestimmen die Welt. Die Musik hilft dazu, auch in das Leben Harmonie zu bringen. Wenn wir uns eines guten Lebenswandels befleißigen, bekunden wir uns, meint Hrabanus, als Jünger dieser Kunst. „Wie Pythagoras lehrt, wird Himmel und

---

[1] M. G. ss. 20, 14; ähnlich Mab. a. II, 258.

[2] M. G. ss. 4, 109. Gunzo aus Navarra rühmt sich, 100 Bücher über die Alpen gebracht zu haben.

[3] M. G. p. l. IV², 657.

Erde durch die Musik regiert."[1] Die Astronomie hatte den Lauf der Sonne und des Mondes festzustellen und gipfelte im Kalender, einer schweren Leistung. Der Kalendermann, der Zeitmacher, galt bis in die Neuzeit hinein für eine geheimnisvolle Person. Nur wenige Geistliche konnten das Osterfest richtig berechnen, und die Landeskirchen feierten es immer noch zu verschiedenen Zeiten. Auch der Anfang des Jahres stand nicht fest; Karl der Große hat sich für den Julianischen römischen Kalender entschieden gegenüber dem ägyptischen, an dem die Iren, wie es scheint, festhielten.

Dem Zustand jener Wissenschaften entsprach die Geographie und Naturkunde. Die Kenntnis der Erde hatte immer mehr abgenommen. Die Karten sind alle geostet, orientiert, d. h. haben den Osten oben, anstatt wie bei unseren Karten den Norden: dort liegt das Paradies mit Adam und Eva, und im Anschluß daran füllt Asien das obere, Europa und rechts davon Afrika das untere größere Kreissegment aus. Auf der Beatuskarte des achten Jahrhunderts bewohnen den äußersten Süden die Antipoden, und Wasser umfängt den alten Erdkreis. Die ganze Erdauffassung verlor sich immer mehr in bloßen Umrissen, wurde immer schematischer und beschränkte sich bei den T-Karten auf eine oberflächliche Andeutung der Erdteile mit der Hauptstadt des Paradieses, Jerusalem. Der senkrechte Pfahl von T bezeichnet das mittelländische Meer, wovon links Südeuropa, rechts Afrika liegt, der Querbalken scheidet Europa und Afrika von Asien und ist eine konfuse Verbindung des ägäischen und levantischen mit dem roten und indischen Meere. Die Erde, der Mittelgarten, ist der Kampfplatz guter und böser Geister, der Schauplatz der Erlösung, worin Gott selbst eingreift. Die ganze Schöpfung zielt auf die Erlösung, auf Gott ab, jedes Tier, jede Pflanze, jeder Stein verrät eine geheime Beziehung zu dem verborgenen Sinn der Welt, zu Christus. Diese Beziehung, den Sinn jedes Erdenwesens zu ergründen, beschäftigte den Geist und die Phantasie in gleicher Weise. Darin erschöpfte sich die Naturbetrachtung.

Viel reichere Schätze des Wissens besaßen die Araber und verführten damit christliche Jünglinge, wie schon im neunten Jahrhundert Bischof Alvarus von Cordova klagt. Zu ihnen ging der Aquitanier Gerbert in die Schule und lernte so viel, daß er als ein Wunder der Weisheit angestaunt wurde. Dieses Wissen hatte freilich keinen religiösen Anstrich, und daher machte es auf das Abendland einen so fremdartigen Eindruck, daß es an eine Offenbarung des Fürsten dieser Welt dachte und Gerbert des Bundes mit dem Teufel bezichtigte.

---

[1] Die Notenschrift machte bedeutende Fortschritte, ging von den Neumen zu Linienzeichen über.

8. Bildung der Geistlichen.

Da der ganze Unterricht von der Theologie durchhaucht war, bedurfte es, wie es scheint, keines besonderen theologischen Unterrichts; wenigstens erfahren wir nichts davon. Der junge Otloh, der später Ausgezeichnetes leistete, hatte in seiner Jugend die Klosterschule in Tegernsee besucht und war zu einem Landpfarrer in die Lehre gegangen. Das Pfarrhaus war für unzählige der Weg, der sie vom Bauern- zum Priesterstand führte, und hier gab die praktische Unterweisung und Einübung den Ausschlag.[1] Allerdings stand die Wichtigkeit des theologischen Unterrichts über allen Zweifel fest. „Der künftige Lehrer des Volkes," schreibt Hrabanus, „muß, solange er noch Muße hat, sich die Waffen bereiten, mit denen er den Feind überwinden und die ihm angetraute Herde beschützen soll, und es ist schimpflich, wenn einer erst dann etwas lernen will, wenn er bereits als Seelenhirt und Lehrer aufgestellt ist."

Sowohl in den Pfarr- als in den Klosterschulen mußten die jungen Zöglinge vor allem die Psalmen auswendig lernen, meist schon, bevor sie schreiben und lesen konnten. Bevor der hl. Adalbert an die Domschule zu Magdeburg kam, hatte er schon bei einem slawischen Priester außer dem Glauben und dem Vaterunser den ganzen Psalter gelernt. Daß die Geistlichen die Psalmen auswendig kannten, geht aus dem Schwanke „Priester und Wolf" hervor; in der Wolfsgrube betet der Priester in seiner Todesangst zuerst die Bußpsalmen, sodann für die Toten die Vigil (Placebo) und für die Lebenden den ganzen Psalter.[2]

Wo ein eigentlicher theologischer Unterricht bestand, da lag ihm, wie es eigentlich immer sein sollte, die Hl. Schrift zugrunde, kein Lehrbuch der Dogmatik und Moral. Das Alte Testament stand ebenso hoch im Ansehen wie das Neue, obwohl Alkuin einmal den Satz aussprach, es hieße das Alte, weil es aufhörte, als das Neue begann. Die Predigten des Mittelalters verraten eine überraschende Kenntnis der Hl. Schrift. „Denke immer," ermahnt Otfrid seinen Mitbruder, „dem schlichten Sinn der Hl. Schrift nach, dort findest du geistliches Brot unter der Kruste, das dich wohl gelüsten mag, und wenn du emsig dich bemühst, so welken die bösen Gedanken. Das Gras, das du niedergetreten hast, richtet sich weniger gegen dich auf, und die bösen Lüste geben dir längere Frist; einen viel teureren Schatz findest du dort, den Herrn Jesum Christum, der dich vor dem Tode bewahren wird."

In der Auslegung der Hl. Schrift bewährte sich die Meisterschaft eines Mannes. Zu Addula, der verwitweten Tochter des Königs Dagobert II., die ihren Enkel Gregor, einen vierzehnjährigen

---

[1] Das berühmte Seminar St. Sulpice zu Paris ging aus einer einfachen Pfarrschule hervor.

[2] Grimm, Lat. Gedichte S. 341.

Knaben, unterrichtete, kam einmal der hl. Bonifatius und ließ den Kleinen aus der Hl. Schrift vorlesen. Nach einiger Zeit unterbrach ihn der Heilige und sprach: „Du liest schon recht gut, mein Sohn; hast du auch ganz verstanden, was du gelesen hast?" „Ja," sagte der Junge. „Gut, dann sage es mir noch einmal." Der Knabe wollte nun das Gelesene noch einmal lesen. „Nein, nicht so! Wiederhole mir mit deinen eigenen Worten, so wie du mit deinen Eltern sprichst, was du eben gelernt hast." Das konnte aber der Kleine in seiner Verwirrung nicht. „Willst du, daß ich es tue?" Da fing er nun an, mit so glühender Beredsamkeit die Hl. Schrift zu erklären, daß es war, als ob der Heilige Geist durch den Mund des Bonifatius spräche. Alles war hingerissen, am meisten Gregor, der ihm folgen und sein Schüler werden wollte.[1]

Vorlesungen über Dogmatik, Kirchenrecht Moraltheologie lagen noch in weiter Ferne, einen gewissen Ersatz boten aber Erklärungen des Symbolums, der apostolischen und Konzilskanonen. Schon über das gewöhnliche Maß hinaus führte die Lesung der Pastoralanweisung Gregors des Großen und einiger Schriften von Hieronymus und Augustinus, deren Verwendung für Schulzwecke die altdeutschen Glossen beweisen, die sich in den betreffenden Handschriften finden. Gregors des Großen derber Realismus und der Volksauffassung schmeichelnder Wunderglaube sagte dem Mittelalter viel mehr zu als der Spiritualismus Augustins.[2]

Überall begegnet uns ein kräftiger, beinahe massiver robuster Glaube, nicht angekränkelt von Zweifeln, ein festes Zutrauen zur Überlieferung. Der Glaube war Volkssache geworden. Wenn uns ein Zweifel auftaucht, so war es die eine Schwierigkeit, warum die Überlieferung nicht die gleiche geblieben sei. So beschäftigten sich zur Zeit des hl. Bonifatius viele mit der Frage, warum denn Christus erst so spät auf die Welt kam und so viel Tausende zugrunde gingen.[3] Viele zweifelten an den Sakramenten, namentlich an der Brotverwandlung, wie die Lebensbeschreibung Gregors des Großen verrät.[4] Germanische Bauern dachten gerne an einen mächtigen Zauber, den sie selbst anwenden könnten. Deshalb verbot die Kirche später das laute Hersagen der Verwandlungsworte. Soweit uns Zweifel in dieser Zeit begegnen, verraten sie meist eine jüdische Quelle, knüpfen aber vielfach an die uralten manichäischen Anschauungen an. Die Menschen verzichteten auf ihr eigenes Denken und stützten sich immer auf Autoritäten, auf die Überlieferung und fremde Anregung. Stand doch ein Übersetzer

[1] „Wenn du mir kein Pferd gibst," sprach er zu seiner Großmutter, „dann verreise ich zu Fuß." Und er wich nicht mehr von der Seite seines Meisters bis zum Tage des Martyriums. M. G. ss. 15, 68.

[2] V. Joh. Gorz. 83. Mab. a. 5, 393.

[3] Ep. 59 (745); Mansi 12, 377. M. 160, 1103.

[4] Joh. Diac. 2, 41; Paul. Diac. 23.

fast noch höher im Ansehen als ein selbständiger Denker und Dichter. Daher kennen wir wohl den Namen eines Otfrid und Notker, nicht aber den Verfasser des Heliand. Als der Mönch Gottschalk eigene Gedanken über die Vorherbestimmung äußerte, entsetzten sich die frommen Männer, und Hrabanus Maurus beurteilte und behandelte ihn sehr hart. Dagegen suchte Hrabanus praktisch in Wort und Tat das Christentum auszubreiten, gründete Kirchen, vermehrte die Zahl der Priester und verfaßte Predigten, hielt sich aber ängstlich an ältere Vorlagen. Wo seine eigenen Anschauungen durchbrechen, verraten sie germanische Eigenart, sie drehen sich um den Kampf zwischen guten und bösen Geistern, zwischen dem guten König und dem Widersacher des Heils. Ganz eigenartig ragt in diese Welt herein der Ire Johannes Scotus Eriugena, der folgerichtigste Platoniker unter den vielen Anhängern des augustinischen Platonismus, zu denen auch Gerbert, der spätere Papst, zu rechnen ist. Gerbert erklärte in einer berühmten Disputation mit dem Sachsen Ohterich die Gattungsbegriffe (die Universalien, die Ideen) für die Ursachen der Arten, schreckte aber doch vor zu weiten Folgerungen zurück und wagte z. B. nicht das Vernünftige als Ursache des Sterblichen gelten zu lassen, da, wie Ohterich mit Recht einwarf, zum Vernünftigen auch reine Geister gehören. Das Vernünftige ist ein zu weiter Begriff; „geistiges, materielles Sein“ ist viel zu allgemein, um als Gattungsbegriff gelten zu können. Plato hatte mit seinen Ideen engere Begriffe (z. B. Menschheit, Tierheit, Pferd, Eiche usw.) im Auge. Von solchen Ideen behauptet nun Eriugena, sie seien schaffende Wesen. Zwischen Gott und den irdischen Geschöpfen liegt nach ihm eine ganze Welt von Ideen „geschaffener und schaffender“ Wesen, die ewigen Urbilder aller Dinge im Logos verbunden, die zwischen Gott und der Welt vermittelnd hin und her wogen. Die Vereinzelung, die Zersplitterung ist der Sündenfall, und die Wiedervereinigung durch den Logos ist die Erlösung, in der die Kreatur vergottet wird. Alles kehrt wieder zu Gott zurück, wie es von ihm ausging. Diese Weltauffassung, die auf Origenes beruht, entbehrt nicht einer gewissen inneren Folgerichtigkeit; nur stößt sie sich allzusehr an der Realität der Dinge und an der positiven Offenbarung. Keine innere Verbindung verknüpft den Logos des Gedankens mit dem Logos der Geschichte. Sowohl die Geschichte des Neuen als des Alten Testamentes erhebt Widerspruch gegen die Einzwängung in den spekulativen Kreislauf logischer Gedanken.

XLIV. Geistliche und weltliche Mönchsdichtung.

Es ist erstaunlich, wie rasch sich die Germanen, allen voran die Angelsachsen, in die römische und christliche Kulturwelt einlebten. Die Bescheidenheit, mit der sich die Mönche nur schwache Nachahmer nannten, darf uns nicht abhalten, ihren Leistungen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn man bedenkt, wie lange die Slawen brauchten, bis sie selbständig arbeiteten, gar nicht zu reden von den heutigen Negern, so wächst unser Erstaunen noch bedeutend. Die Mönche haben nicht bloß nachgeschrieben und nachgeahmt, sondern sie haben auch selbständig gedacht, geformt, gedichtet. Namentlich in der Dichtung schlugen sie eigene Wege ein. Es war ein entschiedenes Verdienst der damaligen Klosterleitung, daß sie so viel Einsicht besaß, den Talenten freien Spielraum zu gewähren.

Die Klöster besaßen Talente, die für ganz andere Dinge als für spekulative und theologische Fragen Freude und Geschick besaßen. Viele verrieten eine ausgesprochene Begabung für die Kunst, und mancher hatte ein feines Ohr für den Reim. Sollten die Klöster aus übertriebener Strenge diese Gaben brachliegen lassen? Konnten sie nicht passend für höhere Zwecke verwendet werden? Im Unterschied vom Morgenlande bejahte das Abendland diese Frage, und diese Bejahung ermöglichte eine nationale Dichtung von unvergänglicher Schönheit. Die Mönche konnten sich ungestört ihrer literarischen Neigung hingeben, ja sie brauchten nicht einmal die angeborene Leidenschaft, die Kampfgier, zu verbergen, wenn sie nicht geradezu den religiösen Idealen entgegenstand, ja, konnten sie manchmal sogar in der Tat bewähren, wenn Feinde einfielen. Sie konnten Kampf und Krieg, Freundschaft und Liebe in kraftvollen Worten, glühenden Versen schildern, wenn sich nur eine Verbindung mit der Religion herstellen ließ. So hat ein namenloser Dichter im lateinischen Avarenlied den Sieg der Christen über die Heiden gepriesen und ein flandrischer Mönch Hugbald von St. Amand, der Verfasser eines lateinischen satirischen Gedichtes auf die Kahlheit, in deutscher Sprache ein Ludwigslied gedichtet, aus dem uns der Kampfgeist des Alten Testamentes entgegenweht. Darin heißt es, Gott habe den verwaisten Ludwig (Karls Urenkel) frühzeitig in Schutz genommen und ihn mit guten Eigenschaften begabt. Zu seiner Prüfung habe er die Normannen den Franken auf den Hals geschickt, damit sie ihre Sünden erkännten. „Ludwig machte sich unverzüglich auf," fährt das Lied fort, „wie froh waren da die Franken!" Sie dankten Gott, und Ludwig sprach: „Fasset Mut, Gott hat mich gesandt, euch zu retten." Er ergriff Schild und Speer, ritt kampfmutig vorwärts, bis er die Feinde erreichte, da

stimmte er das heilige Lied an, und alle sangen Kyrie eleison — dies war der Schlachtruf von altersher und blieb es das ganze Mittelalter. „Der Gesang war gesungen, der Wig (Kampf) war begonnen, Blut schien in den Wangen, es spielten die Franken! Bitteren Trank schenkten sie den Normannen ein." Ein ähnlich kriegerischer Geist spricht aus dem etwas später in lateinischer Sprache abgefaßten Gedicht auf Walter von Aquitanien, dessen Gestalt die siegreichen Taten Wilhelms von Aquitanien aufleben ließen. Sein Verfasser ist wohl ein St. Gallener Mönch aus adeligem Geschlechte, in dem noch eine kräftige Kampfader schlug. Dagegen verherrlichte ein Jahrhundert später ein Tegernseer Mönch im Ruodlieb, in seinem Helden, die Weisheit und Milde, nicht die Kühnheit und den Wagemut. Schon die lateinische Sprache milderte das germanische Ungestüm, die wilde Kraft. Diese bricht um so kräftiger durch in den deutschen Gedichten, mögen sie auch Andacht stammeln. So weht aus dem Wessobrunner Gebet noch ein Hauch aus einer anderen, versunkenen Welt uns an, worin es heißt: „Das erfuhr ich als der Wunder größtes, daß weder die Erde war, noch der Himmel darüber, weder Baum noch Berg war, die Sonne nicht schien, der Mond nicht leuchtete, als da nichts war, da war der eine allmächtige Gott und bei ihm viele himmlische Geister." Beschränkt sich hier das Heidnische auf einige Ausdrücke, wie die Bezeichnung Gottes als mildesten Mannes, so sind die Anlehnungen an alte Vorstellungen viel häufiger in dem Muspilli. Das Weltgericht ist in diesem Liede in naheliegende Verbindung mit dem Einzelgericht gleich nach dem Tode des Menschen gesetzt. „Wenn die Seele sich auf den Weg begibt," heißt es da, „und den Leichnam liegen läßt, so kommt ein Heer der Himmelsflämmchen, und ein anderes aus dem Höllenpeche. Sorgen mag da die Seele, bis es entschieden ist, zu welchem Heere sie gehöre. Wenn sie des Satans Gesinde gewinnt, so wird sie dahin geleitet, wo ihr Leid geschieht in Feuer und Finsternis, das ist ein recht fürchterlich Ding; wenn sie aber den Engeln eigen wird, kommt sie in des Himmels Reich, da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis. Wer im Paradiese Bau gewinnt und ein Haus im Himmel hat, dem ist geholfen. Darum ist es gut, daß der Mann selbst zu Gericht sitze und nach Recht urteile." Ohne Unterbrechung folgt nun die Schilderung des Weltgerichtes: „Ich hörte sagen die Weltweisen, daß der Antichrist mit dem Elias streiten soll. Der Wolf ist bewaffnet, und der Wig beginnt. Elias kämpft mit Himmelsgewalt, und der Antichrist steht bei dem Altfeind, dem Satan." Der Kampf eines Gottes, Propheten oder Heiligen mit einem Wolf, Drachen, Lindwurm ist eine altgermanische Vorstellung, die uns auf zahlreichen Bildwerken christlicher Kirchen begegnet.

Der Drachentöter wird dabei verwundet, so auch Elias.[1] Wenn des Elias Blut auf die Erde träufelt, heißt es, dann brennen die Berge, die Wasser vertrocknen, der Mond fällt herab, der Mittelgarten zwischen dem Nebelreich und der Götterburg entbrennt. Keiner mag dem anderen helfen vor dem Muspilli, dem Weltenbrand. Daß die Erde vom Blute des Elias aufflammt, ist wieder eine altgermanische Vorstellung, näher rückt das Gedicht der christlichen Offenbarung in den folgenden Versen: „Wenn das himmlische Horn geblasen wird und der Weltenrichter sich zum Sind begibt, dann erhebt sich ein mächtiges Heer, so kühn, daß ihm niemand widersteht. Es fährt zur Malstätte, die gemarket (abgegrenzt) wird, da soll die Sühne (das Gericht) stattfinden. Dann fahren Engel über die Mark, wecken die Toten und weisen zum Tinge. Wenn der Herr erscheint, tragen die Engel das hl. Kreuz herbei." Damit bricht das Gedicht ab, das uns kein Geringerer als der Enkel Karls, Ludwig der Deutsche, überliefert hat. Das Gedicht, das sich vornehmlich an höhere Stände wendet und ihnen die Pflicht der Gerechtigkeit einschärft, muß besonderen Eindruck auf ihn gemacht und seinem zwischen Kampfgier und Reue schwankenden Gemüte entsprochen haben.

Die germanische Art verleugnet sich auch da nicht, wo der heilige Text einen Zwang ausübt und andere Verhältnisse und Stimmungen voraussetzt. Dies gilt vom Heliand wie von der sächsischen Bearbeitung der Genesis. Mit Vorliebe verweilt der Sachse bei Proben der Kraft und Äußerungen des Trotzes: er führt die Sünde auf die Untreue und den Hochmut zurück und schildert die Empörung und den Sturz der Engel mit lebhaften Farben. Der böse Engel, ursprünglich herrlich gebildet „gleich den lichten Sternen", wandte sich nach ihr zur bösen Tat. Es dünkte ihn, daß er mächtiger und kräftiger über die Heerscharen herrschen könne als der heilige Gott. Er dachte darauf, wie er sich einen festeren Stuhl schaffen könnte, einen höheren in den Himmeln, er sagte, daß ihn sein Herz antriebe, nach West und Nord vorzudringen und Niederlassungen zu gründen. So pflanzte er die Fahne der Empörung auf, aber Gott stürzte die bösen Engel zur Hölle, zur schwarzen Untererde. Hier brennt nachts ein Feuer, das sich immer erneuert, morgens bläst von Osten her ein scharfer Wind, der harten Frost bringt. Das fremde Land, das die Sünder aufsuchen mußten, war lichtlos und doch voll Flammen. Die Phantasie des Dichters verbindet die Schrecken des frostigen Nordens, einer endlosen Winternacht mit der ausdorrenden Glut des Südens. Die Lohe nimmt nicht ab, klagt der Teufel, es liegen rings um mich

[1] Odin wurde nach der Edda vom Fenriswolf verschlungen, als er ihn fesseln wollte, oder Ziu verlor wenigstens seinen Arm, überwand aber das Tier. Vgl. die Bilder aus Freising, Regensburg, Berchtesgaden, Schwertsloch bei Jung, Germanische Götter 40 ff.

von hartem Eisen starke Bande; die schweren Eisenringe und das Gestänge hat mich des Gehens beraubt, mir genommen meine Freiheit: die Füße sind gebunden, die Hände gekettet, der Höllentore Wege sind nach außen versperrt, so daß ich auf keine Weise loskommen kann von diesen Gliederbanden. Wieviel glücklicher ist Adam und Eva, sie dürfen den Reichtum besitzen, den die Engel im Himmelreich hätten genießen können!

Einer der „Widersacher" Gottes macht sich auf, Adam zu berücken, setzt sich den unsichtbar machenden Helm, den Hehlhelm aufs Haupt, schwingt sich wie ein Alb in die Luft und über die Lohe, bis er in den Garten des Paradieses kommt. Dort verwandelt er sich in Wurmgestalt, verstellt sich zu einem Gesandten Gottes, verheißt dem Adam Kraft und Mut, Gold und Gut, wenn er die verbotene Frucht äße, der Eva aber geheimes Wissen und Schauen. Er schmeichelt dem Weibe, es sei weicher als der harte Adam, dessen Sprödigkeit ihn beleidigt hätte.

Im Heliand tritt der Erlöser mit kriegerischer Kraft auf, umgeben von treuen Dienstmannen, aber auch von falschen Genossen, bösen Hagen. Der Heiland empfängt schon als Kind die Huldigung gewaltiger „Degen" aus dem Morgenlande, und „Rossehüter" werden von den Engeln auf ihn aufmerksam gemacht. In Nazareths Burg wächst das Gotteskind heran. Die Edelinge des Volkes strömen von den Burgen ihm zu, und er kehrt in ihren Holzhallen ein. Die Heergenossen sitzen auf Bänken in der Halle, der König auf dem Königsstuhl. Der König ist der Kleinodspender, der Ringspender, Schutzherr, Rater und Ratgeber. Er hat das Bannrecht, erhält Anteil an Bußen und teilt Lehen aus. Der Statthalter Pilatus heißt ein Herzog. Am Hofe dienen Kellermeister, Schenke, Gärtner. In Humpen und Henkelglas schenken die Mundschenken Wein aus Schalen; die Truchsesse tragen auf. Die Tafelgenossen und Wehrmänner werden heiter, und auf der Diele beginnt der Tanz. An die Schar der Adeligen und Freien reihen sich die Schalke, die Gefolgsleute, die Hagustalden und Laten. Priester hegen das Ting, die schriftgelehrten Männer beraten die Richter als Esagen und Schöffen. Wenn sich der Heiland in die Einsamkeit zurückzieht, besteigt er einen Steinholm oder eine Holmklippe. Der Ölberg ist ein mächtiger Berg, breit und hoch, grün und schön.

Gleich einem König zieht der Heiland umher, als ein großer Schatzspender und teilt Gnaden und Wohltaten aus, spricht weises Urteil, aber widerwärtig verwegene, mutstarrige Männer verkannten die Macht Gottes und beriefen eine große Menge grimmiger Leute, hießen das Volk sich sammeln auf den Gauen und hetzten es auf gegen den mächtigen Christ. Da wurden die Zwölfboten mutlos; in Judas fahren Gramgeister, leidige Wichte umschnüren sein Herz. Christus endigt am Galgen, am Verbrecherbaum, erhebt sich aber als Siegesherr aus dem Grabe.

Gegenüber der volkstümlichen Frische und Kraft, die uns in jeder Zeile des Heliand anspricht, macht die verwandte Dichtung eines Mönches einen etwas schwächeren Eindruck; ich meine Otfrids Evangelienharmonie. Allerdings versucht auch Otfrid die heilige Geschichte der Anschauung und Empfindung des Volkes näherzubringen. Aber es überwiegen gar zu sehr die frommen Betrachtungen und mystischen Auslegungen. Nur selten bricht ein Gemüt durch, so bei der Schilderung der Mutter- und Heimatliebe. Als Gabriel der Jungfrau die wunderbare Geburt verkünden soll, geht er der Sonne Pfad, den Weg der Wolken, kommt zur Burg, eben als Maria den Psalter singt und dabei ein Tuch aus kostbarem Garne wirkt. Für ihr Neugeborenes vermißt Maria nicht nur eine Lagerstätte, sondern auch ein Bad; den Hauptmann nennt Otfrid Schultheiß, die Statthalter Herzöge; Pilatus wohnt in einem Pfalzhause. Genau wie im Heliand ist auch hier Christus ein Volkskönig, der Ting hält; er ist mild und gerecht, vor allem aber mutig und tapfer. Mutvoll ging er am Ölberg seinen Feinden entgegen; schade, daß ihn kein größeres Gefolge umgab. Sonst hätte er, meint wohl der Dichter, einen Kampf aufgenommen. In diesem Bedauern bricht unwillkürlich die deutsche Kriegslust durch, sowenig sie hier einen Grund hatte. Die Jünger standen dem Herrn treu zur Seite, Petrus wollte ihn mit aller Macht befreien, wagte dem Feinde ohne Schild und Speer entgegenzutreten, und fuchtelt mit seinem Schwerte, bis der Herr befahl, es einzustecken. Die Stelle des Matthäus „alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen" nahm Otfrid nicht in sein Gedicht auf.

Mit vollem Bewußtsein wählte Otfrid die Volkssprache, er wollte mit seinem Gedichte die weltlichen heidnischen Lieder verdrängen. Jedes Volk, sagt er, singe das Lob Gottes, warum sollen die Franken allein zurückbleiben? Er tadelt es, daß man alle Mühe auf fremde Sprachen verwende, die eigene Sprache aber vernachlässige, und er stand nicht ganz allein mit seiner Gesinnung. Notker von St. Gallen schrieb an den Bischof Hugo von Sitten, wenn er seine Übersetzungen zu Gesicht bekomme, werde er wohl anfänglich wie vor etwas Ungewöhnlichem zurückschrecken, allmählich würden sie ihn vielleicht aber nicht unangenehm berühren. Es ist bezeichnend, daß sich gerade an den Grenzen des Deutschtums das Bewußtsein regte. Der Elsässer Otfrid fand für die deutsche Heimat so rührende Worte, daß er alle späteren innerdeutschen Dichter beschämt: O Fremde, wie hart bist du! Ich selbst habe es an mir erlebt, wie drückend du bist. Denn wer des Heimatbodens entbehrt, der muß in harter Knechtsarbeit sich mühen. Ich selbst habe es empfunden. Nichts Begehrenswertes fand ich in dir, kein anderes Gut als kummervollen Sinn und ein trauriges Herze. Darum verlangt uns nach der Heimat, so laßt uns, wie die Magier,

andere Straßen gehen, den Weg, der uns zu unserem himmlischen Erbe führt.

Otfrid ist nach Hugbald der erste deutsche Dichter, den wir dem Namen nach kennen, ein dritter ist Wisolf, der Verfasser eines phantastischen Georgsliedes, das uns nach Persien in eine Volksversammlung versetzt, wo sich Georg als Christ bekennt und unglaubliche Wunder verrichtet. Die Dichter verraten selten ihren Namen, die weltlichen, die Spielleute noch weniger als die geistlichen Schriftsteller; eher nennen sich die Schreiber und Übersetzer. Solche Übersetzer waren Notker, der Großlefzige (Labeo) oder der Deutsche, Teutonicus genannt, ferner der etwas spätere Notker der Stammler, endlich der Franke Williram, der Dichter des Hohenliedes. Das Übersetzen war sehr wichtig, da die Kirche, wie die noch vorhandenen Reste von Predigten, Gebeten, Taufgelübden, Beichtspiegeln, Hymnen beweisen, diese Tätigkeit für den Volksgebrauch oft beanspruchte; es war aber auch sehr schwierig, da die Sprache noch ungelenk, ungefügig und hart war. Um so mehr wundern wir uns, daß die Übersetzer dieser Schwierigkeit mehr Herr wurden als eine spätere Zeit. Notker z. B. verfügte über einen überraschend großen Sprachschatz und versuchte auch philosophische Ausdrücke, die man heute noch lateinisch bezeichnet, im Deutschen wiederzugeben, z. B. Substanz, Individuum, relativ, Akzidenz usw.

Übrigens bemühte sich die Kirche, auch sonst religiöse Begriffe deutsch auszudrücken, bei denen sich nachmals der lateinische Ausdruck siegreich behauptete.[1] Schon das erste Wort aller Religion „Gott" war nicht leicht zu finden. Die Herkunft des Wortes ist dunkel, wahrscheinlich ist es verwandt mit gut. Nach seinen Eigenschaften bezeichneten ihn die Mönche als den ewigen, von ewa, Bund, den alles waltenden, allmächtigen, erbarmenden, milden, gnädigen Herrn, den Schöpfer der Welt. Im Heliand heißt er der Messende, Ordnende (Metod, Meotod). Jesus hieß im Deutschen Heiland, von heilen, im gleichen Sinne auch der Nährende und der Halter: er erlöste, erkaufte die Menschen. Maria hieß Fraue, Maged, Gottesmutter, die Apostel Gottesboten, die Bekenner Beichtiger. Im Mittelgarten zwischen Himmel und Hölle liegt nach alter Anschauung die Welt, weralt, d. h. das Menschenalter. Den Teufel, diabolus, nannten die Germanen den Altfeind, den Leuteschinder,[2] Widerwart, Heerfeind, Höllenhund, Unhold, den Versucher, kostari, Koster, den Niederfall, den Niederris, den Warch, d. h. Verbrecher, den Bilwis,[3] den Altwurm, den Drachen, die Natter. Sein Reich ist die Hölle, die Höhle mit dem ewigen Feuer und dem

[1] Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart 1845.

[2] Liudscatho, thiodscatho,

[3] Balowiso, Quälgeist. Wis ist vielleicht slawisch.

Peche. Am letzten, am jüngsten Tag, am Gerichtstag, am Sühntag erfolgt nach der alten und neuen Lehre die Scheidung zwischen Guten und Bösen.

Auch die alten Germanen kannten die Sünde, die „Schuld“, die Bosheit, die das Verderben, das Übel über den Menschen bringt.[1] Von ihr, lehrten die Mönche, soll sich der Mensch bekehren, Buße, d. h. Sühne leisten und daher zur Kirche, dieser Anstalt zur Sündentilgung, seine Zuflucht nehmen. Zur Bezeichnung der Religionsgemeinschaft wählten die Bekehrten den Ausdruck Kirche, Christenheit, Samenung, Ladung, Gemeine. Wie die alten Deutschen nannten sie den Priester, der zu opfern und zu predigen hatte, Ewart. Jene beiden Worte opfern und predigen sind lateinisch. Dagegen standen deutsche Ausdrücke zu Gebote für die Verkündigung des Evangeliums, des Gottspiels, Gotspellon, und für das Beten, das Bitten. Die Priester, Presbyter, verwalten das Sakrament, das Heiltum, Geheimnis (wizzod, tougani). Sie tauchen, taufen die Heiden und die Kinder; ihnen muß man beichten, d. h. die Schuld bejahen, bekennen (jehan). Das Abendmahl heißt Nachtmus mit Gottes Leichnam oder mit dem Herrenleib, d. h. dem Fronleichnam. Bei vielen anderen Ausdrücken bemühte sich niemand, sie dem Volke zu übersetzen, und so blieben stehen die Worte: Dom, Tempel, Kreuz, Altar, Marter, Pilger und Almosen. Ausdrücke höherer Bildung stammen ohnehin aus dem Lateinischen, so Ordnung, Sinn, Kapital, Natur. Aber auch Kopf, Körper, Muskel, Titel, Pein, Kerker ist lateinisch.

XLV. Unordnungen in Klöstern und im Klerus.

1. Losere Mönchszucht.

Kunst und Wissenschaft hatten in den Klöstern Zuflucht gefunden, Dichtung und bildende Kunst, Weltwissen und Gotteskunde. In Deutschland ragte besonders St. Gallen hervor und hier selbst wieder ein Dreigestirn: Notker, Ratpert und Tuotilo und dann mehrere Ekkeharde. Sie glänzten nicht nur durch Geistesgröße, sondern verrieten durch ihr ganzes Wesen ihre adelige Herkunft; an einem unter ihnen, Tuotilo, bedauerte ein Kaiser, daß er nicht Krieger geworden war; seine Kunst war eben in den Augen vieler eine Herabwürdigung. Sie selbst waren sich aber ihrer Bildung mehr bewußt als ihres Adels und fühlten sich erhaben über die Ungebildeten, die „Illiteraten“, „Idioten“, die „Heimgezogenen“,

[1] Balawesei, baludad. Sünde ist verwandt mit sons, schuldig.

wie man sie deutsch nannte,[1] obwohl sich unter ihnen auch viele Adelige befanden. Verschlossen doch die alten Klöster und Stifte den Unfreien den Zutritt. So entstanden starke Unterschiede, und es verstand sich von selbst, daß die alte strenge Zucht, an die sich nur Niedergeborene gewöhnen konnten, viele Einschränkungen erfuhr und eine größere Freiheit gewährt werden mußte. Das Sondereigentum, die Sonderzellen mehrten sich, da nicht bloß die kränklichen und älteren Brüder, sondern auch die geistig arbeitenden Kemenaten beanspruchten.[2] Der St. Emeraner Mönch von Regensburg, der den neuen Brauch beschreibt, bringt die Einzelzellen in Verbindung mit besserer Kleidung und Kost.[3]

Vorzüge, Vorrechte, Ausnahmen erregen immer Neid, Argwohn, Eifersucht. Dies erfuhren auch Notker, Ratpert, Tuotilo, die von ihren Genossen mit Mißtrauen betrachtet, ausgespäht, ausgehorcht wurden und zwar nicht ohne Mitschuld des Bischofs Salomo, der, wie wir schon oben hörten, immer nach Gründen suchte, das Kloster anzuschwärzen und es seiner Hoheit zu unterwerfen. Sein Vertrauter Sindolf stellte sich unter das Fenster, wenn die drei Unzertrennlichen in der nächtlichen Zwischenzeit der Chorgesänge sich in die Schreibstube zurückzogen und ihre Arbeiten berieten, und wollte um jeden Preis herausbringen, daß sie Schwarzkunst trieben und mit dem Bösen im Bunde ständen. Dies merkten die drei und beredeten sich, dem Lauscher einen Denkzettel anzuhängen. Der kräftigste von ihnen faßte eines Abends Sindolf beim Schopfe, als er vor dem Fenster stand, und Ratpert schlug aus Leibeskräften mit Ruten und Geißeln auf ihn ein. Als die Brüder auf das Geschrei hin herzueilten, erklärte Tuotilo, er hätte einen Teufel erwischt. Auch der furchtsame Notker hatte es ein andermal mit einem grunzenden, pustenden Teufel zu tun und schlug ihn weidlich durch.

Alkuin erhob sich in dunkler Frühe zur Matutin ganz schlaftrunken, warf seinen Mantel über die Tunika, entledigte sich aber vom Schlaf überwältigt seiner Kleider und behielt gegen die Regel nur noch Hemd und Hosen an, griff aber unbewußt nach einem Weihrauchgefäß, ging schlaftrunken nach dem Ort, wo das Herdfeuer brannte, entnahm ihm glühende Kohlen, legte Weihrauch darauf und räucherte damit sein Schlafgemach aus. Nun erschien ihm der Teufel, machte ihm Vorwürfe, er wolle besser scheinen, als er sei, Christus lasse sich durch Vorspiegelungen nicht täuschen; er sei ein Heuchler.

Gefährlicher als der Teufel waren auswärtige Späher, Spione. So litt St. Gallen unter den Besuchen eines Abt Ruodman von

---

[1] M. G. ss. 2, 514.

[2] Caminata veterum angulus vocata (ss. 2, 112). Die frühere Gemeinsamkeit behielten ihre Reformorden bei Berth. von Regensb. Pfeiffer I, 138.

[3] Ss. 4, 559.

Reichenau, des Kölner Mönch Sandrat, des Italiener Gunzo. Gunzo rächte sich zu Reichenau für eine mehr vermeintliche als wirkliche Zurücksetzung, und die Reichenauer hörten mit Wonne seine Klagen und boshaften Anklagen, seine Andeutungen über die gekräuselten Haare, die glänzenden Kutten und Schuhe des älteren Ekkehard und das abendliche Bacchustreiben. Der Abt Notker verließ manchmal das Kloster, um gegen das Treiben nicht einschreiten zu müssen, und sagte dann wohl: „Sehet zu, ich beschwöre euch, ihr Herren, auf die ich mich verlasse, daß ihr euch nicht allzusehr gehen lasset, daß Laien eurer Fröhlichkeit nicht beiwohnen, besonders aber keine Knechte, auf deren Eide wir uns schon öfters nicht verlassen konnten." Bezeichnend ist die Mahnung Notkers des Stammlers an den jungen Salomo: „Sei ein Mann! Meide wie tödliches Gift die gebrochene Rede, den schleichenden Schritt, die gemalten Augen, die bleiche Gesichtsfarbe, das hängende Antlitz."[1] Sein Freund Ratpert, der die Ausflüge der Mönche tadelte und sie den Tod der Mönche nannte, vergaß manchmal über dem Studium und dem Unterricht den Besuch der Messe. Er sagte dann wohl: „Gute Messen hören wir, indem wir lehren, sie zu halten." Auch erschien er selten zu den Übungen und Lesungen der Kapitel, indem er sich entschuldigte, er hätte in der Schule genug zu kapiteln und zu strafen.

Bei diesen Neigungen und Gewohnheiten fällt es uns auf, daß die St. Gallener Mönche sich nicht in Kanoniker und ihr Kloster nicht in ein Stift verwandelten, dessen Glieder einen Anspruch hatten auf gesonderte Kammern und reichlichere Nahrung (drei Pfund Brot und drei Pfund d. h. etwa einen Liter Wein).[2] Denn eben zu dieser Zeit verwandelten sich viele Klöster in Stifte, so z. B. das berühmte Niederaltaich, eine Gründung Pirmins, wo die Genossen auf zwölf herabgesunken waren, und mancher Konvent, der damals entstand, entschied sich von Anfang an dafür, so das Odilienkloster: obwohl sich die Nonnen für die strenge Regel erklärten, wählte Odilia selbst aus Rücksicht für spätere Zeiten das kanonische Leben. St. Gallen behielt die Regel bei, um nicht in die Botmäßigkeit eines Bischofs zu fallen, und milderte sie nur durch den „Brauch", die „Gewohnheit". Sogar der giftige Gunzo rühmte die würdige Haltung, die schönen Verbeugungen, den gemessenen, milden Schritt, das Stillschweigen der Brüder.[3] Ebenso lobten die musternden Bischöfe und Äbte 973 viel Schönes, wie Ekkehard berichtet; nur verschweigt er offenbar jeden Tadel — und erinnert an ein sechzig Jahr zuvor gefälltes Urteil eines Bischofs von Augsburg, der erklärte, er hätte Reliquien, einen toten Heiligen, besuchen

[1] M. G. ss. 2, 142; Martène Coll. I, 302.
[2] Mansi 14, 270, 296.
[3] Videbam frequentes capitum inclinationes, per inter scapularia compositos iacere cucullos, incessus lenes, raros sermones. Martène, Coll. I, 295.

wollen und hätte viele lebende Heilige angetroffen. Nach Ekkehard gestanden die visitierenden Bischöfe, die Ordnung sei besser gewesen, als sie erwarteten; sie wären gekommen, um zu belehren und zu bestrafen; statt dessen hätten sie selbst Lehre und Beispiel von den Mönchen, diesen Kämpfern des Geistes, erhalten. Während sie selbst das Stillschweigen brachen und sich der fröhlichen Unterhaltung hingaben, wären die Mönche stumm geblieben und hätten nicht mitgelacht. Dem Vorleser rief einmal beim Mahle ein Bischof mit heiterer Laune zu: „Kannst du denn nie schweigen,“ dieser aber endigte seine Lesung mit dem gewöhnlichen Responsorium: tu autem domine miserere nobis, d. h. habe Erbarmen mit uns. Als ein dienender Bruder einem Bischof einen Löffel brachte, stellte ihn dieser auf die Probe und ließ den Löffel wie aus Versehen fallen, worauf sich der Diener um Gnade flehend niederstürzte und sich scheu und beschämt zurückzog. An diese Geschichte erinnert die Probe, die Otto der Große anstellte. Wie ein Löwe unter den Tieren, erzählt Ekkehard, stellte er sich mitten unter die Mönche gleich einer Bildsäule, von seinem Bruder Bruno an der linken Seite gehalten, die Rechte auf seinen Stab gestützt, während sein Sohn die Mutter führte. Indem die Brüder zu Lobgesängen an den Seiten der Kirche sich aufstellten, ließ er seine großen funkelnden Augen rechts und links schweifen, um zu sehen, ob sie die Regel beobachteten. Dann ließ er seinen Stab so fallen, daß ein starkes Geräusch entstand. Herzog Kuno von Kärnten eilte hinzu und hob ihn auf. Otto aber sagte: „Ich wollte die Treue dieser Mönche gegen die Regel auf die Probe stellen, ließ den Stab darum absichtlich fallen. Aber ich habe nicht bemerkt, daß auch nur einer sein Haupt oder seine Augen darauf richtete.“ Sein Sohn Otto gestattete sich darauf die spöttische Bemerkung: „Mich wundert, daß ihm, der das Reich so festhält, der Stab niederfiel. Denn wie ein Löwe hat er noch alle Reiche festgehalten, die er erworben, und mir, seinem Sohne, nicht den geringsten Teil davon abgegeben.“

2. Äbte, Vögte, Patrone.

Die vornehmen Klöster St. Gallen, Reichenau, Werden, Corvey u. a. hatten eine Bedeutung wie Fürstenhöfe und waren ihrer Bedeutung auch bewußt. Selbst in Klöstern, die sich nicht ängstlich gegen die Unfreien verschlossen, waren die Äbte große Herren, ebenbürtige Genossen von Bischöfen und Fürsten. Die Mönche selbst wählten gerne Adelige zu ihren Vorständen, weil sie von ihnen einen kräftigen Schutz gegen Grafen und Herzoge erwarteten.[1]

[1] Si hunc suscipimus, defendit nos contra comites et potentiores nobis: quin et imperatorem nobis sua dignitate propitium facit; v. Eigil. 5. Aus dem gleichen Grunde wollten die Mönche in St. Gallen den hl. Ulrich veranlassen, in ihr Kloster einzutreten (v. Udal. 1).

Die Könige halfen ihrerseits dazu, übertrugen die Abtwürde an Günstlinge, Dienstmannen, denen es nicht einfiel, sich weihen zu lassen. Wer das Abtgut, die abbatia besaß, genoß die Würde auch ohne Weihe.[1] Umsonst widersetzte sich die Kirche diesen Laienäbten, Kommendataräbten, und umsonst hatte ein Konzil 813 verlangt, daß die Äbte mit den Mönchen gemeinsam lebten.

Auch geweihte Äbte benahmen sich höchst selbstherrlich, bekümmerten sich nicht um den vorgeschriebenen Beirat der Mönche, sonderten sich immer mehr ab, gestützt auf die vom hl. Benedikt gewährte Erlaubnis einer eigenen Tafel, gingen aber weit darüber hinaus und bauten zuerst nur aus Not, dann aus Kriegslust Schlösser und Burgen, umgaben sich mit edlen Dienstmannen und zogen selbst ins Feld, dem Könige zu dienen. Bei Auseinandersetzungen galt der Grundsatz: den Äbten die Ritter, den Mönchen die Bauern.[2] Manchmal glich der Abthof einem Feldlager.[3] In der Tierfabel erscheinen die Äbte gerne unter der Gestalt von Wölfen, denen Igel, Otter und andere Tierritter Dienste leisten. Soll der Fuchs oder der Wolf oder der Bär Abt werden? — diese Frage gab Stoff zu köstlichen Fabeln. Da wurde erzählt, wie der Wolf und der Fuchs in Übereinstimmung den Bären anschwärzten, daß er nicht Abt werden konnte; oder der Fuchs, der geschmeidige Hofmann, weiß die Dinge so einzufädeln, daß er mit des Königs Vollmacht den Wolf aus dem Kloster verdrängt.

Der Wolf tut fromm, kasteit den Leib und verführt das arglose Lamm zum Eintritt, eröffnet ihm aber, er werde es zum Ostermahl verzehren, denn er sei des Fastens herzlich müde. Zur rechten Zeit hört aber die Sippe des Kalbes von der Gefahr, und die ganze Herde, unterstützt vom Fuchse, erscheint vor der Burg des Wolfes mit dem königlichen Befehle zur Übergabe der widerrechtlich besetzten Burg. Durch die List des Fuchses gelingt es der Rinderherde, den Wolf herauszulocken und die Burg einzunehmen. Den ihn beschützenden Kaiser erklärte die Sippe für einen Esel — es war noch ein unschuldiger Schimpf gegen die Vergleiche mit Ebern, Ottern, Igeln, womit die Mönche die Patrone, Vögte, Dienstmannen beehrten.

Patrone, Vögte, Krieger konnten die Mönche nicht entbehren, wenn sie ihren Gesellschaftspflichten genügen und selbst sicher sein wollten, zumal in den unruhigen Zeiten des neunten und zehnten Jahrhunderts. Manches Kloster verdankte seine Rettung einem Vogte, was man später nur zu gerne vergaß.[4] Sogar gegen Bischöfe hatten die Vögte manchmal ihre Anvertrauten zu verteidigen.[1]

---

[1] Blume, Abbatia 1914 (83).
[2] Imag. Gervas. c. B. archiep. (Hist. Angl. sc. 1311).
[3] M. G. ss. 11, 534; 7, 688.
[4] Mab. ann. III, 215.
[5] Über Papsthilfe Mab. ann. III, 209, 222.

Die Mönche selbst überflossen zeitweise vor Verehrung, bewiesen namentlich anfangs den Stiftern die größte Ergebung und waren froh, wenn sie statt mit den Grafen und ihren Beamten es mit den Vögten zu tun hatten. Sie erklärten sich hochbefriedigt, wenn sich die Gönner nur mit einem Drittel der Einkünfte begnügten.[1] Viele der Herren ließen sich dauernd um das Kloster herum nieder, besetzten die Gastherberge oder die Abtburg, zumal die Besitzer von Eigenklöstern. Ganze Familien machten sich breit. In der Not nahmen Dienstmannen mit ihren Familien Wohnung sogar in Mönchszellen und gaben Ärgernis,[2] wie viel mehr die hohen Freunde der Äbte! Während die Mönche Psalmen sangen und fromme Lesungen anhörten, saßen die Gäste bei üppigem Mahle, frönten dem Spiele, zogen auf die Jagd und auf Fehden aus. Die Ruhe unterbrach das Bellen der Hunde, das Gekreisch der Falken und das Klirren der Waffen. Geisterstimmen mußten die Herren belehren, daß die Klöster nicht für Hunde gestiftet wären.[3] Das Gewissen regte sich wohl, aber seine Stimme wurde übertönt durch die freche laute Losung: Raubt, macht Beute.[4]

Das Beispiel der Patrone, Vögte, Abtfreunde ahmten die Dienstmannen nach, und da blieben dann die Hintersassen, die Kolonen, die Liten, die Pächter, die Prekaristen, nicht zurück. Nicht umsonst hatte Gregor der Große die Vergebung von Kloster- und Kirchengut an Krieger verboten. Aber auch die Schenkung von Gütern, Stammgütern an Klöster schlug zu ihrem Nachteile aus, wenn die Bedingung einer Leibrente oder Pfründe im Hospiz darangeknüpft war.[5] Die Pfründner und ihre Familien konnten recht lästig werden, ebenso die „eingetragenen Brüder" und Gäste, zumal ein eingetragener Bruder wie Salomo, in dem die Mönche von St. Gallen einen Spion vermuteten. Die Brüder berieten sich lange, wie sie sich gegen den mächtigen Mann verhalten sollten, der dem Kloster schon viele Wohltaten erwiesen hatte. Die geistlichen Führer, die wir schon oben nannten, Notker, Ratpert, Tuotilo, widersetzten sich dem „Schafpelz", der „verbrämten Toga" und verlangten, daß er zuvor eine reine Toga trüge. Doch die Mehrheit gewährte den Eintritt; nur sollte Salomo sich vollständig als Mönch kleiden und benehmen.

In der Regel bewiesen die Mönche vornehmen Gästen gegenüber den größten Eifer, eine Zuvorkommenheit, die nachmals den Tadel Peters Damiani herausforderte. Während sie die Vornehmen an hohe, reichbeladene und schönverzierte Tafeln setzten, klagt Peter,

---

[1] Tertio denario contentus sit; M. G. ss. 16, 694.

[2] In der Zelle neben der Kirche, Od. coll. 2, 11. R. de Hoveden 976.

[3] D'Achery, Spicil. II, 470; Smaragd. com. 42. Konzil v. Trosle 909 c. 3; Leon VII. ep. 938.

[4] Rapite, praedamini; Gerb. ep. 5.

[5] Mab. ann. IV a, 718.

hatten die Armen auf dem nackten Erdboden unter den Hunden sitzen müssen.[1]

Vornehme und unvornehme Gäste mehrten sich zusehends, und da viele ihre Familien mitbrachten, entstanden notwendig Zwistigkeiten, und die Parteien verschanzten sich gegenseitig.[2] Als ob es nicht genug gewesen wäre an den Patronen und Dienstmannen, mischten sich auch die höchsten Herren ein, Bischöfe und Fürsten, und heischten ihren Anteil an der Beute. Ein Bischof Adalbero von Metz, zwar kein unfrommer Mann, aber durch Simonie gewählt, vergriff sich, um ein von seinen Stiefbrüdern ihm vorgeschossenes Geld hereinzubringen, an den Gütern der Abtei Gorze und verlieh einen Teil dieser Güter an seine Dienstmannen. Diese hausten so übel, daß das Kloster vollständig zerfiel und die Kirche sich in einen Stall verwandelte. Ebenso machte es der Lütticher Bischof Balderich, ein Neffe des Grafen von Hennegau, mit dem Kloster Laubach, von dem wir gleich hören werden. Mit den Bischöfen haben andere mächtige Herren die Klöster um die Wette bedrängt und ausgesogen. So stritten um das Kloster St. Gallen der Bischof von Chur, der Herzog von Schwaben und der Kaiser selbst. Wie aus einem Gesichte der Einsiedlerin Wiborada hervorgeht, in der ihr der heilige Gallus mit zerrissenen und schmutzigen Kleidern erschien, plünderte der Herzog von Schwaben die Güter und Leute des Klosters und übertrug ausgedehnte Besitzungen seinen Dienstleuten als Lehen. Dafür ereilte ihn auch, wie Wiborada prophezeit hatte, die Strafe des Himmels. Ähnlich wie St. Gallen ging es dem Kloster Fulda nach dem Berichte des Abtes Markward: „Die Fürsten verschiedener Landschaften", erzählt dieser, „nahmen sich von den naheliegenden Kirchengütern, soviel ihnen gut schien, und behielten dies, als wäre es ihr Benefizium, ohne daß ihnen jemand steuerte oder dagegen sprach. Die Kleineren aber machten sich Rodungen und Dörfer in den Wäldern und Gehegen des hl. Bonifatius. Gar nicht zu reden von den Hörigen der Kirche, die überall dem Raube preisgegeben waren, da sie jeder an sich riß und sagte: „Mein bist du, mein bist du, ich habe dich als Benefizium erworben."[3]

Ohne Zweifel haben die Fürsten ihr Verfahren, so gut es ging, zu rechtfertigen gesucht; nur kennen wir ihre Gründe nicht, da uns über diese Vorgänge ausschließlich Klosterquellen berichten. Anders im Orient, wo andere Stimmen sich vernehmen lassen. Als Kaiser Nikephoros Klostergüter einzog, wies er hin auf den verderblichen Einfluß des Reichtums. Einen solchen Besitz verlangen, sagte er, weder die Verordnungen der Apostel noch der Väter, er widerspreche dem einfachen Leben und dem geistlichen Gelübde. Das Mönchsleben sei wahrhaft eine Komödie geworden, die zur Läste-

[1] Op. 9, 7.
[2] Hug. Flav. 2, 11; M. G. ss. 8, 377.
[3] Böhmer, Fontes 3, 166.

rung des Namens Christi führe.[1] Als der Abt Adalhard Corvey gründete, brachten die Sachsen so viele Gaben dar, daß er dem frommen Eifer wehren und die Mönche zur Genügsamkeit ermahnen mußte. Es ist nicht unsere Sache, sagte er, uns davon zu bereichern, wovon andere verarmen, darüber sich zu freuen, was andere schmerzt.

3. Verweltlichung.

Solange die Mönche streng und demütig lebten, sagt Cäsarius von Prüm, hatten sie Überfluß, aber Überfluß erzeugte Üppigkeit und die Üppigkeit Mangel und Not. Die Brüder teilten ihre Einkünfte und jeder sparte oder verschwendete auf eigene Faust. Im Kloster Aulne hatte unter den Augen des Abtes Rather ein Mönch sich einen Schatz gesammelt und ein anderes Kloster gekauft. Wenn der Abt die Mönche zur Regel zurückrufen wollte, erinnerten ihn diese daran, daß er sich selbst 22 Pfund angeeignet hatte, um damit dem Grafen von Hennegau zu huldigen.[2]

Es war noch gut, wenn die Genossen bei Vorwürfen, Grobheiten und Beschwerden stehen blieben und nicht zu Tätlichkeiten übergingen. Denn gar oft wurden sie handgemein und schlugen mit Fäusten und Knütteln aufeinander los. Hatte ihnen doch sogar Ludwig der Fromme allen Ernstes das Boxen und Fechtübungen mit Prügeln gestattet, sei es zur Übung für ernste Fälle, sei es zur Kampfprobe für Gottesurteile,[3] und kam es doch vor, daß Konvente, die keine oder ungenügende Dienstmannen besaßen, zur Abwehr schwärmender Feinde, der Normannen, der Ungarn, der Sarazenen sich selbst stellen mußten. Wir hören von solchen Fällen aus England, wo uns auch später streitbare Mönche begegnen, aber auch aus Italien, wo, wie Petrus Damiani berichtet, sogar das Gotteshaus der Schauplatz handgreiflicher Streitigkeiten wurde.[4]

Manche Geistliche, Mönche und Priester gingen auf die Jagd und wollten lieber Jäger als Lehrer heißen. Ein solcher Priesterjäger stieß einmal statt der Wandlungsworte den Hetzruf aus, womit er seine Hunde anzufeuern pflegte.[5]

Statt der Jagd gingen andere Abenteuern nach. Unter den fahrenden Leuten befanden sich immer auch Priester und Mönche, darunter Oblaten, die die Welt sehen wollten, und Knaben, die von einer Schule zur andern zogen. Viele wanderten mit Reliquien, so die Kanoniker, frühere Mönche von St. Ghislain, nachdem sie ihre Habe verzehrt hatten. Andere widmeten sich ernsteren

---

[1] Zachariae, Ius Graeco-Romanum III, 293.

[2] Dial. conf. 23, 34,

[3] Domus semota his qui pugnis baculisve inter se voluerint confligere, . . . habeatur, M. G. Cap. 1, 346. Dazu ist zu vergleichen l. c. 117, 268.

[4] Mab. ann. III, 166; Dam. ep. 1, 15; op. 20, 7; M. 103, 1365. S. V. Bd 53.

[5] Rather. prael. 5, 6; Odon. coll. 2, 34, M. 133, 579.

Geschäften, verdingten sich als Schreiber, Hofkapläne, Erzieher, andere übernahmen Rechtsanliegen, Anwaltschaften, Patenschaften, Vormundschaften, und wieder andere erwarben sich durch die Arzneikunde ihren Lebensunterhalt.[1]

Auch in der Welt behielten die Mönche ihre Kleidung bei, weil sie ihnen Ansehen verschaffte; nur pflegten sie ihre Kutten leichtfertig zu gürten und zu schürzen und mit weltlichen Zutaten zu versehen. Sogar über die seßhaften Brüder klagte ein Konzil, daß sie an den Ärmeln ihre Tuniken in weiten Falten sich dehnen lassen, sie aber an den beiden Seiten zusammenziehen, daß sie so mit ihren eingezwängten Hüften und vorgestrecktem Steiße von hinten gesehen eher Freudenmädchen als Mönchen glichen. Wie unanständig, fuhr das Konzil fort, sind dann ihre Hosen! Sie klaffen breit, und das feine Gewebe schützt nicht vor bösen Blicken. Um die Schulter tragen sie üppiges Pelzwerk und auf dem Kopfe goldgeschmückte Hüte.[2] Nicht selten stehen Nonnen und Mönche beisammen. Wißt ihr nicht, fragt ein Sittenrichter die Jungfrauen, daß ihr Weiber seid, jene aber Männer? Vertraulichkeiten waren unvermeidlich, sogar unter Frommen mit löblicher Absicht.[3]

Männer dachten, Frauenkloster und Frauenhaus sei dasselbe,[4] besonders hohe Herren, die alles für erlaubt hielten.[5] In ihrer Not sanken manche Nonnen tief herab[6], und viele nährten sich durch Weben, Nähen, Waschen und verfertigten kostbare Stoffe, die nach den Worten Bedas ihre Eitelkeit reizten, oder schenkten sie Männern, um ihre Freundschaft zu erwerben.[7] Noch viel mehrere aber zeichneten sich durch Standhaftigkeit aus und verstümmelten sich lieber selbst, als der Not zu weichen.[8]

Manchmal schlugen die Gegensätze merkwürdig ineinander, sprunghaft wie das Jahrhundert war. Die Nichten des frommen Kaisers Otto III. benahmen sich am Bischofshof zu Mainz ziemlich weltlich, ebenso dicht neben der hl. Kunigunde ihre Schwestertochter.[9]

[1] M. G. ss. 15, 583, Konzil von Trosle 909.

[2] Richer. 3, 37.

[3] Boll. Sept. VII, 330. M. G. ss. 4, 341 (Joh. Gorz. 17).

[4] Konzil v. Aachen 817, 836; Brief des Abtes von Flechtorp an Eugen III.; Joh. de Vitr. ex. 80; Herm. Cont. ad amic. 1322. Nonnen und ihre Dienerinnen gaben Ärgernis; Mab. ann. III, 182, 223, a. V, 219; Mansi 14, 274.

[5] Dies geht aus den Gesetzen Alfreds (8, 18), Eduards und Guthrums hervor; Schmid, Gesetze der Angelsachsen 75, 81, 121. V. Dunst. 35; W. Malm. 2, 158, 175.

[6] Darüber beklagt sich die Geistlichkeit der Domkirche zu Bamberg 1061 in einem Briefe an Bischof Günther: abbatissa . . . tam gravi et intolerabili penuria rerum nimium afflixit, ut extrema necessitate compulsae flagitiosum questum corporibus suis exercerent; Sudendorf, Registrum II Nr. 4 S. 6.

[7] Virgines . . . texendis subtilioribus indumentis operam dant, quibus aut se ipsas ad vicem sponsarum in periculum sui status adornent aut externorum sibi virorum amicitiam comparent. Beda h. e. 4, 25.

[8] Matth. Paris. chr. 870.

[9] V. Godeh. 29; Mab. ann. IV, 302.

Als die verwitwete Kaiserin an einem Sonntag mit anderen Nonnen dem Vortragkreuze folgend zur Kirche wallte, vermißte sie ihre Nichte, suchte und fand sie im Speisesaal mit anderen Schwestern tafelnd, versetzte ihr, leidenschaftlich erregt, eine heftige Ohrfeige und brandmarkte sie dadurch so, daß sie in sich ging und sich einer bessern Sitte zuwandte.

In einem englischen Doppelkloster pflegten die Mönche und Nonnen, die kleine Hütten bewohnten, sich miteinander zu unterhalten und zu speisen. Nun stellte wohl eine Äbtissin eine bessere Ordnung her, sie verfiel aber nach ihrem Tode bald wieder und nur dem hl. Cuthbert gelang eine dauernde Besserung. Er war so strenge, daß er die Weiber überhaupt aus der Mönchskirche ausschloß, ihnen sogar das Betreten des Kirchhofes verbot und ihnen ein eigenes Gotteshaus, Grünkirche genannt, baute. Trotz des Verbotes schlug eines Abends eine vornehme Frau, um eine schmutzige Straße zu vermeiden, ihren Weg über den Kirchhof ein, da fiel sie, wie die Legende meldet, zur Strafe tot nieder. Und eine andere verfiel bei einem gleichen Wagnis in Wahnsinn und brachte sich ums Leben; ja sogar eine Magd mußte sterben, die auf Befehl ihrer Herrin an der Ruhestätte des Heiligen nachsah, wie sich ihr Geschenk ausnähme.[1]

4. Die Weltgeistlichkeit.

Unter der Weltgeistlichkeit war die Ehe viel verbreitet und anerkannt, weil sie ärgeren Übelständen vorbeugte. Papst Leo IX. verlangte zwar, daß die verheirateten Priester den fleischlichen Verkehr einstellten, verbot aber zugleich den Bischöfen, Priester und Diakone zu zwingen, daß sie unter dem Vorwand der Religion ihre Gattinnen verstießen und sich den Pflichten gegen sie entzögen.[2] Es gab eben noch Schlimmeres als die Ehe, und das hatte Rather von Verona im Auge, wenn er mit Bezug auf höhere Geistliche sagt, keiner hätte dem andern etwas vorzuwerfen, und der eine hätte an den Fehlern des anderen einen Deckmantel gefunden;[3] er klagt sich selbst in seiner Beichte wiederholt schwerer Verfehlungen,

[1] Sim. Dunelm. 2, 8; 3, 11.

[2] Mansi 19, 696.

[3] Expertus sum talem qui ante ordinationem adulterium perpetravit, postea quasi continenter vixit, alterum qui post ordinationem uxorem duxit et iste illum, ille istum carpebat . . . unus affectavit mulierositatem, alter belligerationem; De cont. can. 1, 11. In more est, ut quidam duas, quidam plures habeat; et nonnullus quamvis eam dimiserit quam nuper habuit, aliam tamen ipsa vivente accipit, quod nulla Christianorum lege est permissum. Dimittens autem et castitatem recolens e coelo assequetur misericordiam. Konzil von Enham 1009 c. 2; Hard. 6, 775. Etwas Ähnliches wie unser IV. Band 108 Nr. 4 erzählt, berichtet mit Abscheu Donizo: Perversi pro quadam debilitate hortabantur eum stuprum comittere; M. G. ss. 12, 361. Girald. g. e. 2, 11. Dagegen Od. coll. 2, 15 (carnem debilitat).

vieler sündhafter Offizien und unwürdiger Opfer an.[1] Gewissenhafte ängstliche Geistliche nahmen zu den Trockenmessen ihre Zuflucht, d. h. sie enthielten sich der Kommunion und spendeten die heilige Hostie den Laien.[2] Später gingen andere weiter und ließen auch den Kanon aus. Vielleicht erklärt sich daraus das Fehlen der Wandlung in einem Meßformular des elften Jahrhunderts, das in Minden entstand.[3]

Bei den niederen Geistlichen sorgte schon das geringe Einkommen dafür, daß es ihnen nicht zu wohl wurde. Rather klagt, daß gerade die, denen die Arbeit obliege, am meisten Not litten, während andere im Überfluß schwämmen. Bischöfen, die auf den Zölibat drangen, erklärten viele Priester, sie könnten ihre Frauen nicht fortschicken, weil sie von ihnen unterhalten würden, sei es durch ihre Handarbeit oder ihr Vermögen.[4] Viele vertrösteten sich auf das Spolienrecht, rechneten mit dem Vorrücken,[5] jagten nach Stipendien und Stolgebühren, verlangten Geld nicht nur für das Taufen, Trauen und Beerdigen, sondern auch für Kommunionspendungen, Segnungen, Beichten, Krankenbesuche, wurden aber ihrerseits wieder von niederen Klerikern ausgebeutet, die Hostien, heilige Öle, das Chrisam verkauften und von messelesenden Priestern eine Art Wartegeld verlangten.[6] So blühte die Simonie, und die Konzilien hatten Mühe, auch nur die ärgsten Auswüchse zu beschneiden; die einen verboten alle Stolgebühren, andere aber erlaubten, freiwillige, aber nur freiwillige Gaben für Taufen, Beichten und Beerdigungen anzunehmen.

Viel Besserung war freilich nicht zu erwarten, wenn die hohen Geistlichen in heidnischer Weise die Priestertümer zu Geldquellen erniedrigten, weltliche Fürsten nachahmten, ihre Zeit mit Jagd und Spiel vergeudeten und zu Fehden und Feldzügen auszogen, wie Rather von Verona u. a. klagen. Es gab Geistliche, höhere und niedere, die vom Raube der Dienstmannen lebten.[7] Die niederen Kleriker empörten sich gegen die höheren und entleibeten ihnen das Leben. Rather suchte möglichst auf die Mithilfe des zahlreichen Klerus zu verzichten und wurde daher mit Spottreden „der Arme,

---

[1] Seine Feinde nannten ihn spöttisch os vulvae, fello; ep. 12, 2.

[2] Dies soll Papst Johannes XII. getan haben; Mansi 18, 466. Vgl. Synode von Rouen um 650; c. 7 X de celebr. missae (III, 41); Burchardi Decretum III, 76. Einen Priester von St. Michel treiben Gewissensbisse mehrmal nach Rom. Od. coll. 2, 26.

[3] Es ist dies die missa Illyrica; Laacher Stimmen 69, 144.

[4] Aiunt enim, quia nisi ipsarum manibus sustentaremur, iam fame vel nuditate deficeremus; Atton. ep. 5; Rath. disc. 6. Der Ausspruch ist nicht ganz klar; vielleicht handelt es sich nur um den Haushalt. Andere Erklärer denken an Waschen, Nähen und Weben für Fremde.

[5] Mortem exspectavi meorum magistrorum, ita tu meam exspecta; Rather. disc. 6.

[6] Wacta (Baronius ad Steph. V a. 890 n. 7).

[7] Hincm. ep. 16. M. G. cap. 1, 163.

der Beherzte, der Meineidige" überhäuft[1] und beschimpft, er erniedrige sich zu den gemeinsten Diensten, als ob er früher ein Bedienter (bacularis) gewesen wäre, und lasse sich nicht die Füße küssen.

Nicht lange zuvor war der päpstliche Stuhl eine Beute der Weiber und ihrer Hintermänner geworden. Einer herrschgewaltigen, verführerischen Frau Marozia, Markgräfin von Tuscien, späteren Herzogin von Spoleto und dann Königin von Italien, und zwei verwandten Weibern war es gelungen, den Kirchenstaat zu beherrschen. Daraus entstand die Sage von der Päpstin Johanna. Es wäre noch zu ertragen gewesen, wenn diese Vorherrschaft auf dem Geiste und auf seelischen Vorzügen beruht hätte, wie im germanischen Norden, wo eine Mathilde, Edgitha, Adelheid einen wohltätigen Einfluß ausübten. Nach den literarischen Vertretern der tuscischen Partei, Auxilius und Vulgarius, hätten auch die Marozien und Theodora mit solchen Vorzügen geglänzt und sich namentlich durch Wohltätigkeit ausgezeichnet.[2] Vulgarius wagte die Gegner daran zu erinnern, daß Gott durch eine Frau zur Welt kam und die Welt erleuchtete, und als er auferstand, zuerst einer Frau, erst dann einem Manne erschien. Theodoras Mann sei mehr als ein bloßer Senator, er sei nicht bloß Herr einer Stadt, sondern eines ganzen Erdkreises. In Wirklichkeit sah diese Herrschaft sehr übel aus.

Die Päpste bekümmerten sich nicht mehr um ihre geistlichen Pflichten. Papst Johann XII. vernachlässigte den Gottesdienst, versäumte Metten und Horen, zog lieber auf die Jagd und in den Krieg. Der Petersdom verfiel, das Dach zeigte starke Risse, so daß der Regen einströmte. Noch Schlimmeres berichten die Ankläger Johanns, sie melden, der Lateran sei eine Stätte der Unzucht geworden, der Papst habe sein Patenkind geblendet und einen römischen Priester entmannt. Ja er habe Götterminne oder, wie man damals sagte, Teufelsminne getrunken, habe beim Würfelspiel die heidnischen Götter angerufen und gewöhnlich bei Jupiter und Venus geschworen.[3] Die Kurie unterschied sich nicht mehr viel von dem Hofe Hugos, des Königs von Italien, der sich selbst als einen Gott und seine Weiber als Juno, Venus und Semele verehren ließ und förmliche Bacchuszüge veranstaltete. Die Unordnung

[1] Animosus, pauperrimus, fillo; Qual. con. 2. Der Bischof nennt einen Gegner follis (Windbeutel, fou; Inv. 10). Ein zum Zöllner bestellter Kleriker schimpft vor den Reisenden über seinen Bischof Od. v. Geraldi 1, 29.

[2] Amplectimur in vos, quod deesse permaxime cernimus in viros, scilicet sanctum connubium, torum immaculatum, hospitalitates, aelemosinas, excubias sanctorum indesinantes, divina etiam eloquia, quae sedula perrimaris. Dum igitur divinitus praesagiatum sit, ut Theodora, id est dei donum, nuncupareris, par nimirum erat, ut translationem tui nominis imitareris: ut, quae a deo mundo dato fueras, versa vice temetipsam mactando deo redderes. Dümmler, Auxilius u. Vulgarius 146.

[3] M. G. ss. 3, 343 f.

erstreckte sich auch auf den Gottesdienst, auf die Liturgie und ihre Zeremonien. Am Palmsonntag fand die feierliche Prozession mit den Palmzweigen nicht mehr statt, die den Einzug des Erlösers so lebhaft vorstellte. Am Gründonnerstag erschollen nicht mehr die Jubelkänge des gloria in excelsis und am Karfreitag wurden, wie ein anderer Papst Johann klagt, die rührenden Zeremonien, die den Leidenstod Jesu in erschütternder Weise darstellen, nur sehr unehrerbietig und leichtfertig abgemacht. Den Abscheu gegen solche Handlungen milderte die Erwägung, daß der Gottesdienst von Männern, die sich mehr oder weniger mit der Simonie befleckten, ohne Gehalt sei.[1]

5. Widerstand gegen Reformer.

Wenn ein Mann sich von der Gesellschaft absonderte, nicht mit dem Strome schwamm und herumplätscherte, konnte es ihm übel ergehen und regnete es Schimpfwörter. Rather berichtet, wie wir eben sahen, offenherzig, wie man ihm zusetzte und ihn verspottete. Er machte sich aber nicht viel daraus, und eben das warfen ihm wieder seine Feinde vor, er hätte sogar einmal einem Verleumder zwölf Denare geschenkt. Er hasse die Gesellschaft der Menschen, hieß es, sei in die Einsamkeit verliebt, stecke seine Nase immer in die Bücher, er kleide sich schlecht und ziehe jeden Beliebigen zur Tafel bei, faste täglich bis zur Non und wolle Buße für andere tun. Noch übler erging es den Klosterreformern. Da schrien die Mönche: „Warum drängt man uns die strenge Regel auf, uns mehr als anderen? In dem einen Kloster lebt man so, im anderen so, und man ist ohne Murren und Zwietracht, wie der hl. Benedikt es vorschreibt. Das ist abergläubisches Zeug, was jene Betrüger von uns verlangen."[2] Aber die Sache war doch nun einmal im Gang. Die Reformer selbst wußten die ewigen und zeitlichen Interessen der Patrone in Mitleidenschaft zu ziehen. Sie knüpften an die Sorge um das Seelenheil an, das die Weltleute oft noch mehr bekümmerte als die Geistlichen. Daß das Seelenheil durch fromme Stiftungen am ehesten sicherzustellen sei, war noch allgemeine Überzeugung, die hoch und nieder teilte.

Nun sahen die weltlich gesinnten Patrone selbst ein, daß ihre Klöster sich nur würden erhalten können, wenn fromme Zucht in ihnen herrschte, daß nur dann das Volk zu Gaben bereit war. Andere dachten edler, aber sicher dürfen wir eine selbstsüchtige Absicht voraussetzen bei einem Manne wie dem Grafen Raginar von Hennegau. Auf seine Veranlassung hin führte Erluin in einem

[1] Während der Bischof Rather die Nichtigkeit simonistischer Sakramentenspendung lehrte, haben die schon erwähnten Schriftsteller Auxilius und Vulgarius ihre Gültigkeit behauptet. Saltet, Les réordinations 156, 163.

[2] Mab. ann. III, 324.

bei Brüssel gelegenen Kloster statt Kanoniker reformierte Mönche ein. Ihm übertrug er nun auch die Aufgabe, das zuchtlose Kloster zu Laubach zur Zucht zurückzuführen, eine Aufgabe, an der er scheiterte. Die Mönche fanden in dem selbstherrlichen Auftreten des Grafen Raginar, in einer Asylverletzung u. a. einen willkommenen Vorwand, sich Erluin zu widersetzen. Bei der Weinlese traten die Mönche zusammen und beredeten sich untereinander, wie sie die Ernte in ihre Hand bringen könnten. Da trat Erluin unerwartet unter sie und machte ihnen Vorwürfe über ihren unwürdigen Ratschlag. Sie aber fielen mit Stöcken über ihn her, schlugen ihn nieder und ließen ihn für tot liegen. Als sie weggegangen waren, schleppte er sich aus dem Kloster und suchte bei dem Klostervogt Bernhard Zuflucht und bemächtigte sich mit Bernhards Hilfe, um den Mönchen zuvorzukommen, eines Teils der Weinernte, ließ eilig keltern und den Ertrag an sichere Orte bringen. Darauf bat er den Grafen Raginar, er möchte mit seinem Gefolge das Christfest in Laubach begehen, und lud ihn damit ein, die Vorräte der Mönche aufzuzehren und ihren Trotz zu brechen. Die Gäste kamen in der Tat zu Weihnachten 956, verpraßten Klostergut und entheiligten die geweihten Orte. Raginar wohnte mit seiner Frau im Heiligtum der Kirche selbst, und der Altar diente zur Aufstellung von Schuhen und Gefäßen. Kaum waren aber die Bedränger hinweggezogen, als die Mönche in Fontaine einfielen, wo Erluin einige Fässer Wein verborgen hatte, und den Fund als Beute heimführten. Als Erluin in einem nahen Flecken Getreide verkaufen mußte, um eine Schuld bezahlen zu können, die durch die Bewirtung der hohen Gäste entstanden war, verfolgten ihn die Mönche mit einer Menge Volkes und wüteten so gegen ihn, daß er mit Mühe dem Tode entging. Nun sollte alle Schonung gegen die Widerspenstigen aufhören. Erluin wurde mit der Vollmacht eines Abtes nach Laubach geschickt, und er trieb fast alle Mönche aus dem Kloster. Da überfielen ihn nachts drei der jüngsten und vornehmsten, schleppten ihn aus dem Schlafsaale, aus dem Klostergebäude, ja hinaus vor die Klostermauern an die Sambre, stachen ihm die Augen aus und schnitten ihm ein Stück von der Zunge ab. Umsonst flehte er um den Martertod. Die Mönche schickten ihn auf ein Schiff in sein heimisches Kloster Gembloux zurück, wo er mit besserem Erfolge wirkte.

Auch anderen Äbten, die strenge Zucht einführen wollten, erging es jetzt und später ähnlich. Zur Zeit Alfreds des Großen dangen französische Mönche eines englischen Klosters zwei Knechte dazu, ihren in aller Frühe in der Kirche betenden Abt meuchlings zu überfallen.[1] Als der fränkische Abt Abbo ein baskisches Kloster reformieren wollte, erhoben die Weiber ein Zeter-, ein Aufruhr-

[1] Asser v. Alf.; Mon. hist. Brit. 1, 494.

geschrei: Biahore, und die Aufrührer erschlugen den Abt und den getreuen Bruder, der am Totenbette wachte.

Im Kloster zu Fleury wollte ein Graf eine bessere Ordnung einführen und erschien mit zwei anderen Grafen und zwei Bischöfen vor dem Kloster, dessen Insassen sich mit Waffen, Schwertern, Lanzen zur Wehre setzten. Die einen besetzten wohlgepanzert die Tore, andere stiegen auf die Dächer und versahen sich mit Wurfgeschossen.[1] Zu Bobbio halfen die Dienstmannen, die Milites den Mönchen in ihrem Widerstande gegen Gerbert und zwangen diesen zur Flucht.[2] Zu Cluny standen die Dienstmannen und Bauern den Mönchen bei, als sie einem Erneuerer der Regel das Leben entleiden wollten, was ihnen freilich nicht gelang.[3] Zu St. Gallen benutzten die Mönche den Zwist im Kaiserhause, um sich gegen den strengen Kraloh aufzulehnen, der an den Kaiserhof floh, während der Kaisersohn Liutolf sich auf seiten der Aufrührer stellte. Nun legte sich der hl. Ulrich ins Mittel und versöhnte Kralohs Gegner, den vornehmen Viktor. Der Abt durfte wieder einziehen, aber die Mönche empfingen ihn schweigend im Kapitelsaale und gaben auch keine Antwort, als er ihnen seinen Gruß entbot: benedicite. Einem angesehenen Laien, Amelung, gelang es endlich, das Eis zu brechen; er mahnte beide Teile, gegenseitig sich um Verzeihung zu bitten und sich zu umarmen. In der Tat stürzten die Gegner zu Boden, gaben sich den Friedenskuß und berieten sich darauf, wie es künftig gehalten werden solle. Freilich der volle Friede war damit noch nicht besiegelt. Viktor trug noch tiefen Groll in seinem Herzen und stellte sich abseits. Kraloh schickte einen Ritter aus, um ihn zu fesseln, was dieser nicht gutwillig geschehen ließ. Da er sich mit einer Keule wehrte, stieß ihm der Ritter die Augen aus. Nun nahmen die Verwandten Viktors Blutrache, töteten den Ritter und hängten seinen Waffenträger an einem Baume auf.

Einen anderen Erfolg hatte die Verschwörung der Brüder in dem italienischen Kloster Farfa. Als der Abt nach dem Wiederaufbau des Klosters die Brüder zur alten Ordnung zurückführen wollte, stieß er überall auf Widerstand. Um ihn loszuwerden, ermordeten ihn 936 die Mönche. Die Mörder, Campo und Hildebrand, rissen die Verwaltung des Klosters an sich, nannten sich Äbte und teilten die Güter. Auch nahmen sie sich Weiber, und die anderen Mönche folgten ihrem Beispiele. Alle lebten zerstreut auf ihren Landhäusern in der Umgegend, nur am Sonntag kamen sie ins Kloster, um eine sakrilegische Messe zu halten. 947 schickte der Graf von Tusculum einen cluniacensisch gesinnten Abt dahin, um das Kloster zu reformieren, aber er wurde nach einiger Zeit vergiftet. Bis zur Regierung Ottos III. setzten die Eindringlinge ihre Unord-

[1] V. Od. 3, 8.
[2] Ep. 16.
[3] Milites et rustici; Order. Vit. 12, 15.

nungen fort und verschleuderten das ganze Klostergut. Der Hauptanstifter Campo[1] hatte drei Söhne und sieben Töchter, die er sämtlich aus den Gütern des Klosters ausstattete; eine seiner Töchter verheiratete er an einen Juden, mit Namen Azzo, und bedachte auch diesen Schwiegersohn mit Besitzungen des Klosters; sein Genosse Hildebrand stattete seine Kinder nicht minder reichlich mit Klostergut aus.

Nur langsam kehrten bessere Zustände wieder, und wenn eine Zeitlang Ordung geherrscht hatte, verfiel sie oft rasch wieder. Als der hl. Nilos im Jahre 980 auszog, sich ein Kloster zu suchen, mahnten ihn teuflische Männer davon ab, die Mönche, diese Waldtiere, dienten nur dem Bauche. Er selbst erlebte, daß einem strengeren Abte, einem Anhänger Clunys zu Montecassino, ein weltlich gesinnter Abt folgte, der üppige Mahle hielt. In den französischen Klöstern stellten die Cluniacenser eine bessere Zucht her nach Überwindung vieler Hindernisse. Als der hl. Odo in der Begleitung des Bischofs und Grafen sich dem Kloster Fleury näherte, versetzten sich die Ordensbrüder in den Belagerungszustand, ließen aber doch schließlich von der Gewalt ab und fügten sich dem Willen Odos, der durch Sanftmut die Gegner entwaffnete. Ähnlich ging es in den anderen Klöstern.

Weniger Erfolg als im zehnten Jahrhundert hatten Mönchsempörungen im elften Jahrhundert. Im Jahre 1063 klagten Mönche des Klosters Fulda ihren Abt an, er hätte die Güter der Kirche an Lehensleute verschleudert, die Kost der Brüder verringert und sich gegen sie grausam und hart bewiesen. Der Abt entschuldigte sich nach Kräften, verlegte sich auf Bitten und Beschwörungen und floh endlich, da er nichts erreichte, zum Könige. Aber auch die Verschwörer sandten eine Botschaft an den König, und sechzehn Brüder veranstalteten einen Zug unter Vorantragung des Kreuzes und Absingung wechselnder Gesänge. Von ferne folgten ihnen die älteren Brüder mit Trauer und Wehklagen, wie Lambert sagt, wie wenn ein Leichenzug sie zum Begräbnisse hinausbrächte, um das letzte Lebewohl zu vernehmen. In der Tat nahm der König Heinrich IV. die Botschaft ungnädig auf, was uns an jenem Papstfeinde auffällt. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse geändert. Er ließ die Verschwörer in Fesseln schlagen, überantwortete sie dem Abte, und auf dessen Begehren hin saßen die treugebliebenen Brüder und seine Dienstmannen zu Gericht und sprachen das Urteil, daß die Urheber der Verschwörung öffentlich mit Ruten gezüchtigt, geschoren und aus dem Kloster gestoßen, die anderen aber nach harter Züchtigung in benachbarte Klöster geschickt und je nach dem Glanze oder der Dunkelheit ihrer Herkunft mit gelinderen oder

[1] Denselben hatte Abt Ratefred Medizin studieren lassen; Dresdner, Sittengesch. der ital. Geistlichkeit 211; M. G. ss. 11, 535.

härteren Bußen belegt würden. Die Strafen, meint Lambert, wären zu hart gewesen und der Abt habe seine Beleidigung heftiger, als sich geziemt, gerächt. Dem Kloster sei ein Flecken eingebrannt, den es in langen Jahren nicht abzuwaschen vermöge.

Auch in den folgenden Jahrhunderten kamen noch Verschwörungen vor; hatte es doch sogar der hl. Norbert mit solchen zu tun.[1] Es waren aber meist nur vorübergehende Verirrungen. Bischof Thietmar erzählt von seinem eigenen Kloster zu Merseburg, daß Ungehorsame bei beginnendem Alter in ihr Kloster wieder zurückkehrten, gewarnt durch himmlische Gesichte. So sah einer auf einem Kirchhofe ein geöffnetes Grab und hörte eine Stimme rufen: „In diesen brennenden Pfuhl wirst du bald geworfen werden." Solche Warnungen mögen auf den geblendeten Empörer Viktor von St. Gallen eingewirkt haben, daß er in sich ging und ein erbauliches Leben begann. Von einem Verwandten, einem Bischofe von Straßburg, an- und aufgenommen, wirkte er durch Beispiel und Lehre wohltätig auf seine Umgebung. Nach dem Tode des Bischofs zog er sich in die Einsamkeit zurück, übte viele Wunderwerke und starb im Rufe der Heiligkeit.

XLVI. Einsiedler.

Der Verfall der Klosterzucht brachte das Einsiedlertum zu Ehren, von dem dann die meisten Reformbestrebungen ausgingen. Seine Träger stellten sich besonders zahlreich im zehnten und elften Jahrhundert ein und erregten großes Aufsehen. Die Bewegung wurde, wo nicht angeregt, so doch wesentlich gefördert durch griechische Vorbilder. Kamen doch griechische Einsiedler selbst nach Italien und Frankreich, wie die beiden Simeon, von denen sich der eine in die Porta Nigra bei Trier einmauern ließ. Als Benedikt von Aniane seine Statutensammlung für Mönche und Einsiedler zusammenstellte, sah er sich meist auf die Aussprüche der Griechen angewiesen und entdeckte hier eine starke Vorliebe für das Eremitentum. Gleich den griechischen Einsiedlern legten auch die abendländischen einen großen Wert darauf, von einer höheren Autorität, einem Bischof oder Abt, die Weihe und Erlaubnis zur Gründung einer Klause zu empfangen. So ließ sich die Nonne Caritas zu Worms durch den Bischof Burkhard einmauern, gleichsam lebend

[1] Sie versteckten ihre Keulen und Messer unter den Betten; v. Norb. 13. Das 13. Jahrhundert sah solche Vorgänge zu Niederaltaich, Admont und Murbach.

begraben. Der Bischof hielt eine ergreifende Ansprache an die Kanoniker und empfahl die Rekluse Gott wie eine Verstorbene.

Die wenigsten Weltflüchtlinge schlossen sich derart gegen die Welt ab, daß sie nur Gott und die Natur auf sich wirken ließen und mit ihnen Zwiesprache hielten. Die meisten ließen sich Besuche gefallen, empfingen Trostsuchende, hörten ihre Beichte und ihre Klagen geduldig an. Viele begaben sich auch in die Gesellschaft, erschienen plötzlich an einem Orte und verschwanden dann wieder, berieten Äbte und Bischöfe, und an manche schlossen sich freie Verbände gleichgestimmter Seelen an, die gemeinsam beteten und sich erbauten; sonst aber lebte jeder Genosse für sich. Eine große Anziehungskraft übten auf altlothringischem Boden ein Humbert, Lambert, Einold aus. Auch ein Gerhard von Brogne, Johannes von Gorze, Odo von Cluny darf hierher gerechnet werden. Viele fromme Seelen ließen sich in der Nähe großer Klöster nieder und suchten einen stillen Waldwinkel, so Wiborada bei St. Gallen und unweit von ihr die Verwandten Rachild, Gerhild, Perchterat, Gotelinde.[1]

Andern war keine Wildnis entlegen, keine Einöde rauh genug; sie drangen dahin vor, wohin noch keines Menschen Fuß gelangt war, und bahnten mit dem Beil ihren Weg, ein Gellert im Bakonywald, ein Gunther im böhmischen und Zoerard in einem mährischen Wald; einen Prokop bei Prag, eine Sisu am Harze, einen Wonileph und Esiko in Sachsen nicht zu vergessen. In den Vogesen hausten Blidulf, Gundelach und Baltram, bei Einsiedeln ein Adelrich und Adam. Nachdem Räuber den hl. Meginrat bei Einsiedeln erschlagen hatten, kamen die Straßburger Domherren Benno und Eberhard dahin und gründeten ein Kloster. Auch einen Schüler Zoerards erschlugen Räuber, die bei ihm Schätze vermuteten. Nicht minder als Feinde erschreckten nach der Legende die Wald-, Berg- und Flußgeister und böse Gespenster die weltflüchtigen Eindringlinge, verfolgten, verhöhnten, äfften sie, mußten aber schließlich das Feld räumen. Wo es ein Platz, eine Lichtung gestattete, pflanzten die Waldbrüder Gärten und Beunden und nannten sie Paradiese. Sie nahmen teil am Leben der Pflanzen, Bäume und Waldtiere, sangen im Wettstreit mit den Vögeln vom ersten Sonnenstrahl an dem Herrn ihr Lob und freuten sich an der Schönheit der Schöpfung. Viele schämten sich aber des geringen Restes von „Augenlust“. Der geblendete Abt Erluin bekannte, er bedauere keineswegs den Verlust eines Sinnes, den auch Fliegen und Stechmücken besäßen.

Ganz ins Jenseitige versunken, verachteten und mißhandelten Männer und Frauen ihren Leib und machten äußerlich einen ab-

---

[1] Nach dem Tode der Perchterat schloß sich Harker in ihre Zelle ein; Mab. ann. IV, 7. Ursa bei Casaurea ib. III, 661.

stoßenden Eindruck und wurden Einhorne gescholten. Das beständige Fasten und Wachen zehrte die Körperkräfte auf, grub frühe Furchen in die Haut, die um die Knochen schlotterte. In der Kälte erfroren Hände und Füße. Kälte, Schnee und Eis hielten viele fromme Männer und Frauen für ein gutes Mittel, sinnliche Regungen zu dämpfen, und sie setzten sich daher ganze Nächte hindurch dem Sturme aus. Ihre Pelzkappen, sagt Bischof Rather in einem ironischen Vergleiche mit seinen sündhaften verweichlichten Genossen, ihre Filzhüte waren Schnee, Hagel, Nebel und Eis. Solche Heilige waren Adalbert von Prag, Lambert von Stablo, Gerlach und Wenzel, eine Radegunde, Hedwig, Elsbet Stagel. Einsiedler der Wüste hatten noch Größeres geleistet, die berühmten Säulen-, Baum-, Sumpf-, Höhlenheiligen, und sie fanden im Abendlande Nachahmer. Allerdings kennen wir nur einen einzigen Säulenheiligen Wulfilaich, einen Baumheiligen Gerlach und die fabelhafte Edigna; man müßte denn nur an die Vogelseele der Christina von St. Trond sich erinnern. Dagegen fehlte es nicht an Ungeziefer und Sumpffliegen, durch die sich die Büßer peinigen lassen konnten, wenn sie es auch nicht machten wie die hl. Sisu, die die Stechmücken zu sich heranzwang und die dann trotz aller Qualen das seltene Alter von 64 Jahren erreichte. Doch pflegte sie während der ärgsten Kälte ihre Hände an einen warmen Stein zu halten.

Wem die Bisse der Tiere nicht genügten, der konnte sich geißeln lassen. Einer der eifrigsten Geißler war der im elften Jahrhundert lebende Dominicus Loricatus, der den Gesang der Bußpsalmen mit fortwährenden Kniebeugungen und mit Geißeln begleitete und seine Geißel immer bei sich trug.[1] Seine Haut, namentlich aber sein Gesicht, war so voller Narben, als sei sie wie Grütze in einem Mörser zerstampft worden. Von den Einsiedlern verbreitete sich die Sitte der Geißelung auch in die Klöster, die bisher die Geißelung nur durch andere gekannt hatten. Als der frühere Benediktiner von Monte Cassino, Kardinal Stephan, die Geißelungen tadelte, weil sie zu unanständigen Enthüllungen des Körpers zwängen, erregte er den heftigen Zorn des Petrus Damiani, und da der Kardinal eines plötzlichen Todes starb, erblickte er darin ein Strafgericht Gottes. Die Geißelungen genügten nicht einmal eifrigen Einsiedlern; sie pflegten auch stachliche Ketten um den Leib zu legen, wie Wiborada und Radegunde[2] — so trug auch der gelehrte Notker Labeo nach dem Beispiele des hl. Gallus ständig einen Kettengürtel. Andere umschlossen ihren Leib mit einem förmlichen Panzer wie der eben erwähnte Dominicus Loricatus, Rodulf von Gubbio, Farnulf, Gualfardus u. a. Dominicus ließ wenigstens sein Eisenwams hier und da reinigen, damit der Rost nicht in

[1] Quasi novum supplicii genus inveniens, virgarum scopas in corrigiarum scuticas vertit. Mab. a. VI b, 148.

[2] Ältere Beispiele Greg. Tur. v. p. 15; h. F. 4, 6. Rather. inv. 6.

die Wunden eindränge. Aber viele verzichteten auf diese Wohltat, und da verwuchs dann der Panzer mit dem Fleische. So war der Gürtel, den Zoerardus getragen hatte, ganz in sein Eingeweide eingedrungen, wie man nach seinem frühen Hinscheiden entdeckte. Dieser, ein Pole von Geburt, hatte sich zu Tode gequält. Während der Fastenzeit genoß er täglich nur eine Nuß und gönnte sich keinen Schlaf, setzte sich nachts auf einen Eichenstumpf zwischen Dornen und hängenden Steinen, die ihm keine Bewegung gestatteten, und doch arbeitete er Tag für Tag mit dem Beile in dem dichten Walde. Wenn sie nicht arbeiteten, d. h. den größten Teil des Tages und der Nacht verbrachten die Einsiedler im Gebete, wiederholten fortwährend die Psalmen, begleiteten ihr Gebet mit unaufhörlichen, recht ermüdenden Kniebeugungen und versetzten sich zwischenhinein Geißelhiebe. Manche verstümmelten sich geschlechtlich, um vor bösen Gedanken Ruhe zu haben.[1]

Benedikt von Aniane empfahl eine gewisse Maßhaltung;[2] er wünschte, daß sich die Einsiedler einen Garten anlegten und darin arbeiteten, daß sie sich öfters wüschen, daß sie in der Nähe andere Büßer Zellen bauen ließen, die einen geistlichen Verkehr gestatteten. Sie sollten täglich die hl. Messe eines Priesters hören und die Kommunion empfangen, wenn sie nicht selbst das hl. Opfer feiern dürften. Die gleiche Mahnung zur Maßhaltung liegt einem ironischen Gedichte zugrunde, wo einem Einsiedler schon ein dienender Bruder zuviel war. Er wollte den Engeln im Himmel gleichen und alles entbehren, sogar eine menschliche Wohnung und Kleidung. Daher zog er sich in das engste Dickicht zurück, aber bald vertrieb ihn wieder Hunger und Frost. Halbverhungert und erfroren kehrte er zur Zelle zurück und war froh, daß ihm sein Genosse nach längerem Warten wieder die Türe öffnete.[3]

Selbst wenn es an Nahrung und Verkehr nicht fehlte, fand nicht jeder sein Genüge. Nicht nur im Städteland Italien, wo dem Landleben floh, wer es vermochte, sondern auch im Norden befiel manchen die Langeweile, und er empfand Ekel an dem einförmigen Leben. Die Mönche strebten, wie Damiani sagt, nach Stadtklöstern und wollten nichts wissen von der Einsamkeit.[4] Mancher Einsiedler und manche Einsiedlerin kehrten in ihr früheres Leben wieder zurück, offenbar mehrere, als die Quellen erwähnen. Nur dem Zufall verdanken wir manchmal eine Nachricht. Bei einem Einfalle der Ungarn, lesen wir, wurde ein Graf Ulrich in Buchhorn (Friedrichshafen) gefangen weggeführt, seiner Frau Wendil-

[1] Mab. ann. VI b, 789; v. Hugonis Clun. 29. Apr., P. Dam. ep. 5, 8; 6, 30. M. Paris ch. 1156. Dunkel ist die Erzählung über Wilfried Mab. ann. III, 180.

[2] Ebenso Alkuin (v. 12).

[3] Winterfeld, Deutsche Dichter 211, 430.

[4] Opusc. 51, 3. Otii cupidior quam pietatis, hieß es von manchem (Mab. ann. III, 407).

gard aber wurde berichtet, er sei gefallen. Da nahm sie vom Bischof von Konstanz den Witwenschleier und zog zu der Einsiedlerin Wiborada. Daß Witwen sich in die Einsamkeit zurückzogen, war etwas Gewöhnliches, um so mehr, als ihnen auch die heidnische Sitte große Zurückhaltung auflegte. So vereinigten sich die Witwen auch später noch vielfach zu freien Konventen, wenn sie nicht Aufnahme in ein älteres Kloster fanden. Das Leben bei der Einsiedlerin Wiborada fiel nun der etwas verwöhnten Wendilgard beschwerlich. Einmal drückte sie den Wunsch aus, Äpfel zu speisen, da gab ihr Wiborada saure Holzäpfel. „Du bist herb," erwiderte Wendilgard, „und herb sind deine Äpfel, hätte der Schöpfer alle Äpfel so gemacht, sie hätten die Eva nie ins Unglück gebracht."[1] „Richtig", sagte die andere, „hast du die Eva genannt, sie war ebenso lüstern wie du nach guter Kost, und wie du hat sie beim Genuß eines Apfels gesündigt." Jedesmal, wenn der Jahrtag ihres verstorbenen Gemahls gefeiert wurde, ging sie nach Buchhorn und spendete Almosen. Am vierten Jahrtag war Ulrich aus der Gefangenschaft entkommen, er verkleidete sich als Bettler und verlangte ungestüm ein Gewand. Sie schalt ihn, er bettle zuchtlos, gab ihm aber das Begehrte; er ergriff darauf ihre Hand und küßte sie, warf die langen Haare, die über sein Antlitz herabhingen, zurück und gab sich zu erkennen. Groß war die Freude, und eilig wurde ein Bad und Mahl bereitet. Der Bischof löste Wendilgard vom Gelübde, und man feierte aufs neue die Vermählung. Die Frau wurde guter Hoffnung und hinterließ sterbend einen Sohn Burkhard, den der Vater dem hl. Gallus weihte. Dieser Sohn Burkhard war von überzarter Leibesbeschaffenheit, klein, aber geistig um so regsamer; er lernte von der Herzogin Hadwig Griechisch. Die Mönche wählten ihn später zum Abt. Als sie ihn zur Bestätigung an Kaiser Otto sandten, meinte dieser, sie hätten ihn gewählt, weil er schwach und klein und deshalb nachsichtig sei. Dennoch bestätigte er ihn. Burkhard hatte von seiner Mutter den Wohltätigkeitssinn geerbt und übte ihn bis zur Verschwendung aus.

XLVII. Heilige Frauen und Männer.

In tiefer Nacht strahlt das Licht umso heller. So verbreiteten die Lichtherde, die fromme Männer im dunkeln Jahrhundert entzündeten, weithin Wärme und Helle, nicht am wenigsten in Deutschland, wo noch einfachere Verhältnisse herrschten als in den fortgeschrittenen, aber auch verdorbeneren Ländern des Westens und

[1] Wortspiel mit malum, Apfel, und malum, Übel.

Südens. In Deutschland selbst wieder zeichneten sich die neubekehrten Sachsen durch Frömmigkeit und Tüchtigkeit aus und glänzte eine große Zahl heiliger Frauen. Die Frauen müssen wir voranstellen; denn darin wirkte noch das Heidentum, die alte germanische Art nach, daß die Frauen vorangingen und im öffentlichen Leben eine Wirksamkeit entfalteten, die sonst im Charakter des Christentums nicht liegt.

1. Edle Frauen.

Zu Gandersheim führte Hathumod aus dem alten Herzogsgeschlecht der Billunge ein vorbildliches heiliges Leben und ebenso zu Herford Mathilde, die spätere Königin aus dem Geschlechte der Widukinde. Schon in der frühen Jugend zog diese durch ihre Schönheit und Klugheit die Augen auf sich und erregte in den Eltern des Herzogs Heinrich den Wunsch, sie an der Seite ihres Sohnes, des späteren Königs zu sehen, der in einer unerlaubten Verbindung mit einer dem Kloster entrissenen Witwe lebte. Sein Vater schickte ihn mit dem Grafen Thietmar und einem großen Gefolge von Edelleuten nach Herford. Als einfache Pilger verkleidet, schlichen sie sich in die Frauenkirche, wo sie Mathilde sehen konnten. Ihre engelgleiche Haltung bezauberte den Jüngling. Nachdem er seine Gewänder gewechselt hatte, trat er glänzend bekleidet an die Pforte des Klosters und erbat eine Unterredung mit der Abtissin und ihrem Schützling. Ohne viel Umschweif begehrte er die Hand der jungen Mathilde, führte sie davon und hielt kurz darauf Hochzeit.

Heinrich lebte mit ihr in glücklichster Ehe und gewann von ihr fünf blühende Kinder, darunter Otto, den nachmaligen Kaiser, und Gerberga, die spätere Königin von Frankreich. Der milde und friedliche Sinn Mathildes übte einen guten Eindruck auf Heinrich; mit ihren Gebeten unterstützte sie Tag und Nacht seine Unternehmungen. Oft trat sie einem strengeren Urteil des Königs mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Unmut gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau verdankte, rühmte auf dem Todbette ihre Treue und Milde, ihren guten Einfluß und empfahl sie und ihre Söhne dem allmächtigen Gotte. Mathilde dankte in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle Liebe, verließ sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und einiger vornehmer Sachsen den Atem aus. Der Klageruf drang schnell in die Kirche und zu den Ohren der Königin. Sie faßte sich und fragte, ob kein Priester da wäre, der noch keine Speise genommen und sogleich eine Seelenmesse für ihren Herrn und Gemahl lesen könnte. Es war schon hoch am Tage, aber ein Priester mit Namen Adaldag

hatte noch nichts an dem Tage genossen. So las er die erste Seelenmesse für den König Heinrich, und die Königin dankte ihm sogleich mit den goldenen Spangen, die sie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch später treulich seiner gedacht. Als die Messe beendet war, trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sich wendend, sprach sie: „Meine teuren Söhne, schreibt euch in das Herz, was ihr hier sehet, ehret Gott und fürchtet ihn, der Macht hat, solches zu tun."

Mathilde war nicht frei von verschiedenen menschlichen Schwächen; so hatte sie eine einseitige Vorliebe für ihren jüngsten Sohn Heinrich, dem sie die Königskrone verschaffen wollte, und setzte Otto zurück. Fast zehn Jahre lang bis 946 dauerte eine gewisse Spannung, doch richtete Otto auf dem Familiengute der Mathilde zu Quedlinburg, wo König Heinrich seine Ruhestätte gefunden hatte, ein Nonnenkloster ein und stattete es mit vielen Gütern und Ortschaften aus. Ebendort eröffnete Mathilde ein Männerkloster und errichtete andere Klöster zu Nordhausen, Gernrode, Pöhlde, wo sich nicht weniger als 3000 Mönche um Mathilde gesammelt haben sollen. Durch zahlreiche Klostergründungen und Stiftungen suchte die Königin gutzumachen, was ihr Gemahl versäumt hatte. Eine weitere Schwäche der Königin war ihre Vorliebe für schöne Kleider, eine Neigung, die sie nie ganz überwinden konnte ähnlich wie die hl. Radegunde aus Thüringen. Sie dachte wohl wie die englische Königstochter Edgitha, die dem hl. Ethelwald auf seinen Tadel hin erwiderte: „Unter traurigem Schmutz kann sich Prahlerei verbergen, unter schönen Kleidern aber so gut ein reiner Sinn wie unter zerrissenen Fellen."[1] Erst nach dem Tode ihres Lieblingsohnes Heinrich legte Mathilde Goldschmuck und farbiges Gewand ab. Von da an wollte sie nur noch geistliche Gesänge hören, während sie in ihrer Jugend auch gerne weltliche Musik gehört und geübt hatte.

Ihr Leben war ein beständiger Gottesdienst. Kaum hatten sich die Nonnen zur Ruhe begeben, so pflegte sie sich zu erheben und in der neben ihrer Kammer liegenden Kirche zu beten und legte sich erst kurz vor dem Nachtgottesdienst, den Nokturnen nieder, um kein Aufsehen zu erregen. Nach den Nokturnen sang sie den Totenpsalter und endete ihn noch vor dem Hahnenschrei. Schon in aller Frühe strömten Arme herzu und umflatterten Vögel ihr Zimmer, die sie weckten und auf Nahrung warteten, darunter ein Hahn, der die Nachtstunden ankündigte. Hatte sie diese gespeist, dann kleidete sie sich zur Messe an, und war diese vorüber, so widmete sie sich ihren zeitlichen Angelegenheiten; denn sie nahm sich selbst der Verwaltung der zahlreichen Güter an und beschäftigte

---

[1] Wilh. Malmesb. 2, 218.

sich mit weiblichen Arbeiten. Hatte sie am Tage keine Handarbeit verrichtet, verhindert durch andere Geschäfte, so arbeitete sie, bevor sie sich zu Tische setzte, wenigstens stehend ein wenig; denn sie sagte, wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Während der Arbeit betete sie oder sang Psalmen oder hörte eine fromme Lesung. Den Sonntag widmete sie ausschließlich dieser Beschäftigung.

Die Wohltätigkeit übte sie in so großem Umfange aus, daß ihr Gemahl und ihre Söhne sie der Verschwendung anklagten. Sie saß, nach den Worten Widukinds, der sich der Sprache der Bibel bediente, gleich einem König inmitten des Volkes und tröstete alle, die Leid trugen. Zweimal des Tages speiste sie Arme mit eigener Hand und bereitete ihnen an Sonnabenden ein Bad, wusch sie selbst und schreckte auch vor den ekelhaftesten Wunden nicht zurück. Sie richtete eigene Bäder für die Fremden ein und ließ im Winter große Feuer anzünden, damit sich die Armen daran wärmten. Dazu bot sich auf ihren Reisen reiche Gelegenheit. Bei Reisen nahm sie immer Kerzen und Nahrungsmittel mit sich in den Wagen, um bei jedem Gotteshause eine Kerze auf den Altar zu legen und jedem Armen ein Almosen zu reichen. Wenn sie las oder vor Ermüdung nicht umhersehen konnte, mußte ihre Begleiterin sie mahnen, sooft ein Bittender sich nahte. Manchmal schlief auch die treue Magd Richburg ein. Da konnte es geschehen, daß die Königin vor ihr aufwachte und sie mit sanften Vorwürfen überschüttete, wenn sie einen Bettler übersehen hatte. Manchmal mußte der Wagenlenker zurückfahren, damit sie das Versäumte nachholen konnte.

Mit ihrem Sohne stand sie in den letzten Jahren im besten Einvernehmen. Rührend war ihr letztes Wiedersehen. Als Otto 966 nach Italien aufbrach, ahnte seine Mutter, daß sie das letztemal mit ihm zusammen sei. Mehrere Tage verlebte der Kaiser still mit ihr zu Nordhausen. Als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich beide früh am Morgen und sprachen viel und lange miteinander nicht ohne Tränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verraten. Als beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Tür stehen und schlossen sich unter hellen Tränen nochmal in die Arme. Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto während des Gottesdienstes gestanden war, warf sich hier hin und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit. Sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche zurück, fiel auf seine Knie nieder und sprach: „O ehrwürdige Herrin, mit welchem Dienste können wir Euch diese Tränen vergelten!“ Sie erhoben sich und redeten noch einige Worte miteinander. Dann mahnte ihn die ehrwürdige Königin: „Was nützt

es, noch länger zu verweilen? Wenn wir auch nicht wollen, scheiden müssen wir doch voneinander. Solange wir uns sehen, mindern wir den Schmerz nicht, sondern vergrößern ihn noch. Gehet hin im Frieden Christi. Unser Angesicht werdet Ihr im sterblichen Leibe nicht mehr schauen." Der König stand auf und ritt durch Thüringen Rom zu.

Noch zwei Jahre lebte die Königin, die trotz ihrer Schwachheit ihre gewohnte Tätigkeit fortsetzte. Erst im Februar 968 legte sie sich zum Sterben nieder. Als ihr geliebter Enkel Wilhelm, Bischof von Mainz, ein natürlicher Sohn Ottos, davon hörte, eilte er sogleich nach Quedlinburg. Mathilde beichtete ihm und empfing aus seinen Händen die heilige Wegzehrung und Ölung. Drei Tage hielt sich Wilhelm zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich verzögerte, verabschiedete er sich. Lange sprachen sie da noch miteinander, ehe sie sich für immer trennten. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Äbtissin bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie nichts wüßte, was sie ihrem Enkel zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „alles hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Tücher," erwiderte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; er wird ihrer eher als ich bedürfen, denn er hat eine beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's werden, wie die Leute sagen: ‚Hochzeitskleid und Leichenhemd wissen die Angehörigen schon zu finden.'" Da brachte Richburg die Decken, und Mathilde schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Mathilde war einer Ahnung gefolgt, als sie ihrem Enkel ein Leichenhemd mitgab. Kaum war er einige Stunden gegangen, so fühlte er sich unwohl und starb vor seiner Großmutter. Er wurde in das Leichentuch gehüllt, das ihm die Mutter mitgegeben, und als diese den Tod ihres Lieblings hörte, rief sie: „Lasset die Glocken läuten, rufet die Armen zusammen und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele beten." Zwölf Tage nachher am 14. März 968 schied sie von hinnen, und kaum hatte sie die Augen geschlossen, siehe, da kam von ihrer Tochter Gerberga ein prächtiges Leichenhemd an Stelle des verschenkten Tuches.

Wie Mathilde, hat sich Edgitha, Ottos erste Gemahlin, durch Wohltun in den weitesten Kreisen Zuneigung und Verehrung erworben. Sie liebte und schützte wie jene Tiere und arme Menschen. Ihr Wohltun kannte keine Grenze, ihr Gemahl wurde zuletzt unzufrieden mit ihrer allzu großen Milde und verbot ihr weitere Almosen. Um zu erproben, ob sie diesem Befehl gehorche, verkleidete sich Otto als Bettler und wußte wirklich ihr durch unge-

stümes Bitten das Ärmelstück ihres kostbaren Mantels abzugewinnen. Als sie nun mittags an der Königstafel erschien, trug sie einen anderen Mantel. Scheinbar erstaunt frug Otto, warum sie das Gewand gewechselt. Verlegen suchte sie nach einer Ausflucht, der König aber befahl das abgelegte Gewand zu holen und beschämte sie, indem er den geschenkten Ärmel hervorzog. Da brachte man eben den Mantel, und siehe, er war merkwürdigerweise vollständig, und Otto mußte eingestehen, seiner Frau unrecht getan zu haben.

Hrotswitha preist Edgithas Milde, während sie an der zweiten Gemahlin Ottos, Adelheid, die Kraft und Größe des Geistes bewundert, an beiden Königinnen aber ihre herrliche Erscheinung hervorhebt. „Edgithas heiteres Antlitz", sagt sie, „voll lichter Reinheit errötete, wenn herrliche Ehre die königliche Gestalt schmückte, und sie glänzte von Strahlen so lauterer Güte, daß in ihrer Heimat das ganze Volk sie für die beste aller Frauen erklärte, die damals lebten." Über Adelheid schreibt Hrotswitha: „Ihr, der Tochter des Königs Rothulf, gab den stolzen Namen der erlauchte Adel der Eltern, denn mit Recht hieß sie Adelheid. Auch sie war herrlich im Schmuck der königlichen Gestalt, und sorgfältig achtend auf ihre persönliche Erscheinung bei würdigen Anlässen entsprach sie im Handeln dem königlichen Adel. Ihr Geist leuchtete so sehr hervor, daß sie vortrefflich ein Königreich regiert hätte."[1]

Das Herz Adelheids war durch schwere Schicksalsschläge geläutert worden. Als Erbtochter einer großen Herrschaft war sie von dem italienischen Usurpator Berengar schwer bedrängt und am Gardasee gefangengesetzt worden; sie litt da unsäglich, „aber es war ihr heilsam, wie Odilo von Cluny sagt, damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges Herz umstricke". Mit Hilfe eines treuen Priesters und ihrer treuen Dienerin gelang es ihr endlich zu entfliehen. Auf der Flucht kam die von Not Erschöpfte an ein breites Wasser und mußte dort längere Zeit frierend und hungernd verweilen, bis endlich ein Fischer kam. Verwundert fragte der Fischer, wie sie hierherkäme. „Siehst du nicht," erwiderte sie, „daß wir Fremde sind, hilflos und in Gefahr Hungers zu sterben? Gib uns zu essen und hilf uns." „Ich habe nichts", sagte der Fischer, „als Wasser und einen Fisch." Er führte aber Feuer bei sich nach Sitte der Fischer. Schnell lohten die Flammen empor, auf denen der Fisch zum Mahle bereitet wurde, und Adelheid saß beim ärmlichen Mahle. Der Bischof Adelhart von Reggio brachte sie nach Canossa, und dort trafen sie die Boten des Kaisers, durch die er ihr seine Hand antragen ließ. Bald darauf wurde in Pavia 951 die Hochzeit gefeiert; es war einer jener seltenen Schicksalswechsel, die auf die Phantasie des Volkes den größten Eindruck hervorbringen. Noch lange sang das italienische Volk von ihr, sie wurde die Helena der italienischen Sage.

[1] M. G. ss. 4, 321, 328, 633.

Nicht nur an Königshöfen, sondern auch in Ritterburgen und Bauernhöfen walteten edle Frauen und erzogen ein glaubensstarkes Geschlecht. Sie pflanzten schon in die Kinder den Samen der Frömmigkeit und leiteten sie zur Entsagung an. Es war ihnen das Liebste, wenn sie schon in früher Jugend den geistlichen oder Klosterberuf erwählten, und griffen dieser Bestimmung oft vor, indem sie schon die Kleinen auf den Altar niederlegten. Einen Zwang hielt niemand für unsittlich und unerlaubt, und nur schüchtern wagten sich Bedenken hervor.

2. Der hl. Ulrich und Adalbert.

Am edelsten schien der zu sein, der schon in frühester Jugend sich von der Welt abkehrte, und die Gnade, glaubte man, zeige sich darin, daß schon der Knabe, das Mädchen, seinen höheren Beruf ahnte. Nach wenig Jahren glichen die Knaben eher Greisen als Jünglingen, so ernst und würdevoll benahmen sie sich, und verweilten am liebsten bei älteren Leuten.[1] Während sich die anderen Schüler in den Freizeiten an den Spielen ergötzten, lärmten und lachten, schlichen sich Junge wie Adalbert, Bruno und Bernward in einen stillen Winkel, stahlen dort „süße Früchte" der Erbauung, „naschten am Psalmenhonig und erfreuten sich am himmlischen Sachen". Wohl widmeten sie sich mit Eifer dem Unterricht, aber hoch über alle irdische Weisheit stellten sie die Gottesfurcht. Trotz ihres starren, ernsten Wesens waren aber die frommen Jünglinge bei ihren Altersgenossen nicht verhaßt; denn alles war überzeugt von ihrer höheren Bestimmung. Schon früh lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie, und kaum entgingen sie schon in jungen Jahren hohen Würden. So nahmen die Mönche von St. Gallen, bei denen Ulrich den Unterricht genoß, ihn als Abt in Aussicht und wollten ihn überreden, daß er ihrem Orden beiträte, aber er widersetzte sich ihrem Wunsche, wie spätere Schriftsteller berichten, auf Anraten der Einsiedlerin Wiborada. Diese soll nämlich prophezeit haben, daß er in einer östlichen Gegend Bischof würde, wo er glückliche Zeiten, aber auch schwere Stürme von Heiden und Christen erleiden werde. So ließ er sich denn von dem Bischof Adalbero von Augsburg in die Zahl seiner Kleriker aufnehmen. Nach dessen Tode kehrte der zwanzigjährige Jüngling in seine Heimat zurück und verwaltete seine Güter und wurde erst dreizehn Jahre später auf den Bischofsstuhl von Augsburg erhoben.

Als Bischof widmete er seine volle Kraft dem Weinberge des Herrn, ohne seine zeitlichen Verpflichtungen zu vergessen. Ein Bischof mußte sich wie ein weltlicher Herr viel mit Rechts- und Wirtschaftsfragen und dem Kriegssache abgeben, er mußte die

[1] Erat hoc ei praecipuum, adhaerere lateribus senum, v. Abb. 2.

Verwaltung seiner Höfe und die Behandlung der Hörigen überwachen und mußte sich ein kriegerisches Gefolge halten. So zog Ulrich selbst 955 mit seinen Rittern aus gegen die Ungarn, noch ehe der König erschienen war, und nahm teil am Kampf, hoch zu Roß, weder durch Schild noch Helm noch Panzer geschützt, sondern nur mit einer Stola angetan, blieb aber doch unverletzt von den herumschwirrenden Pfeilen und Steinen.

Immer umgab den Bischof seine „Familie", wozu nicht nur Arme und Kleriker, sondern auch die Ministerialen gehörten, höhere und niedere Dienstmannen, Marschalle, Vögte und Burggrafen und die dem Klerus entnommenen Kellerer, Kämmerer, Kanzler, dann viele einfache Krieger die den Reichs- und Stadtdienst besorgten. Dazu kamen zahlreiche Bauleute, Münzmeister und andere Handwerker. Jene waren besonders notwendig, da die Bischöfe nicht nur für die Unterkunft ihrer Diener, sondern auch für die Sicherheit der Stadtbewohner einzutreten hatten. So hat Ulrich viel gebaut und verwaltet und viel gearbeitet; denn er wußte so gut wie Mathilde, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll. Viele Heilige legten selbst Hand an. Ein Godehard von Hildesheim, ein Helluin im Kloster Bec versahen die Dienste eines Zimmermanns und Maurers.[1] Ein heiliger Adalbert griff zu Saatkorn und Sichel, um sich sein Brot zu verdienen. Johannes von Gorze hat gebuttert, daß ihm der Schweiß kam, und seine nächtlichen Mußestunden mit Netzstricken ausgefüllt.

Der hl. Ulrich hatte also viel zu tun mit der weltlichen Verwaltung und den Reichsgeschäften, hielt aber zu Hause, wenn es ihm seine Geschäfte gestatteten, die täglichen Andachten in der Hauptkirche mit deren Geistlichen sorgfältig ab. Außerdem pflegte er jeden Tag eine Andacht zu Ehren der heiligen Maria, der Mutter des Herrn, eine andere zum heiligen Kreuze und eine dritte zu allen Heiligen und viele Psalmen zu verrichten; natürlich kannte er so gut wie andere Geistliche die Psalmen auswendig. Auch versäumte er nie, täglich drei, zwei oder eine heilige Messe zu lesen, je nachdem er Zeit hatte und ihm nicht Krankheit oder irgendein gutes Werk die Zeit dazu entzog. Jeden Freitag feierte er das hl. Opfer an dem von ihm zu seinem Grabe ausersehenen Orte über seinem Sarge. Er predigte fleißig, machte Wallfahrten nach Rom, St. Moritz, Einsiedeln, untersuchte den Zustand der Klöster[2] und Pfarreien, war also viel auf Reisen, wobei er die mühselige Fahrt in einem Karren dem Reiten vorzog, weil so sein Kaplan neben ihn sitzen und mit ihm die Tagzeiten beten konnte. Oft

[1] S. oben S. 50.

[2] Der Ordnung halber vereinigte er, obwohl es nicht kanonisch war, eine Reihe von Klöstern in seiner eigenen Hand: Kempten, Feuchtwangen, Staffelsee, Füssen, Wiesensteig, Habach (bei Weilheim), im gewissen Sinne auch Ottobeuren. In Augsburg gründete er St. Stephan.

reichte aber vor lauter Geschäfte die Zeit nicht, die Tagzeiten zu vollenden. Die Nacht aber wollte er dem Schlafe widmen und nicht nach dem zweifelhaften Muster anderer die Nacht zum Tage machen. Nur bei großen Vigilien stand er nachts auf, wenn das Glockenzeichen erscholl, und verrichtete die Nokturn. Auch schlief er nicht wie andere auf bloßem Boden, aber auch nicht in weichen Federbetten, sondern auf einer Strohdecke oder einem Mantel oder Teppiche und deckte sich mit einem Mantel zu. Auf bloßem Leibe trug er ein härenes Kleid, das Cilicium, was aber nichts Besonderes war, und er badete sich dann öfters, als man es von einem Asketen erwartet.

Mönche, Geistliche und Klosterfrauen, die zu Ulrich kamen, liebte er wie seine Kinder, labte sie mit geistlicher und leiblicher Speise im Überflusse, ließ sie bei sich wohnen, solange es ihnen gefiel, und entließ sie zur geeigneten Zeit, auf alle Weise erfrischt und erfreut. Seine eigenen Geistlichen aber, berichtet einer aus ihrer Zahl, der Ulrichs Leben schrieb, seine Geistlichen, mochten sie seinem eigenen Hausgesinde angehören oder mittelfrei oder von höherem Adel sein, ließ er mit der größten Sorgfalt unterhalten und unterrichten und gab allen, die er einer Auszeichnung für würdig erkannte, Ämter oder geeignete Pfründen. Zu seinem Nachfolger wünschte er seinen Neffen Adalbero, einen tüchtigen Mann, beredt, unterrichtet, in weltlichen Geschäften bewandert, und ließ ihm die Nachfolge durch den Kaiser sichern und veranlaßte die Vasallen und Hörigen des Bistums, ihm den Treueid zu leisten. Da dies aber den Kirchengesetzen widersprach, zwang die Synode von Ingelheim den Adalbero zur Zurückgabe des Bischofsstabes, obwohl sich Ulrich erboten hatte, den Rest seines Lebens in einem Kloster zuzubringen.

Nach dem Tode seines Neffen Adalbero befiel ihn große Traurigkeit, denn er fühlte sein eigenes Ende nahen. Er feierte noch täglich die hl. Messe, setzte sich nach gewohnter Weise zu seinen Gästen an die Tafel, blieb aber selbst nüchtern und erquickte sich darauf in der Kirche oder in seinem Gemache durch den süßen Psalmengesang oder durch Anhören geistlicher Vorlesung. Nachdem er aber so schwach geworden war, daß er nicht mehr selbst Messe lesen konnte, ließ er sich täglich in die Kirche bringen, um das Opfer eines anderen Priesters auf das andächtigste anzuhören und fromme Gebete zu verrichten. Nach der Messe in sein Gemach zurückgekehrt, überließ er sich der Ruhe des Bettes nicht eher, als bis die Abendstunde gekommen war; er saß vielmehr angezogen auf seinem Stuhle und lehnte sich auf ein Kissen, bald rechts, bald links, bald auf die Rücklehne des Stuhles zurück.

Am Geburtstage des hl. Johannes des Täufers 973 um 4 Uhr morgens sagte der hl. Ulrich, gleichwie vom Schlafe erwacht, zu seinen Kämmerern: „Zieht mir die Kleider und Schuhe an.“ Diese

zauderten anfangs, weil sie im Zweifel waren, ob er einen solchen Auftrag in einer Verzückung oder bei unklarem Bewußtsein gegegeben habe, doch gehorchten sie ihm schließlich und kleideten ihn an und warfen ihm auf seinen Wunsch auch die Kirchengewänder über. In dieser Kleidung ging er in den Dom und von da in die Johanneskirche, die er früher neben der Kathedrale erbaut hatte. Daselbst feierte Ulrich nun die Frühmesse, die er alljährlich am Johannesfeste bei Tagesanbruch dort zu lesen pflegte, sang dann sofort das Hochamt und vollendete es mit Gottes Hilfe. Als er die beiden Messen ohne fremde Hilfe beendet und den Segen gespendet hatte, setzte er sich nieder und sagte zu seinen Geistlichen: „Den Gottesdienst, den ich soeben mit göttlicher Hilfe abgehalten habe, habe ich nicht im Vertrauen auf meine Kräfte, sondern aus Gehorsam verrichtet; denn als ich heute im Halbschlummer auf meinem Bette lag, standen vor demselben zwei Jünglinge, umgeben von himmlischem Glanze und außerordentlicher Schönheit. Einer derselben redete mich an: „Warum stehst du nicht auf? Du mußt heute bei St. Johannes die hl. Messe lesen.“ Der andere Jüngling aber meinte: „Wie ist dies möglich, da er wegen seiner allzu großen Schwäche noch nicht einmal die Prim beendet hat?“ Der erstere erwiderte nichts darauf, sondern wandte sich zu mir und sagte: „Stehe auf und beeile dich, in der erwähnten Kirche den Gottesdienst abzuhalten, weil heute nur du dort Messe lesen wirst.“ Nach dieser Mitteilung an seine Umgebung erhob sich Ulrich und kehrte in sein Gemach zurück. Der hl. Bischof sehnte sich mit heißem Verlangen nach dem Tage seiner Auflösung, und wiederholt betete er die Worte des Psalmisten: „Gleichwie ein Hirsch verlanget nach Wasserquellen, so verlanget meine Seele nach dir, o Gott.“

Liebliche Gesichte waren die gewöhnlichen Vorboten des Todes. Der Heilige nahm schon etwas voraus von der künftigen Herrlichkeit. Ulrich glaubte immer schon am Vorabend des Festes der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus die Welt verlassen zu dürfen. An diesem Tage nun, ehe mit der Vesper begonnen und alle Glocken geläutet wurden, zog er nach einem Bade sein schon lange bereitgehaltenes Sterbekleid an und legte sich auf den bloßen Boden, der allgemeinen Sitte folgend, die Sünder wie Gerechte antrieb, in dem Bußkleide den Tod zu erwarten. Nach Beendigung der Vesper ließ er sich von seinen Kämmerern aufheben, während er mit schwacher Stimme lispelte: „O hl. Petrus, du hast jetzt meinem Wunsche nicht willfahrt“ (d. h. mich noch nicht geholt). Zu dem Trauernden sprach Propst Gerhard: „O Herr, gib dich nicht der Betrübnis hin, sondern erwäge, daß es auch anderen heiligen Bischöfen ebenso ergangen ist.“ Er stellte sich nun ganz Gottes Willen anheim, blieb guten Mutes und war voll Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen seine Umgebung, und kein Wort der Klage kam jemals über seine Lippen.

Vor seinem Tode hegte Ulrich nur noch den einen Wunsch, seinen Neffen Richwin, Grafen von Dillingen, der zu dieser Zeit auf einem Hoftage dem neuen Könige huldigte, noch einmal zu sehen. Zuweilen lispelte er: „O Richwin, möchtest du doch, solange ich lebe, zurückkommen, damit ich dich noch einmal sehe." In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli, ehe noch die Morgendämmerung anbrach, hieß er Asche in Kreuzform streuen, mit Weihwasser besprengen und ihn darauf legen; und so verharrte er bis Sonnenaufgang. Da kehrte Richwin von der königlichen Pfalz zurück und richtete seinem Onkel die Botschaft des Kaisers Otto II. aus. Nachdem der hl. Bischof seinen Neffen noch gesehen und seine Botschaft angehört hatte, erhob er seine Augen zum allmächtigen Gott und dankte ihm, weil er ihn erhört hatte eingedenk der Worte des Psalmisten: „Er tut, was die Gottesfürchtigen begehren, und hört ihr Rufen und hilft ihnen." Als aber Richwin sich wieder entfernt hatte, ging Ulrich, während die Geistlichkeit die Litanei sang, ein in die himmlische Heimat an einem Freitag, 4. Juli 973.

Eines ebenso erbaulichen Todes starb schon im Alter von 40 Jahren Kaiser Ottos I. Bruder und Kanzler Bruno, der gelehrte Erzbischof von Köln. Als er sein Ende nahe fühlte, sprach er zu seiner Umgebung: „Der Trauer folgt bald Freude. Ich gehe nicht in einem neuen, aber in herrlich verklärtem Wesen dahin, wo ich weit mehr und weit bessere Männer sehen werde, als ich hier je gesehen habe." Hierauf sprach er nichts mehr, sondern lag still auf dem Bett. Bald nachher aber, als es noch Tag war, verrichtete er mit den Brüdern die Vesper und in tiefer Nacht die Komplet, empfahl sich seinem Herrn und Gott und den Fürbitten der Heiligen wie zur Reise und rüstete sich für den Weg mit dem Reisebedarf aus, der nie ausgeht, mit dem heiligen und einzigen Pfande unserer Erlösung; dann segnete er die Bischöfe, sich selbst und alle, die zugegen waren. Nun erwartete er die Stunde seines Todes ruhigen Herzens, den Geist auf Christus gerichtet. Und nach Mitternacht rief er mit aller Anstrengung seinem Neffen, dem Bischof Theoderich, zu: Bete, o Herr! und unter den Lobgesängen zur Ehre Gottes, den Gebeten und dem Schluchzen der Anwesenden hauchte er seinen Geist aus (965).

Der größte Ehrgeiz eines frommen Mannes ging darauf, den Martertod zu sterben. Mit der festen Zuversicht, ihn zu erleiden, zog Adalbert zu den wilden Preußen, die noch in keine Berührung mit dem Christentum gekommen waren. Kaum war er an ihrem Ufer gelandet, so stellten sich die Heiden ihm entgegen, sie versetzten dem psalmensingenden Heiligen einen Schlag zwischen die Schultern, daß das Psalmenbuch weit wegflog und der Heilige selbst zu Boden stürzte. So hinausgeworfen, kam Adalbert mit seinen Begleitern an einen anderen Ort, wo wahre „Hundsköpfe" ihn umringten und die blutgierigen Mäuler aufsperrten und fragten, woher er komme

und was er suche. Auf seine Antwort, er wolle sie zum wahren Gotte bekehren, schlugen sie die Erde mit Stöcken, hielten die Knüttel an sein Haupt und knirschten greulich mit den Zähnen. Die Mönche zogen dann weiter, als sie aber aus dem Lande nicht weichen wollten, schlugen die Feinde sie in Fesseln und führten dann den hl. Adalbert auf einen Hügel, ihn als Menschenopfer zu schlachten. Mit fast erstickter Stimme und todesbleich soll Adalbert den heidnischen Priester, der ihn zurechtstellte, gefragt haben: „Was willst du, Vater?" Dieser aber schleuderte den ersten Wurfspieß gegen ihn, und andere folgten seinem Beispiele. In gleicher Weise verfolgten Slawen den hl. Otto auf die Hetzrede ihres Priesters hin, aber sie wurden plötzlich lahm, und die Spieße erstarrten in ihren Händen.[1] Nach einer anderen Darstellung verlangte der Wächter der Burg Cholin, der sich Adalbert in schmucken bischöflichen Gewändern genaht hatte, er solle sich auf einen benachbarten Hügel stellen, damit ihn das Volk betrachten könne. Nachdem er das getan, rief der Wächter das Volk, das wie zornige Bienen zusammenschwirrte. Die Predigt des Adalbert reizte sie nur noch zu größerer Wut, und sie überschütteten ihn mit einem Hagel von Steinen. Betend hauchte er seinen Geist aus. Die Mörder trennten den Kopf vom Rumpfe, den sie in einen Fluß warfen, und steckten ihn auf einen hohen Pfahl. Sowohl das Haupt als der Leib wurden indessen gerettet und erwiesen bald Wunderkraft. Ganz merkwürdige Wunder weiß die Legende vom hl. Koloman zu berichten, der 1012 den Martertod zu Stockerau erlitt. Als Spion ergriffen und gefoltert, verteidigte er sich so lässig, daß er zum Tode verurteilt und mit Straßenräubern an einen Baum aufgehängt wurde. Hier hing seine Leiche lange, ohne zu verwesen, und erwies eine überraschende Heilkraft. Wenn die Heiligen schon während ihrer Pilgerfahrt Wunder vollzogen, eine wunderbare Helligkeit, einen süßen Wohlgeruch verbreiteten, so mußten sich diese Wirkungen nach ihrem Tode noch steigern.[2] Ihre Gräber waren herrlich; immer strahlte das ewige Licht und dufteten Blumen an ihrem Ruheplatze. Gebrechliche und Krüppel suchten und fanden dort Heilung von ihren harten Leiden, und die Priester lasen Messe über ihren Gebeinen.

[1] Herb. v. 3, 20.
[2] M. G. ss. 11, 279.

XLVIII. Die Ottonen.

Die Sachsen lebten sich rasch in die karlingische Kulturwelt ein und das Volk, das Karl am längsten und hartnäckigsten widerstanden, war das erste, in dem seine Ideen kräftige Wurzeln faßten. Höchsten Ursprungs und vom tapfersten Stamme, schreibt Widukind, erbten die Sachsen zugleich die Kraft der Franken und des Christentums. Allerdings stellte noch Gerbert, der den Scharfsinn des Sachsen Ohterich anerkennen mußte, ihrer Bauernroheit die griechische Feinheit seiner Landsleute gegenüber,[1] aber ihre Einfalt gefiel dem Bischof Liutprand von Cremona besser als die griechische Feinheit und Falschheit; ja er hält sogar ihre Lebensart für überlegen.[2] Der griechische Kaiser, sagt er, trete auf wie ein Weib mit langen Haaren und langen Kleidern und nähre sich von Pflanzen, der sächsische König aber sei ein Mann, aller Weichlichkeit und Falschheit abhold. Sogar ein unter griechischer Hoheit stehender sizilischer Bischof verglich zwar, wie eben Liutprand anführt, den griechischen Kaiser mit einem Löwen, den fränkischen (richtiger gesagt sächsischen) König aber mit einem Löwel oder Welfen.[3] Einer ihrer Mannen, prahlten die Sachsen, wöge siebenzig Schwaben auf.[4]

Sie waren äußerlich deutlich erkennbar an ihrer von der oberdeutschen verschiedenen Mundart. Dadurch fiel Otto der Große zu Regensburg auf[5]; er hatte etwas Barbarisches an sich. Die rollenden Augen strahlten Blitze, rötlich war Haar und Gesicht und lang der Bart, die Löwenbrust mit Haaren bewachsen, der Schritt des schweren Mannes gewichtig. Bevor er die Krone aufsetzte, pflegte er des Tags zuvor zu fasten, und so gewann sein Gesicht eine würdige Fahlheit. Nur ungern beugte er sich dem Zwange der Zeremonien; wenn er es aber tat, durfte nichts fehlen. Zog er zur Kirche, so mußten wie vor anderen Großen, auch hohen Frauen, Kreuz- und Reliquienträger vorangehen; andere Kleriker trugen Kerzen und schwangen Weihrauchfässer, Bischöfe, Herzöge und Grafen folgten. Bei der Königskrönung vollzog der Erzbischof von Mainz als Erzkaplan die Weihe. Der Bischof nahm das Schwert mit dem Wehrgehäng und sprach zum König gewendet:

---

[1] Rusticitas Saxonica — nostra Graecisca subtilitas; ep. 153.
[2] Leg. 40.
[3] Leg. 40.
[4] M. G. ss. 5, 336.
[5] Imperator ore iucundo saxonizans dicit, l. c. 4, 552.

„Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenlandes dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen.“ Dann nahm er Spange und Mantel und bekleidete ihn unter passenden Worten, ebenso nachher Zepter und Stab. Alsbald folgte die Salbung mit Öl und die Krönung mit dem Diadem. Nachdem der König den Thron bestiegen, wurde ein feierliches Amt gehalten. Beim Krönungsmahle diente Giselbert von Lothringen als Kämmerer, Eberhard von Franken besorgte als Truchseß den Tisch, der Schwabenherzog Hermann stand den Mundschenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte.

Während im Karlingischen Reiche die Hausminister zugleich Reichsminister waren, wurden es jetzt wenigstens in Deutschland die Großen, die Bischöfe und Fürsten, und vereitelten dadurch die Versuche späterer Kaiser, Reichsministerialen, Reichsbeamte sich zu schaffen. Die Herzoge stellten sich möglichst unabhängig, widersetzten sich einer starken Einherrschaft und konnten sich auf die Volksgunst und das Stammesbewußtsein stützen. Dem Volke standen die Herzoge näher als der König, und selbst die Bischöfe stellten sich oft auf ihre Seite. So begünstigte der Erzbischof von Magdeburg den Hermann Billung und ein Bischof von Freising Heinrich von Bayern in ihrem Widerstand gegen die Ottonen. Die Vertreter der Könige, die Pfalzgrafen, waren vollends unbeliebt. Das Volksepos schildert sie als falsch, als schlaue Füchse, als Verleumder. Im Tierepos findet der Löwe, der Tierkönig, bei Wolf und Bär, aber auch beim Fuchse einen widerwilligen Gehorsam. Einstmal, erzählt die Fabel, als der Löwe krank daniederlag, besuchten ihn alle Tiere, bloß der Fuchs nicht. Da befiehlt er dem Wolf, seinen Feind zu vertilgen; doch legt ein anderer Hofdiener Fürsprache für den Fuchs ein. Der Fuchs erscheint und weiß den kranken Löwen zu bereden, daß nur ein Mittel ihm helfe; wenn er sich in das Fell des Wolfes einhülle und den Lenden und Rücken mit Fischgehirn einsalben lasse, werde er gesund. Dem Wolf wird nun das Fell abgezogen und der Fuchs wird zum Vertrauensmann erwählt und zum Pfalzgrafen ernannt. Ein solcher Pfalzgraf schwärzt bei König Otto den Herzog Ernst an, zeiht ihn der Untreue und erhält den Auftrag gegen Ernst auszuziehen. Ernst rüstet sich zur Gegenwehr, versucht aber zuvor noch eine Versöhnung mit dem Könige. Nachdem dieses mißlungen ist, begibt er sich selbst in den Königshof, dringt in die Kemenate und erschlägt den Pfalzgrafen, der ihn verleumdet hatte. Mit Mühe entrinnt der Kaiser selbst dem Wütenden, Otto schwört Rache und beweint den Toten. Nachdem er denselben hatte begraben lassen, ruft er die Fürsten zur

Versammlung, klagt ihnen sein Leid und verhängt die Acht über Ernst. Darauf sammelt er sein Heer und durchzieht das Herzogtum, alles verwüstend, zerstört Herbergen, Burgen und Städte. Zu gleicher Zeit verwüstet Ernst das Königsland, doch fühlt er sich zu schwach, um sich dem Könige im Kampfe entgegenzustellen. Er entweicht, zieht auf Abenteuer, kehrt nach Jahren wieder zurück und naht sich dem Kaiser während des Hochamtes und wird von ihm in Gnaden aufgenommen. Alles Volk freut sich über den Friedensschluß.

Unter diesen Umständen war die hohe Geistlichkeit die einzige Macht, auf die sich Könige verlassen konnten. Geistliche Fürsten konnten sie eher ein- und absetzen als weltliche. „Nimm hin die Kirche," sprach der König; „nimm hin das Wergeld deines Vaters," sagte Otto zum Sohn eines Erschlagenen. „Nimm hin die Kirche": mit solchen Worten begleiteten die Herrscher die Überreichung des Bischofsstabes, später des Zepters.

Auch andere Herrscher dachten ähnlich. So war das erste, was Wilhelm der Eroberer in England tat, daß er die alten Bischöfe absetzte und an ihre Stelle normannische Geistliche, namentlich Hofkapläne, berief. Nirgends aber erlangten die Bischöfe so viel Macht und Einfluß wie in Deutschland. Wohl waren schon die Karlinger vorangegangen, die Ottonen übertrafen sie aber noch weit und gewährten die volle Immunität mit Zöllen, Beden und Hochgericht. Dafür sollten die geistlichen Stände mit einer ansehnlichen Truppenzahl und Geld zu Hilfe kommen.[1]

Statt der öffentlichen Beamten und Hauptleute geboten freigewählte Vögte über die Immunitätsgebiete. In Klöstern übernahmen oft die Gründer die Vogtei, und oft rissen die Grafen sie an sich. Weniger mächtige Vögte hatten eine schwierige Stellung zwischen den Herrschern und Grafen auf der einen, zwischen Äbten und Hörigen auf der anderen Seite und konnten es nicht beiden Teilen recht machen. Die Schirmvögte mußten eben oft als Fronvögte auftreten, zu Steuern und Kriegsfronen zwingen, denen sich jeder gerne entzog. Die geistlichen Herren, die Grafen und Dienstmannen lagen in beständigem Hader, bemerkt Bischof Salomo von Konstanz.[2] Zu Worms glichen der Bischofshof und die Herzogsburg zwei feindlichen Herbergen und die Bürgerschaft litt unter diesem Zwiespalt derart, daß viele von dort wegzogen.[3]

---

[1] So ritten im Jahr 981 unter 2090 Gepanzerten nicht weniger als 1504 unter geistlicher Fahne, meist unter Führung eines Bischofs oder Abtes ins Feld. Mainz, Köln, Straßburg, Augsburg stellten 100, Trier, Salzburg, Regensburg 70, Verdun, Lüttich, Würzburg, Fulda, Reichenau 60, Eichstätt, Lorsch und Weißenburg 50, Konstanz, Chur, Worms, Freising, Prüm, Hersfeld, Ellwangen 40, Kempten 30, Speier, Brixen, Toul, St. Gallen und Murbach 20, Cambrai, Stablo, Inden 12 Panzerreiter. Forschungen z. d. Gesch. IX, 444.

[2] Discordant omnes, praesul, comes et phalanges; M. G. p. l. 4, 301.

[3] L. c. ss. 4, 835.

Die Bischöfe rissen selbst die Grafen- und Herzogswürde an sich. Die Könige waren oft in Verlegenheit, auf welche Seite sie sich stellen sollten, denn oft hatten sie es auch mit widerspenstigen Bischöfen und Äbten zu tun, wie wir eben vom Bischof von Freising hörten, der sich mit Heinrich des Heiligen Vater und dem Böhmenkönig verschwor. Heribert von Köln versagte dem hl. Heinrich, freilich nicht ohne Grund, den Gehorsam, trotzte ihm neunzehn Jahre und stellte ihm keine Truppen sogar in einer Sache, die die Kirche, näherhin die Kirche von Mainz anging,[1] und wurde schließlich vom Hofgericht zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Das Urteil des Hofgerichtes beugte endlich den trotzigen Mann. Er trat in den Gerichtssaal und ging mit Tränen in den Augen auf den Kaiser zu, und Heinrich, von diesem Anblick selbst zu Tränen gerührt, erhob sich und umarmte den Erzbischof und bat um Verzeihung wegen des Unrechtes, das er ihm angetan habe; Heribert mußte neben dem Kaiser Platz nehmen, und beide verhandelten die Reichsgeschäfte im besten Einvernehmen gemeinsam weiter. Ja noch mehr, Heinrich fand sich zur Mette ein, und als Heribert nach deren Ende noch im Gebete verharrte, warf sich ihm der Kaiser zu Füßen und bekannte seine Schuld. Derselbe Kaiser unterstützte den Bischof von Cambrai gegen seinen widerspenstigen Dienstmannen, den Burgwart Walter, der dem Aufgebot des Bischofs keine Folge geleistet hatte.[2]

Otto schätzte die geistliche Macht sehr hoch, stellte sich nicht nur gut zu den Bischöfen, sondern bemühte sich auch, neue Bistümer zu gründen, namentlich im Osten, wo zahlreiche Mittelpunkte der Slawenmission, zugleich Stützpunkte der Kirche und des Reiches, entstanden. Das deutsche Reich, das Deutschtum befestigte seine überragende Bedeutung und erweiterte sie nach allen Seiten, besonders Italien zu, wo Otto sich die Kaiserkrone und eine Gemahlin holte und den Papst gegen den sogenannten König Berengar unterstützte. Darüber fiel er in Streit mit den oströmischen Kaisern, die sich zurückgedrängt fühlten. Der Gesandte Ottos hielt aber den Griechen vor, wenn sie Kaiser der Römer wären, hätten sie sich um Rom bekümmern sollen und es nicht in die Gewalt von Buhlerinnen bringen lassen dürfen. Die Griechen hätten nichts für das Papsttum getan, ja seine Güter zurückbehalten.

Der damalige Kaiser Nikephorus Phokas war zwar ein frommer Mann, machte aber auf den deutschen Gesandten Liutprand einen schlechten Eindruck; er nennt ihn ein Ungetüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, kurzem Halse, struppigen Haaren, schwarzem Gesichte, dickem Leibe, kurzen Beinen und übergroßen Füßen. Als die Griechen bei einer Prozession ein Preis-

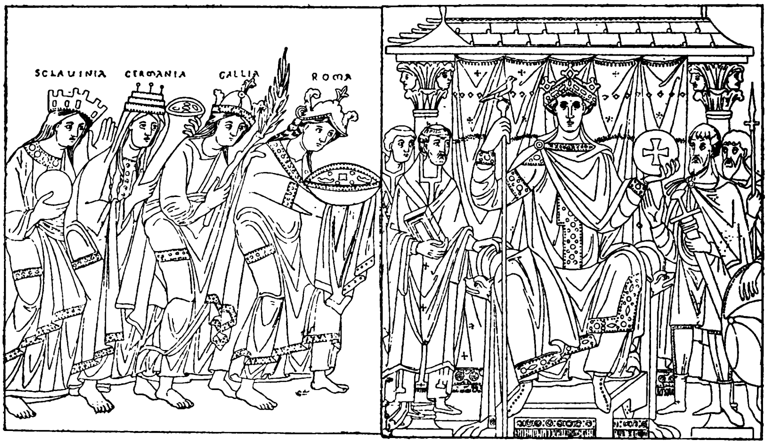
[1] Bei der Belagerung der Burg Hammerstein, deren Besitzer in unerlaubter Ehe lebte.

[2] M. G. ss. 4, 749; 7, 467.

lied sangen: „Siehe, da kommt der Morgenstern, der bleiche Tod der Sarazenen, sein Blick ist ein Widerschein der Sonnenstrahlen," sagt Liutprand, es wäre besser gewesen, man hätte ihm zugerufen: du Waldteufel, du ziegenfüßiger, gehörnter Waldmensch, borstiger, störrischer Barbar. Er trug, sagte er, ein altes Prunkkleid, das vom langen Gebrauch übel roch, abgeschabt und verblichen war, und an den Füßen sikyonische Schuhe, sprach in polternden Ausdrücken und benahm sich unfreundlich und zweizüngig gegenüber dem Gesandten. Er wußte die Liebe seines Volkes sowenig wie die seiner Frau Theophano zu erringen. Diese suchte sich seiner zu entledigen und überredete den tapferen Feldherrn Johannes Tzimiskes, der ihr die Ehe versprach, sich an ihm zu rächen. Mit ihrer Hilfe drang Johannes in das Schlafgemach ein und ermordete den Kaiser, der entfernt vom Prunkbett in einer Ecke, angetan mit einem Mönchsgewand, schlummerte. Nach der gelungenen Tat hätte sich Johannes mit Theophano ehelich verbunden, wenn nicht die Kirche eine Einsprache erhoben hätte, der er um so eher Folge leistete, als ihn selbst ein gewisses Mißtrauen gegen diese Frau erfüllen mußte. Von heiterer Gemütsart und äußerlich anziehender als sein Vorgänger, wetteiferte auch Johann mit diesem in der Frömmigkeit, wenigstens äußerlich. Er feierte gerne fröhliche Heiligenfeste, erwies wunderbaren Bildern und Reliquien seine Huldigung und bereicherte die Hauptstadt mit vielen Schätzen dieser Art, die mit großem Prunke ausgestellt wurden. Im siebten Jahre seiner Herrschaft, nach einem siegreichen Feldzuge warf ihn heftiges Fieber aufs Krankenbett. Da schenkte er alle seine Schätze den Armen, legte eine reumütige genaue Beichte dem Bischof von Adrianopel ab, vergoß Ströme von Tränen wegen seiner Sünden und rief die Gottesgebärerin an, sie möge ihm beistehen im letzten Gerichte. Wahrscheinlich entsprang das Fieber dem Gifte, das ein mächtiger Eunuch seinem Getränke beigebracht hatte, nämlich der Parakoimomenos Basilios, der ihm zum Throne verholfen hatte und dessen Habgier er nicht hatte befriedigen können. Mit Schrecken entdeckte Johannes, daß er sich ganze Ländergebiete angeeignet hatte.

Die Kaiser wurden selten ihres Lebens froh und hatten bald mit dem Hasse der Großen, bald mit dem Unwillen des Volkes zu rechnen, je nachdem sie sich auf die eine oder andere Seite neigten. So trieben sie notgedrungen ein verwegenes Spiel, indem sie eine Partei gegen die andere, einen Stand, ein Volk gegen das andere aufhetzten. Die umliegenden Völker kannten diese Schwäche und stürmten gegen das Reich an. Von den Bulgaren auf der einen, von den Arabern auf der anderen Seite in die Enge getrieben, wandte sich Basilios II. an die Russen, denen 130 Jahre zuvor die Griechen eine empfindliche Niederlage bereitet hatten, und baten Wladimir, der schon früher den Wunsch ausgedrückt hatte, durch eine Heirat mit einer Kaiserstochter zu dem Hof in freundliche

Beziehungen zu treten, um seine Hilfe. In der Tat leisteten sie diesen Dienst und so konnte Basilius der inneren und äußeren Feinde Herr werden. Er rächte sich mit ausgesuchter Grausamkeit an seinen Feinden, besonders an den Bulgaren, und erhielt daher den Namen „Bulgarenschlächter“. Seine Schwester Anna vermählte sich mit Wladimir, nachdem schon eine andere Schwester Theophano von dem Kaiser Otto II. heimgeführt worden war.



Dem rechtssitzenden Kaiser bringen die Länder ihre Huldigung dar. Rom-Italien bietet in einem Weihgefäß Juwelen, Gallien den Palmzweig des Friedens oder der Stärke, Germanien mit dreifachem Kronreif das Füllhorn des Reichtums, Sklavinien, turmgekrönt, hält eine Kugel, Gallien schließt sich engstens an Italien an und legt die Hand auf deren Schulter. Charakteristisch sind die weiten Gewänder mit ihrem bauschigen Faltenwurf, die Borten am Saume und in der Mitte. Daneben thront Otto III., umgeben von seinen geistlichen und weltlichen Räten, in feierlicher Audienz; er hält das Zepter mit einer Taube, den Reichsapfel, dem das Kreuz statt aufgesetzt eingezeichnet ist, und trägt eine eckige Krone. Bei den Geistlichen ist das Pallium, bei den Kriegern Schwert, Bogen und Rundschild, am Tempel dahinter das romanische Maskenkapitäl und am Throne die Tierköpfe und Tierfüße bemerkenswert. Das Bamberger Evangeliarium, dem dieses Bild entnommen ist, bringt zuerst unter dem Einfluß der Byzantinischen Kunst reichliche Vergoldung zur Anwendung.

Aus dieser Ehe ging Otto III. hervor, von dem sein Lehrer Gerbert sagte, er sei eher ein Byzantiner oder Römer als ein Deutscher, obwohl er seine Herkunft schon äußerlich verriet.[1] Aber die griechische Weisheit blendete ihn und er ahmte die Griechen nach, wo es ging, suchte das Justinianische Gesetzbuch einzuführen und gebot seinen Pfalzgrafen, Rom und den ganzen Erdkreis nach diesem Rechte zu richten. Sein Formelbuch für Zeremonien mutet uns ganz morgenländisch an. Er zwang sich selbst in einen despotischen Prunk hinein, überlud sich mit schweren Kleidern und behängte sich mit allerlei Schellen und Troddeln. Über einem Hemd aus

[1] Gerb. ep. 154; M. G. ss. 9, 428. (Der Name rufus gehörte eigentlich seinem Vater.)

weißem Byssus mußte der Kaiser eine scharlachrote Tunika, darüber eine rosenfarbige Dalmatika tragen, beide mit Gold und Perlen reich geziert, und endlich einen goldglänzenden Mantel. Die Tunika und der Gürtel waren mit zahlreichen Schellen behängt, und auf der Gürtelschnalle stand die Inschrift: Roma, caput mundi, regit orbis frena rotundi, und auf dem Knaufe der Schnalle waren abgebildet die drei Weltteile Asien, Afrika und Europa zum Zeichen, daß er der Herr des Erdkreises sei. Eine in nüchternes Deutsch übertragene Vorstellung dieser Kaisertracht gibt die nebenstehende Abbildung: unter dem einfachen grünen Mantel trägt hier der Kaiser eine purpurne, mit Gold- und Edelsteinborten umsäumte Dalmatika; über den roten Strümpfen und schwarzen, steingezierten Schuhen ragt das weiße Byssusunterkleid hervor. Anstatt der drei Erdteile huldigen nur die vier Hauptländer des Kaiserreiches mit der eigentümlichen Rangordnung: Italien (Rom), Frankreich, Deutschland und Slawenland (Sclavinia), von denen bekanntlich nur zwei, Italien und Germanien, unter der wirklichen Herrschaft des Kaisers standen; allein er lebte sich ganz nach byzantinischer Art in den Wahn hinein, Herrscher des Erdkreises oder wenigstens Europas zu sein: „Unser," ruft der Lehrer Ottos, Gerbert, „unser ist das römische Reich, wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriegerische Gallien und Germanien und die streitbaren Reiche der Skythen (Slawen)." Die Länder müssen sich tief beugen, und es ist viel, daß sie nicht zu Boden liegen oder kauern, wie auf altrömischen Münzen. Dafür sind sie wenigstens barfuß — barfuß im weiten Büßergewand sich zu beugen, verlangte die Sitte von unterworfenen Leuten.

Die Kaiser suchten sich gleich den Byzantinern in Unnahbarkeit zu hüllen und mit all dem Prunke zu umgeben, den das alte Kaiserzeremoniell umfaßt hatte. Als einmal griechische Gesandte ins Abendland kamen, veranstalteten die Hofbeamten einen großen Empfang, wie der Mönch von St. Gallen berichtet. Der Marschall mußte sich in der Mitte seiner Untergebenen auf einen hohen Sessel setzen, so daß man ihn gar nicht für einen anderen als den Kaiser halten konnte. Die Gesandten, als sie ihn sahen, warfen sich auf den Boden und wollten ihn begrüßen. Aber von den Dienern zurückgestoßen, wurden sie genötigt, weiter vorzugehen. Da sahen sie den Pfalzgrafen in der Mitte der Großen zu Gericht sitzen, hielten ihn für den Kaiser und warfen sich auf den Boden. Aber auch von hier wurden sie mit Schlägen vertrieben: „Nicht dieser ist der Kaiser!" riefen die Anwesenden, und weiter vorgehend fanden sie nun den königlichen Truchseß mit schön geschmückten Dienern. Wieder hielten sie ihn für den Kaiser und fielen zur Erde nieder, aber auch hier zurückgestoßen, fanden sie im inneren Gemach die Kämmerer des Kaisers um ihren Herrn, von dem es gar nicht zweifelhaft schien, daß er der Gebieter der Sterblichen sein könne.

Doch auch dieser leugnete, daß er das sei, was er auch wirklich nicht war, versprach aber, mit den Ersten des Palastes sich zu bemühen, damit sie, wenn es möglich wäre, vor die Augen des erhabenen Kaisers gelangen möchten. Da wurden von der Seite des Kaisers einige ausgeschickt, um sie ehrenvoll hineinzuführen. Der glorreiche Herrscher stand aber an einem hellen Fenster, strahlend wie die Sonne beim Aufgang, mit Gold und edlen Steinen geschmückt. Von allen Seiten umgaben ihn wie die himmlischen Heerscharen einmal seine drei jungen Söhne, die schon am Reiche Teil erhalten hatten, und die Töchter mit ihrer Mutter, sodann Bischöfe, unvergleichlich an Gestalt und Tugend, und die durch hohe Abkunft und Heiligkeit vorzüglichsten Äbte, ferner Herzöge, derart wie einst Josua im Lager von Galgala erschien, endlich Kriegsleute gleich denen, die die Syrier mit den Assyriern aus Samaria verjagten. Da wurden die Gesandten der Griechen überaus bestürzt, der Atem verging ihnen, und ganz ratlos fielen sie stumm und wie leblos zu Boden.

Die Bestürzung bestand wohl nur in der Einbildung des den Vorgang schildernden Mönches. In Wirklichkeit waren die Griechen noch ganz andere Schauspiele gewohnt. Wie uns Liutprand schildert, erwarteten die abendländischen Gesandten unerhörte Empfangsfeierlichkeiten. Wenn die Abendländer den Griechen wieder etwas abgeguckt und bei sich eingeführt hatten, suchten diese das bisher Dagewesene durch neue Schaustellungen zu übertrumpfen. Sie erschienen unerschöpflich zu sein in der Erfindung neuer Phantasmagorien. In diesem Sinne ist die Schilderung zu verstehen, die Liutprand von seinen eigenen Erlebnissen zu Byzanz gibt: Nachdem der Gesandte eine Reihe von Sälen durchschritten hatte, kam er in den Empfangssaal, den ein großer Teppich entzweiteilte. Hinter ihm saß die erhabene Person des Kaisers auf einem Throne, den zwei Löwen aus vergoldetem Kupfer bewachten und künstliche, von automatischen Vögel belebte Bäume beschatteten, zu beiden Seiten umgeben von je einem Würdenträger: der eine hielt ein blitzendes Schwert, der andere eine helleuchtende Lampe, die Sinnbilder der Macht und des Ruhmes in der Hand. Von zwei Eunuchen hinter den Vorhang geführt, erblickte der Gesandte zunächst nur eine verhüllte Gestalt; sobald er die heiligen Züge des Weltherrschers bemerkte, mußte er sich niederstürzen, die Stirn gegen den Erdboden, ihn anzubeten. Sogleich ließ sich ein lärmendes Orchester vernehmen, die künstlichen Vögel sangen, die Löwen aus Kupfer richteten sich auf, schlugen den Boden mit ihrem Schwanze und stießen ein Gebrüll aus. Indessen brachten Diener die Geschenke des zu Boden liegenden Gesandten, und der erhabene Herrscher würdigte sich, einen Blick auf die bescheidenen Erzeugnisse eines barbarischen Luxus zu werfen. Als endlich der Gesandte, durch das Schweigen der kaiserlichen Menagerie aufmerksam geworden, sein Haupt erheben konnte, bemerkte er den Kaiser hoch über sich,

den Kopf an der Decke. Ein Mechanismus hatte den Thron erhöht, während der Gesandte auf dem Boden lag. Der Kaiser hörte ihn an ohne zu antworten, seine Majestät gestattete es nicht, das Wort an einen Fremden zu richten, sondern der Logothet am Fuße des Thrones diente als Dolmetsch und teilte seine Antworten mit. Wenn die Audienz aufhörte, wiederholte sich die nämliche Phantasmagorie.

Ein ähnliches Zeremoniell mußte die russische Großfürstin Olga durchmachen, als sie zum Besuche des Hofes kam. Über einer mit Purpur und Gold verzierten Bühne saßen auf goldenen Thronen der Kaiser, die Kaiserin und ihre Schwiegertochter, umgeben von Prinzessinnen, Magistrissae und Patrizierinnen. Hinter Vorhängen spielten Orgeln, bei der Tafel trugen Kirchensänger Chorale vor und belustigten Schauspieler die Gesellschaft durch Scherze und Künste.[1] Ebenso mußte Johannes von Gorze, als er den Kalifen von Cordova besuchte, durch eine Reihe von spielenden Gruppen hindurchwandern, durch Scharen von Speerkämpfern und Schützen, durch leichte und schwere Reiterei, bis er vor den erhabenen Thron gelangte.

Bei einer zweiten Gesandtschaft Liutprands scheint es einfacher hergegangen zu sein. Wohl suchte der Kaiser bei der Pfingstprozession (Proseleusis) wieder mit seinem Hofstaat zu glänzen, empfing aber den Gesandten ohne Förmlichkeiten und lud ihn zur Tafel ein, wo er ihn durch einen schlechten Platz ohne Tischtuch erniedrigte und seinen Begleiter ausschloß. Eine gleiche Erfahrung machte der Herzog Robert von der Normandie mit seinen Begleitern. Sie bekamen nicht einmal Stühle oder Bänke zum Sitzen, mußten ihre Mäntel zusammenrollen und darauf kauern. Nach aufgehobener Tafel ließen sie die Polster liegen und zu Rede gestellt, sagten sie, es wäre nicht Sitte bei ihnen, Bänke selbst wegzutragen.[2] Eine solche Behandlung empörte die Abendländer so, daß sie die Griechen noch mehr verachteten und sich von ihnen unabhängig stellten.

XLIX. Charakter der Ottonischen Zeit.

Wie wir eben hörten, haben sich die Sachsen rasch in die lateinische Kulturwelt eingelebt. Hatte Heinrich der I. der Finkler sich noch gerühmt, er wollte lieber sich seiner bäuerischen Einfalt erfreuen als die Gefahren lateinischer Bildung laufen, so bemühte

[1] Gelzer, Byz. Kulturg. 50.
[2] Joh. Bromton ch. 1025.

sich schon sein Sohn Otto um diese Sprache, und dessen Bruder Bruno liebte die Bücher so sehr, daß er sich von ihnen gar nicht trennen mochte.

Alle wollten aufrichtige Christen sein, aber das Christentum saß nicht tief, war oft recht äußerlich und vertrug sich mit viel Heidentum. In seiner naiven Art schreibt Widukind den Aufschwung der Sachsen der Übertragung des hl. Veit aus fränkischem Boden zu. Reliquien lagen einem Heinrich I. so am Herzen, daß er um ihretwillen (um angebliche Nägel vom Kreuze Christi) Rudolf von Burgund mit einem ungerechten Kriege bedrohte. Das Barbarentum brach eben immer wieder durch und daher zeigen die Naturen eine gewisse Zwiespältigkeit und Sprunghaftigkeit. Neben glänzenden Äußerungen der Frömmigkeit, der Milde und sogar Weichheit und Tränenseligkeit finden sich Taten härtester Grausamkeit, neben Erweisen holdesten Zartsinnes derbe und zotige Andeutungen, neben Ergebenheitsbeteuerungen untreue und falsche Taten. So kämpften die Ottonen gegen die Falschheit und Untreue der Slawen mit gleichen Waffen. Otto der Große gewann den Wendenfürsten Tugumir durch Versprechungen dazu, an seinem eigenen Volke Verrat zu üben. Der fromme Markgraf Gero, der noch als Greis nach Rom pilgerte, lud, um sich der Slawen zu entledigen, die seine Ermordung planten, diese unter dem Zeichen der Freundschaft ein und ließ sie an seinem eigenen Tische niedermetzeln. Fast genau ebenso machte es der Grieche Eustathios gegenüber dem Bulgaren Ibatzes, indem er ihn unter dem Vorwand eines Spazierganges in einen abgelegenen Park lockte.

Bei dem widerspenstigen Grafen Adelbert von Bamberg, der sieben Jahre lang im Aufruhr verharrte, schmeichelte sich der Erzbischof Hatto von Mainz, „des Königs Herz“ genannt, ein und heuchelte Freundschaft. Auch wenn er an kein zukünftiges Leben glaubte, sprach Hatto, wäre es doch nicht recht, wider seinen Herrn Krieg zu führen, zumal da alles, was er tue, zwecklos sei. Im Grunde genommen sei der König ihm wohlgeneigt, er möge nur von ihm eidliche Bürgschaft annehmen, daß er ohne Sorge die Burg verlassen und wieder zurückkehren könne. Adelbert ließ sich durch die süße Rede gewinnen, nahm dem Erzbischof den Eid ab und lud ihn zum Mahle ein. Hatto aber weigerte sich in seiner Hinterlist etwas zu genießen. Worin diese Hinterlist bestand, sieht etwas fabelhaft und fast unglaublich aus. Adelbert und Hatto hatten, wie der merkwürdige Bericht lautet, kaum die Burg verlassen, so sprach dieser: „Es reut mich, daß ich nicht deinem Rate gemäß mich mit etwas Speise gestärkt habe, da uns eine ziemlich lange Reise bevorsteht“, ergriff dem nichts ahnenden Adelbert die rechte Hand und kehrte mit ihm zurück. Als dann beide zum Könige kamen, berief dieser alsbald die Fürsten zum Gerichte und ließ Adelbert zum Tode verurteilen. Dieser nannte Hatto einen Meineidigen, worauf Hatto

beteuerte, er hätte seinen Eid gehalten und ihn in die Burg zurückgeführt. Hatto nahm ein schlimmes Ende.[1]

Was sich diesen Männern in den Weg stellte, das zermalmten sie. Wie Karl der Große gegen die Sachsen, wütete Otto gegen die Slawen, ließ die gefangenen Fürsten der Ungarn schonungslos aufhängen und tötete dreizehn Römer, die den Papst Johann vertrieben. Noch grausamer rächte sich Basilios an den Bulgaren. In ihrer Leidenschaft konnten sich die Menschen nicht beherrschen. Als Otto einmal einem Feinde über den Rhein nachsetzen wollte und sich kein Nachen auftreiben ließ, zitterte er am ganzen Körper vor Zorn. Wenn die Fürsten eine Niederlage erlitten, pflegten sie die ganze Nacht hindurch zu heulen.[2] Ein andermal sehen wir Männer und Frauen mit stumpfer Kälte Leiden und Not ertragen. Siegten die Krieger, so schwelgten sie im Blute der Feinde, pflegten aber gleich darauf die Gefallenen zu beweinen. In der Schilderung der Kämpfe Walters von Aquitanien läßt ein St. Gallener Mönch einen Gegner nach dem andern förmlich abschlachten; doch betet Walter jedesmal für die Seelenruhe des Gefallenen: damit beruhigt sich sein Gewissen. Die heidnische Zeit hatte selbst diese Gewissensregung nicht gekannt; in ihr tobte die Grausamkeit ohne Bedenken. Auch jetzt noch empfahl sich gegen Feinde des Glaubens rücksichtslose Grausamkeit, wie sie im Alten Bunde üblich war.

Noch hatte sich die Zeit nicht zur Idee eines gerechten Gottes erschwungen, der parteilos über den Menschen waltet und ohne Ansehen der Person urteilt. Der Gottesbegriff und das Innere des Menschen widerspiegelt sich gegenseitig: Gott beglückt die einen mit Wundern, mit seiner Seligkeit, die anderen verurteilt er zur Unseligkeit, wie Gottschalk ausgeführt hat. Wenn die Menschen die Jugend mit Prügeln bis zum Übermaß bedachten, setzte man etwas Ähnliches auch von Gott voraus. Viel hing dabei von Laune und Willkür ab. Je nach der augenblicklichen Stimmung verfolgten die Menschen die einen mit Haß und überhäuften die andern mit Liebeserweisen und Gnaden. Wer kurz zuvor in Gunst gestanden, konnte sich durch ein einziges unbedachtes Wort Haß und Verfolgung zuziehen. So ging es dem Grafen Gero, den wahrscheinlich auf Anstiften des Erzbischofs von Magdeburg ein gewisser Waldo der Untreue bezichtigte und den dann der Erzbischof gefangen nehmen ließ. Das von dem Kaiser nach Magdeburg einberufene Fürstengericht entschied auf das Gottesurteil des Zweikampfes. Auf einem Elbewerd traten die Gegner zum Kampfe an. Grauses Ringen erhob sich. Zweimal im Nacken verwundet, drang Waldo mit jäher Wut auf den Beklagten ein und streckte ihn mit wuchtigen Schwertschlägen zu Boden. Gero mußte seine Kampf-

[1] Liutp. antap. 2, 6; Mab. ann. III, 274.

[2] Was Schlumberger, L'épopée byz. 1, 147, von den Warägern erzählt, paßt ebensogut auf die Ottonen.

unfähigkeit bekennen; in diesem Augenblicke stürzte der Sieger, der seiner Rüstung entledigt und gelabt worden war, jählings tot zur Erde. Trotz dieses Gottesgerichtes ließ der Kaiser nach dem Spruch des Richters den Gero von Henkers Hand enthaupten, und des Leichnams bemächtigte sich der Erzbischof von Magdeburg, der nur gegen ein hohes Lösegeld das Haupt der Tochter des Hingerichteten ausfolgte.

Oft aber bewiesen Otto und seine Nachkommen eine auffallende Milde. Wurde jemand angeklagt, auch durch Beweise stark belastet, sagt ein damaliger Geschichtschreiber, so trat Otto als Verteidiger und Vermittler auf; denn er glaubte Angebern nicht leicht. Hatte er verziehen, so benahm er sich, als ob man nie gegen ihn gefehlt hätte. Seinen Bruder Heinrich, der sich wiederholt gegen ihn empörte, nahm er immer wieder milde auf. Einmal wollte sogar Heinrich seinen Bruder beim Osterfeste mit Hilfe des Bischofs von Mainz und anderer dem Könige feindlicher Großen aus dem Wege räumen, doch der Plan wurde verraten, und Otto umgab sich bei dem Feste mit treuen Vasallen. Erst als das Fest vorüber war, ließ er die Verschwörer aufgreifen und hängen, nur Heinrich entfloh. Später aber wurde er ergriffen, als Otto bereits milder gestimmt war, und in Ingelheim gefangen gesetzt. Unerträglich deuchte dem trotzigen Manne, gefangen zu sein, und er suchte um jeden Preis zu entkommen. Es gelang ihm auch; von einem Geistlichen begleitet, entwich er nach Frankfurt, wo Otto eben das Weihnachtsfest feierte. Als hier im Dome der Nachtgottesdienst gehalten wurde, erschien Heinrich plötzlich vor dem König in härenem Gewande mit entblößten Füßen, warf sich auf den eisigen Boden und richtete flehende Worte an ihn. Eben hallte noch in Ottos Herzen der Gesang nach: „Friede den Menschen auf Erden", und so verzieh er auch diesmal dem Bruder.[1] Der Weihnachtstag 941 ward ein Markstein in Heinrichs Leben, von da an hielt er dem Bruder unverbrüchliche Treue. Später empörten sich der eigene Sohn erster Ehe Ottos, Liutolf, und sein Schwiegersohn Konrad wegen der Bevorzugung Heinrichs, versuchten zuerst durch tiefe Unterwürfigkeit ihre Absichten zu erreichen und führten nachher Krieg gegen ihn, worin sie unterlagen. Von Reue erfüllt, eilte Liutolf zu seinem Vater, als er sich eben auf der Jagd befand, Tränen entströmten den Augen des Sohnes und Vaters, und milde hob ihn dieser vom Boden auf. In der

---

[1] Das deutsche Lied vom Herzog Ernst stellt den Vorgang also dar: Nachdem der Bischof das Evangelium gelesen, bestieg er das Lektorium und predigte Gottes Wort. Als er geendigt, drang Ernst vor den Kaiser und fiel ihm zu Füßen. Die Fürsten traten hinzu und mahnten den Kaiser, um Gottes und des heiligen Tages Ehre willen ihm zu verzeihen. Der Kaiser tat es noch, ohne ihn zu erkennen, hob ihn auf und küßte ihn. In dem Augenblicke erkannte er ihn, und sein Versprechen tat ihm leid. Aber die Fürsten erinnerten ihn daran, daß der Kaiser sein Wort halten müsse. Da sprach er: „Nun es euch alle so gut dünkt, so will ich ihm verzeihen."

Sage vom Herzog Ernst hat sich die Phantasie des Volkes dieser Tatsachen bemächtigt und hat in einer anderen Sage von Otto mit dem Barte des Kaisers Zorn und Milde gegen einen Dienstmann überliefert. Ein schwäbischer Ritter hatte Otto im Wortwechsel am Barte gerissen, und er mußte sich eilends dessen Zorne entziehen, nichtsdestoweniger begleitete er Otto unerkannt auf einer Fahrt nach Italien. Da überfielen einmal die Feinde den hilflosen Kaiser, und jener Ritter merkte das eben, als er badete; eilends sprang er heraus, rettete den Kaiser mit gewaltigen Schwerthieben und gewann dadurch die verlorene Gunst wieder.

Auch Otto III. hatte etwas an sich von diesem raschen Wechsel der Stimmung. Er nahm an seinem Feinde Crescentius und an seinen Anhängern grausame Rache. Kaum war die Tat geschehen, so erfaßte ihn tiefe Reue, er pilgerte zum hl. Michael auf dem Berge Gargano und besuchte den hl. Nilos zu Gaeta.

Das Gemüt schwankte zwischen Erde und Himmel, zwischen Erdensorgen und Himmelshoffnung, und der Zwiespalt steigerte sich, als beim Nahen des Jahres 1000 die Furcht vor dem Hereinbrechen des Gerichtes sich verbreitete. Die einen konnten nicht genug tun in der Buße und Abtötung, die anderen überließen sich um so mehr dem Genusse. Der französische König Robert, der später den Namen des Frommen erhielt, lebte, nachdem er seine erste Gattin verstoßen hatte, seit 996 in einer verbotenen Ehe und setzte diesen Verkehr fort, obwohl ihn der Papst exkommunizierte. Je mehr er in seiner Hartnäckigkeit verharrte, desto mehr zog sich die Gesellschaft von ihm zurück, die auf einmal einen Bußanfall bekam. Nun konnte er auch nicht mehr widerstehen und folgte dem Beispiele Davids. „David und Robert", schreibt Helgaud, „sündigten, das ist die Gewohnheit der Könige, aber von Gott heimgesucht, taten sie Buße, weinten und seufzten, das ist sonst nicht die Gewohnheit der Könige."

Um Gottes Strafgericht zu wenden, baute und arbeitete man unverdrossen an heiligen Werken. Freilich zerfielen die Bauten rasch wieder, da sie allzuviel Holz enthielten. Missionare zogen aus und gründeten christliche Kirchen und Klöster. Der Norden und Osten Europas wurde dem christlichen Glauben erschlossen, die mächtigen Reiche Rußland und Ungarn in die Kulturwelt äußerlich eingefügt. In Norwegen unterstützte der fromme König Olaf Tryggvason nach Kräften die Bekehrung seines Volkes, unterlag zwar in einer unglücklichen Schlacht im Jahre 1000 dem vereinten Ansturme der Dänen und Schweden, aber sein Nachfolger Olaf der Heilige setzte sein Werk fort. So wurde eine Zeit, die dem Grabe entgegenzugehen glaubte, zur Wiege neuen Lebens. Die Welt schmückte sich nach Glabers Ausdruck mit dem weißen Kirchenmantel.[1] An die büßerische Untätigkeit und Schlaffheit schlossen

[1] Hist. III, 4.

sich Neuschöpfungen, die Jahrhunderte überdauerten. So gingen vom hl. Nilos, vom hl. Romuald die mächtigsten Anregungen aus. Der böhmische Kleriker Adalbert war an der Aufgabe gescheitert, die er sich gestellt hatte, sein Volk aus der Roheit emporzureißen. Er irrte dann lange ruhelos umher und traf zu Rom mit Otto III. zusammen; beide schlossen einen innigen Freundschaftsbund, teilten dasselbe Zimmer, ja dasselbe Lager und brachten ihre Zeit in Buße und Gebet hin. Ein Traumgesicht, das ihn zum Apostel bestimmte, riß ihn zu Mainz von seinem Freunde los und trieb ihn zur Bekehrung der heidnischen Pommern und Preußen.

Gleichzeitig jagte Otto einem andern Traume nach, dem Plane, das alte Kaiserreich und Gottesreich wieder herzustellen und ihm alle Staaten einzugliedern, einem Traume, der sich nicht wesentlich unterschied von dem Adalberts. Denn er vertraute mehr auf das Gebet und geistliche Mittel als auf das Schwert. Der Jüngling, der die Welt mit seinem Blicke umspannte, ließ sich mit seinem Freunde Franco bei der Klemenskirche zu Rom in eine unterirdische Höhle einschließen, kasteite sich zu Subiaco, wallfahrtete zum hl. Nilos und bestieg barfuß den Monte Gargano und Cassino. In der Kirche St. Apollinare in Classe bei Ravenna steht noch heute zu lesen: Otto III., Römischer Kaiser der Deutschen, hat wegen begangener Vergehen, der strengen Regel des heiligen Romuald gehorchend, barfuß von der Stadt Rom bis zum Berge Gargano den Weg zurückgelegt, diese Basilika und das Kloster zu Classe 40 Tage büßend bewohnt und hier, im härenen Gewande und durch freiwillige Kasteiungen eine Sünde sühnend, ein erhabenes Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht. Nach griechischer Sitte empfing ihn Nilos mit dem Weihrauchfaß und warf sich vor ihm nieder, kündigte ihm aber seinen baldigen Tod an. Weinend legte der Kaiser die Krone in die Hände des Heiligen und empfing seinen Segen.

Ein Jahr vor dem gefürchteten Anfang des neuen Säkulums eilte Otto an das Grab seines Freundes Adalbert nach Gnesen, der als Martyrer unter den Preußen gefallen war, und von da nach Aachen, wo er das Grab des großen Karl öffnen ließ. Seine Seele dürstete nach dem Geheimnisvollen, nach schauerlichen Reizen, und es verzehrte ihn die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden. An Italien dachte er, als er an der Gruft Adalberts betete, und obwohl er wußte, daß das italienische Klima seiner Gesundheit schade, eilte er doch dahin zurück, sich den Todeskeim zu holen. Dort wollte er das tausendste Jahr erleben. Wo Adalbert einst längere Zeit verweilt, auf dem Aventin zu Rom, richtete sich Otto eine Hofburg ein und sah darin das gefürchtete Jahr scheiden. Am Fuße des Aventin ließ er seinem Freunde zu Ehren eine Basilika errichten. Das Jahr war vorübergegangen wie ein anderes

Jahr auch; nur hatte ein Erdbeben am Karfreitag die Bewohner Lothringens erschreckt, ein Erdbeben, „bei dem nicht wie gewöhnlich der Sturm in die Erdgänge fährt und die hohlen Eingeweide der Erde zum Erzittern bringt, bei dem vielmehr in einem allgemeinen und wüsten Beben hier und da die ganze Erde sich auflehnte". Da und dort veranstaltete das Volk Bußprozessionen. Indessen erneuerten in den folgenden Jahren Hungersnot und Himmelszeichen die Schrecken; vorausschauende Männer verkündeten neue Zeichen für das kommende tausendste Jahr der Passion Christi. Immer und immer wieder begegnen uns Äußerungen der Furcht, daß das Weltende bald einbreche, namentlich in Urkunden; solche Äußerungen wurden allmählich zu einer stehenden Formel.[1]

Otto III. starb schon 1002 am Berg Soracte im Angesichte Roms am Fieber, erst zwei und zwanzig Jahre alt, und ihm folgte sein Oheim, Heinrich II., der Heilige, der an Frömmigkeit hinter Otto nicht zurückstand, sonst aber erreichbare Ziele ins Auge faßte, die Polen siegreich bekämpfte und, von dem Kloster Cluny angeregt, einen Gottesfrieden anzubahnen suchte. Da staatliche Gesetze gegen das Fehdewesen nichts ausrichteten, wandte sich die Kirche an die Gewissen der Adeligen, die durch das Jahr 1000 aufgerüttelt waren, und mahnte sie, wenigstens geistliche Orte und Menschen, Bauern und Kaufleute zu schonen. Bischöfe und Mönche predigten den Willen Gottes und veranlaßten die Adeligen zum Eintritt in Friedensbünde, Friedenseinigungen, Ewas. Auch Heinrich II. ließ Vasallen einen Friedenseid schwören,[2] ebenso Robert der Fromme und Walter von Aquitanien. In einem erhaltenen Eidschwur verpflichtet sich ein Ritter, nicht nur Kirchen, Kleriker und Mönche, sondern auch die Bauern, die Villanen, die Kaufleute zu verschonen, keine Häuser und keine Weinberge anzuzünden, Zuchttiere nicht zu rauben. Den Bauern, die Bäuerin, die Knechte, die auf den Markt ziehen, verspricht der Schwörende nicht festzunehmen, zu berauben und zu züchtigen. (Schon damals taucht das Wort auf von den drei Ständen, die sich achten sollten, Priester, Bauer, Krieger).[3] Der Ritter brauchte nicht auf jedes Fehdegericht zu verzichten, das ihm besondere Klauseln zusicherten. Nur während der Fastenzeit versprach er, eine Fehde ruhen zu lassen. „Hat ein anderer Ritter oder Villane unrecht getan," heißt es, „so will ich 15 Tage warten, ob er nicht Genugtuung leistet, erst dann will ich mir selbst Genugtuung verschaffen." Ein Gebäude konnte angezündet werden, wenn

---

[1] M. G. ss. 7, 65, 68; 11, 176; Wadstein, Eschatologische Ideengruppe 1907 S. 24; Königer, Köln. Volksztg. Lit. Beilage 1907 Nr. 48.

[2] In loco ergo qui Turegum dicitur rex colloquium tenuit, omnesque pro pace tuenda, pro latrociniis non consentiendis a minimo usque ad maximum iurare compulit. Sic tota Alemannia sub pacis quiete statuta; M. G. ss. 4, 694. Die albanische Bessa bedeutet zugleich Eid, Gottesfriede, Asyl.

[3] Oratores (orantes), agricolae, pugnatores; M. G. ss. 7, 485.

sich ein Gegner darin versteckte oder wenn es mit der belagerten Burg zusammenhing.[1]

Indessen beschränkten sich diese Verträge und Eide auf einzelne Gegenden und Personen. Erst größere Heimsuchungen, die um 1033 verbreitete Furcht vor dem Weltende (1000 Jahre nach Christi Tod) kräftigten und erweiterten den Friedenswunsch und führten zu der berühmten Treuga dei, die weiterging als die Pax dei, die nur heilige Orte und Personen schützte und eine allgemeine Waffenruhe vom Mittwoch abend bis Montag früh vorsah. Übrigens verboten schon ältere Gesetze die Fehde an Tagen, wo auch kein Gericht stattfinden durfte.[2] Alle Verbote halfen aber wenig, solange keine Macht hinter ihnen stand. Besser wurde es erst mit dem Erstarken der Städte, die vor dem dreizehnten Jahrhundert noch keine besondere Rolle spielten und auf den Hof- und Reichstagen noch nicht vertreten waren, und auch dann noch konnten sich die Städte selbst zwei Jahrhunderte lang nur auf dem Wege der Fehde Recht verschaffen.

---

[1] S. das älteste sacramentum pacis (Vatik. Bibl.) bei Huberti, Gottesfrieden 167.

[2] M. G. cap. 1, 175 (61).

L. Die Anfänge des Rittertums.

Im Unterschied von Italien spielten die deutschen Städte in der Politik noch keine Rolle. Diese lag vielmehr in den Händen der hohen weltlichen und geistlichen Fürsten, die mit ihren Rittern eine ansehnliche Macht darstellten, nicht am wenigsten der geistlichen Herren, auf die sich die Ottonen stützten. Als im Jahre 981 Otto II. ein Aufgebot wohl zur Ergänzung seines Heeres erließ, stellten sich drei Viertel (1500 Mann) aus geistlichen Gebieten. Ein kleines Stift wie Ellwangen mußte 40, Eichstätt ebensoviel, Augsburg 100 Panzerreiter ins Feld stellen, während die Mehrzahl der Grafen fehlt. Zu den 2100 Rittern gesellten sich noch etwa 4000 Schildträger und niedere Ritter. Eingehende Gesetze bestimmten die Länge einer Heerfahrt, die Ausrüstung, die Lasten der Bauern, die Zahl der Wagen und Zugtiere, die Menge der Lebensmittel.

Das Vasallenheer verdrängte das Volksheer, die Ritter die Fußgänger mehr und mehr (in Italien die Milites die Arimanen.) In großer Not allerdings wandten sich die Könige immer noch an das „Volk“, das zum öffentlichen Gerichts- und Heerdienst verpflichtet war und im Tinge sich Heersteuern und Heerhilfe auflegte, woraus sich die Stadt- und Bauernaufgebote der Salier erklären.[1] Aber die große Masse entzog sich dieser Pflicht und war hörig geworden. Wer nicht wehrfähig ist, verliert zur Zeit der Selbsthilfe seine Freiheit. Auch die Herzoge und Grafen konnten auf den Landgerichten und Landtagen sich nur mehr auf die ihnen enger verpflichteten Freien, Minderfreien und bei ihren Unternehmungen auf Dienstmannen und Söldner verlassen.[2]

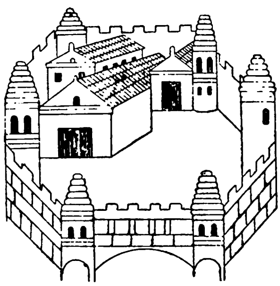
Die Dienstmannen, Milites, Ritter genannt, saßen noch meist beisammen in der Nähe der Herrenhöfe und Klöster, nicht zerstreut. So hatten 110 Ritter eines französischen Stiftes eine Art Weiler in der Nähe der Handwerkerviertel inne, und von diesen 110 mußte jeder selbst für sein Pferd, für Schild, Schwert und andere Waffen sorgen.[3] Die zerstreute Niederlassung auf Höhen verbreitete sich erst später allgemein; die ältesten Burgnamen enthalten kein „Stein,

[1] M. G. ss. 5, 312; 15, 1231.

[2] Stipendarii, solidarii, letztere erwähnt Fulbert von Chartres, solidarios pretio conducunt (ep. 112).

[3] Mab. ann. II, 333.

Fels, Eck" als Bestandteile. Die meisten festen Orte lagen vielmehr in der Ebene, so die Burg im Ruodlieb; denn sie hatte einen Söller, von dem aus eine Gesellschaft den Fischern in dem benachbarten Weiher zusah. Auf solche Burgen läßt sich anwenden, was von den Eltern des hl. Adalbert erzählt wird. Die Slawen, heißt es, suchen einen Wiesengrund auf, reich an Wasser und Riedgras, stecken einen runden oder viereckigen Platz ab, ziehen einen Graben darum und häufen die ausgegrabene Erde zu einem Wall auf, indem sie dieselbe durch Planken und Pfähle festigen, bis die Mauer die gewünschte Höhe erreicht hat. Hierauf wird an der Seite, die man dazu auserwählt, ein Tor abgemessen und von diesem aus eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut. Oft wurde ein Platz künstlich erhöht. Es ist Brauch der Reichen und Edelleute, berichtet ein Schriftsteller des elften Jahrhunderts, zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Unterdrückung der Geringeren einen möglichst hohen Erdhügel aufzuwerfen, ihn mit einem breiten Graben zu umziehen und an seinem Rande eine starke Palisadenwand zu errichten und zwar womöglich mit Türmen. In der Mitte dieses Umzuges oben auf dem Hügel erbauen sie dann ein Haus oder einen Turm, zu dessen Pforte man nicht anders als auf einer Brücke gelangen kann.[1] Darauf bezieht sich das Wort Bergfried und Dunio für Wachtürme, die sich an hochgelegenen Orten erheben. Das umzäunte Holzhaus, der Dunio, der spätere Palas nahm mehrere Stockwerke auf. Über einem lichtlosen unzugänglichen Erdgeschoß erhob sich der Saal und darüber der Söller, der als Frauengemach und Schlafraum diente. Der Name Söller bedeutet jetzt überhaupt einen Oberstock. Dabei wird ein Stall für die Pferde selten, wohl aber meist eine Kapelle gefehlt haben; denn noch der Dichter Otfried weiß Burg und Kirche noch nicht zusammenzureimen.[2] Eine Holzbrücke oder Leiter, die in das Haus führte, konnte leicht weggezogen werden, wenn der Feind die äußere Zaunmauer überschritten hatte. Während bei den einfachen Burgen die Steine noch selten vorkamen, fanden diese reichliche Verwendung in festen Herrensitzen, in den Schlössern der Grafen, die eine gute Technik, aber keine besondere Eigenart verraten. Da gab es Steinquadern, Gußwerk von Bruch- und Ziegelsteinen, Ziegeldurchschüsse zwischen Bruchsteinen, Fischgrätenverbände, Bruchsteinverbände und vielleicht schon Buckel- und Bossenquadern.



Burg des Herodes aus der Lebensgeschichte des Johannes nach dem Bamberger Evangeliar Ottos III.

[1] Ioh. de Collemedio v. Ioh. ep. Mor. 6, Boll. Ian. 2, 799. Zwischen zwei Schleusen motam sive dunionem firmavit et in aggerem coacervavit; Lamb. h. Chisn. 109.

[2] I, 14 (37).

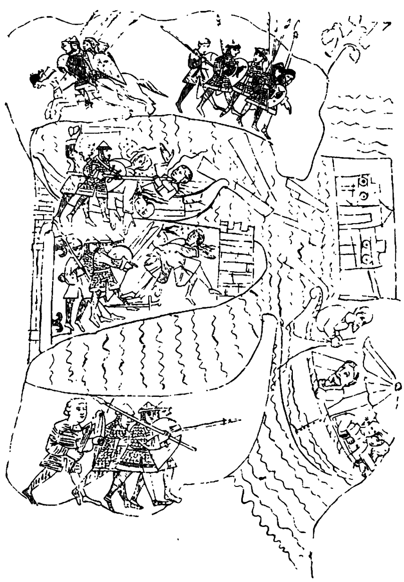
In demselben Grade wie die territoriale entwickelte sich die persönliche Sicherung und Ausrüstung: die Defensiv- und Offensivwaffen wurden reichlicher. Zu dem Siege der Normannen über die volksverwandten Sachsen in England trug vor allem der bessere



Die zweite Vision des Ezechiel aus dem Kommentar des Haimo von Halberstadt, zehntes Jahrhundert. Links oben bekommt Ezechiel die Rolle (hier als Buch gedacht) zum Verschlingen. Darunter steht er als Prediger und besucht die Gefangenen zu Tel-Abib. Nun folgen die symbolischen Handlungen, zu denen Gott ihn auffordert. Er schert sich den Bart und die Haupthaare mit dem Rasiermesser, nimmt Wage und Gewicht und teilt die Haare in drei Teile, schlägt einen Teil mit dem Messer ringsumher, verbrennt den zweiten Teil in der Stadt und streut den dritten Teil in den Wind. Oben ist die Belagerung Jerusalems dargestellt. Ein runder Wall umgibt die im Viereck gebaute Stadt. Von beiden Seiten stürmen Speerkämpfer mit kleinen Schilden heran. Von unten kämpfen Bogenschützen, Armbrustschützen, und dazwischen stoßen Belagerungsmaschinen, die auf Rädern laufen, gegen die Mauern.

Schutz durch Schilde und Panzer bei; jene hatten lange, diese nur kurze Schilde. Ohne einen tüchtigen Schild wagte sich kein einfacher Krieger und ohne einen Panzer kein höherer Ritter in den Kampf. Im Kampfe mit den Ungarn hatte Heinrich I. seine Krieger besonders gemahnt, sich hinter ihrem Schilde zu decken. Neben den

schildbewehrten Kriegern erscheinen die gepanzerten als höhere Ritter. Die Panzer waren Ring- und Kettenhemden. Die Ringe und Ketten sind noch aufgenäht, nicht geflochten, oder durch Maschen verbunden. Von großer Wichtigkeit war es, daß dieses Kettenhemd auch auf den Hals, ja auf Arme und Beine sich verbreitete. Die Halsberge, das Kollare, hielt man für so wichtig, daß viele sich allein damit begnügten. Der Name Halsberg, Koller bezeichnete sogar später das Kriegsgewand schlechthin. Der Helm zeigte kegel- oder glockenförmige Gestalt und hatte oft ein Nasenblatt. So verstärkte sich die Rüstung, daß sie sogar die Verwunderung der Griechen erregte. Auch die Griechen hatten einst sich über und über mit Eisen bedeckt, aber im Kampfe gegen die Araber entdeckt, daß die Rüstung sie mehr hemmte als förderte.



Tod des Pompejus nach der Lukan-Handschrift von St. Gallen, zehntes Jahrhundert. Charakteristisch für diese Zeit sind die Kegelhelme, die Schuppenpanzer, die runden unten zugespitzten Schilde, die langen Lanzen. Auf der Seite ist eine Schiffahrt und Burg angebracht.

Als vorzüglichste Trutzwaffe verwandten die Krieger das Schwert und die Lanze. Auf Abbildungen tragen die Krieger das Schwert im Lendengürtel an der Schwertfessel; es hat meist eine abgerundete Spitze und eine lange doppelschneidige Klinge. Manche Helden ließen sich mehrere Schwerter nachtragen, obwohl sie nicht mehr so zerbrechlich waren wie zur Bronzezeit. Auf das Schwert setzte der Krieger alle seine Hoffnung, er hielt es für ein lebendes Wesen und beehrte es mit lieben Namen: Brinning, Freise (Angst), Gleste, Nagelring, Miming, Hornbeil, Rose, Lagulf, Stechwolf.[1] Das Schwert Siegfrieds führte den Namen Balmung, Gram, andere berühmte Spaten hießen Adelring, Welsung, Eckensahs, Schrit das schreitende, Durendarte das dauerharte, Floberg, Flammberg. Die Schwerter und Lanzen der Helden glänzten weithin, wie die unten erzählte Geschichte Poppos von Stablo zeigt. In den Augen frommer Gemüter strahlten auch die wunderwirkenden

[1] Constance, Cortain, Hauteclaire, Joyeuse, Precieux, Tranchefer (Sternberg, Angriffswaff. 15; Wackernagel, Kl. Sch. III, 68; Vedel, Helden I, 51).

Reliquien, die in Lanzenspitzen und Schwertknaufen eingefügt oder unter Helmen versteckt waren.[1]

Vor dem Feinde pflegten die Reiter vielfach vom Pferde abzusitzen und sich in Gewalthaufen zu gliedern, um den Schwerterkampf auszufechten. Nur sehr gewandte Reiter wie die Ungarn, Slawen, Normannen nahmen den Kampf zu Pferde auf; die einen bevorzugten Pfeil und Bogen, die anderen die Lanzen. Die lange Lanze, die uns auf den Bayeuxteppichen begegnet, hatte eine dolch-



Kampfszene aus der Teppichdarstellung der Eroberung Englands in Bayeux. Schluß des elften Jahrhunderts.

oder blattförmige Spitze und einen unbeschnittenen und unbeschabten Schaft.[2] Auf diesen Bildern schwingen die Normannen die Lanze in der Achselhöhe; später steckten die Ritter sie unter den Arm durch, um sie sicherer und fester zu handhaben. Auf der Höhe des Kampfes im Fußkampf griffen wohl die Ritter zu alten volkstümlichen Waffen, zu Streitäxten, Streithämmern, Streitgeißeln, Sicheln und verschiedenen Arten von Spießen.[3]

Den Aufmarsch eines Heeres schildert in anschaulicher Weise der Mönch von St. Gallen, indem er uns nach Art Homers auf einen Mauerturm der Stadt Pavia führt. Dorthin hatte nach seiner Angabe Desiderius den abtrünnigen Franken Otker mit hinaufgenommen, um die Ankunft des fränkischen Heeres zu erwarten. Als der Troß sich zeigte, der rüstiger war als bei den Zügen des Darius oder Julius, erzählt der Mönch, sprach Desiderius zum Otker: „Ist Karl etwa in dem großen Heere?“ Aber er antwortete: „Noch nicht.“ Als aber jener das Volksheer sah, gesammelt aus dem ganzen weiten Reiche, da sprach er mit Zuversicht zu Otker: „Gewiß zieht Karl siegesstolz mit diesen Truppen.“ Otker erwiderte:

---

[1] S. S. 111. M. G. ss. 7, 469.

[2] Im 13. Jahrhundert kommt die Brechscheibe (rondelles) zum Schutz der Fäuste auf.

[3] Javelot, dart, cambre, fauchart, faux, —mail, tinel, martel, flaiel, hache —cuignie. I. B. 237.

„Aber noch nicht" — und „auch jetzt noch nicht." Da fing jener an sich zu ängstigen und zu sagen: „Was werden wir tun, wenn noch mehr mit ihm kommen?" Otker sprach: „Du wirst schon sehen, wie er ankommt; was aber aus uns werden soll, das weiß ich nicht." Und siehe, da sie noch sprachen, erschien sein Hausgesinde, das niemals müßige. „Das ist Karl," sagte endlich Desiderius. Aber Otker sprach: „Noch nicht, und auch jetzt noch nicht." Darauf zeigten sich die Bischöfe und Äbte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern. Als er die gesehen, stammelte der Fürst, dem Lichte schon feind und nur nach dem Tode verlangend, mit Mühe noch die Worte: „Laßt uns hinabsteigen und unter der Erde uns verbergen vor dem Zorn eines so furchtbaren Feindes." Otker aber erwiderte voll Bangigkeit: „Wenn du siehst, daß auf den Gefilden ein eisernes Saatfeld starrt und daß der Padus und Ticin mit dunkeln eisenschwarzen Meereswogen gegen die Mauern der Stadt anschwellen, dann ist Aussicht da, daß Karl kommt." Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zuerst gegen West und Nord etwas anfing sich zu zeigen wie eine finstere Wolke, die den hellsten Tag in furchtbaren Schatten hüllt. Aber als der Kaiser allmählich näher kam, glänzte den Belagerten von dem Scheine der Waffen ein Tag entgegen, der für sie finsterer war als jede Nacht. Der Kaiser selbst, über und über in Eisen gehüllt, ritt inmitten zahlreicher Schwergepanzerter. Eisen erfüllte die Felder und Wege; die Strahlen der Sonne wurden zurückgeworfen durch den Glanz des Eisens; dem starren Eisen bezeugte das von Schrecken erstarrte Volk seine Huldigung, das Entsetzen vor dem glänzenden Eisen drang tief unter die Erde. O, das Eisen! Wehe das Eisen! so tönte das verworrene Geschrei der Einwohner. Durch das Eisen erzitterte die Festigkeit der Mauern, und der Mut der Jünglinge verging vor dem Eisen der Alten. Dies also sah der wahrheitliebende Späher Otker mit raschem Blick und sprach zu Desiderius: „Siehe, da hast du ihn, nach dem du so eifrig geforscht hast." Und mit den Worten stürzte er fast leblos zusammen.[1]

Auf die großen Schlachten pflegten die Krieger sich durch Beicht und Kommunion vorzubereiten. So reichte vor der Schlacht auf dem Lechfelde der hl. Ulrich den Kriegern die Wegzehrung und hielt eine siegesfrohe Ansprache. Alle Teilnehmer gaben sich gegenseitig den Friedenskuß und gelobten mit feierlichen Eiden ihren Führern wie untereinander unverbrüchliche Treue. Otto I. aber versprach dem hl. Laurentius, auf dessen Tag die Schlacht fiel, im Falle des Sieges eine Kirche zu bauen. An Stelle alter heidnischer Bannerzeichen und Zaubermittel ließen die Krieger Kreuze, Heiltümer, Fahnen mit dem Bilde des hl. Michael vorantragen — der

[1] Notk. g. Car. 2, 17. Vielleicht liegt der Erzählung eine Dichtung eines fränkischen Spielmanns zu grunde; eine Dichtung, die an die Schlachtschilderung von Fontenay M. G. p. l. 2, 137 erinnert.

Drachentöter oder das Kreuz ersetzte den früheren Drachen. Nikolaus I. empfahl den Bulgaren das Kreuz statt des Roßschweifes. Freilich nicht alle Völker folgten der kirchlichen Mahnung, und sie gaben den Drachen nicht so schnell auf.[1] Vielleicht fürchteten sie eine Erschlaffung. Das heilsame Zeichen der Erlösung wirkte eben besänftigend auf die rohen Gemüter; denn sonst achteten die harten Krieger wenig auf Regeln der Zucht und Sitte und kannten keine Menschlichkeit.

Weder für den Einzel- noch für den Massenkampf hatten sich besondere Gesetze ausgebildet. Während es später als Schande galt, das Pferd des Gegners zu töten oder nur zu treffen, so ist das in der alten Heldensage etwas ganz Gewöhnliches, ja meist das erste, was geschieht. Später gilt es für ritterlich, wenn der Gegner aus dem Sattel gehoben ist, selbst abzusteigen und zu Fuß weiter zu kämpfen; jetzt dagegen ist es noch die erste Sorge, des Gegners Pferd ebenfalls zu Falle zu bringen. Das oberste Gesetz jener ritterlichen Ehre, Mann gegen Mann zu kämpfen, nie in der Überzahl einen einzelnen anzugreifen, kennt man noch nicht. Überfälle, bei denen mehrere gegen einen oder wenige kämpfen, sind sehr häufig. Regelmäßige Turniere fehlen noch, und der Zweikampf vollzieht sich ohne bestimmte Regel. Der Frauendienst hat die Männer noch nicht verfeinert; sie schleudern einander die rohesten Herausforderungen zu, verwunden und zerstückeln einander ohne Erbarmen, äußern über das aufspritzende Blut ihre unbändige Freude und waten durch Leichen. So reißt einer dem Gegner das Herz aus dem Leibe und wirft es dessen Vater an den Kopf mit den Worten: „Nimm das Herz, salze und röste es.“ Auch im Frieden verletzen sie, wenn sie das Ungestüm fortreißt, die Regeln des einfachen Anstandes, achten keine Gastfreundschaft, toben und schreien, wie ihnen das Herz gebietet, lachen so unbändig, daß sie sich die Seite halten müssen. Im Zorn werfen sie einander die Messer ins Gesicht, reißen einander an den Haaren, erschlagen ihre Mitspieler, wenn sich ein Zwist erhebt. Karl der Große selbst wirft sich im Streit mit seiner Schwester heftig auf sie, reißt sie an den Haaren, prügelt sie durch, stößt ihr drei Zähne mit der Faust ein, empfängt aber selbst reichliche Schläge.

Die Frauen befleißigten sich einer unterwürfigen Haltung und nahmen eine untertänige Stellung ein, gehorchten demütig ihren Herren, Vätern, Gatten oder Freunden, genossen aber im Abendlande immer noch mehr Ehre als im Morgenlande. Daher erweckte das Erscheinen christlicher abendländischer Ritter nach der Darstellung der alten Epen in den Frauengemächern des Ostens und Südens immer ein gewisses Aufsehen und eine frohe Erwartung.

[1] Durange s. v. draco, draconarius. S. oben S. 5. Saint-Yves, Les Saints 168.

Die Frauen verliebten sich schon auf bloßes Hörensagen hin, warfen sich den Gästen an den Hals, ja sie sollen sogar von ihren eigenen Verwandten ihnen angeboten und als Kampfpreise ausgesetzt worden sein. Nahezu das Gegenteil berichtet die Geschichte. Danach wachten die Muselmänner eifersüchtig über ihrer Ehre und waren keineswegs geneigt, die Aufdringlichkeit, ja Frechheit ihrer Gäste zu dulden. Die Ritter, die im Gefolge des heiligmäßigen Abtes Johannes von Gorze nach Cordova kamen, ermahnte ein Freund, sich mit den Frauen keine leichtfertigen Scherze zu erlauben.

Die begehrlichen Gesellen gingen immer auf das Ziel los, ohne viel Umschweife, viel Huldigungen und Liebesproben, wie Robasto im Lothringerlied, der einfach das Gastrecht beanspruchte. Der zeitraubende Frauendienst hatte sich noch nicht eingebürgert. Weiberhasser konnten sogar zu großem Ansehen gelangen wie der vielbesungene Konrad von Niederlahngau, wegen seiner kurzen Gestalt im Unterschied von Konrad dem Roten „Kurzbold" genannt, ein Liebling des Volkes, von dem man sagte, er verabscheue Weiber und Äpfel so sehr, daß er, wo er unterwegs eines von beiden antraf, seinen Aufenthalt nicht nehmen wollte. Er war ein derber, ungeschliffener Haudegen im Geiste der Zeit, der Löwen mit einem Schlage niederschlug und einen slawischen Goliath als zweiter David mit der Lanze niederrannte. Zank, Streit und Kampf füllte das Leben mehr aus als Liebesgetändel, und selbst die Freundschaft bewährte sich mehr in Herausforderungen und Kraftmessungen als in Liebesbeteuerungen. Die besten Freunde geraten einander in jedem Augenblicke, bei dem geringsten Anlasse in die Haare. So endigt im Lothringerlied ein Versöhnungsmahl mit einer rohen Schlägerei. Sechsundsechzig Köche müssen auf den Hilferuf von Herzog Garins Bruder mit ihren Feuerhaken und Bratspießen herbeieilen. Du bist mein Vasall, spricht der edle Held zum Oberkoch, „du mußt mir gehorchen, ich fordere dich und deine Knechte auf, mir zu folgen". So verrichten die Köche Ritterdienste, was nichts Unerhörtes war.

Viele Hausdiener, Roßknechte, Schenke, Türhüter, Fuhrmänner, Boten (die Scharer), namentlich aber Bauern erlangten Ritterrang, und umgekehrt trieben die Ritter Ackerbau und versahen Boten- und Fergendienste. Allzu tief freilich durften sich die Ritter nicht in friedliche Erwerbe und bürgerliche Geschäfte verlieren, ohne an ihrer Kriegstüchtigkeit Einbuße zu erleiden; denn immer wiederholten sich aufs neue die traurigen Erfahrungen mit verbauerten Kriegern. Das Ideal des Rittertums vertrug sich auch wenig mit der Arbeit eines Bauern und eines Geschäftsmannes, viel eher mit dem eines Abenteurers.

Viele Ritter zogen als Spielleute und Klopffechter von Ort zu Ort, stellten ihre Kunst zur Schau[1] und vertraten innerhalb und

[1] Petrarca ep. fam. 5, 6.

außerhalb des Gerichts die Streitsachen von Personen, die nicht selbst den Kampf führen konnten, von Klerikern, Frauen, Kranken. Dieses Gewerbe blühte schon zur Zeit Karls des Großen und fand noch mehr Nahrung zur Zeit der Ottonen, die den Zweikampf besonders begünstigten und in den italienischen Rechtsbüchern noch mehr zur Geltung brachten, als er schon zuvor im Ansehen stand.[1] So erklärt es sich, daß der Bischof Liutprand von Cremona in seinem Gefolge einen Duellanten hatte, durch den er die Wahrheit seiner Aussagen erhärten ließ.[2] Viele Ritter trieb die Unruhe und die Abenteuerlust von Hof zu Hof und andere der Wunsch voranzukommen, ein Lehen zu erwerben. So zog Ruodlieb von Herrn zu Herrn, aber er traf fast immer karge Entlohner und erregte zudem den Neid anderer Genossen. Diese verfolgten ihn und stießen ihn hinaus in die Fremde. Nachdem er Haus und Hof seiner Mutter übergeben, zog er, begleitet von einem Waffenträger[3] und einem Hunde, sorgenvoll fort in die Fremde. Er war lange geritten und hatte die Grenzen des Reiches überschritten, da gesellte sich zu ihm ein Weidmann, der Jägermeister des Königs, ein gesprächiger Mann, und lud ihn ein, mit ihm an den Hof zu gehen. So kam er in die Dienste des Königs von Afrika — mit diesem Namen wollte man überhaupt ein fremdes Land bezeichnen.

Manche Ritter stiegen hoch in der Gunst und erlangten Amtslehen, die Würde von Centenaren, Grafen und Äbten. Namentlich Klöster dienten oft zur Versorgung der Krieger. Umgekehrt sanken auch Geistliche im Ritterdienste zu Raubgesellen herab. Ein solcher Pulverel, Stäuber genannt, befand sich im Gefolge des Grafen Gerhard von Elsaß. Dem Äußern nach ein Geistlicher, sagt Thietmar, war er in Wirklichkeit ein Mordbrenner. Einen Tag, an dem er seinen Speer nicht mit Menschenblut gerötet hatte, hielt er für verloren.[4]

Schon im zehnten Jahrhundert hört man viel von Raubrittern und Raubnestern.[5] In einem seiner Gesichte schildert Otloh eine solche Raubburg, die tief versteckt lag in Waldgründen. Gäste, die einmal dort einkehrten und reich bewirtet wurden, meinten, es sei ein Teufelsschloß. Solche Schlösser hatten schon den späteren Karlingern zu schaffen gemacht und gaben fortgesetzt Anlaß zu Klagen. Die alten Gesetze, die das Recht des Burgenbaues einschränkten, fanden ebensowenig Beachtung als die neuen Gesetze, die der Fehdefreiheit zu Leibe rückten; denn sie ließen zu viele Lücken und es

---

[1] Lea, Superstition and force 124, 135.

[2] Legat. 6.

[3] Der Waffenträger trug: balenam dextrim, parmam vehit atque sinistrim; dextra lanceolam sub scuto fertque pharetram, annonae saccum modicum sub se satis aptum.

[4] Chron. 7, 45.

[5] M. G. ss. 7, 222.

fehlte an einer folgerichtigen Auffassung und Durchführung. Die Großen und Mächtigen konnte kein Gesetz hindern, daß sie nach Willkür Burgen bauten und Fehden führten, und was die Großen beanspruchten, das wollten sich die Kleinen nicht entgehen lassen. Es hing schließlich doch alles davon ab, ob der Kleine soviel Macht besaß, sein angemaßtes Recht zu behaupten. Die Könige machten wohl große Unterschiede. So setzte 1024 Kaiser Heinrich II. fest, wer einen anderen mit bewaffneter Hand anfalle, solle mit Geißelung, und wer einen Totschlag begehe, mit Brandmarkung außer der Wergeldbezahlung bestraft werden. Aber diese Strafe traf nur die niederen Ritter, die höheren Dienstmannen konnten sich durch Geldzahlung lösen. Diese Unterschiede trugen kaum bei zur Erhöhung des Ansehens königlicher Gesetze.

Nachdem die großen Vasallen sich unabhängig gemacht hatten, strebten auch die kleineren danach, und sie konnten dies um so eher, als hier wie dort die Bedingungen ganz gleich lagen: das Amt ruhte auf dem Grundbesitz. Vom Grundbesitz aber hing die ganze Stellung einer Familie ab, der Grundbesitz, ohnehin sehr wenig beweglich, immobilisierte auch das Amt. Wo immer die Naturalwirtschaft herrscht, zeigt sich die gleiche Erscheinung, daß die Ämter erblichen Charakter annehmen. Auch bei geistlichen Gütern bestand die Gefahr, und ebendarin lag ein Hauptgrund, warum auch die sonst milde deutsche Kirche am Zölibat festhielt.[1] Nun strebten auch die Dienstmannen und Ritter nach der Vererbung ihres Amtes. Konrad II. hat 1037 ihren Wunsch in beschränktem Umfange erfüllt, um sie gegen die Fürsten und Großen verwenden zu können.[2]

LI. Grundherrschaften und Städte im zehnten und elften Jahrhundert.

1. Kolonisation.

Die Kräftigung des Deutschtums unter den Ottonen machte sich auf allen Gebieten der Kultur fühlbar, vor allem im Wirtschaftsleben. Die schon unter Karl dem Großen begonnene, aber unter seinen Nachfolgern unterbrochene Ausdehnung der Deutschen nach dem Osten setzte aufs neue kräftig ein. Trotzdem vermehrte sich die Bevölkerung sehr rasch und drängte zur inneren Besiedlung, als die äußere Kolonisation etwas nachließ. Die Kaiser verloren

[1] Conc. Germ. 742 c. 7.
[2] M. G. ll 2, 39; 4, 583.

bald die Ostmarken aus den Augen und überließen alle Sorge den Grenzfürsten, den Markgrafen, nicht zuletzt den Bischöfen. Gerade bei der Kirche fand das Deutschtum einen mächtigen Schutz und entriß im Norden und Süden den Slawen Gebiet um Gebiet. Voran gingen die Bischöfe von Bremen und Magdeburg, von Regensburg, Passau und Salzburg und gründeten Kolonien und Kirchen.

Unmittelbar nach der Schlacht auf dem Lechfelde begann die Auswanderung in die Ostmark nach Kärnten und Krain. Die Ansiedelung geschah hier unter den günstigsten Bedingungen, kein Unternehmer drängte sich wie später im Norden zwischen die Kolonisten und Landesherren. Die Ansiedler waren frei vom Kriegsdienste und mußten nur kleine Zinse an die Grundherren bezahlen. So verlangte der Erzbischof von Bremen einen Denar für die Hufe und den Zehnten von den Früchten und vom Vieh. Neben den geistlichen Grundherren gewannen viel Land die weltlichen Grundherren, die Adeligen, die Führer im Kampfe, die ihrerseits Slawen unterwarfen oder deutsche Siedler als ihre Hörigen beriefen. Die Vermischung der Bevölkerung verrät sich in den Ortsnamen. In Kärnten blieben neben 9 kelto-romanischen 31 slawische Ortsnamen, und nur 18 sind deutsch; in Niederösterreich dagegen treffen auf 6 kelto-romanische 9 slawische und 44 deutsche Ortsnamen, im Neustädter Viertel fehlen slawische Ortsnamen und kommt auf 10 deutsche je ein alter romanischer Ortsname.[1]

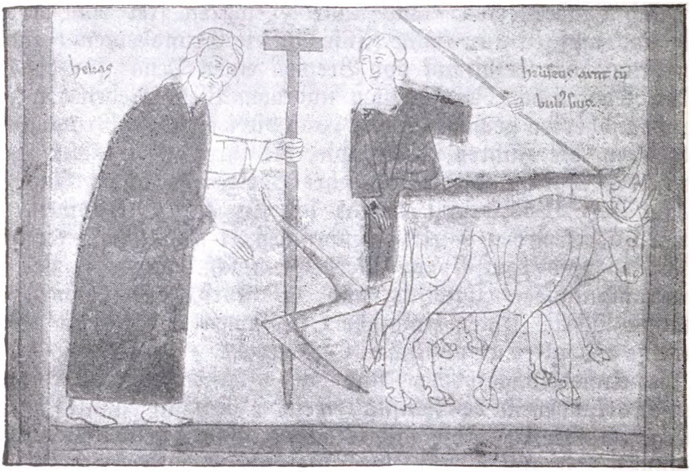
Die Ansiedelungsformen sind die alten: Gewanndörfer mit großen Markungen, in den Flußtälern kleine Markungen mit schmalen Streifen, im Gebirge Höfe mit Blöcken. Viel regelmäßiger legten die Slawen, die unter fränkische, sächsische Grundherrschaften gelangten, ihre Rundlinge und Straßendörfer, Doppelzeilen mit Fächerstreifen an: Niederlassungen, die sich durch ein iz, gard, gast am Ende oder mit einem „wind" am Anfang oder Ende kennzeichnen.[2] Eine ebenso regelmäßige Gestalt zeigen die norddeutschen Waldkolonien, bestehend in einer Reihe von Höfen der Straße entlang: an jeden Hof schließt sich das Bauland in einem langen Streifen bis zur Markgrenze an. Die zu jedem Hofe gehörige Hufe ist größer als die gewöhnliche Hufe, sie beträgt statt 30 im allgemeinen 60 Jauchert. Waldkolonien wurden namentlich von Klöstern in Norddeutschland, die verwandten Königshufen von Dienstmannen und Fronhofhörigen, die Marsch- und Hagenhufen Niederdeutschlands von Bauerngenossenschaften angelegt.

Die Markgenossenschaften gingen sonst ziemlich regellos und willkürlich zu Werke, zumal wenn sie es einzelnen überließen, sich in Außenfeldern, Einöden anzusiedeln und Beunden zu schaffen. Beunden legten auch adelige Dienstmänner auf Herrenmarken an.

[1] Kämmel, Die Anfänge des deutschen Lebens in Österreich 1879 S. 294 ff.

[2] Gard kann übrigens auch wie razn germanisch sein; (Allg. Ztg. 1905 Beil. 249). Schorgast bedeutet dasselbe wie Pinzing, Binsendickicht. S. S. 144.

Daran erinnern viele Orts- und Adelsnamen mit Baind, Bein, Point (Schweinspoint, Eberbeunde, Eberstall) und wohl auch Orte mit Burg (Feld, Stein): Roden-, Rotten-, Brandenburg, Wald-, Wüste-, Moos-, Holz-, Boineburg, vielleicht auch Orte mit „Kemnat“, das an Stelle des älteren Zimmern trat. Ihr genauer Ursprung liegt im Dunkeln, und wir wissen nicht, ob Herren, Gemeinden, Einzelsiedler diese und andere Orte begründeten, deren Name ein reut, rode, gereut, schwand, brant, hag, holz, schlag, hau, schnitt, schneid enthält.[1] Der Umstand, daß sie vielfach auf



Elias sucht den pflügenden Eliseus auf; Miniatur der biblia minada (spanischen Armenbibel) des 11. Jahrhunderts in Maihingen.

altem Nadelholzland auftauchen, spricht zugunsten der Grundherrschaften, da ihnen besonders viel an der Verdrängung der Nadelhölzer aus Gründen lag, die wir sogleich werden kennen lernen, ganz abgesehen davon, daß sie über viele Arbeitskräfte verfügten. Hierher gehören auch slawische Niederlassungen in unfruchtbaren Gegenden, während slawische Orte in fruchtbaren Gebieten auf eine frühere freie Einwanderung schließen lassen. Bei Bayreuth liegt das alte slawische Dorf Zettlitz, von wo aus unter grundherrlicher Leitung der Hof Crottendorf, die Weiler Röttelbach, Gemain und Weiherhaus gegründet wurden.[2] Bei Aibling hat der Graf Herrman von Kastell mit Leibeigenen und schutzhörigen Bauern, die sonst freie Markgenossen waren, in Leitzachtal einen „freien“ Wald, d. h. einen der Gemeinde[3] gehörigen Wald

[1] Älter sind Orte, in deren Namen ein horb (Schmutz), lohe, hart, zeil (Gebüsch), mar (Sumpf) als Bestandteil auftritt.

[2] Wimmer, Deutscher Boden 83 ff.

[3] Curtiferis.

roden lassen, und zwar durch Abschwenden: die Bäume wurden angehauen, abgedörrt und dann angezündet. Das Abschwenden schildert ein Vers Otfrids: „Wenn sie den grünen Baum so schwenden und mit des Kreuzes Feuer verbrennen, was, wähnet ihr, soll dann aus dem wertlosen Walde werden, wenn sie beginnen, den dürren Baum auf diese Weise zu vernichten?“[1] Die Farmer des Leitzachtales gehörten anfangs zur Kirchengemeinde Aiblings und entrichteten hier ihre Zehnten, bis später Konversen die Kirche Bayrischzell gründeten.[2] Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, in England und Frankreich wurde viel gerodet; erhielt doch der französische Bauer geradezu seinen Namen davon, roturier, ruptuarius.

2. Gewinn und Verlust der Grundherren.

Überall, sowohl auf altem Kulturlande als auf neuem Boden, fiel der Löwenanteil des Gewinnes den Grundherren, weltlichen und geistlichen zu, die sich dadurch für die Verluste schadlos hielten, die ihnen die Entwicklung zufügte. Der Eigenbetrieb ging zurück, der Besitz zersplitterte sich immer mehr, und viel ging verloren, bald durch Erbteilung, bald infolge großer Unternehmungen. Wie die großen Grundherren sich gegen die Herrscher, so stellten sich die eigenen Dienstmannen gegen ihre Herren und die Hörigen gegen beide, und dieser Zwiespalt schmälerte die Einnahmen. Jeder Beamte, Ministeriale hatte seine eigenen Einnahmen, und ihre Zahl wuchs, da jeder kleine Hof es den großen gleichtun wollte und sich mit vielen Dienstmannen umgab. So treffen wir nicht bloß an Grafensitzen, sondern auch auf Abtburgen Hausmaier, Kämmerer, Jäger und Forstmeister, Truchsesse, Schenke und Stallgrafen oder Marschalle. Ihre Tages- oder Wochenration an Brot, Fleisch und Wein war genau bestimmt. Außer diesen höheren „Ministern“ kamen die niederen „Hausgenossen“ in Betracht: Müller und Brauer, Bäcker und Köche, Zimmerer, Glöckner und Pförtner, Küster und Sakristane, die ihre Benefizien und Pfründen unmittelbar oder mittelbar mit den Pflichtigen in Verbindung brachte. Im Kloster selbst, das die Hauptmasse der Einkünfte bezog, setzte sich wieder eine starke Sonderung, zuerst nur zwischen Abtei und Konvent, dann auch zwischen den einzelnen Tischen durch. Die Propstei und Kellerei, das Hospital oder vielmehr der Hospitaler, Oblaiarier, Infirmarer bezog je seinen eigenen Anteil.

Die wichtigste Einnahmestelle war das Amt des Kellerers, der sich auch um den Wirtschaftsbetrieb, später aber nur noch um die Renten bekümmerte.[3] Aus Schenkungen hervorgegangen, bildeten

[1] Krist 4, 26, Schluß.
[2] M. G. ss. 17, 615.
[3] Erst die Cisterzienser kehrten wieder zum Eigenbetrieb zurück, belehrt

die Klostergüter kein geschlossenes Ganze, sondern lagen ungemein zerstreut und verlockten zu Gewalttaten. Umliegende Adelige erzwangen die Belehnung mit Gütern, die ihnen günstig lagen, und landlose Leute hausten ohne Erlaubnis im Klosterwalde.[1] Die Hörigen betrachteten ihr Land als Eigentum und bekümmerten sich wenig um ihre Dienstpflicht und mißachteten und betrogen die Verwalter, Prokuratoren und Maier. Wir hören, daß sie z. B. zu Lüttich das Kanonikat anzündeten, worin ihre Herren und Vorstände schliefen, und daß diese wie durch ein Wunder mit dem Leben davonkamen.[2] Manchmal leisteten „Sklaven" und Ministeriale zusammen Widerstand gegen die Herrschaften, und manchmal halfen die Kleriker mit, wenn es gegen einen strengen oder verhaßten Bischof ging. So klagt Rather von Verona, die treu Verbündeten hätten ihm eine schöne Wiese und einen Weinberg derart verdorben, daß er sie hatte umackern und mit Hirse bestellen lassen müssen.[3]

In der Regel freilich liefen die Belange auseinander. Aus dem Leben des Bischofs Meinwerk[4] wird berichtet: „Als Meinwerk nach seinem Hofe Vorkhusen kam, gebot er, um die Treue der Liten (Hörigen) gegen die Maier zu prüfen, seinen Begleitern, die Pferde nach der Tenne zu lenken, wo eben gedroschen wurde. Er rechnete nämlich so: sind die Leute treu, so halten sie die Pferde ab, damit das Korn nicht verderbt werde; sind sie untreu, so freuen sie sich über den Schaden des Maiers und lassen die Pferde gewähren. Und siehe, die Liten machten den Rossen Raum unter dem Scheine der Ehrfurcht gegen den Bischof und sahen ruhig zu, wie die Pferde das Korn fraßen und zerstampften. Dafür befahl Meinwerk, dieselben aufs Blut zu geißeln, und ermahnte sie, ein andermal treuer zu sein." Alsbald darauf hat freilich der Bischof die Ausgepeitschten mit Speise und Trank erquicken lassen. Dazu paßt eine andere Erzählung. Auf dem Gutshofe des Abtes Waldebert fraßen die Vögel, vermutlich Tauben, den Samen auf. Der Maier wagte nichts dagegen zu tun und rief den Abt herbei, der ein Wunder wirken mußte, daß sich die Vögel einsperren ließen.

Nicht immer war es Furcht und Bescheidenheit, die die Maier abhielt, einzuschreiten, sondern oft auch Nachlässigkeit. Als Meinwerk auf sein Gut Nieheim kam, fand er den Garten voll Unkraut und Brennesseln. Sogleich befahl Meinwerk, der Maierin, die

---

durch die üblen Erfahrungen der älteren Klöster, und begannen eine umfassende Rodungsarbeit.

[1] Vgl. Belege bei Hauck, Kircheng. IV, 314.

[2] M. G. ss. 7, 215.

[3] Ep. 12, 3.

[4] Der nämliche Bischof, dem gegenüber sich Heinrich II. den Spaß erlaubte, aus dem Meßbuch bei der Bitte pro famulis et famulabus (für Diener und Dienerinnen Gottes) das zweimalige fa auszukratzen, so daß der Bischof das nächstemal las pro mulis et mulabus (für Esel und Eselinnen) (v. Meinw. 186).

über ihren Stand aufgeputzt war, die Kleider vom Leibe zu reißen und sie so lange nackt über die Brennesseln zu wälzen, bis dieselben dem Boden gleich gemacht seien; nachher erfreute er sie mit Geschenken. Das Mittel wirkte, und beim nächsten Besuche des Bischofs bot der Garten einen erfreulichen Anblick. Auf einem anderen Gute fand er keine Hühner; als die Maierin sich entschuldigte, sie habe kein Hühnerfutter, befahl er, Brachland aufzuackern, damit sich die Hühner von den Würmern nährten. Einmal beklagte sich eine Maierin, daß sie den Leuten Grütze zur Speise geben müsse; Meinwerk gebot hierauf, außer dem Schweinefleisch, das die Maier den Leibeigenen zu reichen hatten, noch jährlich zwei Schinken auszuteilen.

Wie wir schon früher hörten, hatten die Maier von den Fronhöfen den Herrschaften Servitien, Offizien, den Küchendienst zu leisten, Getreide und Vieh abzuliefern, je nach den Umständen in gewissen Abschnitten oder, wenn mehrere Fronhöfe die Verköstigung besorgen mußten, reihenweise, wochenweise.[1] Dabei vergaßen sie selbstverständlich nicht ihren eigenen Vorteil, behielten viel für sich selbst zurück und mußten den Ausfall durch neuen Druck ersetzen. So hören wir von Meinwerk, daß er einst um die Adventszeit, da die Maier Schweine an die Gutsherrschaften abzuliefern pflegen, auf dem Söller seines Schlosses stand und ein Weib sah, das mit ihrem einzigen Knaben hinter einem Schwein herlief und aufs bitterste weinte. Sogleich ließ er die Frau kommen und fragte nach der Ursache ihrer Betrübnis. „Seit mein Mann gestorben," antwortete sie, „habe ich keine Stütze mehr und muß, um die strengen Anforderungen des Maiers zu befriedigen, das Schwein mit dem Brote füttern, das mein Sohn hier zusammenbettelt." Da seufzte der Bischof, daß er schuld sei an solcher Ungerechtigkeit, und entband die Witwe von ihrer Pflicht. Wenn bei der Ernte die hörigen Leute fronen mußten, hielten die Maier dieselben mit Speise und Trank kärglich, ja gaben gar nichts her, so daß Meinwerk einen Befehl ergehen lassen mußte, die Leute ordentlich zu nähren. Wegen dieser und anderer Handlungen wird Meinwerk als ein humaner Mann gerühmt, der seine Leibeigenen besser behandelte als mancher sächsische Herr.

Nicht als ob er der einzige gewesen wäre. Die Geschichte berichtet von vielen milden weltlichen und geistlichen Herrschern.[2] Aber das Beispiel der vielen wird verdunkelt durch das noch auffallendere Verhalten derer, die ihre Habgier zur Unterdrückung verleitete. So klagt ein Mönch von Herrieden die Bischöfe von Eichstätt an, sie hätten wegen ihren vielen Bauten, um die Kosten aufzubringen, die Leute bedrückt und das Volk in die äußerste Armut versetzt.[3] Noch viel stärker klingen die Klagen über die

[1] S. oben S. 32; Einh. ep. 5, 9.
[2] Suos rusticos non ut dominus in angariam coercebat, sed ut pius pater quiete eos vivere permittebat; M. G. ss. 9, 433. [3] M. G. ss. 7, 261.

Beamten, Verwalter,[1] denen die Herren vielfach freie Hand lassen mußten, schon weil ihnen die vielen Amtsgeschäfte keine Zeit ließen, den Eigenbetrieb zu überwachen, und weil ein jedes Amt bei dem konservativen Charakter des Mittelalters sich gleich in ein erbliches verwandelte. Die Grundherren, hohe und niedrige, geistliche und weltliche, sogar die Klöster fühlten mehr und mehr die Nachteile des Eigenbetriebs, suchten die Verantwortung abzuschütteln und sich der vielen Sorgen und des vielen Ärgers zu entledigen. Daher überließen sie vielfach die Höfe ihren früheren Beamten zu ihrer eigenen Unternehmung. So gelangten die Höfe in die Hände der Maier, verwandelten sich die Dienste in Renten (pensiones) und wurden die Fronhöfe Lehen oder Pachtgüter, aus denen ihre Besitzer nur mit schwerer Mühe vertrieben werden konnten. Sehr bewegliche Klagen dringen aus dem Stifte Corvey zu uns herüber. Wibald von Stablo mußte die Hilfe des Kaisers gegen seine übermütigen Maier anrufen,[2] und der Kaiser entschied, sie sollten nur so lange auf ihren Stellen bleiben dürfen, als es des Abtes Wille sei. Trotzdem drang Wibald nicht durch, und er mußte die Sache auf einer Diözesansynode zur Sprache bringen, damit sie mit kirchlichen Strafen einschritte.

Das Maieramt war sehr gesucht. Schon früh begegnen uns Adelige und Geistliche in dieser Stellung.[3] Wenn schon die Scharmänner, die Caballarier, Kastellane, zum Ritterrang emporstiegen, so noch mehr die Maier, die eine Art Dorfherren waren und Salland bebauten.[4] Vermutlich stammt ein Teil des niederen Adels aus diesem Stande.[5] Ihre adeligen Passionen fielen schon früher den Herrschaften lästig. „Die Kellerer," sprachen stolz die Maier, „mögen die Höfe und die Felder besorgen, wir bekümmern uns nur um unsere Lehen und gehen auf die Jagd, wie es Männern geziemt." So zogen sie, bemerkt Ekkehard, Hunde zunächst nur für die Hasen, deren Erlegung auch den Gemeinen zustand, dann auch für Wölfe, Bären und Eber, begannen mit anderem Klange als die übrigen Leute Hörner zu blasen und glatte Schilde und Waffen zu führen.[6] Mit der Zeit wurden sie immer übermütiger

[1] Vis. Wettini, M. G. p. l. 2, 271; Otl. 6, 7 (Pez. 572); ss. 4, 571; 11, 382, 384; Bernardi v. 1, 5, 48.

[2] Orta est interim inter nos et quosdam villicos Stabulensis monasterii, viros utique genere, clientela et opibus potentes, gravis et in longum agitata dissensio, pro eo quod ipsi villici volebant haereditarie possidere sanctuarium Dei, et ipsa villicationis officia ex successione paterna et avita capientes, dominabantur in rebus, nostra . . . statuta contumaciter rescindentes, et colonos indebitis et assiduis exactionibus opprimebant et iustas pensiones monasterio nequaquam inferebant. Ep. 131, Martène, Ampliss. collectio 1724 II, 304; Janssen, Wibald 64.

[3] Konzil v. Meaux 845 c. 49.

[4] Ihre Äcker hießen in manchen Orten Breiten, ihre Wiesen Brühle.

[5] Nur nicht ausschließlich. Sonst wären ja die unzähligen Maier, Meyer, alle adelig geworden.

[6] Ss. 2, 103.

und fingen Streit mit ihren Herren an, befehdeten, ja töteten sogar Grafen.

Hatten die Maier den Wirtschaftsbetrieb zu überwachen, so hatten die Vögte und Schultheißen[1] der geistlichen Grundherren eine öffentliche Stellung, die der Senioren und Grafen inne, und besaßen eine Banngewalt für öffentliche, besonders für Kriegsdienste, die sich leicht erweitern und für private Zwecke verwenden ließ. Doch war der Dienst nicht allzu groß, und Unfreie empfanden es als eine wahre Erleichterung, wenn sie aus der Grundhörigkeit zur Vogteihörigkeit übertreten durften. Dazu verhalfen manchmal die Vögte,[2] die eigentlich die Aufgabe gehabt hätten, die Grundholden zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen und gegen widerspenstige einzuschreiten.[3] Diese Aufgabe haben die meisten nur zu genau erfüllt, aber mehr zu ihrem eigenen Vorteil als zu dem ihrer Herren und haben gerade unter dem Vorwand der Kriegsfronen die Bauern ihrer Tiere und Vorräte beraubt und mit Quartierlasten bedrückt.[4]

3. Bannrechte.

Vermöge ihrer Banngewalt unterwarfen die Grundherren die Marken ihrer Oberhoheit und übten den Markenschutz aus. Grundsätzlich hatten die Könige Anspruch auf herrenloses, unbebautes, schutzloses Land. Aber sie verloren ihr Recht da, wo ein Schutz frühzeitig genug einsetzte,[5] und sie verschenkten selbst viel Markenland. So hatten sich schon im zehnten Jahrhundert Teile des Salzburger Forstes, des Frankenwaldes, des Spessarts, im elften der Zanderhart, Steigerwald, der Hagenauer- und Sebalder Forst aus dem Reichsverband losgelöst.

Heinrich II., erzählt ein sächsischer Annalist, pflegte auch die Herberge unfreier und armer Bauern nicht zu verschmähen und kehrte oft bei einem niedrigen Bauern Gundelkarl von fränkischer Herkunft ein, der ihm Herd und Tisch reichlich zurüstete und allmählich ganz verarmte. Schließlich bat er den König um eine Entschädigung und wies auf einen unscheinbaren Berg bei Goslar hin, den er gerne erhielt. Er hatte nicht umsonst gerechnet: der Berg barg soviel Erz, Kupfer, Silber und Blei, daß der Bauer in kurzer Zeit ungeheure Reichtümer gewann, daß sich ein lebhaftes

[1] In England hieß der Schultheiß baillif, der Maier stewart, der Sedelmaier yeoman.

[2] Quis rusticorum . . . aliquam querelam haberet, pro ipsis litigabat et eos adversum nos fovebat; ss. 25, 319.

[3] Quod si renuerint eis subici, necesse est per severitatem advocati rebellionem atque contumaciam eorum comprimi; ss. 10, 78.

[4] Vgl. Kap. „Die Ritter und der Gottesfriede" im III. Band.

[5] Bezeichnend ist das bayrische Wort für Marken „Gambloß", „Waißlgründe", von Gaum Aufsicht, weiselos, führerlos.

Austauschgeschäft entfaltete und ein Markt entstand, der viele Fremde herbeilockte. Weil nun dabei viele Streitigkeiten und viele Übervorteilungen vorkamen, mischten sich die sächsischen Fürsten ein und rissen den Markt und den Berg an sich.

Alle Bannrechte schlossen eben auch Pflichten ein, den Markenschutz, Waldschutz, Geleitschutz.[1] Daher waren die Adeligen, die leidenschaftlichen, beinahe möchte man sagen, die berufsmäßigen Jäger, zugleich die Markschirmer, Waldheger, Holzgrafen; denn dieses Amt erforderte eine gewisse Wehrhaftigkeit mehr noch als die Hirtschaft. Wo dieser Schutz wegfiel, lag der Wald und seine Nutzungen der Willkür offen, was manches Kloster zu seinem Schaden erfuhr.[2]

Ihre Aufmerksamkeit wandten die Herren vor allem den Laubwäldern wegen ihrer Bedeutung für das Edelwild und das Mastvieh zu. Eichen und Buchen hießen fruchtbringende Bäume. Daher lag den Herdenbesitzern, namentlich den Grundherren viel am Wachstum dieser Hölzer; ja sie arbeiteten planmäßig darauf hin, die in vorgeschichtlicher Zeit überwiegenden Nadelhölzer zurückzudrängen, nachdem schon die Römer vorangegangen waren. Auf dem gesamtdeutschen Boden (mit Einschluß Österreichs und der Schweiz) erinnern über 6100 Ortsnamen an Laubbäume und nur 790 an Nadelhölzer.[3]

Mit der Pflege des Laubwaldes hängt es zusammen, daß sich der Begriff und die Anschauung vom Walde überhaupt wandelte. Früher bedeutete Wald den Ausbund alles Fürchterlichen als Aufenthalt der Wölfe, der Wolfgange, der Wildfange, der Wargs — ein Fremder, der lautlos ohne Ruf und Klang durch das Dickicht schlich, war verdächtig und durfte bußlos erschlagen werden. Die Waldgeister vollends waren den Christen nicht hold, die Götterhaine, die Bannhölzer, Gehäue, Kager waren nicht geheuer, hatten etwas Unheimliches an sich, soweit sie nicht Heiligen geweiht und von ihnen in Besitz und Schutz genommen waren. Nun verbreitete sich aber eine freundlichere Auffassung. Als dem Bischof Heriger von Mainz ein angeblicher Seher auseinandersetzte, wie die Hölle — auf Hölle und Himmel richteten sich in erster Linie die Gesichte — mit dichten Wäldern umgeben sei, spottete der Bischof: „So werde ich meinen Schweinehirten dorthin auf die Weide schicken.“

Noch wichtiger war den Herren die Jagd, auf die sie ein Vor-

---

[1] Ein Reichshofgericht 1291 verbot den homines alicuius ville communitatem adiacentem attrahere. M. G. ll. 2, 457.

[2] Mab. a. V, 218.

[3] Uralte Laubwälder lagen z. B. im Taunus und im Nordseegebiet, in Süddeutschland innerhalb des römischen Limes südlich vom fränkischen, schluchtenreichen Nadelholzgebiet. Auch der Schwarzwald bestand seit Urzeiten aus Nadelholz. Ebenso herrschte dieses vor in Brandenburg und weiter ostwärts, während in Braunschweig noch der Laubwald überwog. Hoops, Waldbäume 139 ff.

recht geltend machten. Sie dehnten ihre Ansprüche entgegen dem römischen Rechte sogar auf fremdes Gebiet aus, wenigstens bei der Wildfolge. Das französische Lothringerlied hatte noch andere Vorstellungen. Danach wurde Garins Bruder Begon von Dienern des Grafen von Flandern gefangen genommen, die der Förster zu Hilfe gerufen, als jener ein Wild auf ihr Gebiet verfolgt hatte.

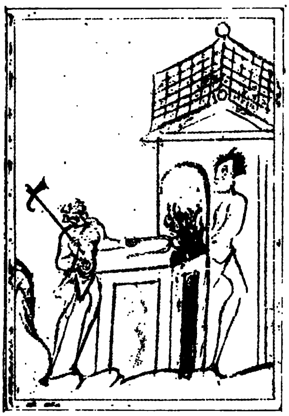
Die Herren stellten viele und verschiedene Jäger in ihre Dienste. Wald-, Feld- und Leibjäger, Wolfs- und Falkenjäger![1] Manchmal übernahmen die Zeidler, die Bienenwarte, den Waldschutz, während die Hirten Treiber- und Fuhrdienste leisteten.[2] Außerdem standen Köhler, Bergarbeiter, Pechsieder, Kalkbrenner, Salzsieder im Dienste der Grundherren, hatten aber oft keine weitere Verpflichtung, als ihnen Zinse zu leisten. In der Regel bekümmerten sich die Grundherren selbst nicht um den Betrieb, sondern begnügten sich mit den Naturalleistungen der einzelnen und der Genossenschaften.

Im Salzkammergut erhielten sich aus keltisch-römischer Zeit viele Errungenschaften und blühte die Technik, so daß selbst die Romanen deutsche Bezeichnungen entlehnten. Zu Reichenhall allein standen über 60 Herde mit Salzpfannen, worin die Salzknechte die Sole kochten. Die Salzknechte, hervorgegangen aus den unterworfenen Urbewohnern oder eingewanderten Slawen, Wenden, strebten nach Unabhängigkeit. Eine ähnliche Stellung hatten die Zeidler, ebenfalls früher Slawen, inne, wie wir schon oben hörten.[3] Die Bienenzucht nahm einen großen Aufschwung wegen des großen Wachsverbrauches der Kirche und wegen des starken Honigbedarfes der Köche, Bäcker und Metsieder, denen kein Zucker zu Gebot stand. Der Waldhonig reichte aber lange nicht aus, so daß arme Leute sich diesem Erwerbszweige zuwandten. In einer Streitrede zwischen einem Reichen und Armen beklagt sich jener über die Bienen des Armen, da sie seine Blumen verdürben, und ließ sie vergiften.[4]

Mit dem Wald und den Weiden fiel auch das Wasser unter den Bann und waren Müller und Fischer hörig. Mühlen mußten regelmäßig Fische liefern. Im Venetianischen diente dasselbe „Stück" Wasser im Winter zum Mühlenbetrieb, im Sommer zur Salzgewinnung und wurde gegen einen Wasserzins verpachtet.[5] Zu St. Gallen stand neben der Mahl- eine Stampfmühle, beide durch das gleiche Wasser getrieben. Wie das Klappern und Stampfen auf ein weiches Gemüt einwirkte, haben wir schon oben aus den Worten des Vers- und Tondichters Notker entnommen. Nicht selten wurden auch künstliche Wasserleitungen hergestellt.[6] Schon im elften

[1] Luparii, beverarii, bersarii (von pürschen), veltrarii.
[2] Vgl. V. Band 86.
[3] S. S. 144.
[4] Hildeb. Tur. Vers. de paupere nach Quintil. decl. 13.
[5] Aquaticum.
[6] M. B. III, 321.

Jahrhundert haben die französischen Mönche die Wasserkraft zu verschiedenen Zwecken verwendet, für die Gerberei, Drechslerei, zum Sägen und Stampfen[1] und zugleich das Wasser zu Fischweihern gestaut. Sehr häufig diente die Mühle zugleich als Backstube und diese als Brauhaus, weil die Mühle das Malz schrotete, der Backofen es dörrte und vielfach auch den Kessel für den Sud aufnahm, die Brauerei aber die nötige Hefe für das Backhaus und die Schlempe für das Vieh lieferten. Zu St. Gallen stand ein Brauhaus in Verbindung mit dem Backhaus, ein größeres in Verbindung mit dem Getreidespeicher und der Küferei.


Schmiede nach einer angelsächsischen Handschrift des Alten Testaments.

Diese Betriebe, sowie Schmieden, Ziegeleien, Töpfereien, Kelter, Walkereien, Gerbereien, waren förmliche Kapitalanlagen und sicherten den Grundherren, die ihren Bann darauf legten, eine starke Überlegenheit zu. Nur lohnte sich der Eigenbetrieb so wenig wie bei Landgütern und die Herren vergaben sie daher gegen Zinse an abhängige Unternehmer. Das gleiche gilt von der Wollweberei, mehr noch als von der Leinwandweberei. Flachs konnten auch Hörige bauen, während sie für die Wolle auf die Lieferungen der Herrschaften angewiesen waren. Die Frauenarbeitshäuser der karlingischen Zeit verschwanden mehr und mehr zugunsten des Hausfleißes der Hörigenhufen.

Außer Geweben erhielten die Grundherren von angesetzten Handwerkern viele andere Dinge geliefert. Ein reiches französisches Kloster besaß ein eigenes Schmiede-, Schuster-, Walker- und Kürschnerviertel (vermutlich auch eine Zimmermanns- und Töpferecke) neben einem Winzer-, Krämer-, Wirts- und Soldatenviertel, und die ganze Niederlassung zählte nicht weniger als 2500 Wohnstätten.[2] Jedes reiche Kloster und jeder reiche Fürst trachtete danach, einen Weinberg in guter Gegend, in Tirol, am Rhein zu erwerben, und viele erwarben sich Anteile an Salzwerken. Die gekelterten Weine ließen sie dann am Orte vergären und verfrachteten sie erst im Frühjahr; daher kommt der Unterschied zwischen Herbst- und Frühjahrsfahrten. Der Wein- und der Salzvorrat spielte auf den Fronhöfen eine große Rolle. Sowohl für ihre Salzlager als ihre Weinlager brauchten sie viele Fässer, wie Erzählungen voraussetzen. So schickte ein Ritter, der am Tore einer Burg um einen Trunk Wasser gebettelt

---

[1] V. Bernardi 2, 3 (5), 116, Boll. Aug. 4, 286.
[2] Mab. ann. II, 333.

hatte und damit auch gelabt worden war, seinem freundlichen Wirte zum Sohne nicht weniger als dreißig Fässer, ein Geschenk, das freilich dem Empfänger zum Unheil ausschlug.[1] So sandte Wilhelm von Orange eine Menge Salzwagen in die feindliche Stadt, und mittelst der darin versteckten Ritter gelang ihm die Eroberung.

Zur Besorgung ihres Handels bedurften die Grundherren des Fuhr- und Botendienstes, der schon in der karlingischen Zeit bestand. Neben dem inneren bestand ein äußerer Dienst, der den Überschuß auf entfernte Märkte führte und dafür Gegenwaren zurückbrachte. Bei einfachen Verhältnissen besorgten diesen Handel die Maier, in Klöstern besonders geschäftsgewandte Mönche. Oft aber genügten diese nicht und mußten eigene Händler bestellt werden. Selten scheinen dafür Unfreie, die Ministerialen des Hofes, verwendet, viel öfter freie Händler angelockt worden zu sein.[2] Dem grundherrlichen Handel standen freilich die nämlichen Hindernisse im Wege wie dem Handel überhaupt: die Unsicherheit, die Zölle, die schlechten Wege. Diese Umstände zwangen zur Herbeiführung umfassender Ordnungen, Friedensordnungen, zur Stärkung der Landesherrschaften, die für die Wege und das Geleit sorgten, zur Begünstigung der Städte.

4. Das aufblühende Gewerbe.

Die Grundherrschaften waren mit ihrem Überschuß auf den Handel und das Gewerbe angewiesen und lieferten ihnen Waren und Rohstoffe. Auf der andern Seite begannen die Bauern mehr und mehr von Handwerkern zu beziehen, was sie früher schlecht und recht selbst hervorgebracht hatten, Tücher, Leder-, Holz- und Tonwaren. Sie liefern gerne auf Märkte an königlichen und bischöflichen Fronhöfen, an Kathedral- und Mutterkirchen, zumal an Sonn- und Festtagen. Ohnehin waren sie seit alter Zeit, wo auf dem Lande noch wenig Kirchen bestanden, gewöhnt, an Sonn- und Feiertagen die „Messe" in dem nächstgelegenen großen Orte zu besuchen und versäumten oft über dem Markt den Gottesdienst. Fast wie ein Wunder klingt es, wenn einmal das Umgekehrte vorkam, daß sie wegen einer Predigt die Geschäfte im Stiche ließen.[3] Nachdem sich die Pfarreien vermehrt hatten, verlegten die Herren den Sonntagswochenmarkt auf den Werktag, mit Vorliebe auf den Samstag und ließen nur die Festmessen bestehen. An einem „heiligen Marktag"

[1] Vita Meinwerci 142.

[2] Sehr wichtig ist folgende Stelle, zu der leider keine genaue Quelle angegeben werden kann: Quidquid in una villa emebat, Marius vendere satagebat in alia. Über Dorfhändler s. Trad. Aug. ed. Mayerh. p. 89 bei Inama-Sternegg II, 372.

[3] Plebs negotiis postpositis . . . predicationem accepit; Herb. v. Ott. 2, 26.

erschien der arme Bauer Einochs, dem sein einziges Tier verendet war, in der Stadt[1] und verkaufte das Fell um acht Pfennige, also schon um einen Geldbetrag. Sonst bestand Naturaltausch und bedeutete Kaufen soviel als Tauschen, Geld soviel wie Ersatz. Die Bauern empfingen für ihre Erzeugnisse Handwerkswaren, wurden aber dabei manchmal über das Ohr gehauen, wie Guibert von Laon berichtet, wenn der Kauf nicht Zug um Zug erfolgte.[2] Der Tausch vollzog sich ohne Stundung. Alles Geschäft war Bargeschäft, Verkaufsschulden waren kaum einzutreiben.

Günstig gelegene Märkte zogen viele freie Handwerker an, und umgekehrt hoben alteingesessene Handwerker namentlich auf altrömischem Stadtgebiet den Marktverkehr. Daher kommen schon im zehnten und elften Jahrhundert viele Wochenmärkte vor.[3] Auch in der schon erwähnten Geschichte vom Einochsen wiederholt sich der Markt regelmäßig. Als der arme Mann mit dem geringen Erlös seines Ochsenfelles nach Hause kehrte, fand er auf dem Wege einen Schatz, und sein magerer Zwerchsack wird ganz davon voll. Zu Hause angelangt, schickt er seinen Buben zum Dorfvorsteher (Propst) und läßt ihn um sein Getreidemaß, um den Sechter bitten, das Geld zu messen. Der neugierige Ortsvorsteher bringt heraus, zu welchem Zwecke der Einochs das Maß gebraucht, und läßt sich vom Bauer weismachen, er habe so viel von der Ochsenhaut gelöst. Eilends erzählt er die Geschichte dem Maier und Pfarrer und ruft: „Weder des Kaisers und des Papstes Kasse birgt so viel Silber wie diese Hütte." Die nicht allzu klugen Dorfherren glauben der bäuerlichen Ausrede, als ob ihm die Ochsenhaut den Schatz eingetragen, und beschließen einstimmig, ihre Ochsen abzutun und ihr Fell zu verkaufen, und ziehen gemeinschaftlich auf den Markt. Ergötzlich geschildert ist, wie sie sich vor den kauflustigen Schustern bloßstellen. „Was gebe ich für diese Rindshaut?" fragt ein Schuster; der Maier drauf: „Drei Pfunde bar." Der Schuster ruft: „Du hast einen Rausch," der Maier: „Ich will ein Dummkopf sein, wenn ich von den drei Pfunden nur einen Denar nachlasse." Der Schuster erwidert: „Du machst Spaß," jener aber schrie nur noch um so kräftiger: „Drei Pfunde." Auf den Lärm läuft alles zusammen. Der Pfarrer wird unwillig und schreit: „Dummer Maier, warum verkaufst du nicht, was du anbietest? Ich habe hier auch eine Haut um drei Pfunde, bring, Schuster, den Geldbeutel! Du hast den Preis gehört!" „Wer sind diese Leute," heißt es da im Ring,

---

[1] Sanctae nundinae (Grimm-Schmeller, Lat. Gedichte 356).

[2] Cum sabbato diversis e ruribus mercimonii gratia plebs agrestium illo venirent, civitatenses cypho aut scutella, aut quolibet alio modo legumen . . . seu quidpiam alicuius frugis foro quasi venale circumferebant. Vita 3, 7.

[3] Nach den Marktprivilegien der Ottonen zu Allensbach, Wasserbillig, Weinheim, Andlau, Oppenheim, Prüm, Donauwörth, Kaufungen, Oldenzael, Lorsch.

„niemand ist dümmer, sie sollten barfuß gehen.“ Scheltworte fliegen hin und her, es beginnt eine Schlägerei. Das Gericht mischt sich ein, und die drei Verkäufer müssen ihre Felle als Pfand dem Gericht überlassen.

Die Verarbeitung der Pelze durch Kürschner und Wildwerker, der Häute durch Lederarbeiter nahm einen großen Aufschwung. Wir alle, sagt Adam von Bremen, streben mit rechten oder unrechten Mitteln nach einem Marderkleid als der höchsten Glückseligkeit; die Slawen, die die Pelze gleich dem Miste achten und uns damit das Urteil sprechen, geben sie gerne gegen Leinwandgewebe dahin.[1] In Frankreich waren die Lederarbeiter im Fünfgewerbe (Cinque métiers) vereinigt, nämlich der Rotgerber, Lederbereiter, Rindschuster, Weißgerber und Säckler. Wie nützlich ist es, sagt Honorius von Augsburg, Felle mit der Nadel, Schuhwerk mit der Ahle zusammenzunähen und aus diesen Tätigkeiten jeweils Nahrung und Kleidung zu gewinnen! Da erscheint es fast wie eine Ausnahme, daß sich der Bischof Poppo von Trier 1016 von Nonnen ein paar Tuchstiefel anfertigen ließ, wobei ihm das Mißgeschick zustieß, daß die Schuhe einen Liebeszauber enthielten.[2] Die luxusliebenden Bischöfe Oberitaliens hielten germanische Zügel und sächsische Sättel für eine ausnehmende Zier ihrer gold- und silbergeschirrten Rosse, wie Rather von Verona berichtet. Ebenso freuten sich die französischen Bischöfe an reich mit Gold verzierten Sätteln, Zaumzeug und Sporen; die Sporen, sagt Bernhard, glänzten mehr als die Altäre.[3] Sehr gut passen dazu die Falken, die schon die Koblenzer Zollrolle von 1104 erwähnt und die nach späteren Nachrichten vom hohen Norden nach dem Süden und Westen verschickt wurden.

In Frankreich, Flandern und am Rhein blühte die edle Schmiedekunst, deren Erzeugnisse nach allen Richtungen, nicht am wenigsten nach dem hohen Norden gingen. Die Eddalieder erwähnen welsche Tücher, welsche Schwerter oder Flamländer, fränkische Spieße und die kurzweg Peita genannten Lanzen aus Poitou.[4] Das erste Straßburger Stadtrecht führt Schwerter auf, die von Köln und anderwärts zu Schiff anlangten. Die germanische Waffen- und Schmuckliebe verschaffte den Kunstschmieden viel Arbeit, und schon im neunten Jahrhundert sonderten sich die Schwertfeger und Schildmacher von den Grobschmieden ab.

Neben dem Metallgewerbe bildete die Weberei, die Woll- und Leinenweberei von jeher und zu allen Zeiten die Grundlage eines blühenden Gewerbestandes, und auch hier machte die Zeit Fortschritte. Im allgemeinen lieferten die Friesen, die Flamen, dann auch die Engländer, später die Italiener bessere Waren. In Flandern nahm

---

[1] Gest. Ham. 4, 18.
[2] Honor. offendiculum 29. M. G. lib. d. lit. 3, 48; ss. 8, 176.
[3] In cant. serm. 77; M. 136, 294 (Rather pr. 5, 9).
[4] Bugge, Die Wikinger 271, 275.

die Wollweberei schon eine kapitalistische Form an, da die Hausweber von den Tuchhändlern abhängig wurden, die auch die Rohstoffe, namentlich englische Wolle besorgten. Denn die heimische Wolle, die Schafzucht der Klöster reichte nicht aus. Durch diesen Handel erklärt sich die hohe Bedeutung der Städte Deventer, Utrecht (Dorstadt).[1] Viele flandrische Weber wanderten nach Deutschland ein und regten die Weberei an. Hier gelangte die Leinwand, besonders der schwäbische Barchent zu großem Ansehen.[2] Zeuge davon ist die lateinisch-deutsche am Bodensee entstandene Dichtung, die den Streit des Schafes und Flachses behandelt. Die Vorzüge der Leinwand, ihre Feinheit, ihr Glanz, ihre Glätte strahlten in viel hellerem Lichte als die der rauhen, übelriechenden Wolle, die nur die eine gute Eigenschaft besitzt, die Farbe besser aufzunehmen, aber auch die schlimme, den Regen besser durchzulassen. Die deutsche Leinwand reizte sogar die Eitelkeit der Mönche und Nonnen in Frankreich.[3]

Im ganzen Gewerbeleben machte sich der Umstand günstig fühlbar, daß die Handwerker verhältnismäßige Freiheit besaßen; sonst hätte das Gewerbe nicht jene Fortschritte erreicht, die dem Mittelalter sogar eine gewisse Überlegenheit über das Altertum verschafften. Während die Sklaven des Altertums an keine Erleichterung des Betriebes dachten, haben die Handwerker des Mittelalters unablässig sich bemüht, die Wasserkräfte, namentlich aber die Hebelkräfte zu verwenden, und haben nach und nach verschiedene Maschinen oder, wie man sagte, Mühlen erfunden. An die Wassermühlen schlossen sich die Säg- und Pochmühlen, bald auch die Walkmühlen an. Die volle Ausnützung dieser Erfindung gehört indessen erst einer späteren Zeit an.

5. Freie und unfreie Handwerker.

Vollständig frei war allerdings das Gewerbe nicht, so wenig wie eine andere Arbeit. Was dem Ritter und Geistlichen versagt blieb, das konnte auch ein Handwerker nicht beanspruchen. Schon die Niederlassung auf einem Boden, worauf dem Stadtherrn ein Obereigentum zustand, zog die Zinsbarkeit nach sich. Dazu kamen aber noch andere Leistungen. Nach dem Straßburger Stadtrecht lieferten dem Bischofe die Kürschner die für seine Heerfahrten

[1] Infolge der normannischen Raubzüge zerfiel Dorstadt, das im fränkischen Reich eine große Rolle gespielt hatte. An seine Stelle trat Utrecht, namentlich seitdem die Deutschen, die Sachsen sich aktiv am Handel beteiligten. Wilkens, Hansische Geschichtsblätter 1908 S. 338; 1909 S. 123.

[2] Herbord schreibt im Leben des hl. Otto, in Halle sei die Leinwand ebenso billig als in Pommern teuer (1, 36).

[3] Die statuta Petri Cluniacensis c. 18 verbieten Regensburger Barchent oder Berkan, barracani et burelli, M. 189, 1031. Panni Norici (bayrisch-österreichische) werden schon 972 erwähnt, Richer. 3, 40.

nötigen Felle und Pelze, die Schuster Lederfutterale zu Leuchtern und Geschirren, die Schmiede Hufeisen, Nägel und Pfeile und hielten die Torschlösser und -ketten imstand, die Schwertfeger mußten die Schwerter und Helme der Hofbeamten putzen, die Becherer Trinkgeschirre und die Küfer Holzgefäße, Fässer fertigen. Noch stärkere Lasten trugen die Trierer Handwerker; hier mußten noch 1220 die Kürschner die nötigen Pelze, die Schuster die Schuhe, die Schneider alle Schneiderarbeit, die der Hof bedurfte, liefern. Obwohl die Handwerker den Rohstoff von dem Fronhof erhielten, können sie doch nicht als Hofhandwerker betrachtet werden, wie das lange geschehen ist.

Hofhandwerker in engerem Sinne waren die Münzer und jene Servientes, denen ausdrücklich die Arbeit für den Markt verboten war, die „Tagwerker", die Mancipien. Besonders blieb die Leineweberei Sache des Hausfleißes und Hofbetriebes. Einen ganz anderen Charakter als die Leistungen der Hörigen bieten die oben angeführten Handwerkfronen, die, wie ausdrücklich gesagt wird, an Stelle der allgemeinen Bürgerfronen traten. Ihre Verpflichtung und Leistung ergaben sich also aus der öffentlich rechtlichen Verpflichtung, die sich die Bischöfe auf Grund ihrer Immunität zu Nutzen machten. Daher hatten die meisten Straßburger Handwerker nur für den Fall einer Heerfahrt zu fronen.[1] So erklären sich auch die Botenritte der Straßburger Kaufleute und des Trierer Fleischermeisters. Ihr Recht suchten die freien Bürger vor dem öffentlichen Gericht, vor dem Königsgericht, das allerdings die Stadtherren zum Teil in den Händen hatten; denn der Vogt, der Burggraf, der Schultheiß, der es leitete, stand zugleich in Beziehung zum König und zum Stadtherrn. Eben aus dieser öffentlichen Rechtsstellung ergab sich die allgemeine Bürgerfron.

Daneben bestand aber noch ein Niedergericht für Gewerbeangelegenheiten, vergleichbar den Baudingen, Hoftagen der Grundherrschaften, die sich mit Polizeisachen beschäftigten. Auch in den Städten spielte der Grundherr die Hauptrolle, da ihm die Marktaufsicht zustand. Aus der Aufsicht über das Maß und Gewicht ergaben sich als Ausflüsse Bestimmungen über die Schwere des Brotes, die Breite der Tücher u. dgl. von selbst. Eben daher unterstanden die Handwerker in ihrem Handwerksbetrieb einem Beamten des Stadtherrn, einem Ministerialen, dem von dem Stadtherrn erwählten Amtmeister, der dreimal im Jahre ein ungeboten Ding mit ausgewählten Schöffen und sonst nach Bedürfnis Versammlungen abhielt und Gerichtsgefälle bezog. Diese Versammlungen glichen den späteren „Morgensprachen" der Zünfte. Als Amtmeister waltete in Straßburg und Augsburg der Burggraf über

[1] Si tale servitium facere noluerit, quatuor denarios persolvat ad regale servitium et sex ad expeditionem et tria iniussa placita quaerat in anno et serviat cuicumque voluerit; Schannat, Hist. Worm. II, 47.

alle Zünfte, ebenso der Kämmerer in Trier, in Koblenz eigentümlicherweise der Zöllner. In Basel besaß jede Handwerkergruppe einen eigenen bischöflichen Ministerialen als Magister, so bestand ein Maurer- und Kürschneramt, ein Metzger-, Wagner- und Bauarbeiteramt. Bei den Bäckern nahm der Viztum diese Stelle ein. Kein Amt und daher auch lange keine Zunft bestand für die halb kaufmännischen Gewandschneider und Tuchscherer, die vielleicht an den Kaufmannsgilden teilnahmen.

Entschiedener als in Deutschland hatten die Herrschaften in Frankreich die Magisterien, Maitrisen (Métiers) ausgebildet, von denen die Handwerker abhingen, wie sie ja auch die Bauern in starker Abhängigkeit hielten. In Deutschland mußten die Grundherren froh sein, wenn sie überhaupt die nötigen Handwerker besaßen; denn hier waren die Handwerker höher geschätzt als in den alten Kulturländern. Allerdings behielten auch in Deutschland die Stadt- und Grundherren die Gewerbeschau in ihrer Hand. Um sie auszuüben, verlangten sie, daß die Handwerker jeder Klasse ihre Gadem, Buden und Bänke möglichst beisammen anlegten und nichts außerhalb derselben verkauften. Gegen die Beschickung des Marktes durch fremde Handwerker oder Händler hatte die Obrigkeit nichts einzuwenden, da sie neue Einnahmen brachte. Denn die Buden trugen ihre Zinse, den Budenzins, das Standgeld.[1] Eng damit berührte sich der Wurt- oder Hofzins,[2] da beide ihren Grund im Obereigentum der Stadtherren hatten und oft aus Buden Häuser entstanden. Außer einer kleinen Hofstätte besaßen die Ansiedler einen Anspruch auf Allmendnutzungen, wofür die Bürger den Stadtherrn entschädigen mußten.[3]

Wenn ein Haus veräußert oder vererbt wurde, verlangten die Stadtherren eine Änderungsgebühr, den Handlohn, die Vorhure und erweiterten ihre Ansprüche (wie bei den Bauern) auf Abgaben, die für die Hörigkeit charakteristisch sind, auf den Sterbefall, das Besthaupt, den Buteil, die Kurmede, endlich einen Einspruch bei Verheiratungen und Veränderungen. Auch „freie" Stadtbürger suchten sie sich zu unterwerfen, wogegen sich jene zur Wehr setzten und nur zugaben, daß sie zu einem ehrlichen Ministerialendienst herangezogen werden könnten.[4];

[1] Stationaticum, casaticum. [2] Pensio arealis; area = Hofstätte.

[3] So verlangte der Bischof von Straßburg vom Schultheißen, daß er zur Versorgung seines Fronhofes 13 Stiere auf der Allmende verpflege. Den größten Teil von dem Weidegrund behielt ohne Zweifel die Gemeinde in der Hand. Der Schultheiß mußte einen Eber für den Bischof und einen für die Gemeinde halten.

[4] Die freien Bürger heißen cives burgenses, urbani, civitatenses. Eine bevorzugte Stellung hatten die fiscalini inne, d. h. jene, die dem König ursprünglich zinspflichtig waren. Si episcopus fiscalem hominem ad servitium suum assumere voluerit, ad aliud servitium eum ponere non deceat nisi ad camerarium aut ad pincernam vel ad inferiorem vel ad agasonem vel ad ministerialem; Schannat, H. W. 2, 47.

Die Freien und die freien Handwerker hatten gesonderte Sitze; ihre Niederlassung befand sich auf dem Marktplatz oder in der Neustadt oder in den Suburbien, entfernt von der Pfalz, Burg oder dem Stift.[1] Die freien Handwerker standen den Kaufleuten näher als ihren Genossen auf den Fronhöfen. Ohnehin berührte sich das Gewerbe mit dem Handel. Die Handwerker haben das ganze Mittelalter hindurch ihre Ware selbst verkauft und zwar nicht nur am Orte ihrer Werkstatt, sondern sie zogen selbst auf fremde Märkte, so die Töpfer und Weber; letztere beteiligten sich daher oft an Kaufmannsgilden, mußten sogar nach späteren Satzungen in die Gewandschneidergilde eintreten.[2] Sie hießen geradezu Kaufleute. Statt von Bürgern sprechen viele Urkunden schlechtweg von Kaufleuten.[3] Unter den Kaufleuten, von denen das Mittelalter spricht, dürfen wir in den seltensten Fällen Großhändler verstehen; es waren vielfach Handwerker, die sich auf den Vertrieb einer Ware besonders warfen und mit dem Einzelhandel in ihrer Stadt einen Fernhandel verbanden. Das Mittelalter begünstigte den Kleinhandel und den Vertrieb der eigenen Ware. Selbst die gewerbsmäßigen Tuchhändler mußten wenigstens die Tücher zerschneiden, traten daher als Gewandschneider, Tucher auf, oder eigentlich richtiger umgekehrt: die Gewandschneider, die die letzte Hand an die Tücher legten, konnten als Tücherverkäufer im besonderen ihre Nahrung sichern. Immerhin gewann der Tuchhandel mit der Zeit eine hohe Bedeutung und bildete neben dem Spezereihandel eine Hauptart des Großbetriebes.[4]

6. Der Marktfriede.

Sowohl Kaufleute als Handwerker lockten die günstigen Bedingungen des Marktrechtes zur Niederlassung; denn auch abgesehen von den Vorteilen der leichten Bedarfsbeschaffung gewährte das Gewerbe den Stadtherren verschiedene Einnahmen: Zölle, Budenzinse und den Schlagschatz. Mit jedem Markte verband sich nämlich die Münze. Der Kaufmann erhielt gegen Metall die landesübliche Münze: er ließ sich also Geld wechseln und daher bedeutet Markt und Wechsel oft das gleiche.[5] Allerdings beruhte das Münzrecht wie das Zollrecht und der Marktschutz auf königlicher Genehmigung, diese war aber nicht schwer zu erlangen.

[1] In der Suburbien, Präastien entstanden eigene Pfarrkirchen; Röm. Quartalschr. 1905 II, 25.

[2] So nach einer Bestimmung des Bischofs von Halberstadt 1291.

[3] Viele Beispiele bringt Zeitschr. f. Kulturgesch. 1896 S. 115. Das Privileg des Abtes von Reichenau für Allensbach 1075 sagt: omnibus eiusdem oppidi villanis mercandi potestatem concessimus, ut ipsi et eorum posteri sint mercatores, exceptis his qui in excercendis vineis vel areis occupantur.

[4] Einen Mainzer Spezereihändler traf zu Konstantinopel Liutprand (ant. 6, 4).

[5] Cambium; Lamprecht, D. W. 2, 262.

Die Könige haben im Laufe der Zeit zahlreiche Markt- und Zollprivilegien verliehen, um den Verkehr zu heben und zugleich Klöstern und Städten eine Gefälligkeit zu erweisen. Die Marktprivilegien haben die Stadt geschaffen; ihre Wichtigkeit erhellt daraus, daß die ältesten Namen für die Stadt den Markt, den Handel bedeuten.[1] Die Marktprivilegien schlossen den Königsbann ein, Orte und Personen genossen den Königsfrieden, diese auf dem Wege vom und zum Markte, besonders aber während des Marktes. Den Königsfrieden versinnbildete ein Zeichen, ein Kreuz mit Handschuhen, ein Schwert, eine Fahne, ein Schild, ein Hut — die norddeutschen Rolandsäulen erinnern noch daran. Oft genügte auch ein Strohbund, eine Wihe. Gewöhnlich wurde der Platz um die Kirche, der Friedhof, der sich an die Kirche anlehnte, als gefreiter geschützter Raum zum Markte gewählt; hatte doch ursprünglich die Kirche selbst als Marktplatz gedient, und auch als der Friedhof dafür eintrat, verwahrten die Kaufleute gerne ihre Waren in Kirchengebäuden. Ein erweiterter Friede ging bis zur Stadtmauer und später noch darüber hinaus, bis zu den Grenzen des Stadtgebietes, zu den Friedsäulen.

Wer den Königsfrieden brach, der verfiel der Königsbuße von 60 Solidi außer der gewöhnlichen Strafe.[2] Der Königsfriede schützte gegen Gewalt und Raub, denen die Fremden unvermeidlich ausgesetzt waren.[3] Der auswärtige Mann konnte sich auf kein formales Recht, höchstens auf die Sitte und Gewohnheit berufen, die den Gast ehrten und schützten. Wenn keine rechte Ordnung bestand, kam es noch am Schluß des elften Jahrhunderts vor, daß der fremde Mann um sein Recht betrogen wurde. So erzählt Petrus Alphonsus von einem „ehrlichen" Orientalen, der einen Kauffahrer um seine Hinterlage betrog,[4] Guibert von Nogent von Bürgern, die Bauern in ihr Haus lockten unter dem Vorgeben, ihnen den Verkaufspreis zu zahlen, sie dort in die Truhe schauen ließen, dann aber darin einschlossen, um ein Lösegeld zu erpressen. Wo der Königsfriede gewahrt wurde, gewährte er durch Ver-

[1] Portus, forum, emporium; Pirenne, Rev. hist. 1898 (67) 62.

[2] Si quis in civitate aliquem ita percusserit, ut ad terram decidat, ad bannum episcopi LX solidos componat; si autem cum pugno aut aliquo levi flagello, quod blutthiram vocant, aliquem percusserit et non deciderit, V solidos tantum componat. Si quis in civitate ad aliquem occidendum gladium suum evaginaverit, aut arcum tetenderit et sagittam nervo imposuerit, vel lanceam suam ad feriendum protenderit, LX solidos componat; Schannat, H. Worm. 2, 47.

[3] Man denke an das Wildfangrecht, das ius albanagii, droit d'aubain, Grundruhr und Strandrecht. Eine Legende berichtet, daß ein Weib zu Fulda, bei der eine flüchtige Friesin Unterkunft gefunden hatte, diese um Geld verkaufen wollte (transl. Alexandr. 13). Als den Bischof Liutprand 968 ein Sturm verschlug, halfen ihm die Uferbewohner keineswegs, sondern dachten an seinen Tod, um sich seiner Habe zu bemächtigen (leg. 60).

[4] Disc. cleric. 16.

schärfung der Strafen und beschleunigtes Verfahren eine erhöhte Sicherheit. In der Stadt genoß jeder den Frieden; niemand durfte zur Selbsthilfe greifen, einen anderen verhaften, eine Pfändung eigenmächtig vornehmen, geschweige zur Fehde oder Blutrache die Zuflucht nehmen. Nur außerhalb der Stadtmark durften diese Rechtsmittel angewendet werden, ob es sich nun um Fremde oder um Eingesessene handelte. Innerhalb der Stadt brauchte auch der Fremde, gegen den ein Bürger berechtigte Klage hatte, keine Gewalt, keine Repressalie oder Wechselahnung zu befürchten. Die Kaufleute vertrauten sich gegenseitig und verlangten nicht einmal Barzahlung Zug auf Zug, sie begannen erst am Ende der Meßzeit ihre Forderungen auszugleichen,[1] nachdem das Gerücht Hui Haro verklungen war. Nach dem Abschluß, der Abrechnung erloschen alle Forderungen. Schon die Öffentlichkeit schlug jeden Verdacht nieder; der Verkäufer hatte die Vermutung der Ehrlichkeit für sich.[2] Da die Kaufleute zudem sich zu freien Gilden vereinigten, die von einem bestimmten Orte unabhängig waren, konnten sie sich gegenseitig die Erfüllung ihrer Forderungen zusichern. Schon Notker von St. Gallen spricht um 1000 von einem negotialen Recht, und andere Quellen, die es direkt Kaufmannsrecht nennen, sagen, hier entscheide die Billigkeit, nicht der Buchstabe des Gesetzes.[3] Noch beschränkte kein mißtrauisches Gästerecht den Fremden, verbot ihm den Einzelhandel und verwies ihn auf den Großhandel.[4]

Allerdings war der Markt etwas Vorübergehendes auch im Falle, daß er alle Wochen stattfand, und er erzeugte zunächst keine ganz neuen Einrichtungen, nicht einmal ein eigenes Gericht; denn der spätere Stadtrat schloß sich an das Schöffengericht, das Stadtgericht an das Landgericht an.[5] Aber schon die Fortdauer des alten Volksgerichtes bot viele Vorteile, und die Zugehörigkeit zum öffentlichen Gerichte sicherte den Bürgern schätzbare Freiheiten, die Selbstbesteuerung, Sebstausrüstung, die Möglichkeit des Zusammenschlusses, die Vereinsfreiheit, wenn man so sagen will. Daher mußten die Stadtherren vor allem bei Kaufleuten, später auch bei den Handwerkern Gilden und Innungen dulden, die sie ihren dicht daneben sitzenden Bauern verboten. Allerdings versuchten die Stadtherren, von ihnen abhängige Gilden, Hansen genannt, zu gründen, und übertrugen den Hansgrafen für den Handel die nämlichen Aufgaben, die für das Handwerk der Burggraf oder Amtmeister

---

[1] Divisio nundinarum.

[2] Hub. Meyer, Entwerung im Fahrnisrecht 123; A. Schultze, Gerüft und Marktverkehr 55.

[3] M. G. ss. 4, 718; Freiburger Stadtrecht 1120 § 5.

[4] Wenn ein Fremder starb, gehörte nach dem älteren Recht seine Habe den Stadherren, nach dem späteren mußte sie wenigstens ein Jahr aufgehoben werden, bis sich ein Erbe meldete.

[5] Unterschiede ergaben sich freilich: Schöffe war ein Mann dauernd, consul im Rate nur zeitlich, wenn auch länger als der iuratus einer Gilde.



Darstellung einer Stadt im mittleren Streifen aus der Parabel vom Gastmahl im Evangeliar von Echternach, einem Geschenk Ottos III. an dieses Kloster 990. Über dem zweiten Streifen steht: Excusa rogo, me retinent commertia villae; Ne cogas ire, quoniam iuga vado probare. Das Bild zeigt, wie ein Diener (nuntius) einen einlädt, der eben der Stadt zueilt (unus ex vocatis). Die Szene darunter veranschaulicht der Satz: vocatus: iuga boum emi. In der dritten Reihe reitet das Hochzeitspaar auf einem Schimmel mit dem Spruche uxorem duxi und der Überschrift: Propter coniugium non illuc pergere possum. Im linken Winkel befinden sich jeweils die Armen: Blinde, Lahme, Schwache mit Arm- und Handstützen und Binden. In der obersten Reihe ist das Gastmahl selbst dargestellt, in der Mitte sitzt der bärtige Hausvater (homo quidam) im Hausrock, rechts von ihm die pauperes, links steht adhuc locus. Auf dem Tische liegen verschiedene Brotformen und Messer. Der Diener, der eine Schüssel aufträgt (Truchseß), hält in der Linken einen Stab. Die Überschrift lautet: Ad caenam magnam multos vocat hic homo quidam hanc inopes intrant, fortes et adesse recusant.

besaß. Aber dieses Amt hindert die freie Entwicklung der Kaufmannsgilden keineswegs. Allem nach haben die Stadtherren, wenn sie den Kaufleuten Niederlassungen gewährten, gleich mit einer Genossenschaft verhandelt und ihr ein Vorzugsrecht, das später sogenannte Markt- oder Stadtrecht bewilligt, das gegen die Selbsthilfe, den Zwang, die Willkür namentlich des Adels schützte.

Selbst den Juden gewährten die Stadtherren eine außerordentliche Gunst. So erteilte Bischof Rüdiger von Speyer 1090 den Juden ganz die gleichen Rechte, die der wegen seiner Judenfreundlichkeit verschriene König Ludwig der Fromme verliehen hatte, nämlich eine eigene Gerichtsbarkeit, die Befugnis, christliche Sklaven und Dienstboten zu halten, Fleisch an Christen zu verkaufen, das sie selbst nicht essen durften. Gottesurteile sollten nach einem Gesetz König Heinrichs IV. nicht gegen sie angewendet werden. Heinrich IV. befreite die Juden von der Gewährschaft; gestützt auf dieses Vorrecht konnten die Juden das ganze Mittelalter hindurch eine Hehlerrolle spielen, die ihnen später viel Haß zuzog. Solange die Juden nicht zu entbehren waren und sich innerhalb gemessener Schranken hielten — reihen doch manche Schriftsteller die Juden unter die Zahl der Armen ein[1] —, so lange genossen sie Ruhe und standen in Ehren, sie wohnten vermischt unter den Christen sogar inmitten der Stadt, namentlich in Speyer, Worms und Mainz, deren Judengemeinden das größte Ansehen genossen und unter dem Namen Schum nach den Anfangsbuchstaben der betreffenden Städte zusammengefaßt wurden. Erst als die Christen selbst den Handel, vor allem den Warenhandel in die Hand nahmen, entstand ein Mißtrauen, ein Judenhaß, der sich zeitweise in rohen Gewalttaten entlud.

7. Handelssicherheit.

Die Vergünstigungen, die die Stadtherren Handwerkern und Händlern gewährten, brachten reichen Gewinn, Bedrückungen aber großen Schaden. Sobald sich der Handel nicht mehr sicher fühlte, stand der Markt leer. Daher sorgten Gemeinden und Stadtherren nicht nur für die Sicherheit auf dem Markt, sondern auch auf den Zufahrtsstraßen. Hierin gingen die italienischen Gemeinden voran, wo uns Führer und Fahrer, Geleit- und Fuhrleute schon früher unter dem Namen Marone, Marucci begegnen, vielleicht die Nachkommen jener maurischen Räuber, die besonders die Alpenpässe beunruhigten.[2]

Nach altgermanischem Recht, das auch in Italien Eingang fand, hatten die Gemeinden oder Hundertschaften Bürgschaft zu leisten für die in ihrem Gebiete angestellten Gewalttaten. Der Geschädigte erhob ein Gerüft, das Zetergeschrei: Hui Haro, und die Nachbarn

[1] Thietmar 6, 45.
[2] Chron. Nov. 4, 22—25; Odo v. S. Geraldi 2, 17; G. a. Trud. 12, 6.

mußten dann zu Hilfe eilen.[1] Dieses Gerüst schloß, wie wir eben hörten, auch den Markt. Aus dieser Haftung erklärt es sich, daß zwei St. Tronder Kompilger, die bei Sena ausgeplündert worden waren, auf ihrer Heimreise von den Stadtbürgern ihre Habe zurückerstattet erhielten.[2]

Über den Bereich der Städte hinaus sorgten Burgherren, Dienstmannen, sei es der Städte, Stadtherren, Grafen oder Edelherren, für Sicherheit und Geleit und erhoben dafür Zölle. Nur durften die Zölle nicht so hoch sein, daß sie die Kauffahrer abschreckten. Als das englische Kloster St. Edmund Miene machte, Zölle zu erheben, drohten die Londoner Kaufleute, nicht mehr auf den Markt zu kommen.[3] Um den Verkehr anzulocken, gewährten die Städte, wie wir aus Italien hören, Zollerleichterung und ihren Nebenbuhlern gegenüber Vorzugszölle.

Noch wichtiger waren gute Wege. Ihr guter Zustand hob sogar andere Nachteile auf, höhere Zölle und in Italien das Verbot für Kauffahrer wie Krieger, sich an Wegen das nötige Futter für Last- und Reittiere zu holen. Selbst die Kaiser mußten sich auf ihren Romfahrten daran halten,[4] gestatteten ihren Rittern nur die Jagd und bedrohten die Beraubung eines Kaufmanns mit der Diebstahlsbuße, dem doppelten Ersatz.[5] Durch ihre Maßregeln wußten die Italiener den Verkehr zwischen Ost und West, Nord und Süd in ihre Hand zu bekommen, und zwar um so mehr, als keine Gewissensbedenken die Italiener vor dem Sklaven- und Geldhandel zurückschreckten; selbst feierlich beschworene Verträge mit Kaisern und Königen haben nichts gefruchtet.[6] Dazu kam der Aufschwung der Wollweberei, worin Italien gegenüber dem Leinwand und Pelze erzeugenden Norden neben Flandern eine große Überlegenheit erreichte.

8. Italienische Handelsstädte.

In Italien erlangte den Vorrang Venedig und überflügelte alle anderen Handelsstädte. Seine Anfänge waren zwar gering; die Stadt besaß keine Unterlage an einem eigenen Gewerbe. Neben der rohesten Wirtschaft, der Waldnutzung und der Viehzucht lieferten nur die Salinen und die Flechterei, Stroh-, Korb- und Netzflechterei, einige Ausfuhrwaren; selbst seine Schiffe bezog Venedig meist von griechischen Werften. Dafür kamen ihm andere Vorteile zugute: die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit und die günstige

[1] S. I. Band 226.
[2] Recollecta ab hospitibus et a cunctis urbis civibus; M. G. ss. 10, 306.
[3] Chron. Jocel. de Brakel 56.
[4] Thietm. 7, 3; ann. Reinh. a. 1226; Urkunde vom 20. Mai 1029 bei Giesebrecht, Gesch. der Kaiserzeit II, 686.
[5] Heergesetz Friedrichs I. von 1158 c. 5; M. G. II. 2, 107.
[6] S. oben S. 166 (60, 139).

Lage am Handelswege zwischen Osten und Westen. Mit großer Klugheit wußte sich das Gemeinwesen, das ursprünglich dem griechischen Reiche eingegliedert war und deshalb wiederholt Feindseligkeiten von den weströmischen Kaisern zu erdulden hatte, auf eigene Füße zu stellen und günstige Verträge bald mit den Herrschern des Westens, bald mit denen des Ostens abzuschließen. Namentlich gewährten die sächsischen Kaiser den Venetianern reiche Privilegien. Kaiser Otto verhandelte mit dem Herzog von Venedig, dem Dogen, wie mit einer ebenbürtigen Macht. In dem großen Vertrage von 967 sicherten sich der Herzog und Kaiser gegenseitig Schutz und Frieden zu, verpflichteten sich, für die Sicherheit der beiderseitigen Untertanen zu sorgen, und regelten das Verfahren bei Streitigkeiten. Im Handelsverkehr wollen beide sich gegenseitig fördern und als Zoll nur die herkömmliche Quadragesima, d. h. 2½ Prozent von der Ware oder ihrem Werte erheben. Als besondere Verpflichtung mußten die Venetianer es übernehmen, keine Christen des königlichen Gebietes als Sklaven zu kaufen oder zu verkaufen oder irgendwie in Gefangenschaft zu bringen. Endlich hatten sie jährlich im März dem Kaiser eine Ehrenabgabe, bestehend in 50 Pfund und einem Seidenzeuge, zu leisten.



Frühjahrsszenen in den Homilien Gregors von Nazianz aus einer Jerusalemer Handschrift; elftes Jahrhundert. Unten Pflugarbeit, in der Mitte Schiffahrt, oben Mahd und Weide.

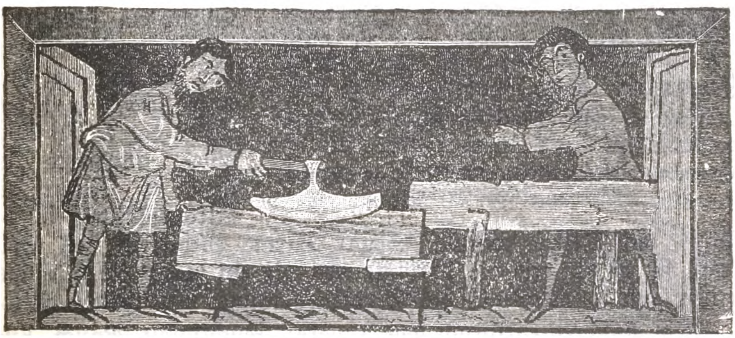
Nach diesem Vertrage beschränkte sich das Gebiet von Venedig auf einen schmalen Küstenausschnitt. Zum deutschen Reiche gehörte Istrien, Friaul, Ceneda, Treviso, Comacchio, Ravenna. Indessen dehnte Venedig seinen Einflußbereich immer mehr aus; durch Sonderverträge mit Istrien, Ceneda und anderen Städten sicherten sich die Venetianer freien Verkehr mit geringen Zollabgaben, sie mieteten überall Verkaufsstände, Mansionen und Stationen genannt, namentlich für den Salzhandel. Gegenüber den slawischen Seeräubern in Dalmatien behalfen sie sich lange durch Tributzahlungen, da

die Seekriege gegen sie ohne Erfolg blieben. Erst im Jahre 1000 eroberte der Doge Peter II. Orseolo die wichtigsten Inseln Dalmatiens und zerstörte die Raubnester. Demselben Dogen gelang es auch, von Byzanz große Vorrechte zu erlangen, die das berühmte Chrysobull enthielt. Danach sollten die griechischen Zollbehörden von venetianischen Schiffen nur 2 und erst beim Antritt der Heimreise 15 Goldsolidi erheben, während sonst die Gebühren bedeutend mehr betrugen. Die strengen Ausfuhrbedingungen für Purpur und Seide wurden gemildert. Diese Ermäßigung sollte keiner anderen Handelsstadt zugute kommen; ein venetianisches Schiff, das Waren von Amalfitanern, Juden oder Langobarden von Bari mitführte, lief Gefahr, seine Ladung beschlagnahmt zu sehen. Schon 30 Jahre zuvor hatten die Byzantiner den venetianischen Schiffern verboten, Briefe aus der Lombardei, aus Deutschland oder anderen Gebieten dem Kaiser zu übermitteln, doch scheint dieses Verbot ebensowenig lange gedauert zu haben wie das Verbot des Sklavenhandels. Für ihre Vergünstigungen versprachen die Venetianer dem griechischen Kaiser Kriegshilfe.

Mit den Venetianern wetteiferten die Amalfitaner in der Ausnützung der günstigen Lage am Rande der griechisch-arabischen Welt und im skrupellosen Handelsbetriebe. Sie verkehrten trotz kirchlicher Verbote mit den Sarazenen und räumten sich sogar gegenseitig Faktoreien ein. Neben beiden kamen allmählich die Genueser und Pisaner empor, die sich enge an den deutschen Kaiser anschlossen und oft gegen die Griechen ebenso wie gegen die Araber eine feindselige Stellung einnahmen. Andere italienische Städte wie Mailand, Piacenza, Volterra, Lucca und Florenz trieben eifrig Binnenhandel, gestützt auf die einheimische Industrie. Von diesen Städten aus drangen schon im elften Jahrhundert Händler mitten nach Deutschland und Frankreich vor und führten die Erzeugnisse ihres Kunstgewerbes ein, das sie im Wettkampfe mit dem Morgenlande ausbildeten, Goldschmied-, Emailarbeiten, Seiden- und Wollengewebe. Ihr Handel muß ihnen schon früh einen bedeutenden Reichtum verschafft haben. Denn schon im elften Jahrhundert tritt der Stand der Kaufleute neben den hohen und niederen Adel und erscheinen seine Glieder unter den Arimannen und Schöffen; sie durften Waffen tragen, während sonst das Waffentragen wenigstens innerhalb der Städte verboten war.

LII. Die Sitte der täglichen Lebensbedürfnisse.

Noch im zehnten Jahrhundert bestand das deutsche Land zum großen Teil aus unwirtlichem Waldgebiet, das erst allmählich sich lichtete. In den Lichtungen standen noch viele zerstreute Baumgruppen, Strünke und erhoben sich Steinhaufen mit Pflanzen überwuchert. Grundlose Wege verbanden eine Siedelung, einen Hof,



Zimmerleute, am Bau von Kloster Werden beschäftigt.

einen Weiler mit dem anderen, etwas bessere Wege Dorf und Dorf. Von einer richtigen Stadt ließ sich kaum eine Spur entdecken. Die nachmaligen Städte waren umzäunte Dörfer und schlossen sich um einen Fürsten- oder Bischofshof, und manchmal lagen zwei Burgen feindlich einander gegenüber wie zu Worms. Darunter litt die Sicherheit so stark, daß die Wohnungen verödeten und Wölfen und Raben zu Schlupfwinkeln dienten.

Mit einer großen Einförmigkeit rühmen alle Lebensbeschreibungen großer Bischöfe ihre ausgedehnte Bautätigkeit und sprechen von der Wiederherstellung der Kirchen, der öffentlichen Häuser, der Befestigungen, die teils in den Fehden der Großen untereinander, teils durch die Unbilden der Zeit verfallen waren; denn die Häuser bestanden überwiegend aus leicht zerstörbarem Holze und zwar in den Städten wie auf dem Lande.[1] Steinhäuser, sogar Steinkirchen waren nicht selten. Nicht nur Benedikt von Aniane und andere

[1] M. G. ss. 3, 710; 7, 261, 336, 853.

Einsiedler errichteten Hütten und Kirchen aus Holz und Lehm, sondern selbst Abälard noch schuf sich, als er seine Abtei gründete, eine Kapelle aus leichten Stoffen, Binsen und Stroh. Zu Versammlungen wurden rasch Holzlauben errichtet und Zelte gespannt, die zum Nachtlager dienten. Zur Errichtung von Zelten wurde in zunehmendem Maße die fleißig erzeugte Leinwand verwendet. Welch schönen Anblick, sagt ein Dichter, gewährt ein Lager von Tuchlauben auf dem Hintergrunde der grünen Au, die Leinwand hält Sturm und Hitze ab.[1] Daher konnten die Großen des Reiches, Fürsten und Bischöfe, auch an kleinen Orten sich zusammenfinden, bei massiveren Stadtkirchen bestand das Dach vielfach aus Schindeln, und der Boden aus festgestampfter Erde.[2] Sogar im Städteland Italien mußte Rather von Verona den Vorwurf hören, man sähe wohl, daß er der Sohn eines Wagners sei, weil er immer mit Kirchenbauten sich befasse — und Steine wälze.[3] Sogar Türme enthielten viel Holz, so daß sie so gut wie die Pfahlmauern oft ein Raub der Flammen wurden, um so mehr als das Herdfeuer immer unterhalten wurde.



Erbauung eines festen Lagers (Kastells) zu Hastings nach den Bayeurteppichen.

Dem Äußeren entsprach das Innere: Feuchtigkeit, Rauch, Zugluft und Schmutz machten den Aufenthalt unbehaglich. Wir sehen dies am besten auf einem Gebiete, auf das wir uns nur mit einer gewissen Scheu begeben und auf dessen Betreten wir gerne verzichten würden, wenn es für die Kultur und die Gesundheitspflege nicht so ungemein wichtig wäre; ich meine das Abortwesen. Die Menschen hören nicht gerne darüber öffentlich verhandeln, aber es kann nichts schaden, wenn sie sich an die tierische Seite des Menschenleibes erinnern. Im Mittelalter war man nicht so heikel und zimperlich wie heute. Man scheute sich nicht, die Naturalien mit dem rechten Namen zu nennen. Nach einem bei Gregor von Tours oft vorkommenden dem alten Testament entlehnten Ausdruck nannten Eroberer die zu vertilgenden Männer **mingentes ad parietes.**[4]

---

[1] Linea gramineis extenta palatia campis, tu scis quam gratum dant procul intuitum; Conflictus ovis et lini 247, Zeitschr. f. deutsches Altertum 1859 S 222.

[2] Estrich (astricum), Ern (area), Flet (platea). Von platea kommt wohl auch Platz und Platte (oder dieses vom griechischen platys breit).

[3] Qual. coni. 2. Das Rad im Mainzer Wappen soll auf Willigis zurückgehen. [4] H. F. 7, 38.

Zu Rom wurde ein sedes stercoraria bei einer sehr heiligen Zeremonie verwendet.[1] In England aber bedeutete cathedra stercoris eine Art Pranger, einen Schandstuhl für Büßer. In der Nähe von Rom ging, wie ein Engländer berichtet, eine Hochzeitsgesellschaft nach dem Mahle gemeinsam aufs Feld, sich zu erleichtern, und spielte dann Ball.[2] Auf dem Plane von St. Gallen stoßen an alle wichtigen Gebäude „notwendige Ausgänge"[3] an, und liegen oft 15, 18 Sitze nebeneinander, vermutlich durch Vorhänge geschieden. Merkwürdig sind auch die sonderbaren „Austritte" neben jedem der 70 Betten der Fremdenherberge des Klosters Farfa, die allerdings in erster Linie zum Waschen dienten.[4]

Als der Abt von Reichenau, Ruodmann, das Kloster von St. Gallen visitieren wollte, mußte er wie ein Dieb eindringen; er stieg, erzählt Ekkehard, von der Seite der Kirche in das Schlafgemach hinauf und ging Schritt für Schritt auf den geheimen Ort der Brüder und setzte sich da im Verborgenen nieder. Ekkehard, der zu allen Dingen umsichtige Mann, folgte, vom Lager sich erhebend, jenem stehenden Fußes nach, ohne zu wissen, daß er es sei, und verwunderte sich, da er den Mann allein erreichte, wer denn von den Brüdern dergestalt jenen bei Nacht uns ungewohnten Weg, im Wunsche auszuweichen, ginge; denn jener saß verborgen beim dunklen Lichte des Raumes. Als Ekkehard jedoch einige Zeit geschwankt hatte, wer es sei, merkte er an dem Schnauben der Nase, womit derselbe in der Erregung Atem zu holen pflegte, daß es Ruodmann sei, und sogleich zündete er die Laterne des Abtes, die heimlich herbeizubringen er einen der Brüder ermahnte, an und stellte sie vor jenen hin, und indem er ihm Wischstreu hinlegte, stand er von ferne wie sein diensttuender Kaplan — denn dieser hatte die Aufgabe, dem Abte die Laterne voranzutragen. Als endlich Ruodmann sich erhob, ging Ekkehard, nachdem er die Laterne aufgehoben, vor ihm her und begleitete ihn zum Sprechzimmer. In einer ganz ähnlichen Lage läßt uns Ekkehard den Kölner Mönch Sandrat auftreten, den Kaiser Otto zur heimlichen Musterung des Klosters abgeschickt hatte. Nicht genug damit, beschuldigte er ihn noch einer unflätigen Handlung, die er im Zustand der Trunkenheit im Schlafsaal begangen haben soll.

In das geheime Gemach schlichen böse Schüler und legten Feuer ans Dach, um die verhaßte Schule vom Erdboden zu vertilgen.[5] Dort lauerten Mörder ihren Feinden auf,[6] indem sie wohl mit der abergläubischen Furcht der Leute vor den bösen Geistern

---

[1] Gregorovius, G. d. Stadt Rom III, 122.
[2] Knyghton 1, 13.
[3] Exitus necessarii, secessus, domus privata (Privet).
[4] M. G. ss. 11, 547. M. 150, 1250.
[5] M. G. ss. 2, 112; 16, 704.
[6] Cosmas 1, 42. Flucht durch die Kloake, Gerv. Cant. 1188 (Stubbs 404).

rechneten, die im Schmutz und Eingeweide wühlen. Die erregte Phantasie erblickte Gespenster mit Waffen, ja sogar Gehenkte.[1] Aus der Kloake, meint Thietmar, steigen gewissenverwirrende Dämonen auf und erfüllen den Menschen mit Schrecken.[2] Nach einer Cluniacenserregel durfte kein Bruder sich allein zurückziehen. Fromme pflegten eifrig zu beten und empfahlen anderen ihr Beispiel.[3] Als im Kloster Norberts zu Prémontré ein Mönch während des ganzen Gottesdienstes betäubt dort saß, dachte gleich alles an Verzauberung. Ein Teufel erschien, wie wir schon früher hörten, dem gebildeten Alkuin, als er in dunkler Frühe sein Schlafzimmer ausräucherte, und schalt ihn aus, er wolle besser scheinen als er sei.[4]

Infolge der Unreinlichkeit gedieh das Ungeziefer üppig; gerade Thietmar erzählt von einem Ritter, den die Mäuse bei lebendigem Leibe fraßen. Nach Liutprand starb König Arnulf an den Folgen giftiger Ungezieferbisse.[5] Allerdings erkannten kluge Männer wohl den Schaden, den der Schmutz verursachte, und drangen daher auf Reinlichkeit.[6] Als zu St. Vaast ein neuer Schlafraum gebaut wurde, mußte auch das geheime Gemach erneuert werden, und da half ein früherer Graf eigenhändig bei der Reinigung der Kloaken.[7] Ein Mönch von St. Gallen hielt es der Erwähnung für wert, unter welchem Abte Aborte gebaut wurden.[8] Als nach der Fabel die Vasallen des Tierkönigs in seinem Schlosse herumgeführt wurden, mußten sie auch das „besondere Gemach" besehen und ihr Urteil abgeben. Nun sagte der Wolf: „Es ist ein edel Gemach, aber ein böser Geschmack," und wurde dafür geprügelt. Dadurch gewitzigt, sagte der zweite Besucher, der Bär: „Es gibt nichts besseres und einen ‚Rauch' wie in einem edeln Wurzgarten", und er erhielt ebenfalls Schläge für seine Lüge. Der dritte aber, der schlaueste, der Fuchs, sagte, er hätte einen Schnupfen und könnte kein Urteil fällen. Ein St. Gallener Dichter erzählt, früher seien die reichen Leute von Flöhen gebissen, arme aber vom Zipperlein geplagt worden, jetzt sei es aber umgekehrt und die Flöhe seien in die Betten der Armen eingekehrt, weil sie bei Reichen keine Ruhe mehr hätten.[9]

---

[1] Richal. de ins. diab. 28, 36. Monachus vero ob necessitatem naturae privatam ascendens, dum in una sedium sederet, daemonem cum arcu extento sagittaque imposita contra se vidit stantem; Caes. Dial. 3, 14. Homines in trabe camerae suspensi; ib. 4, 6. Land. h. Med. 2, 31.

[2] Ch. 4, 48.

[3] Pet. Dam. op. 56, 5; ep. 7, 5.

[4] V. Norb. 17; Alc. 25.

[5] Chron. 6, 49; ant. 1, 36.

[6] Nec extremis digitis flegma vel stercus tangere patimur . . . pulices de pulvere emergentes minus quam pediculos, qui ex humore corporis nostri prodeunt, super nos videri abhorremus. S. Odon. coll. 2, 9.

[7] Mab. a. VI, 189. Zu nützlichen Zwecken dienten fenum molle, herbae, ligneae asteae, Const. Hirs. 2, 52.

[8] Ekkeh. c. 15.

[9] M. G. p. l. 1, 64.

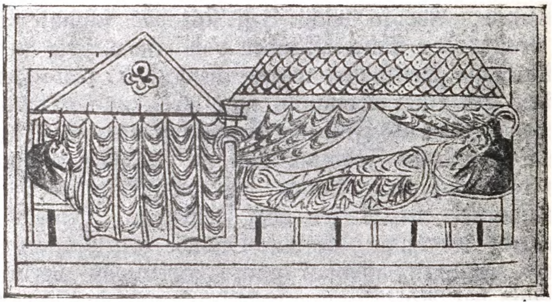
Mit der steigenden Kultur bereicherte sich die Inneneinrichtung der Häuser. Wie aus den Miniaturen hervorgeht, beschäftigte sich die Erfindungsgabe der Handwerker viel mit der besseren Ausgestaltung der Geräte und schuf eine große Mannigfaltigkeit von Bettstellen, Tischen und Stühlen. Die Tische sind bald rund, bald eckig, bald lang, bald schmal. Neben dem Bankstuhl verbreitete sich der Faltstuhl (Fauteuil), während der Thron mit freien Füßen selten vorkam. Der Faltstuhl ließ sich gut auf Wanderungen mitnehmen, und daher verschmähten auch Bischöfe und Könige es nicht, darauf zu sitzen. Ebenso leicht ließ sich das schmale Schreibpult und noch leichter der Schreibständer von einem Orte zum anderen tragen. Auch die Bettstellen waren beweglich, bestanden in bretternen Laden mit einer Steigung nach oben und drehbaren Kopfgestellen und nahmen als Füllung Liegpolster oder Matratzen, Kopfkissen und Decken auf. Fromme Männer schliefen auf einer Matte am Boden oder auf einer Bahre, einer Bank und deckten sich mit einem Wollmantel, mit Pelzen oder Fellen zu. Leinene Bettücher, Bettziechen und Überzüge, die eine Synode den Mönchen ausdrücklich verbot,[1] gehörten offenbar noch zum Luxus, verbreiteten sich erst mehr mit der Ausdehnung des Leinbaues und der Leinwandweberei. Wenn der Vogt zum Gerichte kam, mußten die rohen Lager mit Leinwand überzogen werden. Im Gegensatz zur allgemeinen Sitte behielten fromme Männer nach dem Beispiele der Mönche nachts ihre Hemden, ihre Wolltuniken an, ja wechselten sie in der Nacht, wenn sie schmutzig wurden.[2] Reiche Leute versahen sich mit Prachtbetten, mit seidenen Daunenkissen und Purpurdecken, umgeben von golddurchwirkten Vorhängen. Rather von Verona spricht von Bettstellen mit Goldeinlagen und von Schemeln, die gotische Teppiche überzogen. Sogar fromme Bischöfe fügten sich der Sitte, besaßen Prunkbetten, aber ein Mann wie Adalbert schlief nicht darin, sondern ruhte auf dem Boden mit einem Steine als Kopfstütze[3] und überließ sein Bett einem Gaste oder Armen. Eines Tages schnitt er das seidene Kissen auf, streute die Federn aus und reichte die Purpurseide einem Bettler, da er sonst nichts zur Hand hatte. Als der Kämmerer den Verdacht aussprach, ein Dieb hätte die Seide gestohlen, sagte er nur: „Nein, gewiß hat ein Armer zugegriffen, um seine Notdurft zu decken.“ Aus der Bettlerschar, die sich beständig um die Wohnung des Bischofs Wolfgang von Regensburg herumtrieb, schlich sich ein Mann in das Schlafgemach und schnitt sich vom Bettvorhang ein Stück weg. Ein Diener, der es bemerkte, setzte ihm nach, ergriff ihn und stellte ihn dem Bischof vor, da er ihn nicht selbst zu züchtigen wagte. Der Bischof schalt aber nur die Diener, daß sie nicht besser Wache

[1] Usus conv. Cist. 17; Richer. 3, 40.
[2] Odo v. Ger. 1, 34.
[3] Ebenso v. Gunteri 7.

gehalten hätten, entschuldigte den Armen und befahl ihm Kleider zu reichen.[1]

In den schlecht gezimmerten Häusern wehte beständig Zugluft. Doch schützten sich die Vornehmen durch starke Teppichverwendung. Teppiche hingen an den Wänden, liefen über den Boden und überkleideten die getäfelte Decke.[2]

An der weiteren Ausstattung der Häuser mit Geräten, Schüsseln und Gefäßen überwog das Holz und der Ton, wenig bestand aus



Angelsächsisches Schlafgemach nach dem Alten Testament des Erzbischofs Aelfric von Canterbury, elftes Jahrhundert.

Metall. Die kleine Zahl reicher Häuser, wo alles von Gold und Silber prangte, kann kaum in Betracht kommen. Auch die Beleuchtung beschränkte sich auf die einfachsten Stoffe. Die oft erwähnten Lampen waren Brennäpfe, mit Unschlitt oder Fett ausgegossen, in der Mitte mit einem Dochte versehen. Erst allmählich kam Leinöl zur Verwendung; reiche Kirchen und Klöster und vornehme Leute benützten auch südliches „Öl“: gerade der deutsche Ausdruck Öl bezeichnet diesen eingeführten Beleuchtungsstoff. In griechischen Häusern durchdufteten alle Wohlgerüche Arabiens die Wohnungen, und Männer und Frauen gossen die Salben des Ostens über ihre Leiber und versahen damit ihre Bäder. Es erregte großes Aufsehen, als die griechische Frau eines Dogen diese Sitte nach Venedig brachte, wenigstens nach den Worten zu schließen, die ein frommer Mann darüber ausspricht.[3] Doch war dieser Luxus im Westen nicht ganz unbekannt; schon seit alten Zeiten liebten die Leute Wohlgerüche und feine Salben; aber nur Reiche konnten sich einen solchen

---

[1] Etwas Ähnliches wird im Leben des hl. Heribert erzählt; M. G. ss. 4, 748 (537, 585)

[2] Von der Teufelsburg, die Otloh beschreibt, heißt es: ipsius domus parietes atque laquearia palliis cortinisque pretiosissimis circumdata monstrabantur. Pez, Anecd. III 2, 610. Cortina quae parieti appendebat; M. G. ss. 4, 171.

[3] Petr. Dam. op. 50, 11.

Luxus gönnen. Auf der einen Seite Gold, Weihrauch, Gewürze, auf der anderen Holz und Stroh, Schmutz und Gestank: dieser Gegensatz widerspiegelt vollständig den Stand der Kultur mit ihrem Zwiespalt.

Ebenso lagen in anderen Stücken der Sitte, in der Kleidung und Nahrung verschiedenartige Einflüsse miteinander im Streite und rang die einfache knappe Sitte der Urzeit mit üppigeren Formen um die Vorherrschaft. Gleich Karl dem Großen zog auch Otto die eng anliegende nationale Tracht mit Hosen und Wams vor und verschmähte die römische Weibertracht; noch nach späteren französischen Romanen kennzeichnen dicke Wollwämser und „schlecht gegerbte Lederbinden“ um den Füßen die deutschen Ritter.[1] Aber mehr und mehr drang die geistliche und byzantinische Sitte durch. Bei feierlichen Anlässen trug der Kaiser eine weite Chlamys, die eine Fibel auf der Seite festhielt, und darunter eine Tunika. Lange Gewandung in reicher Farbenpracht, Purpur, Violett, Grün erweckte den Eindruck von etwas Besonderem, Vornehmem, Auserlesenem. Lange Tuniken ohne Hemd und Hosen bevorzugten fromme Männer. Nur wenn er Messe sang, erzählt Thietmar von einem Bischof, zog er Hemd und Beinkleid aus Ehrfurcht an.[2] Das einfache Volk begnügte sich mit einem Leibrock, einem Wams ohne Hosen. Selbst der Mittelstand trug häufig Strumpfschuhe oder Tuchstiefel ohne Beinkleider.[3] Ein Ritter, der einem Amte des Bischofs von Regensburg beiwohnen wollte, sah, wie derselbe in ärmlicher Kleidung hereintrat und spottete: „War doch der Kaiser dumm, daß er einen so lumpigen Mann so vielen Mächtigen vorgezogen hat, die es in dieser Gegend gibt.“ Der hl. Otto von Bamberg schickte seine Beinkleider[4] oft zum Schneider, um sie flicken zu lassen.

Nun schaffte sich Otto einmal, der Moderichtung folgend, einen Mantel, wohl einen sogenannten Kurzbold, an, der aus Hasenfellen zusammengefügt, an der Kapuze und am Ärmelsaume mit Fuchspelzen verbrämt war. Da er ihn anprobte, wie er säße, scherzte ein befreundeter Bischof: „Recht so, recht so, seht, was für einen kostbaren Pelz er trägt!“ Otto, nicht verlegen, entgegnete: „Und was er mich erst gekostet hat: ganze vier Unzen!“ Von dem frommen Grafen Gerald rühmt Odo, er hätte immer nur einen Pelz besessen und den alten nie ablegen wollen, wenn er auch noch so abgeschabt war. Der Kälte wegen gestatteten auch Mönchsregeln Pelze, aber nur aus Widder- und Ziegenfellen bereitete, was freilich nicht allen gefiel. Die Gier nach schönen wohlriechenden Pelzen und nach glänzendem Barchent vergiftete, wie Fromme

[1] Chanson d'Aimeri de Narbonne.
[2] Chron. 7, 18. Feminalia castitatem significant, sagt Beda in Lev. 16.
[3] Wie aus Abbildungen hervorgeht, s. S. 41, 116, 286.
[4] Ocreae vel subtalares; Herb. v. 1, 40.

klagen, auch die Seelen der Mönche.[1] Ein St. Gallener Mönch schwang sich sogar zu einem Preislied über den Pelz seines Schülers Salomo auf; er sei so warm und weich wie Flaum gewesen, heißt es da, habe wie ein Schild die Glieder umschlossen; Gold, Silber und Seide hätten vor ihm erbleichen müssen.[2] Schöne Säume, Kragen, Falten, Pelzstreifen auf Leinwand und Leinwandstreifen auf Pelzen, „Zungen, Rachen, Kehlen, Schlangen, Würmer,“[3] übten einen großen Reiz aus und einen noch größeren Reiz bunte Farben und die Vorläufer der späteren zerhackten, zerschlitzten Stoffe.[4] Einfache Männer begnügten sich mit schwarzem Tuche und befestigten die Pelzstreifen der Chorröcke wie Ritter ihre Überhemden mittelst Fibeln (nicht mit Nesteln).

Die Pelz-, Woll- und Leinwandmäntel hatten verschiedene Gestalt. Die einen, die Kappen, wurden über den Kopf gezogen, die anderen, die Pallien, mit einer Fibel über der Brust geheftet.[5] Die einen waren viereckig, die anderen rund;[6] die meisten waren lang; aber gerade im zehnten Jahrhundert kamen auch kurze auf und hießen Kurzbolde (vielleicht Kurzbalte), wie ja auch andere Kleidungsstücke gekürzt wurden. Etwas Ähnliches waren vielleicht die schon 799 verbotenen Kotzen.[7]

Neben der Wolle kam die deutsche Leinwand zu Ehren. Man könnte beinahe sagen, der Süden und der Norden vertauschte seine Rolle. In den südlichen und westlichen Wolländern drängte die Mode (schon seit der ausgehenden Kaiserzeit) zur Leinwand, zum Barchent, und die Ordensregeln wurden danach wenigstens für die Unterkleider abgeändert. Nun kehrten aber strenge Mönche wieder zur Wolle zurück.[8]

---

[1] Adam B. 4, 18; Petr. Ven. stat. 16, 17; ep. 1, 28.

[2] M. G. p. l. 4, 346. Alc. ep. 235.

[3] Gula, lingua hat verschiedene Bedeutung: gula = Halssaum, Kragen und rot (gueule); lingua = Falte, Streifen, Saum. Folgende Stellen gewähren einen Aufschluß: Ut gulas . . . nescirent, linguas pelliciales ac manicas non pallio sed nigrato panno ornarent, linguas autem claustralium superpelliciarum non minus quam tunicarum equestrium fibularent. Ann. Sax. 1044. — Crusina gulis ornata, Bruno b. S. 91. — Crusina de pellibus variis cum panno coloribus vario (Ducange). — Pellicium gulatum — crusina cocco superducta, Ruodl. 15, 90, 97. Bonif. ep. 78 (70).

[4] Fracta vestimenta — colorata, quae vulgo dicimus blava (bleu); v. Od. 3, 2.

[5] Cappae clausae; Girald. sp. eccl. 3, 21; Mansi 22, 678. Palliis . . . ex pellibus solum utuntur, tanquam Alemannicis ante pectus clausis; Girald. l. c. 3, 20.

[6] Quadrangulum, rotatum; Mon. Sang. 1, 34; V. Gaufredi Cenom. 9.

[7] Cotzi vel trembili; conc. Riesb. c. 9.

[8] Ili linum fugiunt, lanas ac corpora stringunt: quod sibi ni scirent utile, non facerent; Conflictus ovis et lini 283. Sie hätten sogar haarige Filzhemden angezogen, wenn sie nicht selten gewesen wären: Lineis camisiis utebantur seniores, qui eas habere potuerunt, ceteri laneis induebantur, ob penuriam scilicet cilinarum vestium. Arnold. de s. Emer. 2, 9; M. G. ss. 4, 559.

Aus ganz anderen Gründen aber, nämlich aus Eitelkeit, bevorzugten die Stutzer bald langwallende, bald eng anliegende Gewänder und wollene Faltkleider. In Deutschland kamen lange, in Italien und Frankreich kurze Kleider auf im Gegensatz gegen die ursprüngliche Tracht. Die Geschlechter vertauschten oft ihre Kleidung. Wie der deutsche Satiriker Amarcius klagt, hüllten üppige Jungfrauen ihre Reize in enge, aber geschlitzte Hosen, während die Jünglinge in Schleppkleidern einherrauschten. Sogar Kleriker und Mönche zogen Faltkleider mit Pfeilen an und trieben mit den Hüften ein böses Spiel.[1]

Wenn die Vornehmen Hosen und Wämse trugen, mußten jene weit und bauschig sein, unten mit farbigen Schnüren verziert und oben durch einen schönen Gürtel gehalten; eine Synode von 972 klagt, daß Geistliche, der Modetorheit folgend, Hosen von sechs Fuß Weite und dazu Zeug verwenden, das für zwei reichen würde. Doch die Mode wechselte unberechenbar wie immer. Den runden Beinen, sagt Rather von italienischen Geistlichen, scheinen die Kleider viel mehr angedrechselt, als mit der Hand angezogen zu sein, so daß sie eher Säulen als Füße genannt werden sollten. Ihren Röcken wandten die Stutzer, wie ebenfalls Rather klagt, eine große Sorgfalt zu, wählten dazu die feinsten Stoffe und ließen künstliche Schlitzungen und Besätze, ebenfalls Zungen, Kehlen, Pfeile genannt, anbringen, damit das bunte Futter eine malerische Wirkung erzeugte. Diese Sitte steckte noch in den Anfängen; sie entfaltete sich erst im dreizehnten Jahrhundert zur vollen Höhe. Ihre Anfänge reichen aber schon in die karlingische Zeit zurück, wie aus den Schilderungen des Mönches von St. Gallen hervorgeht.

Dieser Mönch erwähnt auch die Buntfarbigkeit der Strumpfschnürung durch kreuzweise Bänder. Neben den Strumpf- und Schnürschuhen glänzten prunkvolle Halbstiefel, die sich dem Fuße anschmiegten, ja schon Schnabel- und Ohrenschuhe.

Das Volk ging barfuß und barhaupt, nur pflegten die Bauern bei Sonnenglut das Haupt mit einem Tuche zu verhüllen und die Kleriker ihren Mantel, ihre Kappa, höher zu ziehen; daher erklärt sich der spätere Sinn von Kappe.[2] Vornehme trugen Mützen und Hüte aus Tuch, Filz und Pelz, Filzhüte innen mit kostbarem Pelze gefüttert.[3] Gegen Sonnenstrahlen schützten sächsische Strohhüte, deren sich nicht bloß eitle Jungen, sondern auch ehrwürdige Bischöfe bedienten (Rather verspottet diese wegen ihrer Halmkammern). Die

[1] Faldones, sagittae . . . artatis clunibus et protensis natibus, Richer. 3, 37. Lanea indumenta, quae dicimus faldones; Adam. Brem. 4, 18. Turpissima et pudicis obtutibus execranda decurtatio ac deformitas vestium: Sigf. Gorz. bei Giesebrecht, Kaiserzeit II, 684.

[2] Auch pileum hat einen Doppelsinn.

[3] Pilei villosi . . . pelliculis exoticis intus farti; M. G. ss. 3, 451. Rather. invect. 7.

Stutzer brachten feine Modehüte mit Ohren auf.[1] Der Gebrauch des Hutes dehnte sich jetzt stark aus, und er spielte in den Anstandsregeln bereits eine wichtige Rolle. Wer jemand begrüßte, nahm den Hut ab[2] und verneigte das Haupt, eine Sitte, die wohl aus dem Feudalrechte stammt: der Dienstmann hob seinen Helm vor dem Herrn, der sein Schirmer sein wollte; wer sich noch mehr verdemütigen wollte, der beugte das Knie, entledigte sich seines Strumpfschuhes und warf sich zu Boden. Haupt und Füße zu entblößen, bedeutete so viel als sich wehrlos machen.

Wie die Kleider weder zu weit und lang noch zu eng und kurz sein sollten, so verlangte eine strengere Zucht, daß auch das Haar weder allzu reich wallte noch zu knapp abgeschnitten würde. Daher durften die Mönche bloß alle vierzehn Tage, während der Fastenzeit sich aber gar nicht scheren. So erschien der hl. Ansgar mit haarigem Gesicht vor dem Kaiser, als er rasch gerufen wurde.[3] Das schwere Geschäft, lesen wir, glich einer Schindung,[4] war mehr eine Enthäutung als Enthaarung. Wer Haupt- und Barthaar wild wachsen ließ, zeigte die tiefste Trauer oder verriet Barbarenart, und umgekehrt verriet allzu kurzes Haar niedrige Abkunft. Nur der vornehme Mann wandte dem Haare eine größere Sorgfalt zu. Otto der Große ließ sich Haupt- und Barthaar länger wachsen, als es seinen gebildeten Freunden gefiel; seine Nachfolger schoren zwar den Bart, freuten sich aber an langen, fliegenden Haupthaaren. Wer im Kampfe Haarlocken verlor, den höhnte der Sieger als Kahlkopf, und Gefangene und Verbrecher beschimpfte man durch ausgiebigen Haarschnitt. Daher heißt es im Floovent, nur ein Dieb sei geschoren. Indessen schwanden vielen trefflichen und hohen Männern von selbst ihre Haare, zumal unter der Hitze der schweren Ringhauben, so daß Hugbald von St. Amand, der Sänger Ludwigs des Deutschen, bemerkt, die besten Feldherren und Krieger und die strengsten Asketen seien Kahlköpfe gewesen, und er ein Lobgedicht auf die Kahlheit verfaßte, wie schon früher einmal der Bischof Synesius.[5]

Unter dem Einfluß der Kirche kam das kurze Haar zu Ehren. Als die Normannen sich der römischen Kultur öffneten, begannen sie alsbald ihr Haar zu scheren und unterschieden sich daher scharf von ihren Nachbarn, den Bretonen, die das lange Haar beibehielten.[6] Am meisten verbreitete sich durch die römische Kirche die Bartlosigkeit; machte sie es doch den morgenländischen Geistlichen

---

[1] Widuk. 3, 2; Liutp. leg. 37. Stipularis ritus Saxonici camera; Rather. inv. 7. Pilea aurita; Richer. 3, 37.

[2] Pileum facere; Joh. Salisb. polyc. 3, 6; elevato a capite pileo; Thietm. 6, 41.

[3] V. 9; M. G. cap. 1, 344.

[4] Excoriatio, M. 150, 1670 (Henri de Fautrières).

[5] M. G. p, l. IV, 267.

[6] Thierry, Conquête de l'Angleterre 1, 325.

geradezu zum Vorwurf, daß sie den Bart nicht scheren, wie wir aus dem Munde des Michael Kerularios erfahren. Allerdings sollte das Kinn auch nicht gar zu glatt sein und eine Zartheit verraten, die den Neid der Stutzer erregte.[1] Der Mönch Otloh erzählt, wie einmal ein Edler wegen Pferdediebstahls vor das Gericht des Grafen gestellt wird und das Gottesurteil der Wasserprobe bestehen muß. Die Wasserprobe fällt ungünstig aus, er beteuert aber den anwesenden Klerikern, er sei unschuldig. Diese meinen, er müsse eine verborgene Sünde auf dem Gewissen haben, doch er besinnt sich vergebens. Da bemerkt ein Kleriker, daß er sich nach Art eines Geistlichen rasiert hatte. Da schwört er alsogleich jedem Rasiermesser ab und die Wasserprobe gelingt ihm. Später mißachtet er sein Versprechen und greift wieder nach dem Schermesser. Nun straft ihn Gott damit, daß er ihn unter die Feinde fallen läßt. — Indessen bestanden die Geistlichen für sich selbst schlecht auf ihrem Vorrecht. Zum Schmerze frommer Männer ließen sie Haupt- und Barthaare wachsen, pflegten sie sorgfältig, spotteten über Kahlköpfe, und trugen Stutzerkleider.[2] Auch die Mönche trieben Kleiderluxus, selbst die Cluniacenser, die viel auf eine saubere, sorgfältige Kleidung hielten, alle Samstage ihre Gewänder, auch ihre Strumpfschuhe und Sandalen reinigten und wuschen. In manchen Klöstern begann man alle Tage sich zu waschen und sogar abends, abgesehen von den Wintermonaten, das Mandat, d. h. eine Fußwaschung, zu nehmen. Dagegen soll ein so vornehmer Mann wie Rather von Verona nach der Aussage seiner Feinde nur selten sein Gesicht gereinigt haben; nicht nach dem Essen, sondern davor hätte er Hände und Lippen ein wenig benetzt.[3]

Während die Männerkleider, ausgenommen bei Geistlichen, sich verkürzten, blieb das Unter- und Oberkleid der Frauen lang und fließend; nur gaben sie ihren Unter- und Oberkleidern eine verschiedene Faltung und Gürtung. Das ungegürtete Unterkleid hatte enge oder weite Ärmel und zeichnete sich an verschiedenen Stellen durch Spitzen-, Gold- und Edelsteinbesatz und bunte Farben aus.[4]

---

[1] Die Franzosen gingen in dieser tonsio voran (Franciscae ineptiae). Giesebrecht, Kaiserzeit II, 684.

[2] Burch. dec. 2, 174; Richer. 3, 37; Synode von Gerundum 1078 c. 7.

[3] Qual. conj. 2.

[4] Die sich hier geltend machende Eitelkeit fand natürlich nicht den Beifall frommer Männer. So erzählt die Legende der sel. Paulina, Stifterin von Paulinzelle: Cum enim nocte quadam in molliori stratu suo quiesceret et sopori membra dedisset, visa est camisia sua mira laxitudine follicata et seculari vanitate brisiata ad sutandum in sole expansa. Et ecce, ante oculos suos quasi nigerrima forma Ethyops apparuit, ad vestem expansam accessit, ubinam posset intrare, nudus et deformis hospes exploravit et quasi legitimum locum introeundi ignorans circa manicas et capicium diutius oberravit; Sigeboto c. 4; Thür. Sächsische Geschichtsbibliothek 1, 55.

Wie die Männer gebrauchten sie verschiedene Mäntel, Kappen, Pallien, darunter mit Gold durchwobene.[1] Mit dem glänzenden Linnen, das die Süddeutschen spannen, wußten sie ihre Reize wohl zu erhöhen.[2] Ihr Haar ließen sie frei herabfallen oder banden es um den Kopf. Der Verlust des Haares galt als die größte Schande, die man nur Ehebrecherinnen zufügte. Verheiratete Frauen bedeckten ihre Haare mit Tüchern oder Schleiern und schlangen und falteten diese verschiedenartig zu Hauben oder Bändern und zogen Mantelkapuzen über den Kopf. Als Schmuck verwandten sie wie früher Gewandnadeln, Fibeln, Ohr-, Hals-, Fingerringe, Haarnadeln. Die schon seit alters herrschende Luxusliebe gewann durch Einfuhr fremder Stoffe neue Nahrung. Besonders stark wirkte das Beispiel der Griechin Theophano, der Frau Ottos II., das den Unwillen frommer Männer erregte, in Frankreich das Beispiel der Italienerin Konstantia, der dritten Frau Roberts des Frommen.[3] Schon der heil. Odo tadelt an den Französinnen seiner Zeit, daß sie das Gesicht schminken, das Haar kräuseln und mit den Augen durch Zwinkern und Rollen Koketterie treiben.[4]

Griechische, südöstliche Sitten beeinflußten auch mehr und mehr die Speiseordnung. Wohl dauerte noch im großen Ganzen die alte Art fort und blieb die Tafelausstattung dürftig. Da alles, hoch und nieder, mit den Händen aß, konnte es vorkommen, daß ein Gast unter seine Nägel Gift steckte, um es in die Pfefferbrühe zu bringen, worin sein Nachbar die Speisen eintunkte. Nach einer italienischen Erzählung brach ein Gast, der am Ende der königlichen Tafel saß und fast nur Knochen erhielt, die Beine mit den Händen, schlürfte das Mark aus und warf die Splitter unter den Tisch. Als ein Hofnarr dem andern, um ihn bei seinem Herrn zu verhöhnen, alle Beine zuschob, bemerkte dieser witzig: „Ich habe es gehalten wie die Menschen, jener aber wie die Hunde, die Fleisch und Bein verzehren, denn er hat keine Beine mehr vor sich liegen.“[5] Messer waren längst im Gebrauch, aber keine Gabeln. Ein italienischer Mönch führt es als eine unerhörte Üppigkeit an, daß eine Griechin zu Venedig die Speisen nicht mit den Händen aß, sondern sie zuerst von den Dienern klein schneiden ließ und dann mit einer zweizahnigen Gabel aß.[6] Erst am Schluß des Mittelalters verbreitete sich die Gabel, viel früher schon der Löffel. Zu St. Gallen reichte der

[1] Pallia fundata.

[2] In capitio cultum consumit femina linum, ut taceam membris quod facit in reliquis; Conflictus ovis et lini 253.

[3] Über England s. Wil. Malmesb. 2, 218.

[4] Colorum fuci, crinium compositio, oculorum rotatus; coll. 2, 9. Die Schminke, das smigna, wird öfters genannt, z. B. Ruodl. 1, 34.

[5] Chron. Nov. 3, 21; M. G. ss. 7, 103. Petr. Alph. disc. cleric. 22.

[6] Dam. opusc. 50, 11. In einer Rotharihandschrift zu Madrid ist eine Gabel abgebildet.

dienende Bruder vornehmen Gästen den Löffel mit dem Handtuche. Auch bekam jeder Gast seinen eigenen Becher, während sonst die Mönche wie die Bauern aus demselben Kruge tranken und aus derselben Schüssel aßen und mit den Händen hineingriffen.

Wo immer eine reichere Kultur herrschte, ging auch die Tischausstattung über die Notdurft hinaus.

Goldene Becher, goldene Schüsseln besaßen italienische Bischöfe nach dem Beispiel der Griechen, bei denen es für vornehm galt: schönes Geschirr und nichts darin. Lattich, spottet Luitprand, ist der Tafel Schluß, Lattich ihr Anfang. Selbst die Kaiser nährten sich von Zwiebeln, Knoblauch und Porree, sparten die Tiere, verschonten das Schlachtvieh, wie Luitprand boshaft bemerkt, und bereicherten sich durch deren Verkauf. Dann wieder tadelte er die Verunstaltung der Speisen und Getränke mit starken Gewürzen, eine Sitte, die sich freilich auch mehr und mehr im Abendland verbreitete.[1] Mönchsregeln verboten scharfe Gewürze und doch stammt gerade aus Klöstern das Sprichwort „Bohnen pfeffern[2].“ Sonst nahm auf der Mönchstafel und auch in Bauernhäusern das Gemüse einen breiten Raum ein, und zwar Gemüse in reicher Auswahl: Kohl, Salat, Kraut, Rüben, Bohnen, Linsen, Hirse, Habergrütze. In dem Verzeichnis des Anthimus aus dem fünften Jahrhundert kam außerdem vor: Lattich, Endivie, Pastinak, Spargel, Eppich, Porree, Melde, Gurken, Schalotten. Selbst Sauerampfer, Rabunzeln (Ackersalat, Sonnenwirbel) und der Löwenzahn fanden Liebhaber, um so mehr das Obst und Beeren, die auch bei besseren Mahlen zum Nachtisch erschienen. „Der Mai bringt Erdbeeren und Maiwein,“ heißt es im Gedichte Wandalberts: „der herbere Wein wird mit Kräutern gemildert, und schleichende Übel, entstanden vom Wechsel der Lüfte, werden durch allerlei Tränke beseitigt. Im Juni wird Kohl versetzt, daß er zart zum üppigen Kopfe gedeihe. Lattich, mit lieblichen Kräutern gemildert, Knoblauch und Zwiebeln, Kirschen, Pflaumen und Erstlingsbirnen schmücken die Tafel.“



Küche nach dem Bayeurteppich. Der Aufwärter (Truchseß) rechts richtet mit einer Art Gabel die Speisen zurecht. Die hier nicht vollständig gegebene Überschrift lautet: Hoc coquitur caro et hic ministraverunt ministri.

Endlich stand eine Fülle von Backwerk zu Gebote; da gab es gesottenes,[3] gesäuertes und ungesäuertes Brot, Aschenbrot, Roggen-,

[1] Leg. 40, 63.
[2] Ekkeh. c. 1, 16; vgl. Mart. 13, 5.
[3] Panis elixus.

Gerste- und Haberbrot neben Spelt- und Weizenbrot, Salzbrot, Eierbrot.[1] Dichter vergleichen Jungfrauen mit Weizenbrot, Ehefrauen mit Gerstenbrot, hielten also jene für doppelt kostbar. So verschieden wie der Stoff war die Form, das Brot des Volkes hatte die Gestalt eines Laibes mit dicker Rinde oder eines Kipfes oder einer Struzel. Hart ist die Haut des Gerstenkornes und die Kruste des Brotes, sagt Otfried, wer sich aber bemüht, ins Innere zu bringen, der findet Mehl dort und süße Krume.[2] Besseres Mehl enthielten die im Ruodlieb genannten Brotringe,[3] Krönchen, Kringel, Halbmondbrote,[4] ferner die aus den Glossen bekannten Wecken, Waffeln, Strauben, ferner das Schüsselbrot und der Krapfen, der mit Obst, Eiern, Fleisch, Käse gefüllt wurde.[5] Endlich gehören hierher auch die mit fremden Namen bezeichneten Bretzeln, Mutschen, Semmeln, Plaze.[6] Im Ruodlieb beschwert sich der Knecht der Bauern über das schlechte Brot und die dürftige Roggensuppe; das Brot sei trostlos, voll Kleie, dunkel und bitter. Alte Weiber zerstampfen, hören wir an einer anderen Stelle, die Bohnen zum Brei mit bloßen Füßen statt mit der Mörserkeule. Dagegen rühmt sich der Knecht, er wolle gesiebtes, mit Erbsen und Salz gemischtes Brotmehl bereiten und Krönchen backen. Überhaupt verstehe er aus geringen Kräutern und Mehl mit wenig Milch, Schmalz und Salz gute Speisen herzustellen, ungefähr wie heute eine erfinderische Köchin dürftigem Haushalt mit Kartoffeln alle möglichen Mischungen bereitet. Gerste, Haber, Korn sollen die Bauern essen, sagt bei Amarcius der Feinschmecker, der sich aus feinstem Mehl Kuchen backen läßt. Echte Bauern wollten nicht kargen. Doch mußten sich viele mit bloßem Brote und mit Brei begnügen. Außer Brot gewährten die freigebigsten Klöster den Armen höchstens einen Tropfen Bier oder sauren Wein.

Um so mehr schwelgten wohlhabende Bauern und Vornehme in reichlichem üppigen Fleische, das Wälder, Weiden und Gewässer lieferten. Eine gewisse Schranke lag nur in dem noch innerhalb gewisser Grenzen bestehenden Verbot des Essens aller Tiere, die erstickt oder gefallen, vom Felsen gestürzt, von anderen Tieren oder in Schlingen getötet worden waren.[7] Sogar gegen das Fleisch

---

[1] Panis frixus cum sale (Salzwecken?); panis per ova levatus.

[2] III, 7, 50.

[3] Coronella.

[4] Panis lunatus.

[5] Im Norden Pfannkuchen genannt.

[6] Braciolum, simula, micha, placenta. Hierher gehört auch Lebkuchen (libum).

[7] Gegen dieses besonders von der irischen und griechischen Kirche festgehaltene Verbot trat um 1140 der angesehene Theologe Robert Pulleyn auf: morticina, praecipitio, aquis, bestiis interempta, macello veneuntia aut mensae apposita, sumi possunt nihilo minus, immo potius, quam idolothyta; M. 186, 974; Böckenhoff, Speisesatzungen 1907 S. 120.

der Zugtiere bestand ein Vorurteil. Den Schlachttieren mußte alles Blut entzogen werden, was nicht ohne Grausamkeit abging.[1] Bereits entwickelte sich ein eigenes Schlächter- oder Metzgergewerbe. In den Städten lieferten die Metzler oder Metzger, deren Namen römisch ist, gute Fleischwaren, besonders Würste. Auch die Kochkunst machte Fortschritte und verwendete viel ausländische Gewürze.

Die Bauern pflegten namentlich zur Zeit der Aussaat und Ernte nach römischer und altgermanischer Sitte ein reichliches Frühmahl und von der Arbeit zurückgekehrt ein Abendmahl zu nehmen. Daneben bestand die Sitte, die sich von den Klöstern aus verbreitete, in der Mitte des Tages zur Sext die Hauptmahlzeit zu halten, deren gewöhnlicher Name Prandium darüber nicht täuschen darf, daß sie die reichlichste Nahrung bot. Den Namen Frühstück (déjeuner, breakfast) rechtfertigt der Umstand, daß bis dahin die strenge Nüchternheit dauerte, an Mittelfasttagen bis zur Non, in der strengen Fastenzeit bis zur Vesper. Nur ausnahmsweise sollten Brüder, die im Chore beschäftigt werden, eine kleine Mischung von Brot und Wein einnehmen, die nicht als Fastenbruch gelten konnte.[2] Mit der Zeit erhielten die Mischung aber auch die bei Tisch dienenden Brüder und schließlich alle hart arbeitenden Mitglieder.[3] Aber allgemeine Regel war das Morgenessen keineswegs. Es fiel auf, daß ein Bischof drei Essenszeiten einführte, nämlich Wilhelm von Utrecht.[4] Ebensowenig wollte der Eichstätter Bischof Megingaud morgens nüchtern bleiben; ihm war das Fasten so verhaßt, daß ihn sogar der Name Fastolf an einem Kleriker ärgerte und er ihn in Eßolf umtaufte.[5] Da die Zahl der Kleriker und Laien immer mehr zunahm, die eine Abkürzung des Morgenfastens begehrten, mußte die Zeit für den das Fasten endigenden Gottesdienst früher angesetzt werden. Ohne Zweifel hatte darauf Einfluß die germanische Sitte, den Magen früh morgens reichlich mit Speisen zu füllen. Umgekehrt bestimmte die römische Sitte, die in Frankreich nachwirkte, den Abend zum Hauptmahl, zur Coena. Diesen Namen legten die Mönche sogar ihren frugalen Kollationen bei.

Das Abendmahl gehörte zu den Hauptvergnügungen und verband sich mit allen Festen und frohen Ereignissen, wie mit Kauf und Vertragsabschluß. Im Ruodlieb gestaltet der Wirt vor Ostern das Mahl zu einem Abbild des heiligen Abendmahles; er zerteilt das Fleisch in kleine Stücke und reicht es als Sakrament als Eulogie oder Agape unter seine Diener. Die Schwedin Friedburg nahm gewöhnlichen Wein zur Wegzehrung.[6] Darauf folgt im Ruodlieb

[1] Ad. Brem. 3, 55.
[2] Mixtum; vgl. Reg. Bened. 38.
[3] Mab. a. 4 a, 703.
[4] M. G. ss. 5, 283 f.
[5] Ezzolf; M. G. ss. 7, 258. Der Name bedeutet ursprünglich fester Wolf.
[6] Offas . . . pro sacramentis pueros partitur in omnes (7, 10); Rimb. v. Ansg. 20.

das eigentliche Nachtmahl mit Fleisch, Würzwein und Met im kunstvoll geschnitzten Nußbaumbecher, dem Geschenke eines Gastes.

Auf einer schwäbischen Burg brachten die Diener zu jedem Gerichte einen Becher Wein.[1] Neben dem Wein und Met eroberte das Bier, das Haber- und Weizenbier, dann der Gerstensaft immer mehr Boden, seitdem der Hopfenzusatz es schmackhaft gestaltete. Die ersten Hopfengärten werden schon im vierten Jahrhundert auf geistlichem Boden erwähnt und verbreiteten sich dann stärker. In den Klöstern durfte ein Genosse doppelt soviel Bier wie Wein trinken; das Verhältnis war also ähnlich wie seit der Römerzeit zwischen Weizen und Gerste. Daneben waren Beerweine beliebt, namentlich der Maulbeerwein, der Morat.[2] Die Hauptsache blieb aber immer der Rebensaft, selbst in weinarmen Ländern. Vor der Schlacht von Hastings 1066 schmausten, wie ein normannischer Dichter meldet, die Engländer unbesorgt, tranken, tanzten und sangen die ganze Nacht hindurch: „sie riefen: ‚Heil' und ‚zur Gesundheit': laß die Becher kommen und trinke Heil, trinke mir nach und mir zu, trinke voll, trinke halb, und ich trinke dir zu."[3] Diesen englischen Trinkruf bestätigt noch im dreizehnten Jahrhundert Salimbene: Ich trink euch zu (Je buis a vous), trinkt, soviel ich trinke.[4] Bei den häufigen Minnetränken zu Ehren der Heiligen lautete nach späteren Formeln der Zuruf: Trink die Liebe, die Minne,[5] des hl. Johannes, Ulrich, Benedikt, der hl. Gertrud oder auch: „Heil Johannes" u. s. f. So endigte ein Liebesmahl zu Ehren des hl. Emmeram mit dem Ruf: „Heil Emmeram!" Otto der Große, der daran teil nahm, machte den Anfang mit dem Verse: „Wessen Wein ich trink, dessen Lied ich sing." Vielleicht sang er eines jener Preislieder, die aus dieser Zeit uns überliefert sind.[6] Ein anwesender Ritter aber spottete: „Heilram findet keinen Platz in meinem Bauche; ich bin ganz voll" und empfing dafür einen Schlag, eine Strafe, die auch Spötter bei der Ulrichsminne öfters getroffen haben soll.[7] Wie zu allen Zeiten, zumal zur Ritterzeit, pflegten die vornehmen Herren die Nacht und das Gelage durch gepfefferte Reden zu würzen. Sie rühmten sich, sagt Hermann von Reichenau, ihrer Liebesabenteuer und Siege und zählten auf, wie viele sie verführt hätten.[8] Wer solche nicht aufzuweisen hatte, dünkte sich als Schwächling unter seinesgleichen. Schon damals müssen Hunde und Weiber ein beliebter Gesprächsstoff der adeligen Herren gewesen sein, nach der bezeichnenden

---

[1] Ekkeh. c. 18.

[2] Auf einer Gasttafel standen nebeneinander vasa vini, medonis, cervisiae, pigmenti, morati, sicerae; M. Paris ch. 1065.

[3] Wace, Roman de Rou 7357 (1274).

[4] A. 1248 p. 220 (92).

[5] Amorem, caritatem (Franz, Benediktionen I, 291, 331).

[6] M. G. p. l. 4 a. 350.

[7] SS. 4, 552; Mab. a. V, 464.

[8] Op. ad amiculas, Ztsch. f. deutsches Altertum 1857 (13) 424.

Zusammenstellung zu schließen, die sich sogar eine so ehrwürdige Versammlung, wie sie ein Bischofskonzil war, erlaubte.[1] Liefen doch die Hunde zwischen den Tafelnden, ja über die Tafel selbst dahin, wie Rather bemerkt,[2] und mischten sich die Weiber unter die Herren. Vielfach bestand die Sitte, daß Männer und Frauen, je ein Paar neben dem andern saß, daß Knaben und Mädchen die Gäste bedienten. Einem lieben Gaste wartete die Frau selbst auf. Im Schloß einer Schwabenherzogin bedienten den Bischof von Konstanz die anwesenden Priester, während der Herrin eine Magd zur Seite stand.

LIII. Spiele und Reisen.

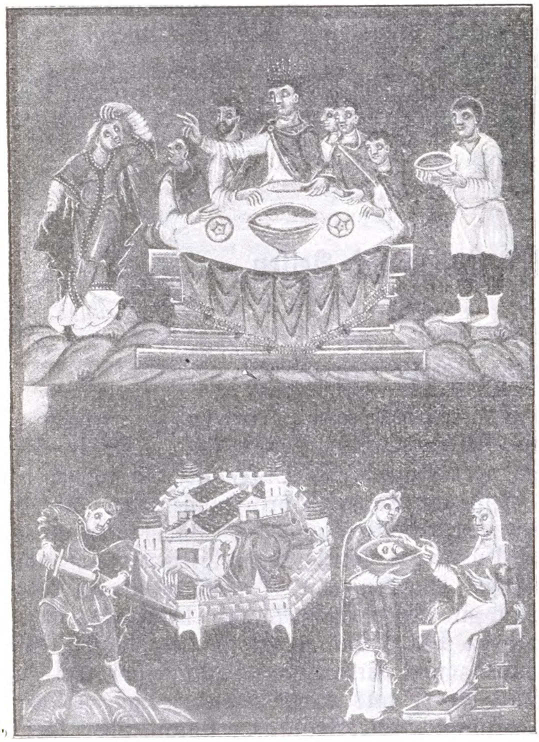
1. Spielleute und Spiele.

Mit den Gelagen, die wir eben kennen gelernt hatten, verbanden sich immer auch andere Zerstreuungen, Spiele aller Art, sei es, daß sie die Gewinngier, oder Augen und Ohren reizten und dem Körper schmeichelten: Gesänge, Tänze, Vorstellungen der Spielleute. In der schönen Sittenschilderung des Ruodliebromanes ergötzt sich die Burggesellschaft an unschuldigem Zeitvertreib, vor dem Mahle am Fischfang. Während die Frauen oben auf dem Söller zuschauen, besteigt ein Ritter den Nachen, dreht aus dem fabelhaften Kraute Buglossa Pillen und streut sie ins Wasser; die Fische fressen davon, können nicht mehr untertauchen und werden nun vom Nachen aus mit Ruten ans Land getrieben, wo sie der Fischer mit den Händen fängt. Die Frauen, erstaunt über diese Kunst, klatschen in die Hände, und die Herrin ruft: „Einen solchen Fischer, wie Ihr seid, gibt es in der ganzen Welt nicht mehr." Nach dem Essen unterhält sich die Gesellschaft mit abgerichteten Vögeln und lauscht dem Gesange von Harfnern. Ruodlieb ist aber über das Spiel wenig erfreut; er bittet selbst um eine Harfe und schlägt sie auf das kunstvollste, indem er bald mit der rechten Hand, bald mit der linken in die Saiten greift und ihnen süße Melodien entlockt. Nach den Sätzen spielt er auf Bitten der Gesellschaft eine Tanzmelodie; Junker und Fräulein treten einander gegenüber und führen, Hände und Füße kunstvoll bewegend, einen Kontretanz aus. Er umkreist wie ein Falke die schöne Tänzerin, sie aber fitticht

[1] Decimis pascunt canes et geneciarias, Synode von Meaux 845 c. 75. Die gleiche Zusammenstellung hat Regino 1, 134; ebenso Form. Flav. 44. M. G. 481. Canes et meretrices sive latrones, G. Aldrici 17; M. G. ss. 15, 315.

[2] Canes ipsa currunt in mensa, pr. 5, 7.

wie eine Schwalbe, ihre Bewegungen sind mannigfacher und rascher, aber zierlicher, man könnte glauben, sie schwämme: er verfolgt sie; aber sobald sie sich fassen, gleiten sie aneinander vorüber.[1]



Darstellung aus dem Leben Johannes' des Täufers nach dem Bamberger Evangeliar Ottos III., aus dem das schon S. 246 abgebildete Huldigungsbild stammt. Oben Gastmahl mit dem Tanz der Salome, unten Enthauptung. Salome trägt byzantinische Tracht, der Diener Leibrock, Hose und Strumpfschuhe. Der Tisch mit dem darauf gestellten Fisch und den Broten erinnert an den Abendmahlstisch der altchristlichen Kunst, Die Tischgesellschaft trägt römische Kleidung. Die Burg s. S. 258.

Statt des kunstvollen Tanzes liebte das Volk den Rund- und den Reihentanz, wo die Paare sich an der Hand hielten und unter Gesang ringsum oder gegeneinander sprangen. Ein Lied übte erst dann seine Wirkung, wenn sich eine Tanzbegleitung dazu gesellte. Daher tanzte das Volk alle Arten von Liedern, sogar das Heldenlied und den Totentanz, und ließ sich von Spielleuten mit Musik begleiten, die sich zu jedem Anlaß in großer Zahl einfanden.[2] Ein hoher Herr kehrte in einer Herberge ein, erzählt Amarcius, um Rast zu halten, und begehrte zweierlei, leckeres Mahl und Tafelmusik und befiehlt seinem Knecht, einen Spielmann aufzutreiben, der sein Handwerk gut verstehe. Ein solcher Mann ist unschwer zu haben, er bringt seine Laute, und die Leute strömen ihm nach und lauschen gespannt, wie er mit den Fingern über die Saiten fährt, ihnen bald helle bald tiefe Töne entlockt, den gleichen Saiten die verschiedensten Töne zur Verwunderung der Zuhörer. Dazu singt der Mann vier Lieder, von

[1] Einen ähnlichen Tanz carole mit Annäherung und Entfernung schildert der Roman de la Rose 766.

[2] Ruodl. 9, 27; 5, 86.

David, von Pythagoras, vom Schneekönig und von der Nachtigall, Ernstes und Heiteres vermischt. Vielleicht stammen aus dem Munde der Mimen manche der erhaltenen lateinischen geistlichen Kampf- und Spottlieder z. B. der Streit zwischen Terenz und einem Schelter.[1] Über das eigentliche Schauspiel wissen wir wenig; es scheint beinahe verschwunden zu sein bis auf die Ansätze von „My-



Musikdarstellung eines Psalters des zehnten Jahrhunderts. In der Mitte spielt der König David auf einer Zither mittels eines Plektrons. Zu seinen Seiten steht ein Hornbläser und eine Frau mit Cymbeln. Im Hintergrund der Tempel mit dem Bach Cedron. In der unteren Hälfte fällt zunächst eine große Orgel ins Auge, an der drei Männer den Blasbalg treten, von dem ein Schlauch zu den Pfeifen führt. Daneben eine Tänzerin, die sich bis auf das Lendentuch der Kleider entledigte.

sterien," die in Kirchen und auf Kirchhöfen stattfanden.[2] Vermutlich wollte die Kirche damit die nicht immer unbedenklichen Volksspiele ersetzen, die seit alten Zeiten hier stattfanden, namentlich ausgelassene Tänze, wozu die Fiedler aufspielten.

An Spielern und Tonwerkzeugen fehlte es ja nicht, und ein und derselbe Mensch übte sich in den verschiedensten Künsten, pflegte bald den Gesang, bald den Tanz, bald die Gymnastik. Die Körper- wie die Sangeskünstler hießen gleichmäßig Spielleute, Jongleure,

[1] Delusor. Guy v. Amiens nennt einen histrio Incisor ferri (Taillefer). Widuk. 1, 23; Winterfeld, Deutsche Dichter 475.

[2] Vgl. M. G. ss. 16, 313; 26, 28; W. Malm. 2, 174 (s. III. Band 420). Der Dichter Milo nennt harpae, lirae, citharae, psalteria, fistula musae, cimbala, sambucae, simphonia, timpana, sistra; De sobrietate 2, 162. Amarcius nennt die Chelys.

Gaukler.[1] Ganz im Anschluß an die ausgehende Römerzeit verlegten sich die fahrenden Leute auf Varietäten, darunter auf Kunststücke, die noch heute den Reiz der Tingeltangel bilden,[2] und zeigten sich im Ringen und Fechten.[3] Karl der Große zählte zu den Vagabunden nackte Menschen, die mit Eisen einherziehen[4] wie gepanzerte Büßer, sich verwunden und die Menschen betrügen. So gut wie zu allen Zeiten hatten auch damals die Leute einen Gefallen an halsbrecherischen Übungen, sahen sogar gerne etwas Blut fließen. Die Bestie, die im Menschen steckt, genoß mit „Behagen den Reiz" der Grausamkeit. So erklärt es sich wohl, daß das Stechen, oder wie ein Mönch in St. Gallen es nennt, das „Picken", an dem sich die Ungarn ergötzten, ein den Alamannen nicht unbekanntes Spiel war, das später sich zum Spießrutenlauf umgestaltete. Jedenfalls gehörte das gegenseitige Prügeln und Verhöhnen zu den Hauptspässen, mit denen die Spielleute ihre Zuschauer erfreuten. In Italien hieß ein Fahrender, der sich um Geld prügeln ließ, Leibweh, Maldecorpo, ein anderer Malanotte. An einen fliegenden Mimus erinnerte den Italiener jene Puppe, die die Spieler auf ein Zeichenbrett warfen.[5] Einen Artisten, der sich Elster nannte, ließ der Adoptivsohn der Markgräfin Mathilde von Tuscien auf einen Baum klettern und verlangte von ihm, er solle nun auch



Gastmahl des Herodes mit dem Tanz der Salome. Rechts bringt ein Diener das Haupt des Johannes. Relief der Bernwardsäule zu Hildesheim.

---

[1] Von cauculatores — ioculatores. Ratherius nennt die Mimen bromii, thumelici.

[2] Liutp. ant. 6, 9.

[3] Si circensibus quispiam delectetur, si adletarum certamine, si mobilitate hystrionum, si formis mulierum, si splendore gemmarum, vestium metallorum et caeteris huiuscemodi, per oculorum fenestras animae est capta libertas; Ep. Leidradi Mab. anal. 85; M. G. Ep. 4, 541. Petrar. ep. fam. 5, 7.

[4] Nudi homines qui cum ferro vadunt, gleichgestellt den mangones, cotiones; Cap. 789, 802; M. G. 1, 61, 104.

[5] S. S. 317. Quellen und Forsch. z. bayr. Gesch. IX a, 165.

gleich einer Elster fliegen. Selbst vor einem so frommen Manne wie dem hl. Heinrich ließ sich einmal ein Spielmann mit Honig bestreichen und von einem Bären ablecken. Der Tierkampf war viel verbreitet, zumal das Ringen mit Tanzbären; mußte doch Hinkmar von Reims seinen Pfarrern verbieten, daß sie sich Bären- und Weibertänze vorführen ließen.[1] In enger Verbindung damit stand der Seiltanz der Männer und Frauen, der „Seilriesen“, das Tuchhüpfen der Wipper, der Wephari.

Eine besondere Gattung von Artisten verstand es trefflich, bekannte Männer zu karikieren, und hieß daher Antarari.[2] Verwandt damit ist der Skernari, der Scherzer, der Spottari, Spötter, der Snurrink, der Schnurrer. Ihr Beruf ging über in den der Schauspieler und Mimen im römischen Sinne, die Lieder und Dramen vortanzten. Die starken Bewegungen, das Gebärdenspiel war ihnen die Hauptsache; kam es doch vor, daß stumme Schauspieler nach römischer Art Rollen agierten, die ein Vorleser mit dem nötigen Texte begleitete.[3] Hierher gehören die von den altdeutschen Glossen und Predigten erwähnten Gaukler, die Taumler, die Hlauso, die Läufer, die Tänzer, die Gampel- und Gumpelmänner, die Lecheor, die Lecker.

Unter die Zahl der Schauspieler mischten sich immer mehr Weiber, die sogar das Altertum ausgeschlossen hatte, die Tänzerinnen, Tochen (Docken) und Ritaskofen. Wie aus den Klagen frommer Männer hervorgeht, ließen sie alle Reize spielen, den Silberton der Stimme mit den üppigen Biegungen des Körpers und der Pracht der Gewandung.[4] Als ihre Patronin galt Salome, die Tochter der Herodias, die Viper, die Schlange, wie fromme Mönche sie nannten. „Diese Schlange aus Viperblut erzeugt,“ sagt ein Dichter, „zischt und ringelt sich, bis sie das unschuldige Vögelein verschlingt; seht, sie zielt nach dem Haupte des Propheten.“[5] Der Abscheu vor diesem Gewerbe verhinderte aber nicht, daß die Mönche sie mit einer gewissen uneingestandenen Vorliebe bei Bildern des Gastmahls des Herodes darstellten; denn es fiel ihnen gar nicht ein, ihr eine abschreckende Teufelsgestalt zu geben.

Schon ihre Tracht hob die Spieler von den übrigen Menschenkindern ab. Die einen traten mit wallenden Haaren, andere mit

---

[1] Cap. ad presb. 14; Regino 2, 216.

[2] In der Gestalt der volkstümlichen „Usanterer“ noch heute erhalten; tocha = oscilla; Schönbach, Studien 1, 75.

[3] Cloetta, Komödie und Tragödie im Mittelalter 38, 127.

[4] Ludus de theatro, qui femineis foedisque anfractibus provocat libidinem, actus sordidos repraesentat etc. Bern. ep. 87. Obscenis motibus oblectare vulgus solent, Adam Br. 3, 38.

[5] Organicumque melos aptabat filia mortis, vipera vipereo saltatrix germine creta. Sibilat ut serpens, ut regulus ore volucrem sorbeat, ad caput haec tendit fera bestia vatis. Milo de sobrietate 2, 164. Aus Joh. Chrysostomus s. 174 in Verse umgesetzt.

glattgeschorenem Haupte und barfuß auf, darunter die italienischen Trotinge, die wohl den deutschen Tretern zu vergleichen sind. Die einen waren in recht leichte, durchsichtige, knapp anliegende, die anderen in überlange Gewänder gehüllt. Als Byzantiner einem Gesandten gegenüber ein Vorrecht auf die lange Tracht geltend machten, sagte dieser spöttisch, sie wäre nichts Besonderes, da in seiner Heimat Spielweiber und Gaukler sie anzögen.[1] Der Regent Romanos verlangte, als er rote Schuhe zum Zeichen seiner Würde erhielt, auch noch die Krone; denn sonst, sagte er, gliche er einem Mimen, und als im Gefolge einer Italienerin am französischen Hofe kurzgeschorene bartlose Hofleute mit bunten Beinkleidern und Schuhen erschienen, urteilten die Mönche, es wäre eine Histrionenmode.[2] In die Gemächer der Vornehmen drängten sich nach Amarcius Weiber mit Hosen und kurzen Haaren. Unter den armen Reisenden, die einen gewissen Anspruch auf die Gastfreundschaft hatten, verbargen sich immer auch fahrende Schauspieler und Zauberkünstler, die Herberger.[3] Wer Schauspieler und Tänzer in sein Haus aufnahm, meint Alkuin, der wisse nicht, was für eine Schar unsauberer Geister ihnen folge. Von einem Possenreißer, der in einem Dorfe den Teufel nachäffte, erzählte man, er wäre lebendigen Leibes zur Hölle gefahren.[4] Der Teufel erschien oft in der Gestalt der Spielweiber. Denn die Besessenen machten durch ihre Körperverrenkungen oft den Eindruck, als ob sie Contortionisten wären.[5]

Umgekehrt hüllten sich in Byzanz selbst Heilige in die Maske der Fahrenden oder Narren, so Andreas Salos, der an Simeon Salos ein Vorbild besaß, ihn aber an Sonderbarkeiten übertraf. Hatte Simeon sich von andern verspotten und durchhauen lassen, so schwang Andreas selbst den Prügelstock und erteilte derbe Lektionen, stellte Vorübergehenden ein Bein und warf in der Kirche mit Nüssen nach den Frauen, sie zu reizen und anzufahren. Die Stätte dieser sonderbaren Heiligen, Konstantinopel, wirkte ansteckend und anlockend. Ein französischer Ritter, erzählt Stephan von Bourbon, lieh ebendort Köhlerkleider von einer Art Gastarmen in einem besseren Hause, spielte selbst den Hausarmen, schlief nachts auf einem Misthaufen — ein Gegenstück zum heil. Alexius — und ließ sich die übrige Zeit von Knaben mißhandeln. Als ein solch sonderbarer Wandermönch in einer italienischen Stadt auftauchte, rieten die spottenden Knaben woher er wohl stammte, ob er ein Bulgare, ein Armenier, ein Franke wäre. Es war aber Nilus, der Abt des griechischen Klosters Grotta ferrata, der einen

[1] Liutp. leg. 36, 55.

[2] A medio capitis nudati, histrionum more barbis rasi, caligis et ocreis turpissimi; Rad. Glab. 3, 9.

[3] Herburgium, l. Sal. 67.

[4] V. Amandi 56; M. G. Poetae lat. 3, 600; vgl. Reich Mimus 1 b, 795.

[5] Mab. a. ss. 3 b, 192.

Fuchsbalg um seinen Kopf gebunden hatte und seinen Mantel an einem Stock über seiner Schulter trug.[1] Den armenischen Einsiedler Simeon, der zu den Apostelgräbern wallfahrtete, hätte das Volk wegen seiner Eigenheiten beinahe erschlagen, wenn ihn nicht ein Landsmann gerettet hätte. Einen Mitbruder Venerius behandelten mutwillige Mönche als einen Narren, weil er sich von ihnen absonderte, begossen ihn mit Schmutzwasser und verabreichten ihm Ohrfeigen.[2] Andreas erniedrigte sich zu den Hunden, soff Wasser aus schmutzigen Pfützen, gesellte sich zu den Weinbrüdern in die Kneipen und zu den Dirnen, um sie zu bekehren. Ein später Nachahmer war Robert Arbrissel, von dem man sagte, es fehle ihm nur eine Keule, dann sähe er aus wie ein Wahnsinniger.

Die große Beliebtheit der Spielleute bewog nicht bloß Bußprediger, sondern auch Lehrer schöner Künste, sich in ihre Maske zu hüllen. Peripatetiker nannte sie scherzweise Bischof Godehard von Hildesheim. Ihr Wesen erweckte sonst starkes Mißtrauen, zumal wenn sie Mönche, Pilger, Büßer zu sein vorgaben. Diese Gyrovagen haben schon frühe Verbote hervorgerufen, ganz besonders aber die Spielleute in engerem Sinne. Schon die Trullanische Synode 692 verdammte sie, und Karl der Große und sein frommer Sohn schritten gegen sie ein. Alkuin ermahnte einen jungen Schüler, der nach Italien zog, er möchte sich vor den Spielleuten in acht nehmen.[3] Glossen übersetzen das lateinische Wort Mime, Joculator mit Lotter, Hurer, Theater mit Hurenhaus (nur daß das Wort etwas unschuldiger klang als später) und der Titel Menestrelle bekam eine üble Bedeutung. Wenn schon das Altertum die Schauspieler zu den unehrlichen Leuten rechnete, wieviel mehr das Mittelalter! Die Konzilien schlossen sie aus der Kirchengemeinschaft aus[4], und weltliche Gesetze folgten langsam nach. Das Bayrische Landrecht stellte sie außerhalb des Friedens, und der Schwabenspiegel gewährte ihnen für Tötungen nur eine Scheinbuße,[5] den Schatten eines Mannes und den Hinterbliebenen den Glanz, den ein blinkender Schild gegen die Sonne wirft.[6]

Da sich ihre Kunst oft nicht lohnte, mußten die Spielenden ein Nebengewerbe treiben; sie versahen sich mit allerlei Kram, Salbbüchsen und Arzneien. Vielfach dienten sie auch als Boten, nament-

---

[1] Sehr schlecht ging es zwei vornehmen Besuchern seines Klosters, die mit einer Kukulle Scherz trieben; Boll. Sept. VII, 314.

[2] V. Romu. 35.

[3] Ep. 289 (281).

[4] M. G. cap. 1, 334, 59; Konzil von Chalons, Tours 813 c. 9, 7.

[5] Ebenso den gedungenen Kämpen, Pfaffenkindern u. a. Grimm, Rechtsaltertümer 677. M. G. const. 2, 577.

[6] Nach anderer Auffassung ist der Schatten nicht so unbedeutend; denn nach dem alten Volksglauben widerfuhr das, was im Schatten geschah, dem Manne selbst; Rochholz, Glaube und Brauch 1, 112; Wolf, Beiträge 2, 347; s. dagegen das Brünner Stadtrecht bei Hampe, Fahrende Leute 19.

lich als Liebesboten, und verglichen sich selbst mit dem Raben, dem Boten Wodans. In der Volkssage gewinnt der Rabe, der Liebesbote, seinem Herrn Oswald die Liebe der fernen Prinzessin. Aber ihr Vater widersetzte sich heftig ihrem Verlangen. Da drohte das Mädchen, sie werde mit einem Spielmann entfliehen. „Das wird dir schwer fallen," meint ihr Vater, „denn ich habe an dir noch keine Sprünge bemerkt." Rasch besonnen erwiderte die Tochter: „Du brauchst dich darum nicht zu bekümmern; was ich heute nicht kann, lerne ich morgen." In der Tat entflieht sie mit dem klugen Raben, und Oswald kann sie heimführen. Darüber vergißt er den armen Raben, und dieser klagt: „Mit den Säuen mußte ich essen, sie haben mir mein Gefieder zerstoßen, ich bin nackt und ruppig." Wehe jenen, die den Spielleuten die Gaben verkürzen wollen! Dem Raben muß Oswald versprechen, daß er nach seiner Rückkehr Koch und Kellermeister hängen lasse, weil sie ihm nicht Speise und Trank verabreicht hätten. In seinen Liedern spielt der Fahrende gern auf seinen Hunger und Durst an; oft benützt er die Spannung der Zuhörer, unterbricht den Vortrag plötzlich in der Mitte und begehrt einen Trunk. Auch mit Kleidern und Geld läßt er sich entlohnen. Kargen Wirten hält er das Beispiel Oswalds vor und erzählt, wie er 12 Stück Fleisch, 12 Stück Brot und 12 Goldpfennige einem einzigen Gaste reichen ließ, so daß selbst die Diener darüber eifersüchtig wurden. Als sie den unzufriedenen Fremden beseitigen wollten, belehrte sie der Herr durch eine derbe Züchtigung, die der Dichter mit vielem Behagen anschaulich schildert, wie Notleidende zu behandeln seien.

Nicht nur Speise und Trank, Geld, Kleidung und Schmuck verlangte der „fahrende" Mann, er buhlte auch um Liebe und Gunst; er richtete seine Augen nach Höherem und trachtete nach der Liebe vornehmer Frauen.[1] Was einem Boilas am Kaiserhof gelang, das erreichten auch die Spielleute an kleineren Höfen und in Bürgerhäusern. Die Geschichte vom Schneekinde erzählt: fahrende Spielleute gewannen die Gunst einer Kaufmannsfrau zu Konstanz, deren Gatte sich auf Reisen befand. Nach seiner Rückkehr traf der Kaufmann zu Hause ein Kind an, von dem die Mutter erzählte, sie hätte auf einem Spaziergang in den Alpen ihren Durst mit Schnee gelöscht und darauf einen Sohn geboren. Solche pikante Ereignisse würzten damals wie zu allen Zeiten die Unterhaltung der Männer in der Halle. Zu Konstantinopel erregten die Zoten des Narren, des Morio Boilas, die Aufmerksamkeit des Kaisers Konstantin IX., und dieser wandte ihm in einem solchen Grade seine Liebe zu, daß er alles wagen durfte. Er schildert mit allen rohen Einzelheiten, wie er als Sohn einer Kaiserin zur Welt kam, machte vor den Augen

[1] Guiberti v. 3, 16; über nordische Verhältnisse s. Weinhold, Deutsche Frauen 1, 263.

des Kaisers seiner Geliebten, einer Alanin, den Hof; ja er richtete seine begehrlichen Blicke bis zu dem Kaiserthron, und er hätte seinen Gönner ermordet, wenn sein Plan nicht vorher entdeckt worden wäre.

Des Humors, der Späſſe, des Spieles kann der Mensch, selbst der ernsteste, sich nicht ganz entschlagen; ja gerade, je stärker die Geisteskraft angespannt und das Gemüt auf weltferne Gebiete abgelenkt wird, desto stärker pflegt die sinnliche Natur sich wieder zu entladen. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß selbst die frömmsten Männer an derben Späſſen eine merkwürdige Freude bekunden. Etwas Musik, Gesang und Spiel duldete selbst ein so strenger Mann wie der hl. Ulrich zu Festzeiten, und die strengsten Äbte und Äbtissinnen gönnten zuzeiten ihren Schutzbefohlenen ein unschuldiges Vergnügen. Schlugen doch Bischöfe und Äbte selbst die Harfe nicht nur im Lande der Barden, sondern auch in Deutschland z. B. ein Albrecht von Lüttich. Äbte ließen Fest- und Gastmahle mit Musik begleiten.[1] Als der deutsche König Konrad im Jahre 911 das Kloster St. Gallen besuchte, drangen mit ihm Spielleute in die heiligen Räume. Die Saiten, sagt Ekkehard, klangen, die Gaukler sprangen; ganz verwundert schauten viele Brüder bei dem ungewohnten Spiel drein, der König aber lachte über ihre verzogenen Mienen. Während das Volk seine Freude an den Mimen bezeugte, blieben heilige Männer immer ernst. Von Ludwig dem Frommen sagt sein Lebensschilderer, er habe im Lachen nie seine Zähne gezeigt, obwohl er schöne weiße hatte.[2] Das gleiche hören wir von Bruno, dem geistlichen Bruder Ottos I. Weniger zurückhaltend benahm sich der hl. Heinrich. Als einmal ein Gaukler sich mit Honig bestreichen und von einem Bären ablecken ließ, machte ihm das großen Spaß.[3] Da aber Heinrich III. bei seiner Vermählung 1043 den Spielleuten jede Aufmerksamkeit verweigerte, rächten sie sich an ihm damit, daß sie den „Schwarzen", wie man ihn hieß, auch als geizig verschrien.[4]

Um so freigebiger benahmen sich viele Bischöfe und Äbte und vergeudeten, wie schon Beda, Alkuin und Agobard klagten, die kirchlichen Einkünfte an Gaukler.[5] In verstärktem Grade wiederholt diese Klage im zehnten Jahrhundert Rather von Verona. Viele Bischöfe, sagt er, ernähren Schauspieler lieber als Priester,

---

1 Boll. Sept. 7, 333. Adam. Br. 3, 38.

2 Nunquam in risum exaltavit vocem suam, nec quando in summis festivitatibus ad laetitiam populi procedebant themilici, scurri et mimi cum coraulis et citharistis ad mensam coram eo, tunc ad mensuram ridebat populus coram eo, ille nunquam nec dentes candidos suos in risu ostendit; Theg. 19.

3 V. Popp. 12, ss. 11, 301.

4 Otto Fris. 6, 32.

5 Alcuini ep. 81 (124); Agobard., De dispensatione rei ecclesiasticae: Beda ep. ad Egb. 4.

Lustigmacher lieber als Geistliche, Säufer lieber als Philosophen, Mimen lieber als Mönche. Die Harfe ist bei ihren Gelagen und die Leier, aber niemand denkt an Gottes Werk. Da gibt es allerlei Konzert und Musiker, Kuppellieder und die Pest der Tänzerinnen. Sie setzen sich auf schäumende Rosse, aufgeputzt mit goldenen Zügeln, silbernen Kettengehängen, deutschen Zäumen, sächsischen Sätteln.[1] So eilten sie zum Ringkampf, zum Wettrennen, zum Bogenschießen und schwangen nach deutscher Sitte den Wurfspieß und jagten das Wild.

Auf die Jagd waren die Kirchenmänner ebenso übel zu sprechen wie auf andere Spiele, und zwar unter dem Eindrucke der heftigen Strafreden eines Augustinus und eines Hieronymus, der die Jäger Esaue und Teufel nannte. Aber was sollte man mit den vielen wilden Tieren anfangen, von denen die Wälder und Sümpfe wimmelten: mit Wölfen und Bären, Wildschweinen, wilden Pferden, Auerochsen und Wisenten (Wildpferde und ihre Feinde, die Wölfe, gab es noch im achtzehnten Jahrhunderte). Man mußte sie vertilgen, auch wenn man sie nicht verzehren mochte. Auf die zahlreichen Wasservögel stürzten sich die beliebten Falken. Die Jäger, sagt Rather — er hat dabei manche Bischöfe im Auge, die Jäger stürmen dahin, befreien den Sperber von seiner Kappe und dieser stürzt sich auf den kreischenden Kranich.[2] Auch niedere Geistliche frönten diesem Vergnügen. Als Bischof Arnulf von Halberstadt eines Feiertages einen Kleriker mit dem Falken auf der Hand erblickte, rügte er ihn heftig, daß er den Fluch Christi (bei Matth. 24, 28) verachtete. Die Dienstmannen erklärten sich mit diesem solidarisch und erhoben Einsprache.

Sahen schon fromme Männer im Jäger einen Teufel, so nicht minder im Glücksspieler; denn, wie Jonas von Orleans klagt, begleiteten die Würfel, die er vor allem im Auge hat, Zorn und Zank, Schwur, Lüge, Betrug und Völlerei. Am ehesten ließen sich ernste Männer noch das Schachspiel gefallen. Die Schachtafel, ein förmliches Schlachtfeld mit großen Figuren, fesselte die kriegerisch gesinnte Zeit so sehr, daß auch Geistliche sich gern darum sammelten. Nur besonders Fromme verschmähten den ernsten Zeitvertreib.[3] Vielleicht gerade weil das Schachspiel den Geist zu sehr anstrengte und die Leidenschaften zu wenig erregte, würzten die Spieler die Stunden mit reichlichen Getränken, weshalb in Italien das Sprichwort aufkam, dem Bacchus und Scachus huldigen. Gerade in Italien übte auch nach dem Aufkommen des Schachspiels

---

[1] Thymelici . . . bromii . . . nebulones . . . symphonia et musicorum genera cantorum lenobenia, sattatricum pestis; pr. 5, 6, 7. Vgl. über Siegfried von Mainz Gozechini ep. Mab. Analecta 437.

[2] Raucisonam praeripit gruem; pr. 5, 7.

[3] Petr. Dam. op. 20, 7; Vers. d. s. Adalb.: nec studuit vanis vel vincere schachis (F. r. Boh. I, 319).

das reine Glücksspiel noch eine mächtige Anziehungskraft aus und besaß der Würfel einen festen Boden. Die Spieler benutzten hier nur einen Würfel, nannten während des Wurfes eine Zahl von Eins (Aß) bis Sechs. Wer die Ziffer, die fiel, erriet, gewann den Einsatz. In den Romanen erblickten die Deutschen ihre eigentlichen Meister und benannten daher auch die Würfelaugen mit romanischen Namen assi, esse; dûs, taus; tria, drîe; quater; singo, zinke; ses. Bei einem anderen in Italien gebräuchlichen Spiele hatten die Teilnehmer eine mit Zeichen bemalte Tafel vor sich und warfen den sogenannten Mimus in die Luft. Wer das gewählte Zeichen traf, der hatte gewonnen. Außer dem Brett und der Tafel nennt ein Engländer unter den Spielen noch den Monarch, Taliorch, Trikol (Dreiglied), Urio (Filzlaus), die dardanische Schlacht, den Fuchs, die Kreischen (orbiculi).[1]

Im Spielerland Italien tobte die Leidenschaft derart, daß sie auch Geistliche in ihren Bann zog. Bischöfe spielen mit Kreiseln, bemerkt Rather und deutet mittelbar an: das wäre noch gut, wenn sie die Würfel dann mieden. Sie gehen, fährt er fort, mit dem Spielbrette anstatt mit der Hl. Schrift, mit der Wurfscheibe statt mit dem Buche um.[2] Sie wissen besser, was dich ein Fehlwurf[3] kostet, als was die Heilswahrheit fordert, verbietet oder verheißt und was sie spricht; besser, was der Glückswurf, der Sechser,[4] bringt, als was sie Gott zu danken schuldig sind.

2. Gasthäuser.

Das niedere Volk suchte zum Zeitvertreib und Spiele mehr und mehr Gasthäuser auf, die, wie schon der Name in allen Sprachen sagt, ursprünglich nur der Fremdeneinkehr dienten. Schon die sich häufenden Wirtshausverbote für Kleriker beweisen, daß der ursprüngliche Zweck weit überholt war. In den Wirtshäusern versammelte sich alles Gesindel, Abenteurer und Betrüger, Sklavenhändler und Kuppler. Alles lief und schlief durcheinander in der gemeinsamen Halle. Wenn es einem Teile einfiel, zu spielen, bis tief in die Nacht, mußten die anderen wachen, ob sie wollten oder nicht,[5] von anderen Vorführungen gar nicht zu reden. Von den Herbergen ergossen sich nach den Darstellungen des Böhmen Kosmas alle Übel und Laster über das Land, Raub, Unzucht und Ehebruch.[6] Später gesellten sich noch die Badestuben dazu. Schon

[1] Joh. Salis. Polic. 1, 5. Jon. Aurel. Inst. l. 2, 23.

[2] Qui trocho ludunt, aleam nequaquam fugiunt, qui tabula quam scriptura, disco exercentur quam libro; Prael. 5, 6 (19).

[3] Damnosa canicula.

[4] Senio, vgl. Mart. 13, 1. Im Unterschied von Würfelspiel galt bei den späteren Karten umgekehrt das Aß für den höchsten Treffer.

[5] Vgl. das Spiel des hl. Nikolaus bei Fournier et Michel, Hist. des hoteleries I, 236. [6] M. G. ss. 9, 69.

nach dem salischen Gesetze standen die Herbergen und „Herberger" in einem schlimmen Rufe; ja dieser Ruf reicht noch weiter zurück in die römische Zeit und belastete auch den griechischen „Kaupo" und seine Dienerin. Von den griechischen Gasthäusern wußte das Abendland nicht viel Gutes zu berichten.

Die vielverbreitete Legende von Konstantin behandelt mit Vorliebe Helena als Wirtin oder Kellnerin, die Konstantius auf einer Heerfahrt kennen lernte und bald wieder verließ, ohne die Geburt des Konstantin zu ahnen. Nicht ohne Grund spinnen die Legenden die Geschichte vom verlorenen Sohne in dieser Richtung weiter aus und lassen den Vaganten mit Dirnen sein Geld in Wirtshäusern verspielen. Das Leben einer Kellnerin schildert Hrotswitha in ihrem Drama „Die Buße der Maria". Maria war von ihrem Pflegevater Abraham dem Einsiedler fromm erzogen, dann aber verführt worden und in einem Hause gestrandet, das gleich dem der hl. Afra in Augsburg zugleich Gast- und Freudenhaus war. Abraham erfuhr ihren Aufenthalt und machte sich dahin auf. Vor dem Wirtshause spielte sich folgendes Gespräch ab. Abraham: Heda, lieber Wirt! Wirt: Wer spricht? Ach, sieh, ein Gast! Sei mir willkommen. Abraham: Hast nicht ein Fleckchen du, wo übernachten könnt' ein müder Wandersmann? Wirt: Versteht sich! Unser gastlich Haus schließt keinen aus. Abraham: Das lob' ich mir! Wirt: Komm nur herein! Gleich soll die Mahlzeit fertig sein. Abraham (in das Gastzimmer tretend): Du nimmst mich freundlich auf, hab großen Dank dafür, doch fordre ich noch etwas Besseres von dir. Wirt: Was wünschest du? Nur frisch heraus! Will dir schon das Begehrte schaffen. Abraham: Da nimm ein kleines Geschenk und sag dem schönen Mägdlein, das du, wie ich vernahm, in deinem Hause hegest, es möge doch mein Gast bei unserm Mahle sein. Der Wirt wundert sich, daß ein so alter, eingeschnurrter Knabe sich an eine so junge Dirne hänge, läßt sie aber kommen, und nun schildert die Dichterin mit dramatischer Lebendigkeit und großer Naturwahrheit, wie Maria sich dem Gaste mit Liebkosungen nähert. „Nicht süße Küsse nur," sagt sie, „will ich dir spenden, die Arme schling' ich auch um deinen greisen Hals, und wieder, immer wieder will ich dir ihn streicheln." Sie setzen sich nun zur Tafel und genießen Speise und Trank. Dabei bemerkt Maria, daß ihr Gast nicht von gewöhnlicher Art sei: ein merkwürdiger Wohlgeruch geht von ihm aus, der sie an die frohe Jugendzeit mit ihrer Unschuld erinnert. In Reue zieht sich das Herz zusammen und sie wünscht den Tod herbei, was den Wirt stutzig macht. Abraham stellt sich so gut er kann und redet sich selbst ein: Wohlauf! die Maske vorgenommen und Wort und Scherz wie sie leichtfertigem Volke zukommen! Daß nicht mein Ernst mich ihr verrate, und sie voll Scham in ihre Kammer fliehe! Er bleibt in diesem Tone, bis die Zeit des Abendmahls vorüber ist und er

sein Lager aufsucht. Erst in der Schlafkammer bei verriegelter Türe enthüllt sich Abraham der buhlenden Pflegetochter. Maria versinkt wieder in Verzweiflung, und Abraham kann sie nur mühsam wieder aufrichten. In schwerer Buße sühnt Maria ihre Schuld.

Wenn schon die römischen Herbergen von Schmutz und Ruß starrten, um so viel mehr die Wirtshäuser des frühen Mittelalters, und wenn wir noch aus dem späteren Mittelalter hören, daß Einzelbettstellen fehlten, so kann man ermessen, welche Behaglichkeit jetzt herrschte; nur darf man nicht vergessen, daß die Leute von ihren eigenen Häusern her nicht verwöhnt waren. Jeder legte sich auf Stroh oder Bänke hin, wo es eben Platz gab, und deckte sich mit dem unentbehrlichen Reisemantel zu.[1] Den festesten Schlaf beunruhigte die Furcht, nachts bestohlen zu werden. Dazu kamen noch andere Gefahren. In der Legende des hl. Polykarp wird erzählt: dieser Heilige habe ein heidnisches Wirtshaus aufgesucht. Als er schläft, weckt ihn ein Engel und bittet ihn, zu fliehen. Er verläßt das Haus; nach einigen Schritten erinnert er sich, daß er einen Vogel zurückgelassen habe, den ihm eine christliche Witwe geschenkt hatte. Er geht zurück, verläßt das Haus ein zweites Mal, aber kaum hat er die Schwelle überschritten, so stürzt das Haus zusammen.[2] Viele zogen es daher vor, im Freien zu übernachten, und sicherten sich vorher durch Reisig.[3] Reiche nahmen ihre eigenen Zelte, Lebensmittel, Decken u. a. in ihrem „Watsack", Saum (Sagma) mit und beluden damit Saumtiere.[4]

3. Gastfreundschaft.

Die Gastfreundschaft war immer etwas Unsicheres, und ein Fremdling mußte mit Überraschungen rechnen. Brach über ihn auch nicht das Unglück eines Schiff- oder Wagenbruches mit den Folgen des Strand- und Ruhrrechtes herein, so mußte er doch schroffe Abweisungen, Kälte und Zurücksetzungen gewärtigen, wie die neuaufkommenden Warnungen beweisen.[5] Die Geschichte berichtet von ungastlichen Bauern, die sogar vor einem heiligen Manne trotz seiner Not die Türen verschlossen, so daß er in einem Schuppen übernachten mußte; nur eine arme Witwe reichte ihm etwas Nahrung.[6]

---

[1] Sagum; damit deckten sich auch die Mönche.

[2] Boll. Ian. 2, 700.

[3] M. G. ss. 2, 368 f.; 15, 585; 9, 228.

[4] Vix denique quatuor leucis a sua quispiam domo recedit, nisi cum tota supellectili sua, tanquam sit vel iturus ad exercitum, vel transiturus per desertum, ubi non valeant inveniri necessaria; S. Bernard apol. ad Guilelm. abb. 10. Über Felleisen s. I. Band 295.

[5] „Dreitägiger Gast ist jedermann zur Last," „den ersten Tag ein Gast, den zweiten eine Last, den dritten stinkt er fast." Tertio dio putrescit piscis et hospes — nisi sit sale conditus, fügte man später bei. Über einen Fremden und einen Floh sollst du dich nicht freuen; Salimb. chr. 1335 (p. 46).

[6] V. Ysarni 15.

Heiden waren oft milder, wie das altnordische Sprichwort beweist: „die Hunde freuen sich und das Haus öffnet sich von selbst, wenn ein Gast kommt; das Herz aber blutet dem, der jedesmal um ein Brot bitten muß.“

Die Kirche verstärkte diese Gesinnung und mahnte ihre Gläubigen, im Fremdlinge Christus selbst zu ehren und die Erfahrung der Emmausjünger zu beherzigen; sie belegte Hartherzige mit eben so vielen Tagen Buße, als sie einem bedürftigen Fremden das Haus verschlossen. Die Legende des hl. Furseus läßt den vom Teufel besessen werden, der die Gastfreundschaft verweigert. Nicht bloß Bischöfe und Äbte, sondern auch einfache Pfarrer hatten die Pflicht, sich täglich der Armen und Fremden anzunehmen, und ein Konzil von 884 fügte die Begründung bei, dadurch würden viele Räubereien verhindert.[1] Könige und Fürsten gewährten den Klöstern Vorrechte und Wohltaten gegen die Zusicherung, daß sie die alte Gastfreundschaft ausübten,[2] ja sie verwandelten viele Pfalzen in Klöster z. B. Altötting und leisteten dadurch einen Ersatz für die verfallenen „öffentlichen Häuser“ und „Herbergen.“[3] In Frankreich errichteten Äbte und Bischöfe Herbergen, Höfe an bedeutenden Orten als Absteigquartiere,[4] wie später auch in Deutschland, nachdem sich die dürftigen Städte erweitert hatten. Viel mehr Verdienst erwarben sich aber fromme Männer durch Errichtung von Herbergen in abgelegenen Orten. Solche Stätten begegnen uns schon im frühesten Mittelalter in den Alpen, namentlich auf dem Großen St. Bernhard. Zur Not genügte jede Hütte,[5] jede Kapelle und Kirche, wo auch Asylsuchende übernachteten,[6] jedes Pfarrhaus, namentlich aber Einsiedeleien, Klausen. Daher erklären sich die Namen Klaustal, Klausberg. Auch ganz unheilige Männer fügten sich dem Sinne der Zeit und übten Wohltätigkeit. Auf Italien, wo die Liebe kälter, die Verhältnisse freilich auch andere waren, wirkte günstig ein das Beispiel Bernhards von Menthon, nach dem der Große und Kleine St. Bernhard benannt wurde. In der Volksphantasie aber überstrahlte alle Fremdenfreunde der sagenhafte spanische Fährmann Julianus Hospitator. Die Herberge Julians, Hotel St. Julien, Hotel St. Martin, das Paternoster Julians (Reisesegen) wurde sprichwörtlich (später mit etwas Ironie ausgesprochen).[8] In Deutschland vertrat die hl. Gertrud den Julianus.

---

[1] Regino 1, 212; M. G. cap. 2, 373.

[2] Urkunden von 810, 811, 819, 852, 893, 912, 1022 in den hist.-pol. Bl. 114, 348 ff.

[3] Cap. 2, 87, 327.

[4] Aulae episcopales; Rev. d. qu. hist. 1894 (55) 15.

[5] In Skandinavien ließen die Könige Schutzhütten errichten; Weinhold, Altnordisches Leben 364.

[6] Transl. Marc. 2, 1; Viti 22; M. G. ss. 15 a, 242, 245; 2, 583.

[7] M. G. cap. 2, 375, ss. 15, 250; H. v. Melk, Priesterleben 69.

[8] Boccaccio, Dec. 2, 2; Sacch. Nov. 33; Fabl. Gombert p. Jean de Boves. Quibus tu hospitia dedisti suavissima; Dreves, Anal. VIII, 139.

Fromme Erzählungen veranschaulichen den Segen der Gastfreundschaft. Der hl. Euthymius nahm einmal, wie Legenden berichten, vierhundert Fremde zum Mahle auf und vermochte, von Gott durch ein Wunder unterstützt, alle zu speisen.[1] Dem Wirt im Ruodlieb war jede Fremdeneinkehr ein frohes Osterfest. Als der rothaarige Reisegefährte des Ruodlieb einen Hirten in der Nähe eines Dorfes fragte, wer wohl dort so reich sei, daß er sie aufnehmen könne, erhält er die stolze Antwort: „Viele gibt es dort, die, wie ich wohl weiß, nicht verlegen sein würden, einem Grafen alle Ehre zu erweisen, selbst wenn er mit 100 Schilden einkehrte. Das müßte ein armer Mann sein, der nicht Euch ausreichend bewirten und Euren Pferden Stallung geben könnte. Viele sind gewöhnt, Gastfreundschaft zu üben." Von allen aber empfiehlt er ein Haus, das reich und arm immer offen steht. Selbst der Geizhals, bei dem ein Jüngling einkehrt, reicht ihm wenigstens ein Brötchen, und auch wilde Ritter auf einsamen Burgen lassen Wanderer, die sie um eine Erfrischung angehen, nicht ungelabt von dannen ziehen.

Bei den Eltern des hl. Humbert, einer Bauernfamilie, kehrten einmal Fremde ein und steckten ihre Spieße in einen Heuhaufen vor dem Schlafgemach. Über dem Heu, vermutlich auf dem Heuboden, schlief der junge Humbert und da er sich Nachts eines Bedürfnisses halber hob, fiel er in die Spieße, merkwürdigerweise ohne sich zu verletzen. Das Wunder machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich Gott weihte.[2] Als Alfred der Große, von den Dänen geschlagen, sich flüchten mußte, kehrte er in die Hütte eines Kuhhirten ein, wo er den Winter über verbrachte. Nur dem Manne, nicht der Frau — aus begreiflichen Gründen — offenbarte er sich. Der fremde Kostgänger war der Frau denn auch bald zur Last. Eines Tages hatte sie Brot in den Ofen geschossen und bat Alfred, der dabei Pfeil und Bogen schnitzte, darauf acht zu geben, aber Alfred dachte an anderes; das Brot brannte an, und die Frau schalt ihn nach den Worten des Dichters mit Versen: „Siehst nicht brennen das Brot, du Mensch, und säumst es zu drehen, der du das heiße zu gern nur zu oft schon hast uns verschlungen."[3] Ein Wintergast war eben auch gastfreundlichen Menschen nicht sehr willkommen, und Sittenregel warnten fremde Männer, länger als drei Tage zu bleiben, empfahlen aber auch den, dem Sturm, Schnee und Eis die Rückkehr hemmte, dem Mitleid der Wirte. Erfuhren doch auch fromme Pilger in heidnischen Ländern das Erbarmen armer Hirten und Köhler. So hören wir, wie im Morgenland die Nomaden mit Milch herbeieilten, Erschöpfte zu erquicken. Viele Wanderer erlagen aber der Mühsal, dem Hunger, der Hitze und

---

[1] Boll. Jan. II, 42, 308; Burch. d. 19, 5 (130).
[2] M. G. ss. 4, 351.
[3] V. Neoti 24.

Kälte. In den Alpen ist mancher Pilger erfroren wie jener englische Bischof, der schließlich seinem Pferde den Bauch aufschlitzte, um seine Füße in den Eingeweiden zu erwärmen.[1] Als Gunzo aus Italien halb erfroren zu St. Gallen ankam, mußten ihm die Brüder zuerst vom Pferde helfen, da ihm die Hände und Füße steif waren. Sonst ließen sich nur die Frauen vom Pferde heben.

Die Benediktinerregel gebot, jeden Fremden einzulassen, der sich durch Schreien oder Klopfen bemerklich machte. Die Pförtner sollten dem Fremdling mit einem Deo gratias die Türe öffnen, und nach einem Benedicite fragen, wer er und was sein Wunsch sei. Begehre er Einkehr, so beuge der Pförtner die Knie und lasse den Gast eintreten. Dieser soll sich neben die Pförtnerzelle setzen und warten, bis der Bruder vom Abte Bescheid erhielte.[2] Aber nicht alle Pförtner waren so, wie die Regel verlangte. In der Tierfabel spielt der brummige Eber mit seinem Hauer den Türhüter. Er ließ die Fremden außerhalb des Tores lange sitzen und warten und wies manchen barsch ab. Der hl. Franziskus klopfte eines Tages mehrmals heftig an einem Klostertor, damit der geärgerte Pförtner ihm Prügel verabreichen möchte. Im Lothringerlied erschlägt der Genosse Garins kurzerhand einen Pförtner, der nicht sogleich die Tore eines Schlosses öffnete, und erhob, eingelassen, unverschämte Gastforderungen. Burgen und Klöster wurden eben viel überlaufen, schon zur Zeit Karls d. Gr. So besuchten den Hoftheologen Alkuin in seinem Stift Scharen von Landsleuten, und die Brüder jammerten: „O Gott, behüte doch das Kloster vor diesen Briten, die wie die Bienen zu ihrer Königin schwärmen." Als gelehrte Mönche von St. Gallen einen irischen Bischof und seinen Neffen, namens Markus und Marcellus festhielten, stießen sie nach der Schilderung Ekkehards auf einen starken Widerstand; nur geht aus seiner Darstellung nicht deutlich hervor, ob die St. Gallener Mitbrüder oder die irischen Begleiter im Wege standen. Viel durchsichtiger sind die Gründe, mit denen die Mönche quartiersuchende Adelige und visitierende Bischöfe fernhielten. Wenn es sich um die Abwendung solcher Gäste handelte, wußten sie oft ganz klägliche Töne anzuschlagen. So jammerte der Abt Burkhard von St. Gallen in seinem Brief an den König, seine Mönche hätten kaum für ein Jahr Lebensmittel; wenn Gäste kämen, hätten sie sonst keine Regel mehr als den Mangel.[3]

Die lästigen Besucher dachten selten an eine Vergeltung, und es klingt wie eine Ausnahme, daß ein Bischof von Verona die Gastfreundschaft mit Gold aufwog, mit so viel Gold, daß es für einen Kelch und für ein Evangelienband reichte.[4] Recht wider-

[1] M. Paris. cb. 958.
[2] L usuum s. Cist. 82. S. I. B. 122.
[3] Ekkeh. c. 11, 101; vgl. Martène A. coll. 1, 295 ff.
[4] M. G. ss. 15 a, 193; 2, 81.

wärtig benehmen sich die St. Gallener ihrem vertriebenen Abte Kraloh gegenüber, als der hl. Ulrich ihn zurückführte. Nur dem Bischofe reichte Viktor, der Hauptgegner Kralohs, das Evangelienbuch zum Kusse und wandte sich alsogleich ab. Nun ergriff Ulrich den Mönch am Haupthaar und drehte ihn herum. Viktor warf darauf das Evangelienbuch rückwärts gegen den Bischof und eilte in voller Wut davon. Ulrich hob das Buch auf, streckte es dem Abte hin, der es unter Küssen in Empfang nahm und auf seinem Arm zum Altare trug. Dort erhob Viktor den Antwortgesang: deus qui sedes, aber die Brüder führten ihn in kläglicher Weise zu Ende, gingen in das Kloster zurück und verschlossen die Türen vor den Ankömmlingen. Nur nach vieler Mühe gelang eine Versöhnung.

Wie ganz anders herzlich war der Empfang, den 973 im gleichen Kloster mehrere Bischöfe fanden! Vor den Toren des Klosters stimmten die Mönche einen feierlichen Gesang an, und der Abt erwartete sie im Sprechzimmer, er erhob sich vor ihnen trotz seiner Schwäche und ging ihnen entgegen. Nachdem ein Abschnitt der Regel gelesen war, boten die Bischöfe dem Abte und den Brüdern den Kuß, drückten ihre Freude und Wünsche in sinnigen Formeln aus und gewährten ihnen das Mandatum, die Fußwaschung, gemäß dem „neuen Mandat“ (Gebot) des Herrn: „Liebet einander.“ Benedikt hat es für die Brüder untereinander jeden Samstag angeordnet und spätere Regeln dehnten es auf die Armen aus und schrieben es für die Xenodochien jeden Tag vor.[1] Beim Abschied eines Gastes begaben sich die Mönche in die Kirche; beide Teile beteten für die Scheidenden, sprachen übereinander die Absolution nach dem Confiteor, segneten sich und vollzogen den Abschiedskuß. Gewöhnlich begleitete der Trank der Johannes- oder Gertrudenminne den Abschied.[2] Mit einem Glase hellen Getränkes, erzählt Ekkehard, stellte sich der Gast, ein Bischof, in die Mitte des Saales, und indem er zuerst den Abt und dann die übrigen in heiliger Liebe zu trinken bat, küßte er diesen selbst und die Ersten an den Tischen und schickte durch dieselben allen Küsse zu.

Ähnliche Aufmerksamkeiten durfte ein lieber Gast auch an Bischofs- und Fürstenhöfen erwarten. Kaiser Karl selbst ließ sich einmal bei einem Bischofe anmelden, der in keine geringe Aufregung geriet, damit er ihm einen würdigen Empfang bereiten könnte. Er fegte, hören wir, hin und her wie eine Schwalbe, ließ nicht nur die Kirchen und Häuser, sondern auch die Höfe und selbst die Straßen reinigen und zog dem Kaiser müde und verdrießlich entgegen. Der „fromme Karl“ bemerkte es, musterte alles mit den Augen und sprach zum Bischofe: „Du bist der beste

[1] Salimb. ch. 1284 (p. 322).
[2] Ruodl. 4, 162; Nic. de Bib. c. s. 198; Zimm, Chr. III. 202.

Wirt, immer läßt du zu unserem Empfange alles aufs schönste säubern." Der Bischof erzitterte, wie von göttlicher Stimme angeredet, ergriff die siegreiche Rechte, küßte sie und erwiderte: „Recht ist es Herr, daß wohin ihr kommt, alles bis auf den Grund ausgekehrt werde." Karl erkannte den Sinn der Worte und sprach: „Verstehe ich auszuleeren, so kann ich auch wieder füllen" und verlieh ihm ein königliches Gut.[1]

Als ein englischer König zu Glastonbury einkehren wollte, machte sein vorausgeschickter Bote die dort wohnende Nichte des Königs auf den großen Metdurst seines Herrn aufmerksam. Nun geriet die Nichte in große Not, da sie keinen Vorrat von diesem Getränke besaß. Aber ein Wunder rettete sie aus ihrer Verlegenheit.[2] Als Bernward den Kaiser Otto III. zu Rom besuchte, sorgte dieser als gütiger Wirt für heimische Speisen, ließ Met und Bier bereiten und versah den Tisch mit kostbarem Geschirre, Bechern, Schalen und Leuchtern.[3] Eines Tages ließ der Bischof Salomo von Konstanz seinen Besuch der Berchta, der Gemahlin Erchangers von Schwaben, auf Diepoldsburg anmelden. Sogleich rüstete diese die Gastkemenate und ließ Wände und Bänke mit Teppichen schmücken. Zwei anwesende Priester gingen dem Bischofe mit dem Evangelienbuche entgegen. Die Burgfrau begrüßte ihn am Tore und bat, seine Hand ergreifend, um den Segenskuß. Darauf ließ sie ihn ins Bad und dann auf sein Zimmer führen, wo die Wirtin mit ihm das Mahl einnahm.

Wenn ein Gesandter an einen Hof kam, empfing ihn der Vicedominus oder der Kämmerer und bestimmte ihm je nachdem eine geheime oder öffentliche Audienz. Ein fremder Gesandter durfte nicht bewaffnet vor den König treten, und manchmal war auch eine besondere Tracht vorgeschrieben. So sollte Johann von Gorze, ein Mönch, als er vor dem Kalifen zu Cordova erschien, seine Haare scheren, ein Bad nehmen und höfische Kleider anziehen. Johann aber weigerte sich, weil es gegen die Regel seines Ordens ginge. Das Geld, das man ihm zum Ankauf von Kleidern gab, schenkte er den Armen. Dem Kalifen, der das vernahm, gefiel der Mönch, und er sagte, er wolle ihn sehen, auch wenn er in einen Sack gehüllt vor ihm erscheine. Johann trat auf, wie er war, nicht als feiner Diplomat, sondern als gerader, offener Mann, und fand Gnade vor dem Kalifen, freilich nicht ohne die gewöhnlichen Zeremonien durchmachen zu müssen, von denen die Rede war. Jeder Herrscher wollte Ehrfurcht gebieten, und die Besucher mußten sich tief verdemütigen. Geschenke waren ein gewöhnliches Mittel, sich einzuführen; genehmigte sie der Herr, dann erhob er sich, nahm den Hut ab und verneigte sich dankend. Dann folgte der Vortrag,

[1] M. Sang. 1, 14.
[2] M. Paris ch. 929.
[3] M. G. ss. 4, 767.

Rede und Gegenrede, aber eine entscheidende Antwort ist erst nach einer Beratung mit den Getreuen. Zum Abschied erhalten Gesandte Geschenke und den Abschiedstrunk.

Wenn Könige zusammenkommen, sind die Formalitäten noch größer. Sie wählen gerne die Mitte eines Flusses, der die Reiche scheidet, und nahen sich auf Schiffen oder Brücken, so daß jeder auf seinem Grunde zu stehen behaupten kann.[1] Auf beiden Seiten des Flusses werden Zelte für die Vasallen, Grafen und Äbte aufgeschlagen, in einem dieser Zelte wird ein Tisch zu einem Altare gedeckt, darauf die Messe zu halten, auch kommt man abends zur Vesper und zu anderen Stunden dahin.[2] Am Tage der Zusammenkunft hört der König in Eile die Messe und geht dann zur Brücke, wohin einer den anderen bestellt hat. Mit weitläufigen Reden beteuern sie einander ihre Ergebenheit, schwören sich Freundschaft. Dann eilen sie zum Mittagessen[3], und es werden die Geschenke ausgetauscht. Besonders beliebt sind als Geschenke seltsame Tiere, Bücher und Reliquien. In diesen Geschenken suchte ein Teil den anderen zu überbieten, manchmal auch zu übervorteilen und unter Umständen auch seine Geringschätzung auszudrücken.

Als der Erzbischof Hatto von Mainz den Bischof Salomo von Konstanz besuchte, verabredeten sie miteinander ihre Geschenke. Hatto erbat sich ein Wassergefäß aus Erz, flüsterte aber dem Schenken, da dieser zunickte, listigerweise ins Ohr, er möge den in der Nähe stehenden goldenen Becher einpacken. Als Salomo den Betrug merkte, war Hatto schon abgereist; er nahm sich vor, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wozu er leicht einen Anlaß fand. Hatto hatte nämlich seinen Schatz zurückgelassen mit dem Auftrag, ihn zu verteilen, wenn er nicht mehr lebend aus Italien zurückkehre. Nun ließ Salomo durch Kaufleute aussprengen, Hatto wäre gestorben, und ergriff Besitz vom Schatze des Bischofs. Wie leicht Mißverständnisse bei solchen Gegengeschenken entstanden, mußte Salomo selbst erfahren, als er die Kammerboten des Reiches bewirtete. Er ließ ihnen gläserne Gefäße überreichen, die sie selbst vorher bewundert hatten. Diese nahmen sie in die Hände, erzählt Ekkehard, aber jeder ließ das seinige nach geheimer Verabredung zur Erde fallen und lachte über die zerbrochenen Stücke. Von allem übrigen hielten sie sich, indem sie dem Bischof tausend Dank zurückgaben, klugerweise ferne. Als endlich der Bischof ihnen den Abschied gegeben hatte und sie zum Kusse zog, sagte er: „Euer Eigentum war es; also

---

[1] So schloß Heinrich, der erste Sachsenkönig, mit Karl dem Einfältigen 921 auf dem Rheine Frieden. 1023 kam so Kaiser Heinrich II. mit Robert von Frankreich auf der Maas zusammen. Auf Brücken fanden auch Hinrichtungen und Feste statt; Liebrecht, Zur Volkskunde 435.

[2] Qua missae regi solet officium celebrari matutinalis et vespertina synaxis cursibus immixtis aliis de more diurnis (Ruodl. 5, 11).

[3] Prandium, abends folgt die coena.

hat es euch nicht verdrossen, Trinkgeschirre von solchem Werte zu zerbrechen. Aber euren Seelen konntet ihr viel Heil verschaffen, indem ihr statt Geldes sie spendend sie den Armen geschenkt hättet." „Gläserne Freunde," entgegnen sie, „sind mit Glas zu beschenken; wir aber, die wir nicht gläsern sein wollen, haben das Glas zerbrochen," — und sie schieden fröhlich.

Nicht immer endigte ein gegenseitiger Spott so glimpflich, und die Besuche führten oft zu dauernder Feindschaft. Wenn Araber Gesandte an christliche Höfe schickten, kam es nicht selten vor, daß sie in ihre Sendschreiben Schmähungen des Christentums einflochten, und die Christen vergalten den Schimpf mit einer Verhöhnung des Islams. Ebendeswegen drohte die obenerwähnte Gesandtschaft des Johannes von Gorze ergebnislos zu verlaufen. Damit hängt wohl die üble Aufnahme zusammen, die Liutprand in Konstantinopel fand. Wie der Bischof von Cremona klagt, behandelten die Griechen die abendländischen Gesandten mit äußerster Geringschätzung, quälten und demütigten sie, wo sie konnten. Während die Griechen sich aufbliesen wie Frösche und der Kaiser sich bei feierlichen Audienzen mit einem unerhörten Nimbus umgab und im Dunkel gottartigen Geheimnisses verhüllte, mußten die Gesandten sich mit der elendesten Herberge begnügen und wurden, was Liutprand besonders ärgerte, bei der kaiserlichen Tafel den schmutzigen Bulgaren nachgesetzt. Ihre Wohnung war ein zerfallener Marmorpalast, in dem man weder vor der Hitze noch vor der Kälte Schutz hatte; zum Lager hatten die Gesandten nicht einmal Heu und Stroh; Wasser fehlte ganz; die Diener und der Aufseher, die man ihnen gab, waren nach Liutprand Spitzbuben und hatten den Auftrag, die Gesandten mehr zu bewachen als zu bedienen. Man habe sie gefüttert, sagt Liutprand, wie Löwen in einem Käfig und es sei oft mehrere Wochen angestanden, bis man sie herausgelassen habe. Kein Wunder, daß die meisten krank wurden; Liutprand selbst wurde so schwach, daß er das Mitleid der Hofbeamten erregte. Kaum konnten die Gesandten genügend Nahrung sich verschaffen und erhielten sie nur gegen doppelte, ja vierfache Bezahlung. Mit der Zeit verschärfte sich noch die Bewachung; wer lateinisch mit den Gesandten sprach, wurde von den Wächtern geprügelt, und wenn einer ihrer Freunde ihnen etwas schickte, Brot, Wein und Obst, entrissen sie die Geschenke und schlugen die Überbringer. Die Mahlzeit, womit man die Gesandten am Kaiserhofe bewirtete, sei elend gewesen, so schmutzig sei es zugegangen wie bei Trunkenen, Fischlake habe bei keinem Gerichte gefehlt, und alles habe von Öl getrieft.

4. Reisen.

Auch wenn ein Reisender auf guten Empfang rechnen konnte, gehörte das Reisen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens.

Fromme Seelen nahmen es als Buße auf sich und pilgerten an heilige Stätten, andere wichen nur der Notwendigkeit des Geschäftes, so die Kaufleute und Spielleute. Wie ungern sich jene auch auf dringende Bitte hin trotz aller deutschen Wanderlust zum Reisen entschlossen, beweist der Umstand, daß die Fürsten oft nur schwer Gesandte bekamen. Als es sich im Kloster Gorze einmal darum handelte, unter den Brüdern einen Teilnehmer für eine Gesandtschaft nach Spanien zu finden, weigerten sich alle hartnäckig; kein einziger verspürte Lust, das fremde Land und seine Eigentümlichkeiten kennen zu lernen. Jeder fürchtete sich vor den Gefahren, die sich gegen früher eher gesteigert als vermindert hatten, vor Hitze und Kälte und ansteckenden Krankheiten. In den Alpen drohte das Erfrieren und in Italien das heiße Fieber. Als eine bekannte Tatsache setzt es Ekkehard von St. Gallen voraus, nach dessen Angabe selbst ein längerer Aufenthalt in Italien gegen die Ansteckungsgefahr nicht abhärtete.[1] Ganze Heere erlagen der Pest.

Die Wege waren immer schlechter geworden, die Reichsstraßen waren zu Feldwegen herabgesunken, und zwischen Feldwegen und Verbindungswegen bestand kein Unterschied. Manche Sprichwörter spielen auf diese Zustände an. Wenn ein Feldweg noch so schmutzig ist, heißt eines, so biege trotzdem nicht ab, um über die Saaten zu reiten, weil der Besitzer dir Übles zufügen kann. Umgekehrt mahnte ein anderes den Besitzer: Wenn du Saatfelder an einer Straße hast, so mache keine Schutzgräben, damit man nicht noch weiter in die Saat hineingehe; denn die Leute, die einen trockenen Weg suchen, umgehen die Gräben auf beiden Seiten und machen so zwei Wege. Ein drittes Wort riet den Reisenden: „Verachte einen alten Weg so wenig wie einen alten Freund"; denn der alte Weg ist sicherer und von räuberischen Anfällen weniger gefährdet. Zwischen öffentlichen oder Reichsstraßen und Nachbarschaftswegen ließ sich kaum mehr ein Unterschied entdecken. Bei nassem Wetter spritzte der Unrat hier wie dort hoch hinauf bis zum Joch und Sattel. Wenn ein Herr einen Weg besserte, so wußten die Geschichtschreiber dies nicht genug zu rühmen.[2] Viel Verdienst erwarb sich die Kirche, indem sie die Wegbesserung, den Weg- und Brückenbau als ein dem Almosen gleichwertiges gutes Werk empfahl, das die Sünden tilge.[3] Den Bemühungen der Kirche gelang es, leidliche Wege herzustellen, so daß im elften Jahrhundert der Verkehr zunahm, um so mehr als sie auch das barbarische Fremdenrecht, den

---

[1] M. G. ss. 2, 82.

[2] M. G. ss. 14, 217; 12, 67; 4, 572 (zu beachten sind hier die Schneeschuhe.)

[3] L. c. 10, 513. Durch den bayerischen Wald legte der Einsiedler Günter die semita aurea an (Ratzinger, Forschungen 31). Aus Spanien berichtet ein Schriftsteller, daß eine Einsiedlerin zur Buße den Weg besserte. Baculo fragiles artus sustentabat et per viam, laudando Deum lapides, ne zanseuntium pedes laederentur, levabat. Petr. Alph. Disc. cler. 16.

Wildfang, das Strandrecht, die Grundruhr, die sich auf Wagenbrüchige bezog,[1] mit Erfolg bekämpfte. Nach altem Gebrauche erstreckte sich der erlaubte Raub nicht nur auf herrenlose Schiffe und Wagen, sondern auch auf die Habe der Verunglückten.

Berufsmäßige Räuber vermehrten die Unsicherheit trotz der Galgen und Kreuze am Wege. In den Alpenpässen verloren unzählige Rompilger Habe und Leben, und zwar meist durch sarazenische Banditen, die sich merkwürdigerweise später in Führer verwandelten. Das Geleit[2] bildete sich immer mehr aus. Ursprünglich ein der Beherbergung verwandter Dienst des Gastfreundes, gestaltete sich das Geleit zu einer Pflicht und einem Recht der Grund- und Landesherren um, die dafür Burgen, Burgställe, Burstel errichteten (daher erklären sich die vielen nun verödeten Burstel Süddeutschlands)[3] und mit Rittern besetzten. Diese Burgwarte verwandelten sich dann manchmal zurück in Raubritter oder waren beides zugleich, Schützer und Räuber, wie die Beduinen des Orients, und erhoben Geleitgelder, die schon mehr einem Raube glichen.[4] Mit der Zeit übernahmen die Hospitalbrüder Geleite und Verpflegung der Pilger im Orient.

Trotz der vielen Gefahren belebten zahlreiche Fußgänger, Reiter und Fahrende, namentlich Pilger, die schlechten Wege. Der Graf Gerald von Aurillac, der im Ruf der Heiligkeit starb, verbrachte einen großen Teil seines Lebens auf Wallfahrten und kam oft nach Rom; ein Priester von St. Michel zog neunmal dorthin, um sich von seinen Sünden lossprechen zu lassen.[5] Gerald reiste immer mit großem Gefolge und schlug sein Zelt im Freien auf. Da strömten aus den Städten Händler herbei, sogar von Venedig, als er zu Pavia sich aufhielt, und schwärmten von Zelt zu Zelt. Kranke kamen und suchten Hilfe bei dem wundertätigen Manne. Oft geriet die Karawane in Not, litt Hunger und Durst. Doch zur rechten Zeit stürzte ein Hirsch vom Felsen oder kam ein großer Fisch geschwommen oder die Verschmachtenden stießen auf eine Wasserlache, die wie Wein schmeckte. Odo von Cluny, der dies erzählt, begegnete in den Alpen einmal einem ermatteten armen Wanderer, dessen Felleisen mit fauligem Brot und Gemüse angefüllt war und ringsum die Luft mit Gestank erfüllte. Odo hieß ihn auf sein Pferd steigen und nahm ihm seinen Sack ab. Sein Begleiter, weniger abgehärtet gegen üble Gerüche, hielt sich abseits. Nach einiger Zeit nötigte der Bettler Odo wieder auf sein Pferd zu steigen und wollte ihm seinen Sack abnehmen, dieser aber hing

[1] Droit d'épave, de bris, de varech.

[2] Commeatus.

[3] Ratzinger, Forschungen 32.

[4] V. Angilb. Centul. 13 (Mab. a. IV, 235). Auch den Fuhrleuten war nicht immer zu trauen.

[5] Odo Coll. 2, 26; v. Ger. 1, 27; 2, 17.

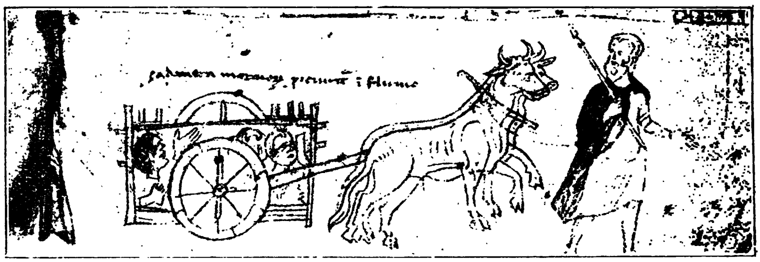
ihn an den Sattelknopf und rief seinen Begleiter: „Komme her, denn wir müssen noch Psalmen singen;" als sich der Begleiter entschuldigte, er könne den Gestank nicht aushalten, wies ihn Odo zurecht: „Der arme Mann muß das tragen und essen und du kannst es nicht einmal riechen?"[1] Ein jagender Ritter fand im tiefen Walde zwei verirrte Frauen, die fast erfroren und von Wölfen verfolgt waren. Der Ritter hatte Mitleid, nicht aber sein Begleiter, sein Diener. Der Herr nahm sie auf sein Roß, setzte eine Frau vor und eine hinter sich. Erst durch das Beispiel des Herrn bewogen, ließ sich der Diener herbei, die eine Frau bei sich aufsitzen zu lassen. In einer Mühle brachten sie dann die Verirrten unter.[2]

Wer sich nicht ganz dem blinden Schicksal und dem Mitleid guter Leute überlassen wollte, versah sich mit etwas Lebensmittel und einem tüchtigen Mantel, womit er sich zur Not nachts decken konnte.[3] Die Fußgänger trugen ihre Habseligkeiten in Halsbeuteln oder Seitentaschen mit sich oder versteckten kostbare Gegenstände unter Kleidern an Orten, wo es niemand vermutete. Ein Bischof von Verona, der die St. Gallener Mönche für ihre Gastfreundschaft belohnen wollte, schlug ihnen vor, sie möchten sechs Diener als Pilger verkleiden und je zu zweit auf drei verschiedenen Wegen über die Alpen schicken. Diese sollten sich ihm mit eingezogenen Daumen nähern; er werde sie dann in ein abgelegenes Zimmer führen, Gold in ihre Beinbinden stecken und ihnen eigenhändig die Hosen anlegen. Zur Sicherheit gegen die Diener selbst bezeichnete er ein Gleichgewicht für seine Sendung, die richtig eintraf.

Die meisten Wanderer mußten zu Fuß gehen, Mönchsregeln verboten sogar Wagen und Pferde. Nur zur Not sollten sich Nonnen der Zweiräder bedienen, aber ja keine Sänfte nehmen. Daraus erklärt es sich, daß ein Cluniacensermönch, im Gefolge des Grafen Girald, langsam zu Fuße den Reitern folgte[4]. Sonst galt, wer kein Roß aufzubringen vermochte, für sehr arm und erregte bald das Mitleid, so daß ihm wohl ein milder Mann ein Roß schenkte.[5] Unter dem Drucke der Sitte ritten auch Frauen und Leute, die es nicht zu ertragen vermochten, und da konnte ihnen manches Ungemach zustoßen. Als der Mönch Richer mit einem Genossen und einem treuen Diener eine Reise machte, erhielt er vom Abte ein einziges Packpferd, das leistungsfähiger aussah als es war. Die Anstrengungen eines planlosen Rittes in einem Walde, wo die Reisenden verirrten und von einem starken Regengusse überrascht wurden, ermüdeten das Tier so, daß es tot zusammen-

[1] Mab. a. V, 168.
[2] Petr. D. 47, 5.
[3] M. G. ss. 2, 81; Boll. Ap. I, 583: slavinia s. S. 145.
[4] Frater in collecta domini gradiebatur, v. 2, 24.
[5] M. G. s. 7, 534; 11, 41.

stürzte. Richer mußte den Diener samt dem Gepäck in finsterer Nacht zurücklassen, fand überdem kaum eine Brücke über die Seine[1] und gelangte nach vielen Strapazen in ein gastfreundliches Kloster, das ihm ein Pferd anbot. Mit diesem schickte er in der Nacht noch seinen Genossen zu dem zurückgelassenen Diener zurück. Beide mußten in einer Hütte übernachten, wo sie nichts zu essen fanden. Aus Sorge, erzählt Richer, habe er selbst nicht schlafen können. Anderen Tages endlich kamen die beiden halb ausgehungert und völlig ermattet bei ihm an. Ein Unglück anderer Art stieß dem



Eine Wagenfahrt nach der italienischen Handschrift des Petrus Ansolinus von Eboli carmen de rebus Siculis. Die Überschrift lautet: cadavera mortuorum proiciuntur in fluvio.

Dekan Chunibert von St. Gallen zu. Auf einer Visitationsreise ritt er mit seinem Begleiter den Dienstmannen voraus, um den Rest des Psalmengesangs zu vollenden. Da es sehr langsam ging, hatte die Nachhut Zeit, sich an Reiterkunststücken zu ergötzen. Als nun der Zelter, auf dem der Dekan saß, die Munterkeit der Pferde hinter sich spürte, schüttelte er den Kopf, bäumte sich auf und warf den alten Mann zu Boden. Nachdem er wieder aufgestiegen war, fiel er ein zweites Mal vom Pferde und erlitt solche Erschütterungen, daß er den Geist aufgab. Übrigens konnte so etwas nicht nur einem Greise zustoßen, sondern auch einem jungen Manne. So warf den erst 33 Jahre alten König Ludwig IV. von Frankreich sein Pferd auf einer Wolfsjagd so unglücklich zu Boden, daß er dahinsiechte.

Viel vorsichtiger war der hl. Ulrich. Um mit seinem Kaplan, der neben ihm saß, beten zu können, fuhr der Bischof gewöhnlich zu Wagen, was die Verwunderung der Leute erregte. Der Wagenkasten hing zwischen den Achsen der Räder herab[2] — erst später erhöhte man den Wagenkasten über die Achsen und Langbäume und be-

[1] H. 4, 50; s. S. 149. Eine ähnlich schlechte Brücke s. M. G. ss. 12, 44.

[2] Sedebat itaque in solio, super carpentum compositum, de humerulis plaustri in ferro pendente. Es gab wohl auch zweirädrige Wagen, wie noch heute in Italien und Frankreich. Von Johann VII. von Trier (1581) heißt es g. Trev. 301: currus vel quadrigae usus primus huc introduxit (Wyttenbach 3, 51).

festigte ihn mit Riemen und Federn. Diener mußten die vorgespannten Ochsen lenken. Einen Karrensitzer nannte ihn deshalb der vornehme Hugo, der seine Schwester entehrt hatte. Als Hugo ihm einmal auf dem Wege begegnete, mahnten die Dienstmannen des Bischofs, die vorauszogen, er möge ausweichen, er aber erwiderte, vor jenem Karrensitzer brauche er nicht von seinem Wege abzuweichen. Eine Wagenfahrt war natürlich sehr unbequem; kranke Personen ließen sich daher in Sänften oder „Roßbahren" tragen, die auf dem Rücken eines Pferdes befestigt waren.[1]

Wer es vermochte, der zog eine Wasserfahrt als angenehmste Art der Beförderung vor.[2] Nur kostete es oft viel Geduld und Mühe, ein Schiff aufzutreiben. Wer in den Orient zog oder von dort heimkehrte, mußte wohl wochenlang in einer Hafenstadt warten, bis ihn ein Handelsschiff wieder eine Strecke weiter beförderte. Allerdings entstand im elften Jahrhundert ein regelmäßiger Schiffsverkehr von Italien nach Kleinasien und Syrien. Aber zuvor und auch später noch mußten die Pilger oft weite Umwege machen und über Ägypten oder Nordafrika sich befördern lassen. Eine Fahrt von Benevent nach Alexandrien dauerte mindestens 30 Tage, von Jaffa nach Italien 60, sogar von Jaffa nach Alexandrien schon 40 Tage. Zu Pferd legte man täglich nur 4 bis 5 Meilen zurück, so auf den gut begangenen Rheinstraßen. Ein Pilger mußte sich auf mehrere Jahre Reisezeit gefaßt machen. Aber das starke Gottvertrauen und die Gottesliebe halfen über alle Schwierigkeiten hinweg. Der Himmel ist mein Hut, die Erde mein Schuh, heißt es in einem alten Reisesegen, das Kreuz ist mein Schwert, Jesus mein Weggesell.

LIV. Ehe und Familie.

1. Jugend und Liebe.

An den Reisen jener Zeit hatte der Bildungsdrang einen geringen Anteil, einen um so stärkeren das Geschäft, die Religion und Abenteuerlust. Fahrende Schüler spielten eine bescheidene Rolle, gewannen aber zusehends an Bedeutung und traten in Wettbewerb mit abenteuernden Knappen. Noch schaute ein großer Teil der vornehmen Jugend mit Verachtung auf die Schulbank herab, wie Guibert von Nogent berichtet, der selbst eine Zeitlang ihrer Versuchung unterlag.[3]

[1] M. G. ss. 10, 332; 15, 883; Kunze, Privatleben 89; Matthäi, Einhards translatio 1884 S. 21.

[2] Vgl. Kunze 90. Einen Schiffbruch auf der Donau s. M. G. ss. 4, 564.

[3] Prava libertate potitus, coepi intemperantissime meo abuti imperio, ridere ecclesias, scholas horrere, consobrinulorum meorum laicorum, qui

Er schreibt es nur dem Walten einer besonderen Gnade zu, daß er sich ihrem Treiben entzog und sich von den Schlingen der „wilden Wölfe“ frei machte.

Doch sank die Unbildung, in der sich die meisten Knappen gefielen, mehr und mehr in Verachtung und galt nicht mehr als rittergemäß, seitdem die Frauen anfingen, sich an der Bildung und an gebildeten Jünglingen zu erfreuen, Unterricht von Männern empfingen und selbst Unterricht erteilten. Während der heilige Adalbert zu Magdeburg den Unterricht des Magisters der Domschule genoß, begleitete er diesen oft in das Frauenkloster und scherzte dort mit den jungen Mädchen. Als ihn später eine sächsische Nonne in Prag antraf, staunte sie über seinen Ernst und sprach: „Einen anderen Adalbert sehe ich nun; warum bist du, der du einst ein so fröhlicher Mensch warst, nun streng wie ein herber Cato?“ Adalbert antwortete mit einem Seufzer: „Du magst wahrlich wissen, Domina, daß alles, was ich derartiges getan habe, indem ich mit euch scherzte, eine tiefe und herbe Wunde hinterlassen hat, die mir den Mut zerstört.“ Doch soll er schon als Knabe, da ihn auf dem Heimwege von der Schule ein mutwilliger Begleiter an ein Mädchen stieß, gejammert haben: Wehe mir, ich habe mich verheiratet. Vermutlich war es mehr ein Scherz. Wenigstens machte der hl. Ulrich sich selbst über die allzu große Scheu lustig. Als der ängstliche Abt Immo von St. Gallen einmal nach einem unter der Erde gefundenen Ambos fragte, soll ihm nach der Erzählung Ekkehards Ulrich eine am Rücken starke und schmutzige Frau herbeigeschafft und sie als Ambos bezeichnet haben. Er selbst ließ sich als Knabe von der altehrwürdigen Reklusin Wiborada aus ihrem Haarkleid ein Busen- und Kopfkissen anfertigen. Gegen eine von Fasten und Kasteiung ganz ausgemergelte Gestalt wie die Wiborada hegten selbst die Mönche eine große Ehrfurcht und trugen ihren entblößten, von den Hunnen totgequälten Leib als kostbare Reliquie fort. Etwas anderes war es mit dem blühenden Leib und Leben.

Aus seinen eigenen Erfahrungen heraus schildert Bischof Thietmar lebhaft, wie stark die Frauen ihre Reize wirken ließen. Im Ruodlieb unterhält ein adeliges Fräulein ein Liebesverhältnis zu einem Kleriker und bricht einmal in die leidenschaftlichen Worte aus: „Sag ihm von mir aus treuem Herzen soviel Liebes, als es jetzt Laubes gibt und soviel Vögelwonne es gibt, soviel sag ihm Minne; der Gräser und der Blumen so viele es gibt, soviel sag ihm auch Schönes.“[1]

---

equestribus imbuebantur studiis, affectare sodalitia, exsecrando clericatus signum remissionem criminum polliceri, somno, cuius parva licentia quondam mihi laxabatur, indulgere, ut ex insolita nimietate tabescerem (v. 1, 15).

[1] Dic illi tantundem liebes, veniat quantum modo loubes et volucrum wunna quot sint, tot dic sibi minna, die Worte liebes loubes, wunna minna stammen von einem deutschen Liebeslied.

In einem Zwiegespräch redet ein Liebeswerber eine Nonne an: „Im wunderschönen Monat Mai, da alle Knospen sprangen, da ist in meinem Herzen die Liebe aufgegangen.“ Die Nonne fragt, was sie tun solle, worauf er mit erneutem Liebeswerben antwortet: „Erkenne meine Liebe, die Vögel singen jetzt im Walde.“ Sie lehnt die Berufung auf die Wonne der Natur ab. „Was geht mich die Nachtigall an! Ich bin Christi Magd, ihm habe ich mich gelobt.“ Aber er läßt nicht ab, in sie zu dringen: „Wenn du meiner Liebe Gehör schenkst, so werde ich dir überdies weltliche Ehre genug geben.“ Mit Ernst erwidert sie: „Das zieht alles dahin, wie die Wolken am Himmel; Christi Reich allein dauert in Ewigkeit.“ Die Nonne bleibt standhaft.

Während die spätere Sitte der Frau verbot, dem Manne nachzulaufen, gestattete sie es jetzt noch ohne Bedenken und zwang die Ritter noch zu keinem höfischen Frauendienste. Die Frau übte noch keinen sittigenden Einfluß aus, um so weniger als ihr selbst noch keine Anstandsregeln die Art des Gehens, Stehens und Sprechens vorschrieben. Zwar mahnten die Erzieher die Mädchen, mäßig zu lachen, langsam zu gehen und zuchtvoll zu stehen, machte es ihnen aber noch nicht wie später zur Pflicht, nur handbreite Schritte zu machen und zu trippeln oder zu schleichen. In Eile und Aufregung übertreten sie ohne Tadel die engen Schranken des Anstandes. Im Rosengarten springt Krimhilde vor Ärger vom Stuhle, schwingt den Schleier um sich und eilt den Garten entlang, und im König Rother hebt die Jungfrau Herlint in froher Eile ihre Kleider lustsam empor fast bis an die Knie und vergißt des weiblichen Ganges. Noch viel weniger machte die Sitte den Männern eine Vorschrift, wie sie gehen und stehen sollen.

Allerdings begannen die Kleriker, d. h. die Gebildeten, sich in Artigkeiten zu üben und in schön gesetzten Reden ihre Gefühle zu schildern, wobei sie viele freundliche Beiworte verschwendeten: süß, schön, lieblich, anmutig. Die Mädchen hätten keine weiblichen Wesen sein müssen, wenn sie nicht Gefallen daran gefunden hätten. Daher liefen die Scholaren vielfach den Rittern den Rang ab. Es fiel auf, wenn ein Kleriker keine Umgangsformen kannte. Abälard sagt einmal, sein Studium, das ihn ganz in Anspruch nahm, habe ihm keine Zeit gelassen, den Umgang mit edlen Frauen zu pflegen, und so habe er auch die Umgangsformen nicht gelernt. Dafür verstand er es später um so besser, zierliche Liebesbriefe und glühende Minnelieder zu dichten. Er hatte aber zahlreiche Vorgänger im Klerus; der Regensburger Otloh z. B. hat seine Reimkunst in weltlichen Liedern versucht, ehe er geistliche Gesänge dichtete. Er lebte, wie er selbst bekennt, als junger Kleriker, während er im Kloster und dann bei einem Pfarrer Unterricht genoß, ganz weltlich, benahm sich übermütig und geriet in Streit mit dem Erzpriester Werinhar

von Freising.[1] Trotz seiner frommen Erziehung erwachte in dem jungen Guibert von Nogent, als er im Kloster St. Gromer von Fly den Ovid und Vergil las, mit großer Heftigkeit die Sehnsucht und drängte ihn zur Aussprache in viel bewunderten Versen, die er unter Hehlnamen vortrug.[2] Von Peire Vidal sagte man: „Er singt ganz offen viel Liebe, aber es stände ihm besser an, wenn er in der Kirche den Psalter oder den Leuchter mit großen brennenden Kerzen trüge." Den gewandten Klerikern gegenüber zogen die Krieger oft den kürzeren. Nicht ohne Grund hatten die Nordgermanen das Besingen ihrer Töchter und Frauen mit dem Tode bedroht und waren bei der bloßen Drohung nicht stehen geblieben. Sie hielten solche Taten für unmännlich, und wie sie dachten viele Deutsche und andere germanische Völker. Daher konnten die Weiberfeinde zu Ehren kommen, wie wir schon früher hörten.

Wer Liebe heischte, der wollte keine langen Umwege machen; er steuerte direkt auf das Ziel los.[3] Der rote Ritter, der zu Ruodlieb stieß, machte einfach der nächsten besten Bauernfrau den Hof. Der spätere Erzkaplan Salomo hatte sich in seiner Jugend in einem adeligen Hause in die Stieftochter seines Gastfreundes verliebt, aber dem kurzen Sinnenrausch, der nicht ohne Folge blieb, folgte bittere Reue, die beide ins Kloster trieb. Ihre schöne Tochter erregte die Leidenschaft des Königs Arnulf, aber sie wies die Werbungen zurück, denn, sagte sie, sie stamme aus einem edlen Geschlecht, daß es ihr nicht zieme, ihre Jungfrauschaft selbst einem Könige preiszugeben. Das berüchtigte Gastrecht spielt hier herein.

Auf seinen Schülerfahrten kehrte der hl. Bernhard einmal auf einer Burg ein. Die junge Burgherrin verliebte sich in den Edelmann und drang in sein Schlafgemach ein; Bernhard aber rief voll Geistesgegenwart „ein Dieb, ein Dieb", worauf die Bedienten herbeistürzten, ohne aber etwas zu entdecken. Als am andern Morgen seine Genossen sich über den Dieb lustig machten, sagte Bernhard: „Höret auf mit euren Späßen, der Dieb war keineswegs ein eingebildetes Wesen; unsere Wirtin weiß etwas davon; übrigens hatte man es nicht auf mein Leben abgesehen, sondern auf meine Ehre." Ein ähnliches Erlebnis hatte Gilbert de la Porree, dessen Wirtin seine schönen Hände bewunderte.[4] Im Ruodlieb eilt das Burgfräulein sogleich herbei, als der Jüngling mit seinem Oheim

---

[1] Vis. 2. 3.

[2] Latenter quippe cum eadem carmina cuderem et nemini . . . illa prodere auderem, saepius mentito auctore ipsa, quibus poteram, recitabam et laetabar ea a voti mei consortibus collaudari (1, 17).

[3] Solent quippe juvenes huiusce desideriis vehementius impugnari et amoto repagulo per devexa voluptatum effrenatius evagari tantoque minus debita sanctitatis regula cohiberi, quanto sibi aetatis patrocinio putant facilius indulgeri. Phil. de Harveng, De cont. cleric. 64.

[4] O quam digni essent isti digiti tractare latera mea: Steph. de Borb. 249; W. Malm. 2, 139.

einkehrt, und läßt ihre Stickerei liegen. Ihr Erscheinen wird dem aufgehenden Monde, der junge Knappe dem verlorenen Sohn verglichen. Sein Mantel ist von Schweiß und Alter fuchsig geworden, und sein Hemd starrt von Schmutz. Dennoch gewinnt ihn, nachdem er ein Bad genommen, das Mädchen sogleich lieb. Beide Teile geben ihr Einverständnis durch Winke und sanfte Fußtritte zu verstehen. Sie spielt Würfel und setzt ihr eigenes Leben zum Preis. Sie würden sich sogleich in die Arme fallen, wenn die Mutter nicht wachte.

2. Heirat.

Zu einer wirklichen Heirat gehörte eine umständliche Vorbereitung, eine eingehende Beratschlagung im beiderseitigen Familienrat, der sich am Ende oft noch zu einer gemeinsamen Besprechung zusammenfand.[1] Zuerst fragte hier der Freier seine Verwandten, verhandelte dann mit dem Vormunde oder den Verwandten der Braut, oft ohne vorher diese selbst zu verständigen. Doch wahrte die Sitte jetzt das von der Kirche betonte Recht der Braut, gehört zu werden, in der Art, daß der Freier oder vielmehr der Freiwerber sein Anliegen der Braut im Kreise ihrer Verwandten vorbrachte. War alles einig, dann verpflichtete sich der Freier, oder in dessen Namen der Werber, durch Ring und Eid zur Verlobung, die bald darauf folgte. Bei der Verlobung steckte der Bräutigam der Braut den Fingerring an das vierte Glied; ein Ringtausch fand nicht statt, wie heute noch in vielen Ländern.

Im Ruodlieb geht alles rascher vor sich, da der Neffe schon seiner Braut sicher ist. Der Oheim Ruodlieb selbst läßt die Braut mit deren Mutter in sein Haus kommen und beruft dann seine Verwandten zusammen zu einer Besprechung, der der Neffe, nicht aber die Frauen beiwohnen. Nach echt deutscher Sitte beginnt die Versammlung mit einem Mahle oder Trank.[2] Ist dies vorüber, so werden die Tische weggetragen, das Zimmer wird gut verschlossen und durch kräftige Männer bewacht. Nun beginnt die Beratung, die umständliche Förmlichkeiten umgeben. Der die Versammlung entboten, bittet um Gehör und trägt seine Sache vor. Die Hauptsorge dreht sich um Stand und Besitz, da gegen ungleiche Ehen von jeher starke Bedenken sprechen. Sind die Fragen günstig beantwortet, so stimmt die Versammlung bei, und der Vorsitzende dankt ihr nach Gebühr. Ebenso dankt der junge Mann und bittet die Anwesenden, Zeugen zu sein, wenn er und seine Braut sich wechselseitig der Sitte gemäß begaben. Darauf werden die drei

---

[1] Thietm. 4, 26.

[2] Infolge dieser löblichen Gewohnheit wurde die Brautschau oder, wie man auch sagte, die Besicht (das Besehen) der Braut zu einem sehr kostspieligen Akte, der Freier mußte die ganze Sippschaft der Braut freihalten.

Frauen geholt: die Braut, die Mutter der Braut und die des Bräutigams. Das Fräulein geht züchtig voran, sie spielt jetzt die Schüchterne, die Spröde, nachdem sie kurz zuvor die Vermählung kaum hatte abwarten können. Nun fragt der Vorsitzende den Jüngling und die Jungfrau, ob sie sich wollen. Die Jungfrau sagt neckisch: „Soll ich wirklich einen im Spiel gewonnenen Sklaven nehmen, den ich mit den Würfeln besiegt habe? Er soll mir beharrlich dienen bei Nacht und bei Tag." Über die schelmische Antwort lachen alle Anwesenden. Darauf folgen symbolische Handlungen; sanft tritt der Bräutigam der Braut auf den Fuß, der Muntwalt der Braut überreicht dem Bräutigam Schwert und Hut, manchmal auch einen Ring; damit bekommt der Bräutigam die Muntschaft.

Die Übergabe der Braut durch den Muntwalt schließt die Ehe entscheidend ab. Vielleicht gerade weil sie sich von selbst versteht, erwähnt unser Gedicht sie nicht einmal, vielmehr zieht ohne weitere Vermittlung der Bräutigam das Schwert aus der Scheide und fährt damit über den Hut. Dann nimmt er einen goldenen Ring auf dem Schwertgriff, reicht ihn der Braut und sagt zu ihr: „Wie der Ring den Finger von allen Seiten umfaßt, so verpflichte ich dich zu fester und unwandelbarer Treue, die du nur bewahren mußt oder das Leben verlieren." Sie aber antwortete ziemlich spröde und trotzig, ohne Schwert und Ring zu nehmen: „Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Warum soll ich dir bessere Treue bewahren als du mir? Adam hatte nur eine Eva, so soll der Mann nur ein Weib haben. Du läßt dich mit Buhlerinnen ein, und willst doch nicht, daß ich eine sei. Ich werde mich hüten, auf diese Bedingung einzugehen; geh, leb wohl, und sei so liederlich, wie du willst, aber ohne mich. Es gibt viele in der Welt, die ich so gut heiraten kann wie dich." Er aber sagte ziemlich kleinlaut, er wolle es nicht mehr tun; wenn er es tue, wolle er Gut und Leben verlieren, er sei froh, die Buhlerinnen los zu sein. Auf diese Bedingung hin erklärt sie sich bereit und küßt ihn auf den Mund. Die Anwesenden stimmten den Hochzeitsgesang an gemäß einer regelmäßigen Sitte bei Verlobungen. Zum Schlusse wechselt das Paar Geschenke, ein gewappnetes Pferd, Stecknadeln,[1] Armspangen und Pelzgewänder.[2]

Die eigentliche Heimführung folgte nach einiger Zeit.[3] Der Bräutigam sammelt seine Freunde um sich, wählt die besten und sendet sie der Braut, entbietet ihrem Vater, daß er seine Fahrt beginne. Dieser eilt, die „Magd" zu schmücken: sie wird gebadet, in Weiß gekleidet und geziert mit Borten, goldenen Spangen und Halsketten. So schreitet sie zum Empfang hervor. Glänzend und

[1] Spinthra, quae velent pectora pulchra.

[2] Pellicium, crusina (Krusen).

[3] Nach der „Hochzeit", einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts, Kunze 44.

licht steht sie da vor allen Leuten, die nie so etwas Herrliches sahen. Der Bräutigam bietet ihr die Hand, umhalst und küßt sie und führt sie wohl reitend nach Hause an der Spitze einer Schar, die singt und scherzt, daß es eine Lust ist. In Italien begleiteten den Zug die gewerbsmäßigen Lustigmacher, die Mimen, die Trotinge, deren löbliches Amt und schlimme Hochzeitslieder bis in das graueste Altertum hinaufreichen. Erst dann folgte, aber nicht immer und notwendig, die kirchliche Einsegnung.



Hochzeitszug mit zwei Tänzerinnen, von denen die eine ihre Körperbewegungen mit Cimbelschlägen, die andere mit Fackeln begleitet. Der Knabe seitwärts scheint mit Fackeln zu leuchten. Griechische Handschrift Oppians aus dem zehnten Jahrhundert.

Allerdings hatte im griechischen Reiche der Kaiser die Gültigkeit der Ehe von der Einsegnung abhängig gemacht, aber im Abendlande drang diese Anschauung nicht durch, und Nikolaus I. erklärte den Bulgaren ausdrücklich, daß die Ehe auch ohne Einsegnung gültig und keine Sünde sei, wie die Griechen sagen. Viele seien überhaupt zu arm, um die Kosten aufzubringen, die einfache Willenserklärung genüge.[1] Im Abendlande hatte die Einsegnung nur die Bedeutung, die schon vollzogene Trauung zu bestätigen und mit der kirchlichen Gnade auszustatten. Die Segnung war noch ganz mit der Messe verwoben; die Messe nahm sowohl in der Opferung als in der Präfation Bezug auf die Trauung; die wichtigsten Segensgebete aber gingen der Kommunion voraus, die das anwesende Paar empfing, und folgten ihr nach. Zuvor küßte der

[1] Sufficiat solus eorum consensus de quorum coniunctione agitur. c. 3.

Priester den Bräutigam und dieser die Braut. Die gleiche Brautmesse wurde am dreißigsten Tage und am Jahrestage der Eheschließung wiederholt.[1] Nach dem Ende der Brautmesse folgte die Bekränzung des Paares und darauf Lustbarkeiten, die wegen ihres teilweise unchristlichen Charakters kirchliche Verbote hervorriefen.

Zu Hause erwarteten den Zug die Verwandten und begrüßten die Brautleute mit Gesang und dem Spruche der Kinder. Nun fand das Hochzeitsmahl statt mit großem Gepränge, mit Musik, Gesang und Vorstellungen der Spielleute.[2] Nach dem Mahle führte der Vater oder nächste Verwandte die junge Frau in die Brautkammer. Am anderen Morgen reichte der Mann seiner Frau die Morgengabe, und am nächsten Sonn- oder Feiertage zogen die beiden Eheleute gemeinsam in die Kirche, um ihre Vermählung bekanntzugeben.

Alle diese Gebräuche, die uns im zehnten und elften Jahrhundert begegnen, gehören ihnen natürlich nicht ausschließlich an, sondern reichen weiter zurück und dauern länger fort. Das Mittelalter hielt zäh am Alten fest, nicht nur an den Ideen, die es aufgenommen hatte, sondern auch an den entsprechenden Formen. Alle wichtigen Ereignisse mußten in den angemessenen Formen vor sich gehen, mochten sie auch viel Zeit erfordern. Denn an Zeitmangel litt das damalige Geschlecht nicht; es hatte keinen Grund, sich zu übereilen. Gerade das Ehe- und Familienleben bot der Langweile und Beschwerden genug.

3. Probe- und Wechselehen.

Neben der mit viel Formenkram und mehr oder weniger sinnvollen Gebräuchen überladenen Eheschließung bestand die formlose Verbindung, der vom Recht geduldete Konkubinat fort. Sprache und Gesetz stellten Frau und Konkubine gleich; nur verbot die Kirche, daß der Mann sich beides zugleich hielte.[3] Das englische Recht spricht von gesetzmäßigen Konkubinen,[4] und noch Waldemar II. von Dänemark anerkannte 1240 ein Konkubinat als Ehe, wenn es drei Jahre gedauert hatte. Solche Verhältnisse glichen nur zu oft Probeehen und erleichterten den Wechsel. Sie waren so viel verbreitet, daß selbst Theologen, geschweige denn Dichter und Erzähler, nicht viel Aufhebens davon machten und kein Geschrei erhoben. In dem Tadel, den Hermann von Reichenau ausspricht, liegt der Nachdruck auf den Weiberscharen, die die gesetzliche Gattin ablöste.[5]

---

[1] Weinhold, D. Frauen 357; Rietschel, Liturgie II, 224.

[2] Timpana cum citharis stivisque lirisque sonant hic, ac dedit insignis dux premia maxima mimis, M. G. ss. 12, 368.

[3] M. G. Cap. 1, 202, 376; 2, 45, 189 f.; conc. Rom. 1059 c. 12.

[4] Legitima; Bracton 3, 2, 28 ed. Trav. Twiss. 1879 II, 482.

[5] Post concubinarum agmina tandem putat, legaliter quod ducat uxorem miser (Ad amiculas 1292 a. a. O. 420).

Mit einer gewissen Gleichmütigkeit erzählt Hinkmar mehrere Fälle. So bekannte ein gewisser Stephan, ein Mann von Adel, nach Hinkmars Bericht sogar vor einem Konzil, der allgemeinen Sitte gehuldigt zu haben. „Als nun aber die Zeit kam," führte Stephan aus, „wo ich mich nach Sitte meiner Vorfahren in den gesetzlichen Ehestand zu begeben dachte, fiel mein Auge auf die Tochter des Grafen Raimund, und ich verlobte mich mit ihr. Bald danach aber kam mir zum Bewußtsein, daß meine Verlobte mit meiner früheren Konkubine verwandt sei. Der Beichtvater, an den ich mich wandte, erklärte unter diesen Umständen die Ehe für unmöglich. Der Graf Raimund aber zwang mich zur Vermählung, und ich mußte dem Zwange gehorchen, weil ich zudem mit meinem Oberherrn in Streit geraten war. Ich hätte entweder den Tod oder die Verbannung wählen müssen. So feierte ich die öffentliche Hochzeit, rührte aber die angetraute Frau nicht an aus Gewissensbedenken. Daher bitte ich um Lösung der Ehe."[1] Wie es scheint, handelte es sich dem Stephan darum, bei den Bischöfen einen Schutz zu finden gegen den Zwang, den Raimund auf ihn ausübte.

Ohne Zweifel waren es nicht rein religiöse Bedenken, die Stephans Sinneswechsel verursachten, sondern es hatte die Enttäuschung, die ihm seine zweite Frau bereitete, einen Anteil daran. Die hohen Herren waren um Gründe nicht verlegen, wenn sie sich einer ungeliebten Gattin entledigen wollten. Bald beriefen sie sich darauf, daß ihre Gattin eine Konkubine, daß sie nicht rechtmäßig angetraut sei, bald auf eine nahe Verwandtschaft oder auf irgendein anderes Ehehindernis. An Scheidungsgründen, unlösbaren Hindernissen bestand kein Mangel, auch nachdem der Ehebruch ausgeschieden war. Unter diesen Umständen war keine Frau sicher vor den Launen ihres Gebieters. Gegen die Wandelbarkeit eines Mannes pflegte nun ein vorsichtiger Schwiegervater sich dadurch zu sichern, daß er für seine Heimsteuer eine „Widerlegung" forderte. Im Falle der Untreue konnte die Frau sich auf ihr Wittum zurückziehen. Dies ist offenbar der Sinn der altgermanischen Widerlegung, wenn er auch nicht immer so klar hervortritt wie in einer spanischen Verpfändung im Jahre 1055: hier mußte ein Graf von Katalonien dem Schwiegervater vier Schlösser einhändigen, die ihm verblieben, wenn er eine Untreue beging.[2] Unter Umständen konnte freilich ein Schwiegervater auch sein Recht zur Qual des Schwiegersohnes mißbrauchen. Also erging es dem frommen Gottfried von Kappenberg, der sich samt seiner Frau dem Klosterleben gewidmet hatte; wohl hatte diese sich nicht ganz freiwillig dem Entschlusse ihres Gatten gefügt, aber ihr Vater verfolgte über Gebühr den armen Gottfried, und dieser mußte viel leiden, bis ihn das Schicksal

[1] Ep. 22, M. 126, 132.
[2] Baluzii Cap. Francor. app. 2 Nro. 148 (ed. Paris 1780 p. 1551).

von seinem Dränger befreite.[1] Es konnte jedoch auch umgekehrt gehen, daß eine mißhandelte Frau nach dem Tode ihres Vaters umsonst ihr Recht und ihr Gut begehrte. Selbst mächtigen Frauen gelang es nicht immer, Wittum und Widerlegung herauszubekommen. So mußte die dem jungen König Robert dem Frommen aufgedrängte, dann wegen ihres Alters von ihm verstoßene Italienerin Susanna um ihr Recht sogar Krieg führen. Um die zur Widerlage angewiesene Burg Montreuil in ihre Gewalt zu bekommen, baute sie in der Nähe eine andere Festung und suchte von hier aus alle Zufuhr von der See aus abzuschneiden, was ihr freilich nicht gelang.[2] Die Kirche erhob keinen Einspruch gegen die Scheidung; nur kennen wir die Gründe nicht, war es eine bloße Probeehe oder überhaupt keine volle Gemeinschaft gewesen.

Noch auffallender ist es, daß die Kirche selbst die Scheidung der zweiten Neigungsehe mit einer dem Robert verwandten Witwe Berta verlangte, von deren vier Kindern er zudem eines aus der Taufe gehoben hatte. Die geistliche und leibliche Verwandtschaft erregte wohl Bedenken, aber die Bischöfe gingen darüber hinweg, während der Papst den Vorstellungen des Abtes Abbo Gehör schenkte und drei Jahre nach der Trauung zu Pavia die Nichtigkeit der Ehe aussprechen ließ und Robert und Berta mit einer siebenjährigen Buße belegte. Robert war aufrichtig fromm, nahm wie ein Kleriker teil am Gottesdienste und zeichnete sich durch große Wohltätigkeit aus, aber die Liebe zu Berta saß so tief in seinem Herzen, daß er sich nicht sogleich zur Trennung entschließen konnte. Erst der Bann der Kirche, eine Mißgeburt seiner Gattin, schließlich das Interdikt, eine bis dahin unerhörte Strafe, schüchterte ihn ein, und da er zudem sich von allen verlassen sah, willigte er in die Scheidung. Kurz nach seiner Trennung heiratete er Konstantia, die Tochter einer Frau aus dritter Ehe, die ebenfalls nicht aller Bedenken entbehrte.[3] Konstantia hatte eine schwierige Stellung, die durch ihren heftigen Charakter vollends unerträglich wurde. Berta besaß noch einen festen Platz im Herzen des Königs und am Hofe, wo ihre Anhänger eine starke Partei bildeten. Da glaubte Konstantia sich nur dadurch retten zu können, daß sie ihre Freunde zur Ermordung ihres Hauptgegners anstiftete. Diese Umtriebe, meinte nun Robert, genügten hinlänglich, um eine Scheidung zu erwirken, aber er drang mit seinem Wunsch zu Rom nicht durch und mußte noch eine Reihe von Jahren mit dem bösen Weibe leben und bekam mehrere Kinder, die sie gegen ihn aufhetzte.

Wie zu aller Zeit brachte die Ehe meist eine große Enttäuschung, zumal wenn ein Mann eine vergnügte Jugend hinter sich hatte.

---

[1] V. Godef. c. Cappen. 7.

[2] Richer. 4, 87.

[3] Ihre Mutter hatte in zweiter Ehe den König Ludwig V. zum Manne gehabt und sah sich eines Tages von ihm verlassen; Richer. 3, 92.

Wenn er nun keine Befriedigung fand, verfiel er unter dem Drucke des herrschenden Aberglaubens leicht auf den Gedanken an eine Verzauberung. Entweder frühere Geliebten oder Schwiegermütter mußten schuld sein an dieser Kälte.[1] Leider bot ihnen die Kirche selbst eine Handhabe dazu. Schon in der bekannten Eheirrung des Königs Lothar II. tauchte die Ansicht auf, Waldrada, seine Geliebte, habe durch Zauber sein Herz gegen die rechtmäßige Gattin abgestumpft. Hinkmar von Reims widersprach dieser Auffassung nicht und erzählte zu ihrer Bestätigung selbst eine Geschichte, die in einer seiner Pfarreien vorkam. Ein junger Adeliger, der zuvor eine Konkubine besessen hatte, entbrannte in Liebe zu einem vornehmen Fräulein und führte sie mit Willen ihres Vaters, aber mit Widerstreben ihrer Mutter als Gattin in sein Haus. Nach kurzer Zeit jedoch überfiel ihn der Ekel und Überdruß und nach zweijähriger Ehe bat er den Bischof um die Scheidung. Wenn er ihn nicht befreien könne, stellte er ihm vor, so möge er ihm gestatten, daß er sich durch ein Schwert freie Bahn schaffe. Der Bischof aber, der die Fallstricke des Teufels kannte, erinnerte sich an den Spruch Ezechiels: „Grab durch die Wand und betrachte die Greuel, die sie hier verüben — und siehe, da waren allerlei Gebilde von Würmern und Götzenfiguren, — und 70 Männer räucherten das Haus aus.“ Mit Hilfe Gottes gelang es auch dem Bischofe, der Zauberei Herr zu werden. Nachdem das Ehepaar Buße getan, erwachte erst die bräutliche Liebe, die, wie Hinkmar beifügt, noch jetzt anhält.[2] Länger dauerte die Verzauberung in einem anderen Falle. Guibert, der 1053 geboren wurde, berichtet, daß seine Mutter mit Hilfe des Bösen geschwächt worden sei, so daß sein Vater an eine Ehescheidung dachte. Erst nach sieben Jahren der Prüfung verschwand der Teufelszwang, und die Ehe trieb Sprossen.[3]

Der Glaube an eine solche Verzauberung war allgemein verbreitet. Nachdem Hinkmar von Reims das Beispiel gegeben hatte, folgten viele andere nach. Gerade auf Hinkmar stützte sich Ivo von Chartres, als er unter die Fälle der die Ehe trennenden leiblichen Unfähigkeit die impotentia ex maleficio aufnahm,[4] und Gratian schloß sich ihm an. Eine solche unglückliche, nicht vollzogene Ehe durfte, wenn Gebete und Beschwörungen nichts halfen, getrennt werden, wenigstens in Frankreich und Deutschland, und der unschuldige Teil, in der Regel die Frau, durfte wieder heiraten, während die römische Kirche, die in Ehesachen immer strenger

[1] Cum primum intellexerint, quod amatores eorum legitimas uxores voluerint accipere, tunc quadam arte malefica libidinem virorum extinguunt, ut legitimis prodesse non possint, neque cum eis coire; Burcard. d. 19, 5 (181).

[2] Concubitus in anteriore concubina cum delectatione possibilis, et cum legaliter sortita impossibilis, post poenitentiam et medicinam ecclesiasticam, iuveni est cum uxore possibilis redditus; De div. Loth. int. 15; M. 125, 717.

[3] Guib. vita 1, 12.

[4] Bei Heinrich II. kam sie von einem Engel her.

war, die Gatten ermahnte, zu leben wie Bruder und Schwester; sie behandelte solche Ehen, die sogenannten Josephsehen, als wirkliche Ehen, da sie das Hauptgewicht auf die Willensvereinigung, nicht auf den Vollzug der Ehe legte; mit Nachdruck wies sie hin auf die vielen Heiligen, die solche Ehen führten, auf die hl. Cäcilia, auf den hl. Makarius, namentlich aber auf den hl. Alexius, dessen Legende sich damals stark verbreitete. Ein besonderer Verehrer des hl. Alexius war Kaiser Heinrich II., der mit seiner Frau Kunigunde nach der späteren Darstellung eine solche Josephsehe führte. Besser bezeugt ist die Tatsache bei Konrad, dem Sohne Heinrichs IV., bei König Eduard dem Bekenner von England und bei Emrich, dem Sohne des hl. Stephan von Ungarn. Auch Mathilde von Tuscien, die Freundin Gregors VII., die zweimal vermählt war, lebte völlig enthaltsam.



Feuerprobe der hl. Kunigunde; von zwei Bischöfen geleitet, schreitet sie über glühende Pflugscharen, während Heinrich in der vorgeschriebenen Haltung eines Richters (die Hand am Kinn, die Füße übergeschlagen) daneben auf dem Faltstuhle sitzt. Hinter ihm steht der Schwertträger. Umschrift: Iudicium vomerum, Cunegundis virgo probatur. Aus der Handschrift Vita Henrici des Diakon Adelbert (1146) Bamberg.

Bei der Ehe Kunigundes lag wahrscheinlich der eigentliche Grund der Enthaltsamkeit in einer leiblichen Unfähigkeit, um derentwillen Heinrich sie nach den duldsamen Gesetzen der nordischen Kirche hätte entlassen und eine andere Frau heimführen dürfen.[1] Daß er es nicht tat und, der Mahnung der römischen Kirche folgend, mit ihr lebte wie ein Bruder mit seiner Schwester, gereichte ihm zur höchsten Ehre. Die Nachwelt pries seine Stärke und Treue um so mehr, als sein Nachfolger Heinrich IV. in einem ähnlichen, wahrscheinlich von ihm erdichteten Falle sich sehr unmännlich benahm. Da den Kaiser Heinrich II. der Teufel nicht an der Sinnlichkeit fassen und den ehelichen Frieden stören konnte, bereitete er ihm nach einer ebenfalls späteren Darstellung eine andere Versuchung; er reizte seine Eifersucht, als wäre sie untreu. Von diesem Verdachte reinigte

[1] In diesem Sinne ist wohl zu deuten der Satz Glabers ex qua cernens non posse suscipere liberos; er selbst litt an einer lahmen verdorrten Hüfte und einem Eingeweidestein; M. G. ss. 4, 806, 818. Eine andere Deutung ist zu verwerfen, als ob ein vorausgehendes Gelübde ein Hindernis gebildet hätte. Die römische Kirche hat erst später die impotentia als trennendes Ehehindernis anerkannt.

sie sich durch ein Gottesurteil. Hätte sie die Feuerprobe nicht bestanden, so hätte sich Heinrich scheiden und wieder verheiraten dürfen, da die streng römische Anschauung, die nur der Heirat vorausgehende, keine nachfolgenden Scheidungsgründe anerkannte, sich noch nicht durchgesetzt hatte.[1]

4. Schätzung und Mißachtung der Ehe.

Das Sinnliche am Eheleben erschien der Kirche wie ein notwendiges Übel, und sie suchte es möglichst zurückzudrängen. „Schämen wir uns," sagt der hl. Odo, „eine gemeine Bank der Lust zu sein. Wenn wir noch so alt werden, was bleibt übrig von fortgesetzten Vergnügungen? Wenn das Vergnügen aufhört, meint man, man habe es gar nie genossen."[2] Der Trieb täuscht uns, wir meinen uns geistig zu erheben, glauben in den Himmel zu fliegen, stürzen aber herab nach Art der Tiere.[3] Die sinnliche Lust, führt Odo aus, schwächt nicht nur den Körper und macht ihn früh altern, sondern stumpft auch den Verstand ab und tötet die Seele. Wer immer nur an sinnliche Dinge denkt, verliert den Glauben an das Unsichtbare.[4]

Mit diesen Mahnungen hatte Odo allerdings zunächst Geistliche und Mönche im Auge, die zur Keuschheit verpflichtet waren, aber die Tragweite der Worte geht doch weiter. Wie aus vielen Bemerkungen hervorgeht, betrachteten die frommen Männer auch den ehelichen Umgang mit Mißtrauen;[5] der eheliche Umgang sollte frei sein von jeder unordentlichen Lust; er sollte überhaupt nur so weit gepflegt werden, als er notwendig ist, das Menschengeschlecht zu erhalten. Dieser Notwendigkeit wegen erhob sich sogar der hl.

[1] Vgl. Synode von Bourges 1031 c. 16, bestätigt zu Limoges 1031; Burc. d. 17, 10.

[2] Statim ut cessavit, non fuisse videtur. Coll. 2, 16.

[3] Qui enim carne labitur in luxuriam, more iumenti prosternitur: qui mente extollitur, quasi alta petit ut avis (2, 14). Boll. Jul. III, 559.

[4] Coll. 2, 15. Cum illa invisibilia sentire per experimentum rei non valent, iam dubitant utrunne sit aliquid quod oculis corporeis non videtur; coll. 3, 29.

[5] S. I. B. 192. Daher schrieb der hl. Odo: oft sterben unschuldige Kinder ohne Taufe und büßen für die Schuld, die die Eltern verüben hora conceptionis Si ergo tanta est culpa in coniugali concubitu, ut infans pro illa sola puniri debeat, quanta in stupro est vel in pollutione, quae ad solam libidinem explendam patratur; coll. 2, 26. In diesem Zusammenhang mag auch die Erzählung von der Jugend des hl. Ulrich erwähnt werden, wonach ein Priester von seiner Mutter verlangt, daß sie ihn bälder entwöhne, als es sonst Sitte war. Die Ursache ist nicht klar; vielleicht handelt es sich um eine fehlerhafte Stillung. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß aus übertriebener Scham Brüste platt gedrückt wurden, wie aus Spanien unter Philipp II. und aus Schwaben bekannt ist; Opperman aus dem Bregenzer Wald 1859 S. 9. Jedenfalls wurde in Schwaben die Kinderpflege vernachlässigt. Selbststillung verlangt c. 4, D. 5; K. v. Canterbury 1236 c. 5; ebenso Bischof Pankratius v. Augsburg 1893.

Bernhard zum Lobredner der Ehe, er, den man sonst den Schrecken der Mütter und jungen Frauen nannte, von dem man erzählte, jene hätten ihre Kinder, diese ihre Männer, die Freunde ihre Freunde versteckt, weil sie fürchteten, er möchte sie ihnen entreißen.[1] Alle seine Brüder, fünf an der Zahl, hatte er durch Schmeichelei und Drohung für den Klosterberuf gewonnen. Der älteste, Veit, lebte in glücklicher Ehe und besaß liebliche Kinder. Auf die Aufforderung Bernhards hin sprach er sogleich seine Zustimmung, aber auch seine Befürchtung aus, sein Entschluß werde seine Gattin erschrecken. Darauf erwiderte Bernhard schroff: „Wenn deine Gattin der Gnade widersteht, so wird Gott, dem die Krankheit und der Tod zur Verfügung stehen, wohl das Mittel kennen, sie nachgiebig zu machen; vor Ostern wird sie freiwillig oder gezwungen einwilligen." In der Tat befiel die Frau Krankheit, als sie nicht sogleich einwilligte. Dadurch gewitzigt, überließ sie ihren Mann dem Heiligen und zog sich selbst in ein Kloster zurück. Ähnlich machte einen anderen Bruder, der lange widerstrebte, die Krankheit mürbe. Im Angesichte des Todes rief er: „Ich bin ein Mönch, ich bin ein Mönch von Citeaux." Den Eltern eines Freundes hatte Bernhard, als sie ihn vom Kloster hatten zurückhalten wollen, die Worte entgegengeschleudert: „Genügt es euch nicht, daß ihr Sünder den Sünder in der Sünde erzeugtet; müßt ihr ihn auch dem Schiffbruch, dem Feuer, der Beraubung aussetzen? Ihr seid nicht Eltern, sondern Mörder, sein Tod ist euer Trost."[2]

Der hl. Odo und Bernhard waren nicht die einzigen, die so dachten und handelten. Ein Ulrich von Kelle und andere machten es ebenso. In der Nacht vor seiner Hochzeit sah sich Pappo von Stablo plötzlich von hellem Licht umstrahlt, er meinte, die Lanze, die er in der Hand hielt, wie eine Fackel leuchten zu sehen. Dieses Zeichen schien ihm ein Halt entgegenzurufen. „Kameraden," rief er aus, „wir müssen unsere Wege ändern! Ich sehe, daß es an der Zeit ist, mit der Sünde und solchen Wünschen zu brechen, und das Ziel, das Gott gefällt, mit ganzer Kraft zu erstreben." Statt zur Braut eilte er ins Kloster des heiligen Richard und bewog seine Mutter, eine Einsiedlerin zu werden.

Die hl. Riktrudis zwang alle ihre Kinder zu einem jungfräulichen Leben. Ein hoher Herr wollte die hl. Amalberga zur Ehe zwingen. Sie aber wehrte sich entschieden und schlug so heftig um sich, daß ihr Arm verrenkt und die Schulter zerrissen wurde. Paulina von Schwarzburg trug recht widerwillig das Joch der Ehe, das ihr zweimal von ihren Eltern auferlegt wurde. Um so eifriger sorgte sie dafür, daß ihre Kinder den geistlichen Stand liebgewannen. In der Tat erwählten drei Töchter, die letzte noch bei Lebzeiten ihres Mannes, das Ordenskleid. Mit Sehnsucht wartete sie auf den

[1] Vita I, 17; Boll. Aug. 4, 261. [2] Ep. 111.

Augenblick, der ihr selbst die volle Freiheit wiedergab. Zwar wünschte sie nicht, wie der Mönch Sigeboto schreibt, den Tod ihres Gemahls, aber sie dachte immer im stillen an das Ende ihres Ehestandes. Nachdem sie selbst den Schleier genommen hatte, folgte auch ihr Vater und dann ihr Sohn ihrem Beispiele. Gottfried von Kappenberg überredete seine Gattin zum Klosterleben, sein Bruder Otto die viel begehrte Erbtochter eines befreundeten Herrn. Ein Ritter, dem drei Söhne ins Kloster entlaufen waren, beschwerte sich beim Abte, dieser aber zeigte ihm eine Tunika mit den Worten: „Siehe, lieber Bruder, diese Tunika wartet deiner", und in der Tat folgte er dem Rufe.[1]

Die Mutter der hl. Aldegunde hatte für ihre Tochter einen Bräutigam in Aussicht, dessen Vorzüge sie ins günstigste Licht rückte. Die Heilige aber sehnte sich nur nach Christus, der köstlicher sei als Menschensöhne; nach ihm allein „dürstete sie in ihrem Hunger." Dem Drängen ihrer Mutter zu entgehen, floh Aldegunde zu ihrer Schwester, die mit der Zustimmung ihres Mannes sich in ein Kloster zurückgezogen hatte. Aber die Mutter verlangte die Heilige heraus und zwang sie zur Hochzeit. Doch mit Gottes Hilfe entging sie dem Zwange.

Wie die Kinder von ihren Eltern, so sagten sich die Eltern von ihren Kindern in oft schwer errungener Selbstverleugnung, oft mit rücksichtsloser Kälte los z. B. Heinrichs IV. Mutter und die Landgräfin Elisabeth, die ihre Brust gegen ihre zärtlich geliebten Kinder panzerte und sie fortan nur noch als Fremde betrachtete.[2] Als Guiberts Mutter den Beruf zum Ordensstande in sich fühlte, folgte sie diesem inneren Triebe, obwohl sie sich sagen mußte, daß ihr Sohn dringend ihrer Sorge bedürfte, und obwohl der Kummer um ihn ihr Herz zernagte, und als sie zum Sterben kam, lehnte sie den Besuch ihres inzwischen bekehrten Sohnes ab, um nicht in den Gedanken an Gott gestört zu werden.

Daraus folgt freilich nicht, daß das damalige Geschlecht gefühllos gewesen wäre, keinen Familiensinn besessen hätte. Das Gegenteil beweisen vielmehr zahlreiche Beispiele der Eltern- und Kindesliebe. Sogar die harte, bittere Wiborada pflegte ihre Eltern mit nimmermüder Liebe und sorgte für ihren Bruder wie eine Mutter. Johannes von Gorze verwaltete nach dem Tode seines Vaters das Familiengut für seine Brüder mit Treue und Umsicht. In vielen Sagen kehren die Seelen toter Mütter zu ihren Kindern, zu ihren jammernden Männern zurück und erquicken sie in den dunkeln Stunden der Nacht, bleiben aber oft auch die lichten Tage hindurch und gebären Kinder.[3] Schon den ungeborenen Kindern

---

[1] Caes. hom. dom. XVIII p. P.

[2] Dicta ancillarum 3 (Mencken 2, 2022).

[3] Gualt. Mapes 2, 13 (filii mortuae); Uhlands Schriften VIII, 459. Ein berühmtes Kind einer Sterbenden war Tristan (der Traurige).

wandte sich die Sorge der Eltern zu.[1] „Eine Herzensseligkeit wird das Kind für dich sein," läßt der Mönch Otfried den Engel zu Zacharias sprechen. Als das Jesuskind zur Welt kam, da, erzählt er, wußte die Mutter vor großer Freude nicht, was sie zuerst tun solle; er schildert, wie sie das Kind badete, pflegte, in ihren Schoß setzte, hin und her bewegte, einschläferte und an ihre Seite legte, wie sie ihm dann voll Lust, ohne sich zu schämen, die keusche Brust bot. „O Seligkeit der Mutterbrust, die Christus selber hat geküßt, o Seligkeit der Mutter auch, die ihn bedeckt, mit ihm gekost ..., die gekleidet ihn, die mit den Windeln ihn umwand, und die auf einem Lager schläft mit einem solchen teueren Kind! Ja selig die, die ihn bedeckt, wenn ihm der Frost zu schaden sucht, die mit den Händen und dem Arm umschlinget seinen teuren Leib!"[2] Gerade weil die Mutter ihr Kind so innig liebt, fühlt Otfried mit der vorschauenden Mutter die Schmerzen voraus, die ihr der Martertod des Sohnes bereiten mußte. Eine Vorahnung bot der bethlehemitische Kindermord: „Der Jammer der Mütter, ihr Weinen," schreibt der Mönch, „hallte zum Himmel empor, und heiße Tränen entströmten ihren Augen, sie entblößten ihre Brüste und rauften ihre Haare aus." „Nie hat ein Mensch je wieder solchen Jammer erlebt!" ruft er aus; „das Kind wurde aus der Wiege, aus der Mutter Schoß, von der Brust weg mit dem Schwerte entrissen, und wenn auch die verzweifelnden Mütter ihr eigenes Leben darboten, um es für ihre Kinder hinzugeben, keine Gnade wurde geübt." So half der Mutter Jesu, meint Otfried, kein Klagen; sie fühlte schon zuvor, wie in ihren Lebensnerv die scharfen Waffen dringen und beißende Peinen sie verwunden werden. Als Jesus seine Mutter am Kreuze hängend dem Johannes empfahl, fügt der Dichter hinzu: „So mögen auch wir unserer Mutter gedenken."

Das Vorbild der heiligen Familie hielt die Kirche fortwährend den Gläubigen vor und zwar in Maria der unbefleckten, unversehrten Gottesgebärerin die einzigartige Verbindung der schönsten und edelsten Ideale der Jungfrauschaft und Mutterschaft. Eine Frau, die keine Kinder bekam, hatte nach einer tief im Volke steckenden Anschauung ihren Beruf nicht voll erfüllt.[3] Wenn Kinder ausblieben, machten

---

[1] Vgl. die an Luk. 1, 44 erinnernde rührende Erzählung Od. v. Giraldi 1, 3.

[2] Otfried 1, 11. Herzeloide nimmt sich daran ein Vorbild (Parz. 2, 1633).

[3] Um des Kindes willen opferte man, wenigstens später, ohne Bedenken das Leben der Mutter und wandte den Kaiserschnitt an, der in späterer Zeit nur an toten Frauen (M. G. ss. 2, 120; 25, 320), im 14. Jahrhundert nachweisbar an einer schwangeren Verbrecherin verübt wurde (letzteres schrieb schon das römische Gesetz der zwölf Tafeln vor). In jenem Sinne zu verstehen sind die Eigennamen Nonnati, die uns schon in älterer Zeit begegnen. Eine Art Kaiserschnitt an einer Lebenden, den ein Bischof Paulus von Merida, von Geburt ein Grieche, von Beruf ein Arzt, im sechsten Jahrhundert

sich Männer und Frauen große Sorgen. In einer mittelalterlichen Legendendichtung jammert die hl. Anna: „O starker Himmelskönig, der du thronest in deinem Sternenzelt . . . der gütig du als Gabe deiner Liebe den Fischlein, Schafen, Schlangen, allen Vögeln an ihren Jungen hohe Freude gibst, du wolltest doch, vielleicht nach richtigem Plane, daß unfruchtbar ich Unglückselige bleibe." So beteten die Kinderlosen inständig zu Gott, wallfahrteten zu seinen Heiligen, den Schützern und Schützerinnen der Ehe, einem Nikolaus, Nonusus, einer Verena und Gertrud, später St. Anna und Simeon, opferten Wachs-, Holz-, Silber- und Goldkinder.[1] Gleiche Gelübde machten die Schwangeren; die Weistümer gewährten ihnen besondere Vorrechte und ihren Männern besondere Freiheiten. Der Kindersegen, die Fruchtbarkeit wurde nicht nur als natürliche Ordnung, sondern auch als etwas Heiliges, mit religiöser Scheu betrachtet. Daher duldete die Kirche Sinnbilder, die nach heutigem Begriffe das Schamgefühl verletzten.[2] Die Bevölkerung mehrte sich rasch trotz vieler ungünstiger Umstände,[3] wie die vielen Neusiedelungen beweisen, besonders im christlichen Spanien, wo die Goten, von den Maueren auf enge Grenzen zurückgedrängt, an Leutemangel litten und auf Geburtenmehrung bedacht waren. Ihre Gesetze gewährten den Verheirateten Vorteile, deren die Ledigen entbehrten,[4] begünstigten das lose Konkubinat, ordneten das Ammenwesen[5] und entzogen den Vätern das von der römischen Zeit ihnen noch gebliebene Recht, die Kinder beliebig zu verkaufen.

Bei den nordischen Völkern wurden diese Rechte, wie wir schon öfters hörten, schändlich mißbraucht. Kinder und Weiber, rechtmäßige und unrechtmäßige, wurden verkauft und die Kinder zu schlimmen Ehen oder zur Ehelosigkeit gezwungen. Auf der andern Seite benahmen sich oft auch die Kinder recht unkindlich, vergalten, wenn sich Gelegenheit bot, Gleiches mit Gleichem und überließen ihre Eltern dem Elende, wie wir später noch genauer hören werden.

ausführte, schildert die Schrift: De vita et miraculis patrum Emeritensium 4, 10, Florez, España sagrada 13, 347, Madrid 1782. Ein Herausziehen eines Kindes frustatim ex utero und Wiederbeleben erzählt die V. Joh. de Murro, Anal. Francisc. III, 438. Nach Burchard 19, 5 mußten Frauen in der Beichte gefragt werden: excussisti conceptum tuum antequam vivificaretur — oppressisti infantem tuum . . . aut pondere . . . vestimentorum tuorum suffocasti? und erwähnt 149, daß die Mütter ihre Kinder an den heißen Herd legten. Daher verboten die Konzilien, daß die Mutter ihre Kleinen mit ins Bett nähmen (Mainz 851, Worms 868, wo auch die Abtreibung wie 847 zu Mainz mit strenger Buße belegt wird).

[1] V. Benn. 1, (ss. 12, 61). [2] S. I. B. 310 Nr. 1 und S. 369.

[3] Sterblichkeit, uneheliche Verhältnisse s. Inama-Sternegg, Wirtschaftsgeschichte I², 704; Guérard, Polypt. I, 897. S. oben S. 76 Nr. 1.

[4] Wer keine Frau hatte, konnte weder Zeuge sein noch einen Bürgen oder Zeugen vor Gericht nötigen. Die Caballeros waren nach der Verehelichung ein Jahr lang frei von der Pflicht, ins Feld zu ziehen; s. S. 170.

[5] Gab die Amme schlechte Milch, so traf sie die Strafe des Mordes; Schäfer, Gesch. Spaniens II, 448.

Die Theologen unterließen natürlich nicht, die Kinder an ihre Pflicht zu erinnern. Sie hielten ihnen das Beispiel des Wiedehopfes vor Augen. Wenn die Jungen sehen, heißt es im Physiologus, daß die Alten nicht mehr fliegen können und ihre Sehkraft getrübt ist, so ziehen sie ihnen die alten Federn aus, benetzen ihre Augen und wärmen sie so lange unter ihrem Gefieder, bis sie neue Federn erhalten und das Augenlicht wiederkehrt. Auf jede Weise suchen die Jungen die auf sie in der Jugend verwandte Liebe und Sorgfalt zu vergelten. Wenn die unvernünftigen Tiere ihren Eltern so die Sorgen und Mühen vergelten, wie können vernünftige Menschen ihren alt gewordenen Eltern das tägliche Brot verweigern?

Die Kirche hatte den Grundsatz „nicht allzuviele, aber um so bessere Ehen"; sie bemühte sich mit Erfolg, die Familien mit christlichem Geiste zu erfüllen. In christlichen Ehen wuchsen Kinder heran, die das Entzücken der ganzen Umgebung und die Freude der Menschheit bildeten. Heiligmäßige Eltern wurden mit noch heiligeren Kindern beglückt. Diesen Zusammenhang, der der heutigen Welt ganz verloren ging, erkannten die Juden im Mittelalter wohl und suchten demgemäß ihren Eheunterricht zu gestalten. So erklärte Nachmani in seiner Schrift über die Heiligung der Ehe, durch Läuterung der Phantasie werde der Urgeist herabgezogen und vollkommenere Menschen erzeugt.[1]

Der christliche Sinn gestaltete auch Ehen, die ein heutiges Geschlecht für unerträglich hielte, zu ganz erträglichen Verhältnissen und half über viele Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten hinweg. Besonders waren es die Frauen, die durch ihre Sanftmut auch die rauhesten Männer bezwangen. So anerkannte der keineswegs weiche, zärtliche König Heinrich I. den milden Einfluß seiner Gemahlin Mathilde und pries sie auf dem Todbette: „O du uns immer Treueste und mit Recht Geliebteste! Wir danken Christo, daß wir dich noch lebenskräftig sehen; denn niemand hat sich je mit einem Weibe verbunden, das fester in der Treue und in allem Guten erprobter war. Habe also Dank dafür, daß du uns sorgsam im Zorne besänftigtest und in allem nützlichen Rat erteiltest, uns oftmals vom Unrecht zur Gerechtigkeit zurückriefest und angelegentlichst ermahntest, dem Bedrückten Barmherzigkeit zu erweisen!" Eine edle Dulderin schildert die Kaiserchronik in Lukretia. Spät in der Nacht kehrt ihr Gatte mit einem Gaste zurück. Freudig springt sie aus dem Bette, eilt ihnen entgegen und sorgt für ihre Erquickung durch Speise und Trank. Und als ihr Mann, um sie auf die Probe zu stellen, ihr den Wein ins Gesicht schüttet, geht sie ohne ein Wort des Unwillens oder der Klage in ihre Kammer, kleidet sich schöner als zuvor und bedient liebevoll ihre Gäste weiter. Noch viel Härteres läßt die später noch viel verbreitete Sage die arme

[1] Grätz, Geschichte der Juden 7, 53.

Griseldis erdulden, die längere Zeit mit einem vornehmen Manne in formloser Ehe lebte, bis sie nach langer Probe zum Range einer rechtmäßigen Gattin erhoben wurde. Nicht ohne Grund setzt die Sage solche Vorkommnisse voraus; denn die wirkliche Geschichte bestätigt diese Voraussetzung. Heinrich IV. hegte gegen Berta, mit der er schon im Kindesalter verlobt war, in den ersten Jahren der Ehe eine unüberwindliche Abneigung, und er dachte sogar sich scheiden zu lassen, aber in den schweren Tagen von Canossa, wo ihn alle verließen, hielt sie treu bei ihm aus und gewann dadurch seine dauernde Liebe. Den Gerhard von Roussillon pflegte seine Frau Berta mit unermüdlicher Geduld und unwandelbarer Treue, obwohl er ihre Schwester bevorzugte, und rettete ihm das Leben. Der schwäbische Herzog Burkhard pflegte beim Leben seiner Frau Hadwig zu schwören; nur wissen wir nicht, ob im Ernste oder Scherze.

Im Volke herrschte allerdings eine gewisse Gleichgültigkeit und Kälte. Im Ruodlieb schließt eine Liebesgeschichte nach der Heirat mit dem resignierten Schlußsatz: „Was kümmert's mich, wie sie sich vertragen." Neigung und Verdruß, Schätzung und Geringschätzung wechselten unberechenbar. Das Gedicht vom Einochsen erzählt von drei Dorfherren, die vorschnell ihre Weiber schlachteten, nachdem ein Schlaukopf ihnen weiß gemacht hatte, er besäße ein Zauberhorn, womit er sie schöner wieder zum Leben erwecken könne. Die Dörfler wollten eben auch schöne Frauen besitzen.

Die Schönheit pries sogar ein Mönch wie Guibert, verfällt dabei in eine gewisse Begeisterung für antike Bildwerke und entschuldigt sich damit, daß irdischer Glanz ein Abbild ewiger Schönheit sei,[1] und fährt dann fort: Wenn er die Schönheit seiner Mutter schildern müßte, so müßte er in einen Weltton verfallen, wollte er sie in etwas anderes setzen als in die keusche Stirn, den tugendhaften Blick, das seltene Sprechen und die ruhige Miene. Sie mochte es nicht leiden, wenn jemand andere Frauen tadelte, ihr Mund hatte immer nur ihren verstorbenen Mann zum Gegenstande; so überströmte noch nach seinem Tode ihr Herz von Liebe. Eine solche Furcht vor dem himmlischen Richter erfüllte sie, daß sie jede Sünde verabscheute, und zu einem höheren Alter gelangt, bedauerte sie, daß sie in ihrem gealterten Herzen den Stachel des Schreckens nicht so lebhaft empfinde wie in ihrer Jugend. Ebenso begeistert spricht Hermann der Lahme von Reichenau über seine ehrwürdige Mutter Hiltrude.

Die Frauen waren geradezu Kulturträgerinnen, Menschenbildnerinnen und Lehrerinnen der Zucht. Im Ruodlieb nimmt

---

[1] Laudatur itaque in idolo cuiuslibet materiei partibus propriis forma conveniens, et licet idolum ab Apostolo, quantum spectat ad fidem, nil appelletur (I. Cor. 8, 4) nec quidpiam profanius habeatur, tamen illa membrorum apta diductio non abs re laudatur . . . Quod temporaliter speciosum est, aeternae illius speciei quasi speculum est. Guiberti vita 1, 2,

die Hausfrau den Ehrenplatz, den Hochsitz ein. Die Frauen übten an den Höfen der großen Fürsten und der kleinen Herren einen Einfluß aus, den sogar die ihnen sonst geneigte Kirche mit Mißtrauen betrachtete, so daß sie ihnen die Einmischung in kirchliche und weltliche öffentliche Angelegenheiten untersagen und die wahllose Weihung von Witwen zu Nonnen verbieten mußte, zumal, wenn diese in ihren Familien zu bleiben gedachten. Nicht jeder Fraueneinfluß war eben günstig, und nicht Rom allein sah Gestalten wie die berüchtigten Morozien. Genannt sei nur die normannische Mabilia.

Über die schöne und beredte Griechin Theophano waren die Meinungen recht geteilt. Thietmar von Merseburg rühmt ihren bescheidenen und doch festen Charakter und sagt: „Sie bewährte, was bei den Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres Reiches, indem sie die Hoffärtigen demütigte, die Demütigen erhob.“ Aber sie führte auch nach Deutschland griechische Luxusliebe und Modeneigungen ein, vielleicht sogar noch ärgere Sitten. Ohne Zweifel hatte sie von ihrer schlimmen Mutter einige Adern geerbt. Wenn diese eine Teufelin in Menschengestalt genannt wird, so trifft ein guter Teil dieses Urteils auch auf Theophanos Nichte Zoe zu, die eine große Macht ausübte.

5. Vielweiberei.

Nur die Armen, sagt Hermann von Reichenau, begnügen sich mit einem Weibe.[1] Die Reichen nahmen ungescheut Konkubinen und wandten Mägden ihre Gunst zu. Der Dichter des Ruodlieb warnte die Herren, den Dienerinnen nicht zu viel Gunst zuzuwenden, da sie sich sonst leicht über die Ehefrauen erhöben. In der Tat litt manche Gattin bitteres Weh durch die Zurücksetzung ihres Mannes, und manche mußte sich sogar vor dem ausgesprochenen oder geheimen Kebsweibe demütigen. So erging es der frommen Mutter des Guibert von Nogent. Als ihr Gemahl keine Befriedigung in seiner Ehe fand, hielt er sich ein Kebsweib, das ihm einen Sohn gebar, der aber gleich nach der Geburt ohne Taufe starb, ein Unglück, das die arme Frau fast mehr beunruhigte als die Untreue des Mannes. In Italien und Frankreich bedeutete der Beiname eines Bastards gar keinen Schimpf, viele trugen ihn ihr Leben lang als Kennzeichen. Guibert erzählt von Johann von Soissons, er hätte behauptet, bei den Christen sollten die Weiber eigentlich Gemeineigentum sein, was in der Tat viele im dunkeln schleichende antinomistische Sekten aus der Hl. Schrift beweisen zu können glaubten. Nach der Erklärung des Konzils von Orleans 1022 behaupteten die Anhänger des Kaplans Heribert die Unschäd-

[1] Ad amiculas (de octo vitiis) 1275.

lichkeit der sinnlichen Ausschweifungen. Solche Lehren griffen die adeligen Herren Südfrankreichs begierig auf, weshalb sich der heil. Bernhard veranlaßt sah, sich zum Lobredner der Ehe aufzuschwingen. Wo die kirchliche Ehe fehlt, meinte Bernhard, nehmen die geheimen Sünden überhand.[1] Schlimme Gelegenheit genug boten die Frauenarbeitshäuser, die Gynäceen der Höfe und die Frauengemache, die Kemenaten und Pfiesel der Burgen und Schlösser. Hier hausten nicht nur Dienerinnen, sondern auch Herrinnen beieinander,[2] da die Sitte unter östlichem Einflusse eine gewisse Abschließung verlangte. Wegen des Zerfalles der Wirtschaftshöfe ist von Gynäceen im alten Sinne seltener mehr die Rede als von Kemenaten und Pfieseln, d. h. heizbaren Kammern, worin auch Hausherren in der Regel schliefen. Darauf bezieht sich die öfter erzählte Geschichte von dem jungen Manne, der sich von seiner Geliebten aus dem Frauengemach über den frischgefallenen Schnee tragen ließ. Der Familienvater, der eines Bedürfnisses wegen aufgestanden war, erblickte und erkannte den „Ritter", drückte aber ein Auge zu oder ließ sich von Vertrauten beschwichtigen.[3] Griechische Gynäceen hatten sich unter der Einwirkung arabischer Sitten in förmliche Hareme umgewandelt.[4] Übertrafen doch manchmal die byzantinischen Heere sogar die arabischen durch ihre Sittenlosigkeit.[5] In welchem Ansehen die Byzantiner standen, beweist die Bemerkung Guiberts von Nogent, der Kaiser verurteile aus jeder Familie, die drei oder vier Töchter habe, eine zum Bordell und begünstige die Eunuchenwirtschaft.[6] In diese Frauenhäuser gelangten auch Germaninnen und Slavinnen, deren weiße Hautfarbe andere Schönheitsfehler verdeckte, eine beliebte Handelsware neben Bernstein und Pelz, wie viele Münzfunde beweisen. Neben Griechen nahmen Araber daran teil.

Im Norden fehlten Frauenhäuser so wenig wie im Süden, in Deutschland so wenig wie in England.[7] Als einmal Mönche

---

[1] Tolle de ecclesia honorabile connubium et torum immaculatum; nonne reples eam concubinariis, incestuosis, seminifluis, mollibus, masculorum concubitoribus et omni denique genere immundorum? Serm. 66 in cantic.

[2] Ad mulieres nostras perditus ibat, rief nachts eine Hausherrin über einen verdächtigen Gast; Liutp. ant. 5, 32. Plus quam compressa ancillarum multitudo quaedam pars matronarum mechatur; Thietm. 8, 2.

[3] Wilh. Malmesb. 2, 190; M. G. ss. 21, 358.

[4] Schlumberger, L'épopée III, 363.

[5] Wenn Prokopios einmal die Niederlagen, die die Griechen durch die Germanen erlitten, aus ihrer Unzucht erklärt, so wiederholt der spätere griechische Geschichtsschreiber Kedrenos die nämliche Erklärung bei den Niederlagen durch die Sarazenen (Comp. hist. Paris 1647 p. 728).

[6] Ecce qui habet tres aut quatuor filias, una earum ad lupanar exponitur, et de eo ipso tam putenti lucro, quod infelicium illarum est passione quaesitum, pars nescio quota miseri imperatoris defertur ad fiscum; pars in sumptus eius quae turpiter admeruit, retinetur. Gesta dei per Francos 1, 2.

[7] Die altdeutschen Glossen übersetzen lupanar, prostibulum, meritorium,

eines englischen Klosters ihren Abt aus dem Leben zu räumen unternahmen, beschlossen sie, seine Leiche vor ein Frauenhaus tragen zu lassen, um den Schein zu erwecken, als sei er hier aus Eifersucht in einem Aufruhr erschlagen worden.[1] Daß es in der Tat vor den Frauenhäusern stürmisch hergehen konnte, wußte selbst eine Nonne wie die sächsische Hrotswitha. Sie schildert das Leben und Treiben vor und in den Frauenhäusern mit auffallender Vertrautheit in dem Drama „Die Bekehrung der Thais". Am Beginn des Stückes berichtet ein Schüler dem Paphnutius von den Leidenschaften, die ein junges „Geißlein" erweckt. Nicht allein leichte Knaben verschwenden ihre geringe Habe, sondern auch gewaltige Herren verschleudern eine große Menge kostbarer Dinge, sie damit zu beladen zu ihrem eigenen Schaden. Paphnutius bekehrt Tais, die, umgeben von ihren ehemaligen Liebhabern, ihre goldenen Geschmeide, den Sündenlohn, auf den Scheiterhaufen niederlegt und sich in die Wüste zurückzieht.

Mit viel mehr Liebe als die Sünden ihres Geschlechtes zeichnet indessen Hrotswitha die Standhaftigkeit und den Heldensinn der Frau wie in ihren Dramen so in Gedichten und preist die Gnade, die die Reinheit belohnt. Im Lied von der hl. Agnes zeigt sie, wie Gott selbst im Hause der Schmach die Seinen nicht verläßt. Im Spiele von Dulcitius schlägt Gott den Landpfleger, der drei vornehme Jungfrauen im Kerker vergewaltigen will, mit Blindheit, so daß er die rechte Tür verfehlt, in das Gemach gerät, wo die Köche ihre Geschirre aufbewahren, und Töpfe, Kessel und Pfannen für die Mädchen hält. Die drei Schwestern schauen ihm durch einen Ritz der Scheidewand zu und erzählen auf der Bühne im einzelnen, wie er an die Geräte Küsse und Umarmungen verschwendet. Er wird so beschmutzt, daß ihn seine Soldaten nicht mehr erkennen und die Türhüter des kaiserlichen Palastes ihn die Treppe hinunterwerfen. Ein anderer Mann, Calimachus, war in Drusiana, die Frau eines Christen und Freundin des Apostels Johannes, sterblich verliebt. Drusiana fürchtet, den Liebesbewerbungen des Calimachus nicht widerstehen zu können, und bittet Gott um den Tod. Sie stirbt, Calimachus aber, von einem Diener dazu angereizt, bringt in ihr Grabmal mit schändlichen Absichten ein. Ehe er sie jedoch berührt, stürzt er mit dem Diener tot zu Boden. Johannes erweckt ihn wieder, nicht aber den schuldigen Diener, und bekehrt ihn zu Christus.

Solche Nachstellungen gehörten, wie Hrotswitha wohl wußte, nicht ausschließlich der Vergangenheit an, sie wiederholten sich alle Tage,[2] ebenso oft aber auch Taten der Standhaftigkeit.

---

gymnasium, amphitheatrum, sogar delubrum, sacellum mit Hurenhaus (Graff Glossen IV, 1055). Vgl. Petr. D. op. 47, 4. Gilb. Stuart, View of society 1778.

[1] Mon. h. Brit. I, 494.

[2] Nec sat est, in liberas si hinniat mulierculas, aliena coniunx sternitur, propinqua et ipsa perditur, Herm. Cont. l. c. 1317.

6. Treue und untreue Weiber.

Manche edle Frau wehrte sich wie eine zweite Lukretia, so Giselhilda, die Gattin des schwäbischen Fürsten Lanzo, dessen Argwohn durch falsche Einflüsterungen geweckt war. Lanzo schlich sich, nachts von einer Reise zurückgekehrt, in der Verkleidung ihres angeblichen Verführers ins Haus. Die Frau aber ergriff ein Schwert an ihrem Bette und verwundete den Mann tödlich. Er bekannte noch sein Unrecht und legte eine reumütige Beicht ab. Während der langen Jahre der ehelichen Entfremdung zwischen dem Vater und der Mutter Guiberts von Nogent und während seiner späteren Abwesenheit mußte die brave Mutter unzählige Versuchungen erleiden, schlimme Einflüsterungen von falschen Freunden, Nachstellungen, verführerische Träume, in denen der Teufel sie zur Lust reizte,[1] sie bewahrte aber ihre unverbrüchliche, rührende Treue.

Abgewiesene Liebhaber rächten sich nach der Volkssage dadurch, daß sie ihre Schuld auf die Frauen warfen. So erging es der sagenhaften Gemahlin Karls des Großen, Sibylla oder Blanchefleur genannt. Mit knapper Not entging sie dem Feuertode, mußte in die Verbannung ziehen und zuvor ein Gottesurteil bestehen. In einer verwandten Erzählung brannte bei der Feuerprobe das Hemd über dem Körper der unschuldigen Frau, ohne ihr zu schaden.[2] Mit einem frohen deo gratias begrüßten die Bischöfe den glücklichen Ausgang. Was die Sage meldet, das bestätigt die Geschichte: wir wissen von Richarda, der Frau Karls des Dicken, und der Witwe Emma, der Mutter Eduards des Bekenners, daß sie eine Feuerprobe siegreich bestanden, ähnlich jener, die die Legende der hl. Kunigunde zuschrieb, indem sie über glühende Pflugscharen dahinschritt. Seltsame Probemittel waren die Feueröfen, denen die treuen Fridoline entgingen, die zweiten Opfer der Verleumdung. In der Regel genügte ein einfacheres Mittel. Durch einen Eid reinigte sich Bernhard, der Neffe Ludwigs des Frommen, von dem Verdachte, mit Ludwigs Gattin gesündigt zu haben. Einer Abendmahlsprobe unterzog sich der Bischof von Regensburg nach dem Tode der schwer verleumdeten Herzogin Jutta von Bayern. In der feierlichen Messe wandte er sich vor der Kommunion an die Gemeinde, schilderte die Verdienste der Verstorbenen und sagte dann: „Wenn die Verstorbene das Verbrechen, wegen dessen sie verleumdet ist, jemals begangen hat, so lasse der Allmächtige das heilsame

[1] Subito vigilanti illi ipse inimicus incubuit, et gravissimo pene usque ad exstinctionem pondere iacentem oppressit. Vita 1, 12. Zu den Ausnahmen muß es aber doch gerechnet werden, wenn ein Mann wie der übelberüchtigte Johannes von Soissons seiner Frau nachts einen Parasiten schickte, während er sich selbst anderwärts vergnügte. Quae cum non esse comitem ex corporis qualitate sentiret (erat enim comes foede pruriginosus), suo quo valuit nisu et pedissequarum auxilio scurram dure cecidit; Guiberti v. 3, 16.

[2] Kaiserchronik 15502.

Gnadenmittel des Leibes und Blutes seines Sohnes mir zum Gerichte werden und zur verdienten Verdammnis, ihrer Seele aber zur ewigen Erlösung." Und darauf genoß er, rein an Körper und Geist, das alleinige Heilmittel aller Gläubigen.

Obwohl die meisten Frauen sich durch Treue auszeichneten und rührende Beweise davon gaben, wußten umlaufende Sprichwörter und Ausführungen der Sittenprediger nur Übles zu berichten, so daß man fast glauben müßte, die Untreue sei die Regel gewesen. Achte nicht auf des Weibes Eid, du wirst es bereuen. Selten sind Weiber gut, doch findest du eins, halt's in Ehren.[1] Ein nordischer Spruch lautet: Den Worten eines Mädchens traue niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn wie ein Rad drehen ihre Herzen sich, und Wandel ist in ihre Brust gelegt. Auf solche Sprichwörter stützt sich der Verfasser des Ruodlieb und erzählt zum Beweise Geschichten von leichtsinnigen Weibern. Ein Knecht wußte sich zuerst bei seinem geizigen Herrn und dann bei seiner Frau einzuschmeicheln und heiratete diese nach dem Tode ihres Mannes. In ein viel frevleres Spiel ließ sich der Rotkopf, der rote Ritter, ein falscher Freund Ruodliebs, ein. Während Ruodlieb auf der Wanderschaft in ein Haus einkehrte, wo das Weib alt und der Mann jung war, suchte sich der Rotkopf umgekehrt ein Haus aus, wo die Frau jung war. Hier gebärdet er sich, wie wenn er ein Recht dort hätte, durchbricht das Hoftor, klopft an der Haustüre und fährt die Knaben an: „Kennt ihr mich denn nicht," springt vom Rosse und geht, ohne den Hut herunterzuziehen und das Schwert loszugürten, zu dem nahestehenden Herrn mit den Worten: „Es wundert mich, daß Ihr verschweigt, wer ich bin, Eure Frau ist meine Nichte." Der Alte will nicht verstehen, rascher versteht ihn sein lustiges, lüsternes Weibchen, er lacht, sie lacht ihm entgegen, und das Einverständnis ist fertig. Kaum ist er mit ihr allein, so malt er ihr die Flucht verlockend vor, er wisse ihr einen stattlichen Jüngling, weiß wie Semmelbrot und rot von Wangen. Morgen werde dieser eine Trompete blasen zum Zeichen der Flucht. Dann stellt sich der Rote, wie wenn er gleich wieder abreisen

---

[1] Femina quod iurat, errat qui credere curat. — Femina raro bona sed quae bona digna corona. — Non mutare valet innatum femina morem. — Naufragium rerum mulier male fida marito. Eine ältere angelsächsische Rätselfrage, die schon bei Beda und Alkuin vorkommt, heißt: Drei Männer wollen über einen Fluß, jeder mit seiner Schwester, der Kahn faßt nur zwei Personen, keine der Schwestern soll ohne den Schutz des Bruders unter den fremden Männern weilen. Im zehnten Jahrhundert erhielt diese Frage folgende charakteristische Gestalt: Zwei Männer und drei Gattinnen wollen über einen Fluß; es können aber in dem Kahn jeweilen nur zwei Personen Platz finden. Die zwei Gattinnen, deren Männer zugegen sind, fürchten, wenn sie sich von ihnen entfernen, würden sich diese eine Untreue mit der dritten, die ohne ihren Mann dabei ist, zuschulden kommen lassen. Sie müssen also dafür sorgen, daß je eine Gattin bei den Männern bleiben und sie überwachen kann. Hagen, Rätselpoesie 31. Vgl. Novellino 26.

wollte, und täuscht damit auf einen Augenblick den alten Mann, legt aber sonst seinen Gefühlen keinen Zwang an. Der Alte, ein häßlicher, haariger, krummbeiniger Mann, merkt bald das Einverständnis und wehrt ihren Späßen: es sei unverständig, sagt er, daß sie in seiner Gegenwart so vertraulich verkehren. Zum Schein tritt er aus, als ob ihn ein Bedürfnis trieb, bleibt aber vor der Türe stehen und sieht durch einen Spalt, wie der Rotkopf seine Frau umarmt. Dann folgt eine heftige Szene; die beiden Männer schlagen sich, und der Alte wird zum Tode getroffen. Flugs holt man den Pfarrer, dieser kommt, fragt den Kranken, ob er glaube und seine Sünden bereue. Nachdem er beides bejaht, reicht er ihm den „Leib des Herrn". Andern Tages entbietet der Ortsrichter das Dorfting, die Geschworenen, die sich zur Malstätte am Kirchplatz einfinden, und ladet den Rotkopf, die Frau und die Kinder des Verstorbenen vor die Schranken. Der Rote schiebt alle Schuld auf die Frau, die ihn verführt hätte. Die Frau ist ganz zerknirscht: „Wenn ihr mich am Baume hängen wollt," sagt sie, „schneidet mir das Haar ab und flechtet es zu einem Stricke, damit ich durch das leide, womit ich oft schuldig geworden bin, aber nach drei Tagen nehmt den Leib herab, verbrennt ihn und werft die Asche in das Wasser, damit nicht durch mich Hagel und Mißwachs entstehe. Wenn ihr wollt, will ich mich gerne in einen feurigen Ofen und in eine Kloake werfen lassen, ich bin dieser Strafe würdig." So „richtet sie sich selbst", rührt die Richter und den Umstand zu Tränen. Alles Volk weint und ruft, es sei nicht nötig, daß sie sterbe. Die Geschworenen geben den Spruch: „Wir schenken ihr das Leben, wenn sie ihre Tat bereut und büßt." Auch die Stiefsöhne werfen sich zu Füßen des Richters und wollen, daß sie Herrin des Hauses sei wie bisher. So wird ihr die Strafe geschenkt, der Rote aber hingerichtet. Die Frau kehrt nach Hause, verstümmelt sich selbst, kleidet sich in ein rußiges Gewand, schläft ferner nur auf einer Bank, ißt nur einmal abends ein schwarzes Aschenbrot, betet die Psalmen und besucht fleißig die Kirche. An Feiertagen erscheint sie schon am dunkeln Morgen als erste der Gläubigen zur Matutin, verläßt die Kirche erst am hellen Tage, geht kurz nach Hause, sich zu waschen, und kehrt um neun Uhr zum Hauptgottesdienst zurück.

Da Ruodlieb sich vor der Untreue der Frauen fürchtet, sträubt er sich mit aller Kraft gegen eine ihm zugedachte Heirat. Nachdem sein Neffe verheiratet war, drangen die Verwandten in ihn mit der Zumutung, er solle ein adeliges Fräulein[1] aus der Nachbarschaft ehelichen. Ruodlieb aber gedenkt der Worte seines weisen Königs, eine ehrbare Frau zu wählen und auf den Rat der Mutter zu hören. Er kommt hinter die Geheimnisse der Auserwählten.

[1] Dominella, die Braut des Neffen hieß herilis.

Sie hatte eine Liebschaft mit einem Kleriker unterhalten, und er bekommt Liebespfänder in die Hände. Diese weiß er geschickt dem Boten beizubringen, die er auf den Willen der Mutter zur Werbung abschickt. Das Fräulein nimmt den Boten sehr erfreut auf und sendet ihm einen leidenschaftlichen Gruß. Aber wie rasch ist sie enttäuscht, als sie merkt, Ruodlieb wisse um ihr Geheimnis! Sie selbst noch kann dem Boten sagen, sie wolle nichts von einer Heirat wissen.

Ebenfalls war ein Kleriker nach gut beglaubigter Erzählung, die Hrotswitha in Verse brachte, in das Schicksal des edlen Gangolf verwickelt. Trotz aller Milde gegen sein ehebrecherisches Weib beredete sie mit ihrem Buhlen einen Anschlag auf Gangolfs Leben, der dem Frevler gelang. Doch kamen beide um den Lohn ihrer ruchlosen Tat.

Willa, die schlimme Gattin Berengars, jenes Königs, der die hl. Adelheid verfolgt hatte, unterhielt ein Verhältnis mit dem häßlichen Lehrer ihrer zwei Töchter, einem rohen, roten, haarigen, bockigen Gesellen, wie Liutprand ihn schildert. In einer Nacht verriet ihn das Bellen eines Hundes, der ihn in den Fuß biß. Schnell besonnen versetzte sich das böse Weib in die Rolle von Potiphars Frau und verleumdete ihn mit dem Erfolg, daß Berengar ihn schändete.[1] Sein Weib aber liebte er nur um so zärtlicher. Die gleiche Rolle spielte nach der Sage die angebliche Gattin Ottos III., der bekanntlich unvermählt starb. Da Amulo, der Herzog von Modena, zu dem sie in heftiger Liebe entbrannte, ihre Leidenschaft nicht erwiderte, bezichtigte sie ihn der Notzucht. Kaiser Otto ließ ihn hinrichten, aber das Weib des Unglücklichen, dem er die Wahrheit geoffenbart hatte, rettete wenigstens seine Ehre, bestand für ihn siegreich die Eisenprobe, worauf Otto seine eigene Gattin zum Feuertode führen ließ. Diese Sage ist wohl die Nachdichtung einer wirklichen Geschichte, die sich am Hofe Konstantins des Großen zutrug. Konstantin ließ die schuldige Gattin ersticken, nachdem er zuvor den unschuldigen Stiefsohn hatte voreilig töten lassen.

In der sinnlichen Erregung vergaßen die Damen die schrecklichen Strafen, die ihnen drohten. Noch immer hatte, trotzdem die Kirche es verabscheute, das Volksrecht seine Geltung, daß eine Ehebrecherin sowie ihr Buhle auf frischer Tat getötet werden konnten. Der hl. Adalbert nahm einmal eine des Ehebruchs beschuldigte arme Edelfrau auf und wies ihr das benachbarte Nonnenkloster an. Ihr Mann hätte sie verschont, aber die Verwandten rückten mit Schwertern und Spießen aus, drangen mit Kriegern in den bischöflichen Hof und zwangen den Wächter durch Drohungen, daß er ihnen den Aufenthalt der Unglücklichen verriet. Vergebens

---

[1] Virilia amputata; Liutp. 5, 32.

klammerte sie sich an den Altar, sie wurde herausgerissen und durch das Schwert eines elenden Dienstknechtes tödlich verwundet, da ihr Mann sich weigerte, das Familienurteil zu vollziehen.[1]

In Spanien traten arabische Anschauungen noch verschärfend hinzu. Wer die Ehebrecherin nicht tötete, der verlor seine Ehre. Als einmal ein spanischer Caballero einen anderen beim Ehebruch ertappte, begnügte er sich, ihn zu entmannen. Darauf verklagten die Verwandten den Beleidigten beim König, und dieser ließ ihn hängen, weil er seine Frau geschont hatte. Denn nur dann, heißt es in der Entscheidung, wenn er seine Frau tötet, gilt er nicht für einen Gehörnten, einen Hahnrei.

7. Die Geistlichen und die Frauen.

Ein Graf Johann von Soissons erklärte, er ginge nur in die Kirche und halte Vigilien, um schöne Frauen zu sehen.[2] Ähnlicher Gesinnung scheint Enguerrand von Boves, der Neffe eines Bischofs, gewesen zu sein.

Um allen Gelegenheiten und üblen Nachreden vorzubeugen, glaubten viele strenge Männer, den Geistlichen jeglichen Umgang mit Frauen untersagen zu müssen. Dagegen meinte ein so frommer Mann wie Rather von Verona, weiblicher Umgang sei für einen Bischof nicht ganz zu umgehen. Gewiß beschränkten die Kirchengesetze diesen Umgang, dennoch würde man unrecht tun, den Bischof zu bestrafen, ihn wohl gar zu entsetzen, wenn man ihn mehr, als ihm erlaubt sei, mit Frauen umgehen sähe. Er könne das ja in der Absicht tun, sie zu bekehren. So haben die ägyptischen Einsiedler schlimme Nachreden nicht gefürchtet, wenn sie unglückliche Geschöpfe vom Untergang retten wollten. So sei auch das Schwelgen den Bischöfen verboten; aber ihr Verkehr mit Schwelgern könne auch einen guten Zweck haben.[3]

Andere aber dachten viel strenger und malten die Gefahren der Versuchung in abschreckender Weise aus und erzählten Geschichten, wie furchtbar die Unenthaltsamkeit bestraft wurde, wie der Tod die Sünder mitten in ihrem Pfuhle abrief, wie höllisches Feuer in ihren Eingeweiden brannte, wie Sünderinnen in ihren Geburtswehen starben.[4] Allerdings gestanden auch die frömmsten Männer

---

[1] V. 19.

[2] Pulchras, ait, mulieres, quae istic coexcubant, libenter attendo (Guib. v. 3, 16).

[3] Prael. 4, 6.

[4] Odo coll. 2, 26; 3, 21; P. Dam. lib. grat. op. 6, 18. Eine schreckliche Strafe für leichtfertige Auffassung der Pollution, ib. 26; M. 133, 570; vgl. Cassian. coll. 2, 23; Hincm. div. Loth. int. 12; M. 125, 692; 103, 848; Hildeb. Turon. ep. 1, 23; Burc. d. 17, 40. Aberglaube an succubi Thom. Cant. 2, 57, 6, 39 (Vision). Über viele unnatürliche Laster s. Petr. Dam. liber gomorrhianus.

gerne, daß die Enthaltsamkeit nicht leicht sei, daß es ein großes Opfer, ein Kreuzweg, ein unblutiges Martyrium sei,[1] und schilderten die Schande der Sünde recht abschreckend. Selbst der Verfasser eines Liebesromanes, des Ruodlieb, zählt mit derber Realistik die Verheerungen auf, die eine kurze Spanne Zeit an den schönsten weiblichen Formen hervorbringe. Der hl. Odo ging noch weiter. „Die weibliche Schönheit," sagt er, „besteht nur in der Haut; wenn die Menschen das, was unter der Haut steckt, sehen könnten, wie man sagt, daß die böotischen Luchse ins Innere zu schauen vermögen, würde es Erbrechen verursachen, Weiber anzuschauen. Der ganze Reiz setzt sich zusammen aus Schleim, Blut, aus der Feuchtigkeit und der Haut. Wer beachtet, was zwischen der Nase, im Schlunde, im Bauche liegt, wird nur Schmutz finden. Da wir nicht einmal mit den äußersten Fingerspitzen Schleim und Kot anrühren mögen, warum begehren wir so eifrig das Schmutzgefäß selbst zu umfassen.[2] Obwohl Gott den Menschen mit Würde geziert hätte, ließ er ihn doch vieles Unwürdige dulden, um den Stolz des Fleisches zu zähmen. Darum ekelt uns ein Menschenhaar in einer Speise, in einem Tranke; wir können wohl Sandflöhe ansehen, aber wir haben einen Abscheu vor dem aus der Unreinlichkeit der Haut entstandenen Ungeziefer. Alle Schönheit des Körpers stammt nicht vom Fleische, sondern von der Seele. Wenn die Seele entweicht, flüchtet auch die Schönheit, ein Leichnam flößt nur Schrecken ein." „Die Schönheit der Seele ist frei und grenzenlos, die Körperschönheit eng begrenzt." Im gleichen Sinne nennt Notker in seinem Briefe an Salomo, der für weibliche Reize nicht unempfänglich war, Wesen, die im Fleische aufgehen, häßlich, schandbar: „Nimm dein Auge in acht, daß es nichts Schandbares sieht." Nur wenn Salomo die Frauen miede, meinte Notker, würde das Volk ihn würdig preisen. „Liebst du nur eine, so verlachen dich alle andern; liebst du alle, so beleidigst du das Herz der einen. Sei ein Mann und bezähme die Sinne."[3]

---

[1] Crucem vere baiulat, qui corde et corpore castus carnis curam in desideriis nequaquam facit; Odo, coll. 2, 11.

[2] Et si nec extremis digitis flegma vel stercus tangere patimur, quomodo ipsum stercoris saccum amplecti desideramus? S. Odon. coll. 2, 9; M. 133, 556. Über diesen Vergleich hat die Neuzeit keinen Grund, sich sittlich zu entrüsten; sie kennt noch viel schlimmere Vergleiche.

[3] Ne tendas oculos caelebs ad turpia charos etc. Turpissimae mulieres; M. G. p. l. IV, 341.

LV. Krankheit, Gesundheitspflege und Tod.

Lebensfreude kannte auch der mittelalterliche Mensch und strebte nach dem Lebensgenuß, aber er sprach nicht davon. Die Lebenskünstler schwiegen darüber. Das Leben war eben doch zu hart, und die Menschen machten es noch schwerer, als es an sich schon war. „Wehe denen," schreibt Thietmar, „die auf dieser Pilgerfahrt lange einherwandeln und diese Zeit durch schlimmes Tun verlieren. Die schlecht handeln, vergrößern nur desto mehr ihre Strafe, je länger sie leben; die dagegen, denen ihr irdisches Dasein abgekürzt wird, büßen schnell das Begangene ab."[1] Den Frommen und Gottesfürchtigen aber, meint Odo von Cluny, müsse ein früher Tod deshalb willkommen sein, weil so die freigewählte Mühsal bald ein Ende finde; das Leben habe Gott mit Leiden oder mit Arbeit angefüllt (mit der Arbeit als Buße), aber Gott habe dafür gesorgt, daß die Mühen nur kurze Zeit, die Freuden hingegen endlos dauern.[2]

So achtete man das Leben gering, freute sich über einen frühen Tod, und nicht wenige kürzten ihr Leben ab; nur vermieden sie einen förmlichen Selbstmord.[3] Die Leute erreichten denn auch kein hohes Alter, selbst hochstehende Männer nicht, da die Gesundheitszustände ungünstig waren, wie wir schon öfters hörten.[4] Das niedere Volk litt zudem an den vielen Hungersnöten, die besonders häufig im zwölften und vierzehnten Jahrhundert auftraten.

Zur Zeit der Not aß das arme Volk, was ihm unter die Hände fiel. Hunde, Katzen, Esel und Pferde galten als Leckerbissen, und Haberbrot schmeckte gar nicht schlecht. Viele mußten sich mit Wurzeln und Kräutern, Gras- und Baumrinde, Fröschen und Schlangen ernähren. Wiederholt berichten die Annalen, daß die Not zum Kannibalismus, zur Menschenfresserei führte.[5] Da trotzdem die Leute massenhaft hinwegstarben, konnten sie nicht mehr ordnungsmäßig begraben werden, und es entstanden daraus ansteckende Krankheiten. In anderen Jahren schwelgte man im Überfluß. Die Schwelger aber befiel die Glieder- und Fußsucht, und den Körper bedeckten Geschwüre aller Art.

---

[1] Chron. 6, 47 (ss. 3, 828).

[2] Coll. 3, 31,

[3] Exsecrabile malum est sibi inicere manus . . . Sed quod dici dolor est, adhuc hodie nomine tenus Christiani hoc faciunt; Christ. Druthm. in Matth. 43. Wilh. Malm. 2, 139 adolescens delicatus et vitae pertaesus (Gadwinus). Rather. dial. conf. 11.

[4] Der Kanzler Bruno, Bruder Ottos des Großen, starb mit 40, Thietmar, Bischof von Merseburg, mit 43 Jahren, die meisten französischen Könige, die Richer anführt, zwischen 30 und 40 Jahren.

[5] Curschmann, Hungersnöte 59.

Zur Pflege der Gesundheit geschah nur wenig, in vielen Gegenden und Kreisen aber immerhin etwas, manchmal sogar mehr, als wir nach den allgemeinen Voraussetzungen der Lebenshaltung erwarten würden. Wir hören schon viel von Bädern, von einer Wohltat, die man auch den Armen zuwandte. Von dem Grafen Ansfrid von Löwen erzählt Thietmar, er habe täglich 72 Arme gespeist und für die Schwachen und Kranken Bäder in hohem Alter noch zur Buße mit eigener Hand bereitet. Zu diesem Zwecke trug er, hören wir, das Schaff vom Flusse zur Höhe, pflegte die Badenden und reichte ihnen Kleider. Nach St. Gallen kam eines Tages ein dicker Welscher, der sich lahm stellte und auf einem Karren gefahren wurde. Ein Klosterbruder geleitete ihn ins Bad, und der Badediener richtete ihm das Schaff her. Da war ihm das Badewasser zu heiß, und er rief romanisch: cald, cald est! Der Diener verstand: es ist zu kalt, und schüttete immer mehr heißes Wasser aus dem Kessel, je mehr jener schrie cald est. Da vergaß jener auf einmal seine angeborene Lahmheit, sprang heraus, lief zur verschlossenen Tür und arbeitete am Riegel. Als der Diener sah, daß er ein Betrüger sei, nahm er ein Scheit vom Feuer und prügelte ihn wacker durch.

Jeder Gast, der in einem Kloster einkehrte, hatte einen Anspruch auf ein Bad, wenigstens auf ein Fußbad, das Mandat, damit er sich vom Straßenschmutz reinigen und anständig erscheinen konnte. Die Mönche selbst wuschen sich morgens nach dem Aufstehen und erhielten abends das Mandat. Wer überhaupt abends in anständiger Gesellschaft das Mahl einnehmen wollte, wusch sich zuvor oder reinigte sich wenigstens die Hände. Daher hingen in den Klöstern Waschschüsseln umher, zumal im Refektorium, und schlossen sich an die Schlafsäle Wasch- und Baderäume an. In dem italienischen Kloster Farfa lag im Fremdenhause bei jedem der 40 Männerbetten und der 30 Frauenbetten ein eigentümlicher Raum, der verschiedenen Zwecken dienen konnte, wie aus der Bezeichnung latrina hervorgeht, die schon bei den Römern einen Doppelsinn hatte. Doch überwog offenbar die harmlosere Verwendung; denn auch den Dienern standen 12 solch gewölbte Räume mit ebensovielen Waschkufen zur Verfügung.[1] Genau ebenso besaßen in St. Gallen nicht nur die Schüler und Kranken, sondern auch die Diener ihre eigene Badestube. Wenn mit der Abt- und Fremdenwohnung kein eigenes Badehaus zusammenhängt, so liegt die Ursache darin, daß es hier genügte, in ein Zimmer das Badeschaff zu stellen.

Die Badenden lagen nicht wie später in langen Wannen, sondern saßen oder hockten in runden Gefäßen, Schaffen, Kufen, Bottichen; so wird auch das Taufbad noch im neunten Jahrhundert

[1] Latrinae cryptae, M. G. ss. 11, 547; Kulturg. d. r. Kaiserzeit 1, 62.

dargestellt.[1] In den St. Gallener Badehäusern umstanden vier solche Schaffe den Herd. Während der Badende in der Kufe saß, schöpfte ein Diener das Wasser vom Herdkessel und übergoß ihn, oder der Badende stieg in das schon gefüllte Gefäß. Da die Seife noch nicht allgemein im Gebrauch stand, wurde dem Wasser meist eine scharfe, durch Abguß über Asche gewonnene Lauge beigemischt. Noch im Wasser ließ sich der Badende, wenn er es nicht selbst tat, von Dienern oder Dienerinnen säubern, striegeln, kämmen, scheren. Ein Kamm oder Badewedel gehörte zur notwendigen Ausstattung eines Waschzimmers. Als der Bischof Adalbert von Augsburg das Kloster St. Gallen besuchte, ließ er als Geschenk an ehernen Ketten Kämme aufhängen, die durch ihre Größe und kunstfertige Gestaltung auffielen.[2] Ob schon Bademäntel und Ruhebetten im Gebrauch standen, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls aber fehlten nirgends Kamm und Schere. Später gehören jene Stücke ebenso zur Ausstattung eines Warm-, wie eines Schwitzbades.



Kamm des hl. Heribert von Köln, zehntes Jahrh.

Noch höher als das Warmwasserbad schätzte man das Schwitzbad in der „Stube", wo Wasser auf den glühenden Herd gegossen und der Schweiß mit warmem Wasser abgeflößt wurde. Die Slawen, die nur diese eine Art des Bades kannten, schrieben ihm die Wirkung zu, alle Krankheitsstoffe aus dem Körper zu entfernen. Die viel verbreiteten Seuchen des Mittelalters haben auch allmählich die Bauern gezwungen, in jedem Dorfe eine Badestube zu errichten und fleißig zu baden.

Bei diesem großen Eifer für alle Arten von Bädern blieben die Mineralbäder und Gesundbrunnen nicht unbeachtet. Schon

---

[1] S. S. 91.
[2] Meyer von Knonau, Ekkehards IV. Kasus (1878) S. 224.

früh machten die Mönche auf sie aufmerksam, da sie nach jedem Mittel griffen, den armen Kranken zu helfen. So haben schon im neunten Jahrhundert Benediktiner von Weißenfels das in der Völkerwanderung zerstörte Baden-Baden, das schon die Römer kannten, wiederhergestellt. Zu den am frühesten genannten Heilbrunnen gehörten die den Klöstern gehörigen Bäder von Kissingen und Pfäfers, Langenschwalbach, Burtscheid und Moyen-Moutier.[1]

Mit dem Warmbad verband sich häufig der Aderlaß, den die Germanen von den Römern gelernt hatten, wie schon der griechische, aber etwas mundgerecht gemachte Ausdruck Fliodema, entstanden aus Flebotomia, beweist. In St. Gallen lag neben dem Badehaus ein Aderlaßraum. Mit einer gewissen Feierlichkeit schritten die Mönche zur Blutentziehung, und zwar alle zwei Monate, schickten ihre Gebete voraus und begleiteten sie mit Stillschweigen und Psalmengesang.[2] Nach der Kur folgten Ruhe und reichliche Speisung, wozu eigene Pfründen bestimmt waren. Strenge Männer betrachteten die Sitte mit gemischten Gefühlen, um so mehr als nach weltlicher Art sich Lustbarkeiten damit verbanden.[3]

Dagegen fehlten öffentliche Krankenhäuser fast ganz. Die Kranken suchten höchstens Zuflucht in den Herbergen, den Xenodochien. Aus diesen gingen, wie schon der Name beweist, die Hospitäler des Mittelalters hervor. Nicht einmal eigene Zimmer standen den Kranken zur Verfügung; nur die Aussätzigen hatten eigene Wohnungen, besser gesagt, elende Hütten. Denn die Aussätzigen setzte, wie schon ihre Benennung verrät, das harte Geschlecht aus, gab ihnen ein Horn in die Hand, damit sie durch Blasen ihre Nähe verrieten; daher nennt sie schon Otfried Hornbrüder.[4]

Im übrigen aber fanden die Kranken meist eine anständige Verpflegung; denn der fromme Sinn des Mittelalters rechnete es sich zur Ehre an, Kranke zu bedienen. Selbst hochgestellte Männer, Bischöfe, Fürsten und noch mehr fromme Frauen ließen sich herbei, den Armen zu Hilfe zu kommen, den Fieberkranken Kühlung zuzufächeln, Bäder zu bereiten, Aussätzige zu reinigen. Sogar von einem Manne, von dem wir es am wenigsten erwarten, nämlich von Heinrich IV., schreibt sein Lobredner: „Bei der Tafel selbst schauderte er nicht vor dem Eiter und Geruch des Geschwürigen, während der, der den Tisch bediente, vor dem Übelriechenden die Nase in Falten zog oder verschloß. In seinem Schlafgemach lagen Blinde, Lahme und allerhand Kranke, die er selbst entschuhete, niederlegte, bei Nacht

[1] Das von Kolumban gegründete Kloster Luxeuil lag in der nächsten Nähe einer Heilquelle; vgl. Lersch, Balneologie 141; Martin, Badewesen 265 ff.

[2] M. G. ss. 10, 284; L. ord. S. Vict. Ducange s. v. minuere.

[3] S. I. Band 215; D'Achery Spic. I, 673; P. Dam. op. 49, 6; 51, 7; M. G. cap. 1, 344.

[4] Vgl. dagegen Konzil v. Clermont 549 (21), Lyon 583 (6).

[5] Heyne, Körperpflege 172.

sich erhebend bedeckte, ohne selbst die Berührung dessen zu scheuen, den seine Krankheit zur Verunreinigung des Lagers nötigte.“ Noch weit übertroffen wurden die Männer von den Frauen, denen Gott ein mildes Herz in die Brust legte. Nicht milde, sondern wilde Weiber, wilde Meerweiber hießen die als halbe Heidinnen, Zauberinnen, Hexen angesehenen heilkundigen Frauen, auch wenn sie sich auf Naturheilmittel beschränkten.

Zu solchen natürlichen Mitteln griffen auch Geistliche und Mönche. Jedes Kloster besaß eine Kräulerkammer, d. h. eine Apotheke, ein Wort, das die alten Glossen mit Krauthaus, Spezereigadem übersetzten. Unter den Heilstoffen begegnen uns manche, die schon die alten Römer geschätzt hatten, der Theriak und der Alantwein, paulinischer Trank genannt mit Bezug auf die bekannte Timotheusstelle vom schwachen Magen, dem der Wein aufhelfe. Der Markgraf Liuthar von Brandenburg hatte in der Krankheit zuviel vom „paulinischen Tranke“ genossen und starb plötzlich im Rausche.[1]

Genau wie zur Römer- und Germanenzeit vertraute fast niemand auf natürliche Heilmittel allein; mindestens mußte ein Zaubersegen oder ein Weihgeschenk nachhelfen. Selbst bei der gebildeten Bürgerschaft Italiens fanden noch im zwölften Jahrhundert Arzneien nur dann einen Zuspruch, wenn der Käufer versicherte, daß die Heilkräuter unter Beobachtung geheimnisvoller Gebräuche gepflückt und mit Beschwörungen ausgestattet seien.[2] Darauf mußte sogar die wissenschaftliche Arzneikunde achten. Ein Arzt hatte immer etwas Geheimnisvolles an sich und hieß daher Lachenäre, Zauberer. In der Tierfabel spielt der Fuchs, der fromme Pilger, der schon Rom und Jerusalem gesehen hatte, den Heilkünstler, ohne sich jedoch aufzudrängen. Als der Löwenkönig krank darniederlag, ließ er sich lange bitten, bis er erschien, und machte sich kostbar, wußte aber seine Heilmittel am besten anzupreisen und aufzureden und mischte vernünftige Maßregeln mit lächerlichen Zaubereien. So verlangte er zuerst gutes, dürres Holz zum Feuern, das keinen Rauch erzeugte und keine Vorhänge verdarb, befahl das Zimmer zu lüften, zu kehren und mit wohlriechenden Blumen zu bestreuen, auch Wachskerzen auf den Tisch zu stellen. Der Bär mußte Holz holen, das Kamel Kleider, Otter und Biber Wasser, der Igel Äpfel. Der Luchs und die Gemse mußten Wache halten, der Eber die Türe hüten und das Eichhorn von hoher Warte aus die Feinde erspähen. Der arme Wolf, den der Fuchs mit seinem grimmigen Hasse verfolgt, muß sich seine Haut abziehen lassen, damit sie dem kranken Könige als heilende Hülle diene. Auf den Rat des Fuchses legt sich der König zu Bette in die Wolfshaut gewickelt; während

[1] Thietm. 6, 52.
[2] Davidsohn, Geschichte v. Florenz 1, 773.

aber Bett und Zimmer gelüftet werden, muß er sich unter den duftenden Blumen an der Quelle des Gartens ergehen. Über der Tafel muß das Einhorn mit seiner Mädchenstimme singen, und es wird das Leben des gefangenen Mönches Malchus verlesen. Die übrige Zeit, rät der Fuchs, solle sich der König durch den Parder mit geistlichen Gesängen vertreiben lassen, und der Fuchs selbst holt den Parder deshalb ab. Der Parder kommt so in Gunst, daß er vom Könige adoptiert und gesalbt wird. Auf dessen Rat werden süßsingende Vögel ans Krankenbett berufen. Andere Vögel geben Heilmittel an, und zuletzt erhalten alle Räte große Lehen, der Fuchs die Burg des Wolfes.

Die berufsmäßige Arzneikunst hatte ihren Sitz in Italien, Griechenland und Spanien. Die hier gebildeten Heilkünstler, archiatri, genossen ein hohes Ansehen; der nach diesem Ausdruck gebildete Name Arzt verdrängte die älteren Bezeichnungen dieses Standes. Wahrscheinlich stammt der Ausdruck aus der berühmten Schule von Salerno, die aus griechischen Anregungen herauswuchs (erst im dreizehnten Jahrhundert wirkte die arabische Wissenschaft ein). Die Lehrer und ihre Schüler waren Laien, keine Kleriker, und ihre Töchter und Frauen nahmen teil an ihrem Berufe.[1] Doch stand die Schule immer in freundlichen Beziehungen zum benachbarten Kloster Monte Cassino, das ihre Wissenschaft wohl zu schätzen wußte. Schon der hl. Heinrich nahm in einer Krankheit zu den Mönchen von Monte Cassino seine Zuflucht; in der Tat befreite ihn der hl. Benedikt, wie die Legende meldet, in der Nacht von seinem Steinleiden. Viel häufiger als in dem immer viel weltlicheren Italien übten im Norden die Arznei- wie Rechtskunde Kleriker und Mönche aus. Wegen seiner Kenntnisse in dieser Richtung berühmt waren der große Gerbert von Aurillac und Fulbert von Chartres. Kaum zurück stand hinter ihnen der St. Gallener Notker Pfefferkorn, der Arzt oder Physikus schlechtweg genannt, und der in Corvey gebildete Kleriker Thiedegg, der in den Dienst des böhmischen Königs Boleslaw trat. Die Kleriker haben sich sogar an Operationen gewagt.[2] Wegen der vielen Gefahren erließ die Kirche später wiederholt Verbote, die bis heute fortwirkten.

Mit den geistlichen Ärzten wetteiferten erfolgreich die weltlichen, darunter namentlich jüdische und bald auch arabische Ärzte. Obwohl der Wettbewerb noch keine enge Reibung schuf, fehlte es doch nicht an Eifersucht, die weniger der Brotneid als der Ehrgeiz schürte. Die Eifersucht verbitterte die Gegner wohl so stark, daß sie einander nach dem Leben trachteten. So erzählt Richer von einem Salernitaner Arzt, daß er an der königlichen Tafel seinem

---

[1] Berühmt war z. B. Trotula, Abella; Pagel, Handbuch d. Gesch. d. Medizin I, 639; Bauer, Frauenspiegel I, 171.

[2] Ekkeh. c. 14, 16; M. G. ss. 2, 136, 147; Thietmar. 7, 41. Heyne, Körperpflege 172.

Gegner, dem Bischof Derold, Gift unter die Speisen mengte, das er unter dem Fingernagel verborgen hatte. Derold verspürte sogleich das Gift, nahm ein Gegenmittel und vergalt seinem Gegner bei der nächsten Tafel Gleiches mit Gleichem. Dieser hatte kein so gutes Gegengift zur Verfügung, er mußte sich in diesem sonderbaren Duell für überwunden erkennen, kam aber, da ihm sein Gegner, der Bischof Derold, mit seinem Gegengifte zu Hilfe eilte, mit einem kranken Fuße davon. Wie es scheint, wurde die Erzählung verbreitet, um die Leute von dem übereilten Vertrauen zurückzuhalten, das sie zu den fremden Ärzten trieb. Von den Arabern glaubte das Volk allgemein, daß sie ihre Kunst der Hilfe teuflischer Mächte verdanken. In den französischen Romanen haben die Zauberer in der Regel ihre Studien zu Toledo gemacht; sie verstehen mittelst ihrer Zauberkünste dem Menschen jede erwünschte Gestalt zu geben, ihn zu verjüngen, zu veraltern, ihn häßlich oder schön zu machen.

Im allgemeinen ergaben sich die Menschen stumm und kaltblütig in ihr Schicksal, ohne sich um die Ärzte viel zu bekümmern, waren mehr auf das Heil ihrer Seele als ihres Leibes bedacht und bestellten bei Zeiten ihr Haus. Der sonst weltliche Bischof Salomo von Konstanz beschließt seine Trauerrede auf die trostlose Lage des Reiches mit einem Hinblick und Hinweis auf den Zustand seiner eigenen Seele und bekennt trüben Herzens: „Sosehr ich die Völker beklage, so nagt doch an mir noch mehr die stetige Sorge um mich selbst; denn ich halte mich für kränker als irgendeinen unter den Herrschern und Priestern. Aus mehr Wunden blute ich und bedarf auch der Arzneimittel mehr. Der Ruhe nachzugehen und das lärmende Getriebe der Welt zu verlassen, mahnt mich das Gesetz, das mein Gemüt beherrscht, und es kämpft mit dem, das in den Gliedern wohnt. Die Welt und dich selbst zugleich kannst du doch nicht retten. Die Welt bebt und schwankt, und wenn du dich vermessest, Schwankendes zu stützen, erdrückt dich nur die Last. Verteile dein Gut und hilf den Armen."

Fühlte der Mensch den Tod sich nahen, so legte er ein Bekenntnis seiner Sünden ab und hüllte sich in ein Bußkleid. Der Mönch Wolo in St. Gallen, der von einer getäfelten Decke unmittelbar vor dem Altare der Jungfrauen herabstürzte und sich den Hals brach, konnte eben noch ein Bekenntnis ablegen, rief dann mit Andacht „die heiligen Jungfrauen" an, die er immer geliebt hätte, und erklärte: „Diese wissen, daß ich, obwohl sonst ganz ruchlos, doch nie ein Weib erkannt habe." Auch nach der Lossprechung und nach dem Empfang der „Wegzehrung" erwarteten die Sterbenden das Ende im Bußkleide, in einem härenen Gewande mit Asche bedeckt oder über einem Aschenkreuz oder auf

[1] M. G. ss. 4, 504.

Stroh am Boden liegend, bestellten sich Seelenmessen, spendeten zur Tilgung ihrer Sünden reichliches Almosen und errichteten fromme Stiftungen. So verteilten Ulrich, Mathilde und Bruno all ihren Besitz an Arme und Kirchen.[1] Als der altersschwache Bischof Hatto von Mainz nach Italien zog, kehrte er bei dem Bischof von Konstanz ein und hinterließ ihm seinen Besitz zur Verteilung für den Fall, daß er nicht mehr lebend zurückkäme. Ein frommer König machte drei oder vier Teile und übergab einen den Armen, einen zweiten der Kirche, einen dritten seinen Dienstmannen und je nachdem einen Teil seinen Verwandten.[2]

Die Kommunion empfingen die Sterbenden, wenn es möglich war, von einem in der Nähe messelesenden Priester. Von Odo, dem Stifter von Cluny, berichtet seine Lebensbeschreibung, wie er einmal zu Rom in der Frühe eines Festtages von St. Paul, wo er wohnte, in die Abteikirche auf dem Aventin eilte, um dort auf die Bitten des Konventes hin das Hochamt zu halten. Schon hatte er das Meßgewand angezogen, da überkam ihn eine Ahnung, daß zwei sterbende Brüder zu St. Paul seinen Beistand bedürften. Er eilte dahin, las die hl. Messe und spendete den Sterbenden die Wegzehrung. Viele Sterbende ließen sich deshalb in ein Gotteshaus tragen und empfingen hier die Absolution und Kommunion (das geschieht sogar heute noch in der griechischen Kirche). So starb der hl. Wolfgang vor dem Altare eines Heiligen, umgeben von einer Volksmenge.[3]

Trotz der Wegzehrung hatten die Sterbenden viel mit Versuchungen zu kämpfen. Sogar Ludwig der Fromme fühlte sich so bedrängt, daß er dem Teufel erregt zurief: Huz, huz, hinaus, hinaus. Daher kamen die Umstehenden den ringenden Seelen mit Gebeten, Weihwasser und Weihrauch zu Hilfe. In den Klöstern rief ein Schlag auf ein Brett oder ein Glockenzeichen die Brüder zusammen, wenn der letzte Augenblick zu kommen schien: die Brüder beteten dreimal den Glauben, der Abt segnete den Sterbenden, wobei der Kantor das Buch, der Sakristan den Stab und andere Brüder das Kreuz, die Lichter, das Weihrauchfaß und den Weihwedel hielten.[4]

---

[1] M. G. ss. 4, 504. In seinem letzten Willen bedachte Bruno alle Kölner Kirchen mit Stücken aus seinem Schatze. Das meiste aber bekam St. Pantaleon: 300 Pfund zur Erweiterung der Kirche und 100 Pfund zur Vollendung des Klosters, einen goldenen Becher, eine Petschaft und eine griechische Schüssel, einige Leuchter, einen silbernen Reiter, die zehn besten Pallien, zehn silberne Gefäße, einen Vorhang, drei Tafeldecken, drei Teppiche, ebensoviele Bankdecken, endlich mehrere Dörfer und Höfe. Ein Hospital für alte Männer sollte unweit vom Kloster errichtet und mit Gütern ausgestattet werden. M. G. ss. 4, 274.

[2] Thietm. 3, 14.

[3] M. G. ss. 4, 504. Maria kniete nach bildlichen Darstellungen am Altar, woran Johannes Messe las.

[4] Thietm. 6, 45; Durand. rat. 7, 35. Der Vorgang wird oft dargestellt auf Bildern vom Tode Mariä.

Gegen das Verbot der Kirche erhoben nach dem Verscheiden Leidtragende ein großes Geheul, rauften sich die Haare und schlugen sich an die Brust und sprachen wohl sogar ein heidnisches Totenlied, die Burdikatio, deren die Bußbücher gedenken. Nachdem die Leiche gewaschen[1] und in das rauhe Bußhemd, das viele schon auf dem Todbette getragen hatten, oder in ein reines Leichenkleid gehüllt war, hielten die Freunde die Totenwache und trugen sie bald zur Bestattung auf einem Brette oder in einem Sarg. Bei dem Hinaustragen vermieden abergläubische Christen den natürlichen Ausgang durch Türen oder Fenster, rissen Löcher in die Wand,[2] zerbrachen einen Wagen und trugen die Leiche mitten hindurch.[3]

Bis zum Grabe blieb die Leiche unbedeckt, auch wenn sie in einem Sarge lag, und oft wurde sie unbedeckt zugeschüttet. Auch kam das Gegenteil vor, daß eine Leiche ohne Sarghülle beigesetzt und sie nur mit einem Brett, einem „Nasendrücker", bedeckt wurde.[4] Vielfach wurden den Toten nach alter Sitte Lieblingsgegenstände und immergrüne Pflanzen mitgegeben zum Hinweis auf das ewige Leben. Zur Bekleidung wurde die Amtstracht gewählt, das Priesterkleid, der Nonnenschleier, der Fürstenmantel, der Ritterpanzer. Vornehme Leichen nahmen Stein-, Marmor-, Metallsärge von viereckiger oder hausartiger Form auf; an die letztere Form erinnern die Reliquienschreine. Manchmal wurde das Grab als Gruft ausgemauert und der Verstorbene ohne Sarg, liegend, sitzend oder kniend bestattet, in der Art der alten Heidengräber, so der Halberstädter Bischof Sigemund.[5] Die Eingeweide wurden manchmal gesondert bestattet, zumal wenn die Leiche weit fortkam.

Alle Leichen wurden bestattet, nur bei den heidnischen Nordgermanen und Slawen noch manchmal verbrannt.[6] So verbrannten die Gauten den toten Helden Beowulf und häuften einen großen Hügel über seinen Aschenresten. Das Verbrennen der Leiber seiner Helden rechtfertigte im zehnten Jahrhundert ein russischer Waräger einem Araber gegenüber mit folgenden Worten: „Ihr Araber seid töricht, ihr bergt die Leiche in der Erde, wo sie die Würmer fressen, wir verbrennen sie schnell, damit die Seele unmittelbar ins Paradies gelange." Selbst die Totenklagen, die die altheidnischen Germanen ihren großen Helden widmeten, verstummten nicht ganz, trotzdem die Kirche sie mit Mißtrauen betrachtete und auszurotten

---

[1] Merkwürdiges Verhalten des toten Grafen Girald, Od. v. 3, 10.

[2] In Italien hatten die Häuser vielfach eigene Öffnungen und Türen für die Toten.

[3] Burch. dec. 19, 5. Schwangere gingen durch geteilte Wagen hindurch. Deshalb wird die Handlung auf die Wiedergeburt gedeutet. Liebrecht, Zur Volkskunde 349.

[4] Binterim, Denkwürdigkeiten VI 3, 192.

[5] M. G. ss. 3, 741; 6, 595.

[6] Abraham Jakobsen, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, X. Jahrhundert 5, 145.

suchte. Bei den Nordgermanen erhielten sie sich ohnehin bis ins hohe Mittelalter, und auch in Deutschland finden sich Spuren von Klagen und Ehrenreden.[1] Die Mönche fügten ihren Totenrollen lateinische Elogien bei, und die Kirche gestattete sie auch für Laien. Hatte das Grab auch einen Toten aufgenommen, so hörte nicht jede Beziehung zu den Lebenden auf. War es ein frommer Mann gewesen, so erhofften die Hinterbliebenen von ihm Hilfe und Beistand; hatte er aber Sünden begangen, so bekümmerten sich seine Freunde ängstlich um sein Los. Thietmar erzählt, daß ihm einmal ein verstorbener Bruder im Traume erschien und ihm einen Vorhalt machte, daß er für ihn nicht das Psalterium gesungen und keine Seelenfeier begangen habe.[2]

Zum Troste der armen Seelen bildeten sich Bruderschaften, Gebetsverbrüderungen neben den älteren Gilden, worin sich Bauern und Handwerker vereinigten. Infolge davon mehrten sich die Messen und Meßstiftungen und mit den Messen die Priester, und die Priester lasen des Tages öfters Messe. Es kam so weit, daß sie entgegen aller kirchlichen Ordnung Tag für Tag Totenoffizien hielten. So erzählt schon Petrus Damiani: „An Stelle des vorgeschriebenen Stundengebetes verrichtete ein Mönch nur das Totenoffizium. Als er starb, klagten ihn vor Gottes Richterstuhl die Teufel an, daß er das Kirchengesetz übertreten hätte. Da erschienen aber die Mutter Gottes und der ganze Chor der Heiligen und riefen: »Dieser war unser Kaplan und Diener; denn da er sich immer dem Offizium für die Verstorbenen weihte, hat er ohne Zweifel uns gedient.« Und die arme Seele wurde in den Himmel aufgenommen."[3] Später begegnen uns noch mehr solche Geschichten von Priestern, die nur Totenmessen hielten.

Die Jahrtage verstorbener Brüder wurden in Kalendern oder Martyrologien, später in eigenen Nekrologien und Anniversarien mit entsprechenden Stiftungen eingetragen und die Vermerke in der Prim im Anschluß an die Märtyrerlegenden verlesen. Die Stiftungen bezogen sich auf die Totenmahle, Agapen, Liebesmahle für Geistliche (Caritäten, Pitanzen) und Armenspenden, Eulogien, wozu noch später Seelbäder kamen. Manches hatte seine Wurzel in heidnischen Sitten. Kam doch sogar bei den Cisterciensern die Sitte auf, für die Verstorbenen drei Schüsseln bereitzustellen, aus denen sich nach Beendigung des Mahles die Armen sättigten.[4] Die Armen vertraten gleichsam die Stelle der Verstorbenen, deren Kleider sie auch erhielten, und galten als Abbilder der armen Seelen.

---

[1] So berichtet Ulrich von Lichtenstein von einem Totenliede auf den Babenberger Friedrich II. Schönbach, Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung 106.

[2] Ch. 7, 24.

[3] Op. 34 (II), 5.

[4] Consuetudines 76, Nomasticon Cisterciense, Paris 1670 S. 179.

Während viele Verstorbene reichlich mit Messen versorgt wurden, gingen andere Tote leer aus, und deren Schicksal erregte das Mitleid. Ihnen weihte nun die Kirche das allgemeine Totenfest, das weit hinaufreicht. Die griechische Kirche feierte ein allgemeines Totenfest am Donnerstag vor Pfingsten und ein Allerheiligenfest am Sonntag nach Pfingsten. Isidor von Sevilla erwähnt ein Totenopfer am zweiten Tage nach Pfingsten.[1] Nun führte Odilo von Cluny 998 das noch heute bestehende Allerseelenfest am 2. November ein, wohl sich anlehnend an eine keltische oder germanische Sitte. Während bei den Römern die meisten Totenfeste auf den ungesunden Februar fielen, bevorzugte der Norden den Spätherbst und Winteranfang.[2] Eine Zeitlang schien sogar die römische Sitte im Norden die Oberhand zu gewinnen, wie die Bezeichnung Solmonat für den Februar bei den Angelsachsen beweist. In Rom selbst hatte aber inzwischen Petri Stuhlfeier die heidnische Totenfeier verdrängt,[3] und so konnte ein neues Totenfest aufkommen.

LVI. Jenseits und Diesseits, Natur- und Lebensauffassung.

1. Hölle und Himmel.

Das Schicksal der Toten beschäftigte die Phantasie im frühen Mittelalter wie kaum in einer anderen Zeit. Für einen nüchternen Verstandesmenschen besteht keine Verbindung zwischen den Verstorbenen und den Lebenden, jede Brücke scheint abgebrochen, die Entschlafenen befinden sich in einer völlig fremden Welt. Ganz anders dachte das Mittelalter und denkt das Volk noch heute, wo das Mittelalter nachwirkt. Die aufgeklärte Welt hat keine Ahnung von der Sorge, die sich der einfache katholische Christ um das Jenseits macht, wie sein ganzes Sinnen und Denken sich um die Leiden und Freuden der Ewigkeit dreht, wie die Seelennot ihm auf dem Herzen brennt. Ganz erfüllt, durchdrungen von diesen Sorgen verachtet der eifrige Christ die irdischen Dinge, er lebt ein inneres Leben und bewegt sich fortwährend in einer andern Welt.

Viele, mit besonders lebhafter Phantasie ausgestattete Seelen glauben in fortwährendem Umgang mit den Toten zu stehen, nehmen Gestalten wahr, sehen Dinge und hören Worte, die ihnen wie

---

[1] Regula monachorum 24.

[2] Boll. Jan. I, 74; Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit I², 5; Kultur d. alten Kelten u. Germanen 174.

[3] An den Zusammenhang mit der Caristien erinnert die Bezeichnung Festum S. Petri epularum. Über Sol und Seelchen s. Bilfinger, Beil. z. Staatsanz. f. Württemberg 1903 S. 94.

Offenbarungen vorkommen und auch ihre Umgebung erbauen. Die nähere Art und Weise dieser Offenbarungen verrät freilich, daß sie nur Reflexe irdischer Erfahrung und irdischen Wissens sind. Die Toten beweinen ihre Fehler und freuen sich über ihre und ihrer Hinterbliebenen gute Taten und fromme Werke. Die Kinder dieser Welt brennen im Feuerpfuhl. Der Reichenauer Mönch Wettin z. B. schaute, wie Kaiser Karl für seine Sinnenlust in empfindlicher Weise büßen muß, wie die Grafen des Reiches wegen ihrer Parteilichkeit und Bestechlichkeit, ihrer Raubgier und Härte gezüchtigt werden, er sah, wie die Welt voll ist von unnatürlichen Lastern und wie die Menschheit sich im Schmutze wälzt. Ein Mönch von St. Gallen erzählt von dem Haushofmeister Liutfrid, der die Armen und Arbeiter um ihren Verdienst brachte, ein Armer habe in einem Traume gesehen, wie der Teufel ihn holte, ihn auf die Schätze setzte, womit er ein Kamel beladen hatte.

An demselben Tage mit dem hl. Bernhard starb ein englischer Kanonikus, der seinen verweltlichten Bischof warnte und erzählte, mit ihm seien am gleichen Tage 30000 Seelen gestorben, davon habe der Himmel nur ihn und den hl. Bernhard, das Fegfeuer drei andere Seelen aufgenommen, alle übrigen habe die Hölle verschlungen.[1] Geistliche jammerten, daß sie im Leben dem Kleiderluxus und der Vergnügungssucht gehuldigt hätten, und himmlische Gesichte tadelten den nachlässigen Gottesdienst, den schlechten Gesang und das oberflächliche Gebet.[2] Selbst Bischöfe und Päpste verkündigen im Gesichte ihre Höllenqualen, so Benedikt VIII., der auf einem schwarzen Rosse dahinsauste, und Benedikt IX., dessen Seele halb die Gestalt eines Bären, halb eines Esels wegen ihrer Ausschweifungen trug, und klagte, daß sie beständig durch schmutzige, stinkende, brennende Gegenden dahinrasen müsse.[3] Nur den Sonntag über genossen die Verdammten die Sabbatruhe. In einem Vorgebirge unweit Puteoli tauchten, wie Petrus Damiani erzählt, jeden Samstagabend aus den Wassern abscheuliche Vögel empor und erfreuten sich bis zum Montag einer Ruhezeit; sie aßen nicht und waren nicht zu fangen. Montag früh aber stürzte ein geierartiger Rabe auf sie los, und sofort verschwanden sie im Meere.[4]

Zur Zeit des Bonifatius schaute ein Mönch die Strafen der Hölle und sah feurige Brunnen und darüber Geister unseliger Menschen gleich schwarzen Vögeln, die sich an die Ränder anklammern, dann aber weheklagend hinabstürzen. Bischof Konrad von Konstanz und Ulrich von Augsburg standen eines Tages am rauschenden Rhein, wo er in gewaltigem Sturze sich wie zur Unterwelt herabwälzte,

---

[1] Manrique, A. Cist. II, 229.

[2] Cur ita negligenter has laudes cecinistis vespertinas? Numquid putatis me labiorum solummodo motu delectari (Pez. thes. ancd. III 2, 591).

[3] Dam. opusc. 19, 3; Ioh. chron. Angliae 47.

[4] Op. 9, 3.

und sahen darüber zwei Vögel flattern, worin sie zwei arme Seelen zu erblicken glaubten, die zu versinken drohten, und sie beteten dann eifrig für ihr Heil.[1] Auch der Teufel erschien in Vogelgestalt als Rabe oder Adler, meist aber unter der Gestalt eines vierfüßigen Tieres. Schwarz wie Raben, so boshaft ist der Teufel, sagt der Ire Herve, aber licht wie Tauben sind die Engel, die Heiligen, hellschimmernde Tauben, die, wie es im Heliand heißt, im Federkleide leicht beschwingt hin und her fliegen.[2] Taube und Rabe streiten nach bretonischen Liedern um die Seelen der Verstorbenen. Auch der Adler, der Löwe bedeutete Gutes; denn Christum selbst versinnbilden der Löwe, der Hirsch, das Einhorn, der Phönix. Zu Christus gesellen sich viele freundliche Asen und kämpfen gegen den schwarzen Erbfeind der Menschheit.

Die Hölle selbst stellte der Teufel dar, der menschenverschlingende Drache; hielten die Heiden doch selbst die Hel, die Höhle wie den Hades für eine Person. Sie haust an sturmdurchtobten Klüften, als Meerwolf, Meerschlange oder im düstern Nebelreich. Der Mönch Otloh sah sie in einem tiefen Waldtale, woraus der Schnee nicht weicht, obwohl daneben Schwefeldünste qualmen; andere dachten an ein Flammenmeer, an eine Wüste, ein Steinfeld.[3] Den Himmel malte sich die Phantasie in einer verklärten Landschaft, in einer Himmelswiese, einem Wang, einer Gottesau. Da blühen, sagt Otfried, Rosen und Lilien, sie duften dir süß und verwelken nie; die Blüte, die die Erde hervorbringt und die die Ackerscholle durchbricht, all diese glanzvolle Herrlichkeit siehest du dort; ihr Duft erfüllet dich und alle Gottestrauten mit süßer Befriedigung; wohl denen, die geboren wurden, „solch hohe Freude zu genießen". So sah die fromme Hathumod im Traume ein großes Feld mit herrlichen Frühlingsblumen prangen, worin sie sich mit ihren Schwestern erging; aber auf einmal schien es ihr, als ob alles in Flammen aufginge. Ein andermal hatte sie das Gefühl des Fliegens: in den Lüften dahinschwebend, sah sie alle Gebäude ihres Klosters abgedeckt, und nichts entging ihr, was sich darin zutrug. In der Kirche erblickte sie eine große Kluft, die ihre künftige Wohnung, d. h. ihr Grab bezeichnete, dazu klang ein Chor: „Dies ist meine Ruhestätte in Ewigkeit, hier will ich wohnen, weil ich mir sie erwählt habe."

Ein griechischer Mönch, dem eine Himmelswanderung zuteil wurde, schildert zuerst einen herrlichen Park mit den wundersamsten Pflanzen und Tieren voll der entzückendsten Düfte. Bunt gefiederte Vögel saßen auf allen Zweigen, und ihr Gesang floß zu einer süßen Harmonie zusammen. Ein kühlender Strom schlang sich durch die

---

[1] M. G. ss. 4, 433.
[2] V. Bard. 19.
[3] Ot Vis 20. Sim. Dunelm. 29. (Boto sieht ein Feld mit Rittern und Priesterfrauen).

weitgedehnten Auen. Während den Seher diese Reize gefangen nahmen, erblickte er auf einmal ein strahlendes Kreuz in den Wolken, die hier rot, dort weiß schimmerten, umgeben von einer Schar himmlischer Spielleute. Da hob ihn der Geist in einen höheren Rang. Zwei Kreuze standen im zweiten Himmel und drei im dritten und leuchteten immer strahlender. Endlich gelangte er in das Allerheiligste, wo der Sohn zur Rechten des Vaters sitzt. Eine goldene Taube mit Purpurbrust und Feuerflügeln schwebte voran. Christus saß auf dem Throne in Purpur und Byssus gehüllt; sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, so daß der Seher den Anblick nicht ertragen konnte. Worte, wuchtig wie Donnerrollen und doch mild und süß wie Honig, gingen aus seinem Munde. Sanft herniederschwebend, gelangte der Mönch zu seinem Ausgangspunkte zurück und empfing von den Engeln heilsame Belehrung.[1]

Die meisten Himmelsvisionen sind sehr einfach und stützen sich auf die Hl. Schrift, den Satz, daß kein menschliches Auge es sehen, kein Ohr es hören könne. Nichts ist körperlich, heißt es im Leben des hl. Ansgar, und doch hat alles ein körperliches Aussehen, ist umflossen von einem unnahbaren Lichtglanz und durchrauscht von einem wunderbaren Klange, der die Welt erfüllt. Den unnahbaren Lichtglanz hat Symeon, der neue Theologe, im Auge, wenn er schreibt, nur der sei gerechtfertigt, seines Heiles sicher, der das göttliche Licht gesehen hätte.[2] Alle Heiligen glaubten dieses Licht zu sehen, aber wenige wurden einer bunteren reicheren Anschauung gewürdigt: wie eine große Schar Engel, die leuchteten wie die Sonne, in die Kirche eintraten und wie ein paar den Hochaltar schmückten.[3] Darauf folgte ein Zug hoher Geister, die strahlten wie der Blitz, in ihrer Mitte der Erzengel Michael, der Bannerträger des Himmelsheeres. Gott selbst erschien endlich mit großer Macht und Herrlichkeit, und es begann die himmlische Liturgie. An deren Schluß trat ein Engel mit dem Evangelienbuch vor den Herrn und ließ es küssen, und auf Gottes Wink reichte der Engel das Buch auch dem anwesenden Kaiser, dem alle Glieder vor heiliger Erregung zitterten. Als das der Engel sah, berührte er sanft seine Hüfte, daß sie „verdorrte", und von dieser Zeit an hinkte er.[4]

---

[1] Boll. Mai 6, 232 (And. Salw.) Von Hadesfahrten berichtet die pass. Timarionis, Mazaris, Apoc. Anastasiae. An die Hadesfahrt schloß sich meist auch eine Himmelfahrt an. Greg. dial. 4, 36; Beda h. e. 3, 19 (Furseus); 5, 12 (Dricthelm); leg. Patricii; visio pauperculae, Rotcharii, Baronti, Bernaldi (Wattenb. I, 261). — Bonif. ep. 10, 115. M. G. p. l. I, 579, 591. V. Stephani militis, M. G. ss. 23, 834; Hen. de Saltega, Oweni, Eynshami, Thurchilli, Matth. Par. ch. 1153, 1196, 1206; Migne 188, 989. Ch. mon. de Melsa 2, 1, 32 (I, 138).

[2] M. G. ss. 2, 691.

[3] Αἷμα μόνον ἐστὶ καὶ σάρξ, πνευματικῆς δόξης αἴσθησιν μὴ δυνάμενος διὰ λόγου λαβεῖν. P. g. 120, 617.

[4] Er hieß aber nach einem richtigeren Berichte schon früher hüftelahm,

Der hl. Anno hatte einen fürstlichen Prunksaal vor Augen, und es schien ihm, als wäre alles mit Gold behangen und glänzte rings von Edelgestein. „Gesang und Frohsinn belebten die Reihen der Bischöfe, die in großer Zahl wie Sterne leuchtend im Saal saßen. Da stand ein noch leerer Ehrenstuhl; Sankt Anno war erfreut, denn zu seiner Ehre sah er ihn bestimmt: nun pries er Gott, daß es so geschah. O, wie gern hätte er jetzt schon sich darauf gesetzt, wie gerne am Betasten des Stuhles sich ergötzt! Doch das wollten die Fürsten nicht gestatten, da am Kleid sie einen Fleck bemerkten, den zu tilgen er zur Erde zurückkehrte."

Andreas Salos dachte an einen byzantinischen Kaiserpalast. Das hohe Haus des Königs der Könige war umgeben von einem herrlichen Park, und im Palast selbst folgte eine Halle, ein Ring einem andern, einer immer schöner, glänzender, reicher als der andere, jedesmal durch einen Vorhang geschieden, bis sich im Allerheiligsten der Thronsaal öffnete, wo Gott selbst gleich einer Sonne aller Augen blendete. Mit den auserlesensten Wohlgerüchen wetteiferte der entzückendste Gesang. So war auch dem Türken das Schloß seines Kalifen die „hohe Pforte", die Himmelspforte.[1] So nannten die deutschen Dichter den Himmel eine hehre Schildburg, eine erhabene Pfalzwohnung.

(Huffehalz), weil er seine Hüfte bei einem tollkühnen Sprung aus einer Haft verletzt hatte. Ann. Palid. 983. Karl der Dicke sah sich in die Hölle versetzt nach G. Malmesb. 885.

[1] Auch Mohammed soll nach späteren Darstellungen sich an solchen Himmelsgesichten oder vielmehr wirklichen Himmelswanderungen erfreut und selbst erzählt haben: Gabriel weckte mich mit dem Rufe: „Mohammed, stehe auf und folge mir." Hierauf befahl er dem Michael, eine Schale Wasser von der heiligen Quelle zu bringen, öffnete mir die Brust, zog das Herz heraus, wusch es und goß ihm mit dem Wasser der Quelle Glauben, Weisheit und Erkenntnis ein und führte mich heraus aus dem Heiligtum. Auf dem Wege, den er nun geführt wurde, stand Borak mit einem Menschengesichte, Elephantenohren, Kamelhals, Pferdeleib, mit dem Schwanze eines Maultieres und den Klauen eines Stieres. Seine Brust leuchtete wie ein Rubin und seine Füße wie Perlen, er hatte eine Schabracke von Paradiesseide. „Steig auf, Mohammed," sagte Gabriel, „dieses ist der Borak, den Abraham ritt, als er die Kaaba besuchte." Der Ritt ging nach Jerusalem, eine Schar Engel zur Rechten und zur Linken, hinten und vorne, und nach diesem Ritte hob ihn Gabriel selbst auf seine Flügel und flog zum Tor des Paradieses und von da durch sieben Himmel, in deren jedem er einen der Großen des Alten Bundes, aber auch Jesus und Johannes fand. Endlich gelangte er zum Baum der Erkenntnis, umstrahlt vom himmlischen Lichte, unter dessen Wurzel vier Ströme hervorbrechen, der erste feurig wie Wein, der zweite süß wie geläuterter Honig, der dritte wie reine Milch, und der vierte lauterer Kristall. In prachtvollen Schalen trank Mohammed aus den Bächen, zuerst Honig, dann Milch, verschmähte aber den Wein. Da rief Gabriel aus: Gott sei gelobt, daß du in der Wahl des Trankes die wahre Natur des Islam, der Gottergebenheit, für dein Volk getroffen hast. Sie kamen darauf zum himmlischen Zelte, das sich unmittelbar über der Kaaba befindet. Gabriel ließ Mohammed vorantreten, da er ein größeres Verdienst hätte bei Gott als er, und zuletzt blieb er ganz zurück. Die Engel sangen: „Wir bezeugen, es

2. Naturauffassung.

In den frommen Betrachtungen nahmen die Natur, Naturbilder und -vergleiche einen breiten Raum ein. Allerdings galt, wer solcher Hilfsmittel und Anregungen bedurfte, um sich in die richtige Stimmung zu versetzen, für noch nicht weit fortgeschritten in der Vollkommenheit. Viel höher stand der, dessen Auge ganz nach innen gerichtet war, dem sich das Himmelreich in innerlichen Gesichten offenbarte, der die Welt und ihre Lust verachtete. Ihm wurde die engste Zelle, der kleinste Raum selbst zum Paradiese. „O Zelle, wunderbare Werkstatt," ruft ein Geistesmann aus, „Walstatt geistigen Streites, Bahn tapferer Ringkämpfer, du machst, daß der Mensch alles Irdische unter sich zerrinnen und sich selbst im Wandel der gleitenden Dinge vergehen sieht."[1]

Aber auch wer sich auf die Zelle beschränkte, bedurfte meist äußerer Anregung, einer Anleitung, einer Zwiesprache mit gleichgestimmten Seelen oder wenigstens der Lesung erbauender und belehrender Schriften. So konnte auch die Zelle recht öde werden, und selbst der stärkste innerliche Geist, der betende, betrachtende, grübelnde Mensch konnte erlahmen. Gelehrte sehnten sich oft fort aus der Zelle und empfanden das Lustwandeln als eine wahre Erquickung und Erholung.[2] Walafried schildert einen Abt von St. Gallen, wie er im Garten ausruht: er sitzt, heißt es da, hinter dem Zaun unter dem Schatten der Bäume, wo durch des Pfirsichs Laub die Sonne sich bricht und wechselnde Lichter auf den Boden malt, während um ihn spielende Schüler Äpfel mit zartem Flaume auflesen und in Netze sammeln. Kaum vermag die kleine Hand die Frucht zu umspannen. Ein junger Mönch Wolo von vornehmer Herkunft fühlte sich, wie Ekkehard erzählt, innerhalb enger Zellen nicht wohl und benützte jede Gelegenheit, durch Wälder, Felder

---

gibt keinen andern Gott als Gott," und hinter einem Vorhang tönte die Stimme Gottes: „Ich bin Gott, es gibt keinen andern Gott außer mir." Die Engel riefen: „Mohammed ist der Prophet Gottes", und Gott bestätigte es. Ein langer Weg führte ihn immer näher zu Gott, durch Tausende von Lichthüllen mußte er hindurch. Endlich gelangte er zum grünen Lager mit grünen Polstern, mit grünem Lichte umflossen. Da sah er Gott in glänzender Erscheinung und betete ihn an, in einer Entfernung von etwa zwei Bogenschüssen. Verschiedene Offenbarungen wurden ihm zuteil, er erhielt Gebetsformeln und Nachlassung der Sünden seines Volkes, mit Ausnahme des Götzendienstes. Nachdem nun Gott ihm bezeugt hatte, daß er um seinetwillen die Erde erschaffen habe, fiel ein Tropfen vom Throne Gottes in seinen Mund, und die Erkenntnis der Vergangenheit und Zukunft war ihm eingegossen.

[1] Dam. opusc. 11, 19.

[2] Ne prolixitate legendi aut oculos obtundas caligine aut vertigine caput graves, post modicam lectionem deambula per cellulam tuam, aut in hortulum egrediens virentibus herbulis, quae tamen paucae sunt et rarae, visum refice languentem; aut apud alvearia conspice, quae tibi et solatio sint et exemplo. Steph. Tornac. ep. 159 P. l. 211 S. 448.

und Fluren zu wandern. Da ihm der Dekan das häufige Auslaufen verbieten mußte und ihm so der Anblick der Welt entzogen war, bestieg er von Zeit zu Zeit den Glockenturm des Klosters, um sich an der Aussicht zu erfreuen und seinem unruhigen Geiste, wie Ekkehard sagt, Genüge zu verschaffen. Auf einem solchen Gange



Darstellung von Sol und Luna aus einer angelsächsischen Aratushandschrift des zehnten Jahrhunderts. Vgl. die verwandte Elfenbeindarstellung des Diptychon von Sens 1, 43 5 Hier wie dort geht die Darstellung auf antike Vorbilder zurück. Namentlich erinnern die Bilder der Aratushandschrift mit den sieben Planeten an Pompejanische Wandgemälde.

nun wich einmal unter ihm die getäfelte Kirchendecke, und er brach sich den Hals.

Der hl. Basolus ließ auf einem vorspringenden Waldwinkel, zu dessen Füßen eine Stadt lag, ein großes Steinkreuz errichten, trug täglich einen Schemel dahin und betete, bald sitzend, bald kniend, seine Psalmen. Der hl. Ulrich machte, als er seinen Freund, einen Bischof von Eichstätt, begraben hatte, auf einer Höhe über der Stadt, die eine Buche krönte, kurzen Halt, wandte sich rückwärts und rief:

„Leb wohl, heiliger Willibald, ich werde nicht mehr wiederkehren.“ Ein Bischof von Utrecht erwartete fern von der Stadt in einer schönen Umgebung sein Ende.[1]

War es auch oft gerade die Rauheit und Härte einer Gegend, die fromme Seelen in die Einsamkeit führte, so machte doch auch der Gottesfriede, die köstliche Ruhe, tiefen Eindruck, und drängten sich die Rätsel der Natur, die Buntheit des Naturlebens, ihrer Empfindung auf und gab ihrem Denken zu schaffen. Die stumme und redende Schöpfung schien ihnen ein Spiegel, ein Widerhall des Ewigen, eine Schrift Gottes zu sein, worin sie fleißig lasen. Alle Erscheinungen, besonders die Bewegungen oben am Firmament, hatten höhere Bedeutung, der Sonnenlauf, der Mondwechsel, der Regenbogen, die Blitze, die Wolken. Daher spricht der Heliand von torht têcan, lichten Zeichen, torohta tîd, lichten Zeiten, von berhte giscapu, glänzenden Vorzeichen.



Bogenfenster über dem Kirchtor zu Ashford in the Water. Dem romanisch stilisierten Baum, dem Lebensbaum, nähert sich ein Wildschwein und ein Wolf, die Symbole der Sinnlichkeit und Grausamkeit, des heidnischen Geistes. Statt des Lebensbaumes steht oft ein Lamm in der Mitte.

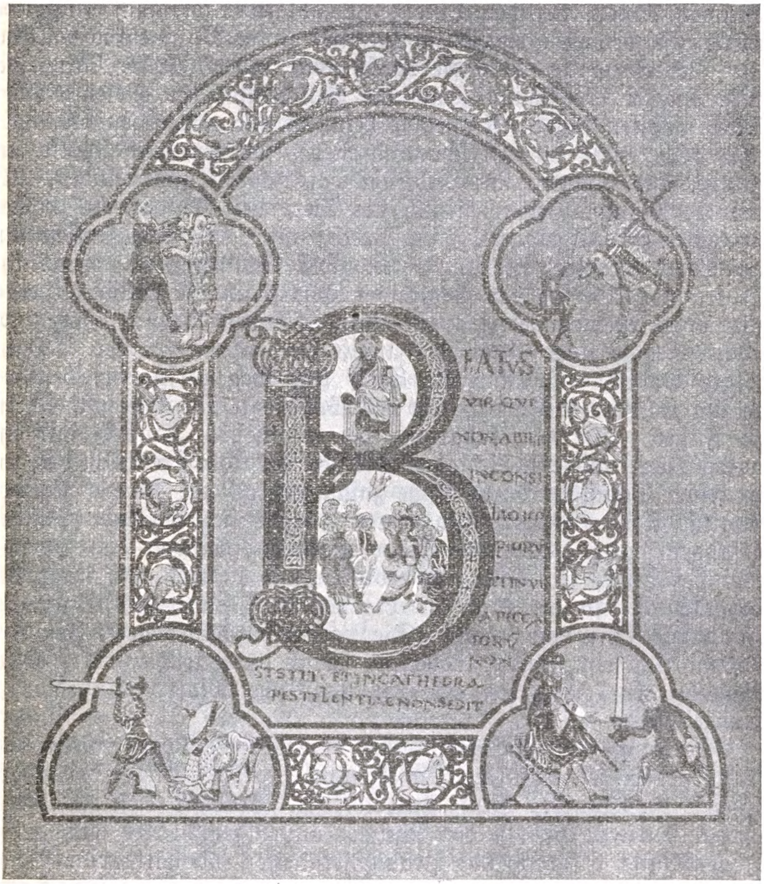
Andere Erscheinungen hatten eine schlimme Bedeutung, manche Wolkengebilde, die wie Drachen aussahen,[2] Sonnen- und Mondfinsternisse. Beim Tode Christi trauerten Erde und Himmel. „Die Sonne verfinsterte sich, ihr freudiger Schimmer schien nicht mehr, sondern Schatten umfing sie dumpf und düster, Dunkelheit bedeckte den trübsten aller Tage, traurige Finsternis lag auf der Welt, solange der waltende Christ Qual am Kreuze litt, der Könige mächtigster, bis zur Non des Tages. Da zerging der Nebel, das Gewölk, strahlend schien wieder die Sonne am Himmel.“ Es war ein ferner Nachhall der Mythologie, die sich auch in die Darstellung von Tieren und Pflanzen einmischte.

Schwerer als den Dichtern gelang es den Künstlern, Himmelserscheinungen zu vergegenwärtigen, sosehr ihr Gemüt und Sinn sie dazu antrieb. Im Anschluß an Naturbilder des Altertums versinnbildeten sie die flüchtigen Gebilde der Luft durch feste menschliche Gestalten und zeichneten die Nacht als Frau mit einem sternbesäeten Schleier oder mit verbundenen Augen, den Tag als Jüngling mit der Fackel. Winde versinnbilden blasende Tier- oder Menschen-

---

[1] M. G. ss. 15 a, 571; Zöpf, Heiligenleben 228.
[2] M. G. ss. 4, 563.

köpfe, große oder kleine Gewässer Tritonen und Nymphen, Länder, Wüsten und Berge ohne viel Unterschied männliche und weibliche Figuren. Sonne und Mond tragen auf Kreuzigungsbildern Menschen-



Initiale des Psalters von Boulogne aus dem Anfang des elften Jahrhunderts. Im Buchstaben B sitzt oben der gerechte Mann und erwägt das Gesetz, unten Herabkunft des Heiligen Geistes. Die Bogenmedaillons in der äußeren Umrahmung enthalten Ereignisse aus dem Leben Davids: Kampf mit dem Löwen, mit Goliath den er mittels der Schleuder trifft, unten trennt er das Haupt des Goliath ab und überbringt es dem König Saul. Die Arabesken sind von Vögeln belebt.

antlitze mit traurigen, weinenden Zügen. Sonst werden sie als Scheiben dargestellt, auch die Erde in Untergangsbildern, wo sie ein Drache verschlingt.

Nicht nur Drachen und Schlangen, sondern auch andere Tiere haben Bildhauer und Steinmetzen an untergeordneten Stellen der

Kirchen als Sinnbilder unholder, feindlicher Mächte, Götter und Geister angebracht, Wölfe, Hunde, Schweine, Kröten. Viel weniger geläufig als Tiere waren den Künstlern die verschlungenen Gestalten der Flora. Bäume, Sträucher, abgesehen von einigen beliebten Blumen, Rosen, Veilchen, Lilien, Eichenblättern, die auch Sinnbilder waren; sie bevorzugten Tiermotive, wovon die Miniaturen voll sind.

Der Germane liebte die rauhe noch unverkünstelte Natur, das tiefe Dunkel des Waldes, wo die Waldgeister ihr Wesen treiben. Dort machten sich die Einsiedler heimisch und gewannen die Waldtiere lieb, nicht nur Hirsche und Rehe, sondern auch Wölfe und Füchse, und schützten ihre Lieblinge vor Jägern und Hunden. Um den hl. Mammas scharten sich die Tiere des Waldes und hörten, zu seinen Füßen gelagert, seine Predigt an. Mit dem italienischen Einsiedler Martin Storax lebten zwei Schlangen in erbaulicher Eintracht. Als sich der Engländer Godrik in die Wildnis zurückzog, hörte er einen Hirten zu seinen Genossen sagen: „Gehen wir nach Finchale und führen wir unsere Herden zum Wasser.“ Dahin folgte Godrik. Da ihm ein Wolf den Weg versperrte, beschwor er ihn im Namen Christi, und der Wolf legte sich ihm schmeichelnd zu Füßen. In der Erdgrube, die er aushob, hausten mit ihm wilde Tiere und eine Schlange, die sich von ihm streicheln ließ und in seiner Schüssel sich zur Ruhe zusammenrollte.[1] Zu der Kaiserin Edgitha floh eine Hirschkuh, deren Junges sich in einer Schlinge gefangen hatte. Fromme Jäger glaubten zwischen den Hörnern mancher Hirsche ein Kreuz zu erblicken und standen von ihrer Verfolgung ab; so berichtet die Legende von Hubertus, Eustachius, Fantimus, Felix von Valois. (Die Legende soll nach neueren Forschern buddhistisch sein, weil Buddha als Hirsch dargestellt wird.) Durch Beigabe eines Hirsches pflegten christliche Maler Einsiedler zu kennzeichnen.

Nicht mindere Aufmerksamkeit erregten die Vögel, worin man flatternde Seelen erblickte. Die Königin Mathilde streute den Vögeln Futter im Winter, Graf Ansfrid von Brabant ließ zu diesem Zwecke Futtergarben in den Bäumen anbringen.[2] Als seine größte Jugendsünde bekannte ein Prämonstratenser, er hätte eine Vogelbrut getötet, während die Eltern jammernd ihm ums Haupt flogen. Von eingesperrten Tauben ergriff ein Diener heimlich eine, briet und verzehrte sie. Als man nun die Vögel frei ließ, flatterten sie mit Klageschrei im Hofe umher. Der Besitzer des Vogelbauers, Abt Waldebert, war sehr betrübt, befahl dem geständigen Diener, die Vogelreste herbeizuschaffen, und erweckte, wie die naive Legende erzählt, die tote Taube zum Leben.[3]

---

[1] M. G. ss. p. l. 2, 279; Dam. op. 51, 5; M. Paris ch. 1170.
[2] Thietm. 4, 24.
[3] M. G. ss. 24, 306.

Weniger als die wilden Tiere erregten die Haustiere die Phantasie des Volkes, aber sie wuchsen ihm um so inniger ans Herz, und es legte ihnen sinnige Namen bei, so vor allem dem Pferde, seinem Lieblingstiere. Belche hieß das schwarze Roß Dietrichs, Sleipni das Roß Odins (von Schleifen), Grane (grau) Sigurds Pferd, Scheming (Schimmer) Wittichs Roß; andere heißen Blaß, Planke, Rusche das Rasche, Swiput, das Schwingende, Falke, Bajard. Die Nordgermanen hießen ihre Pferde im Mittelalter Goldschweif, Goldmähne, Strahl, Schweber, Fliege, Falk, Möwe, ihre Ochsen Frühwach, Munter, Sturm, Brauser, Rauscher, Geller, Sprüher, Himmelschnarcher, Goldhorn, Stößer, Wälzer. Nächstdem erhielten die Hunde besondere Namen: Garm, Waker, Stapp, Stutt, Brake, Baron, Rusche, Lusche, der heimlich Schleichende, Willo. Ihre Hunde, sagt ein Italiener, liebten die Deutschen mit väterlichem und mütterlichem Herzen.[1] Gemütliche Namen kennzeichneten die Ziegen, Esel, Schweine, die Falken, Störche und Stare; nur erfahren wir derartige Namen erst in späterer Zeit. Den Fuchs hieß man Reineke, kleinen Reinhard, den Bär Petz, kleinen Bernhard, den Kater Hintze, den kleinen Heinrich, den Star Matz (Mattes), den Sperling Spatz und Lüning.

Die Phantasie belebte die Tiere zu menschenähnlichen Wesen, und das Gemüt sah in ihnen Brüder und Schwestern.[2] Wieweit sich diese Auffassung erstreckte, beweist das Recht, das den Tieren zuerkannt wurde. Das Fasel- oder Wuchervieh, der Hengst, Stier oder Eber des Dorfes, auch Tiere von besonderer Farbe, hatten das Vorrecht, ungestraft Schaden tun zu dürfen, der Geschädigte durfte es nur in schonender Weise mit einem jungen Haselschößling

---

[1] M. G. ss. 8, 60.

[2] Zahlreiche Redensarten erinnern an die Tierliebe und Tierzucht: wie anspornen, umsatteln, sich satteln, zu Paaren (zum Barren, zur Krippe) treiben, die Ohren spitzen und steif halten oder hängen lassen, angestrengt, am Strange sein, auf den Zahn fühlen beim Pferdehandel, zügeln, die Zügel schießen lassen, im Zaume halten, naseweis, mit der Nase klug. Vom Jagdhunde heißt es: pfiffig, auf den Pfiff folgend, vorlaut, vor der Zeit bellend, Wind bekommen, etwas wittern, durchstöbern von mittelhochdeutsch stöuber (Jagdhund), jemand die Zähne zeigen, schwänzeln, schweifwedeln, speichellecken, sich verbissen haben, darauf losgehen, nämlich auf das Wild, daran hetzen, endlich der Magen knurrt mir. Die Metaphern: auf seine Hörner nehmen, sich die Hörner abstoßen, den Nacken unter das Joch beugen, sind vom Rinde hergenommen, die Ausdrücke ausmerzen, d. h. Schafe im März von der Herde aussondern, halbschürig, wie diejenige Schafwolle, die jährlich zweimal abgeschoren wird und darum von geringer Güte ist, in der Wolle sitzen wie das Schaf, das sich wohl fühlt, weil es noch nicht geschoren ist, beziehen sich auf das Wollvieh, endlich die Wendungen: sich einnisten, über etwas brüten, die Flügel hängen lassen, sich mausig machen, sich mausern, die Federn wechseln, ruppig, gerupft, auf den Leim, die Leimrute oder ins Garn gehen, erpicht, am Pech klebend, umstrickt, vom Netze umgeben, berückt, wenn das Netz darüber gerückt ist, den Kopf aus der Schlinge ziehen, Hahn im Korbe sein, beziehen sich auf die Vogelwelt. Weise, Deutsches Volkstum von H. Meyer S. 240; Gierke, Humor im deutschen Recht 16, 45.

oder dem rechten Rockschoß austreiben, während andere Tiere Buße zahlen und Strafen erleiden mußten. Die Kirche gewährte Verfluchungen, Malediktionen, der Staat ein Strafverfahren, Folterungen und Hinrichtungen.[1] Tiere traten als Zeugen auf: der einsam in seinem Hause überfallene Mann brachte drei Halme vom Dache als Symbol des Hauses, dessen Friede gebrochen war, seinen Hund aber, seine Katze oder seinen Hahn als Zeugen der Tat beim Anklagebeweis vor Gericht. Wenn eine Frau geschändet wurde, mußte alles Lebende im Hause mitbüßen: Leute und Vieh, Roß und Rinder, Hunde und Katzen, Gänse und Hühner, weil sie der Vergewaltigten nicht beigestanden oder durch Geschrei Hilfe gebracht hatten, gleich allen, die auf den Hilferuf nicht herbeigeeilt waren. Für ein unrecht getötetes Tier mußte der Täter ein Wergeld zahlen, und wie einst in vorgeschichtlicher Zeit beim Manne, ward noch bis über das Mittelalter hinaus nach uralter Sitte beim Tiere das Wergeld durch Beschütten des toten Körpers mit rotem Weizen ermittelt.

Als die Germanen in das römische Reich einwanderten, waren es fast nur Tierspiele, die ihnen aus der großen Zahl von Schaustellungen ins Auge stachen. Im Norden erhielten sich daher noch lange Pferdekämpfe, die weniger blutig verliefen als die Stierkämpfe des Südens. Sie bestanden darin, daß die Herren ihre Hengste in Gegenwart der Stuten aufeinander hetzten, und zwar entweder Pferd gegen Pferd oder Paare oder mehrere Reihen. Die Reiter trieben ihre Pferde mit stumpfen Stangen an, daß sie aufeinander bissen und mit den Beinen schlugen. Das mutigste und stärkste Tier war Sieger. Auch gelehrige Esel ließen sich bewundern und gaben Anlaß zur Sage von verwandelten Menschen,[2] ebenso Hunde aller Art. Sogar der Polizeihund kam vor. Ruodlieb besaß einen solchen, der die Gabe besaß, jeden Dieb zu erkennen, und durch Beißen und Zerren einen Knappen entlarvte, der dem Ruodlieb ein paar Sporen entwendet hatte. Da durchaus niemand bei diesem Diebstahl zugegen war, so schob der Dieb die Wissenschaft des Hundes auf die Einwirkung eines bösen Geistes, brachte die Sporen herbei und warf sie dem Hunde vor die Füße, der sie sofort seinem richtigen Herrn zutrug. Nun befiehlt Ruodlieb dem Hunde, sie dem Dieb wieder zuzustellen, was der Hund auch tut; ja auf Ruodliebs Befehl legt er sich vor diesem nieder, nimmt den Kopf zwischen die Beine, heult um Verzeihung, daß er den Verräter gespielt hat, und läßt nicht eher nach, als bis der Knappe sie ihm gewährt. Darauf nehmen — ebenfalls auf Ruodliebs Befehl — zwei den Dieb bei den Haaren und tun, als ob sie ihn wegen des Diebstahls mit dem Stocke züchtigten, aber der Hund verteidigt so tapfer seinen

[1] Grimm R. A. 595; Grimm, Weistümer III, 42, V, 421. Franz, Benediktionen II, 143.

[2] W. Malm. 2, 171 (im Anschluß an den goldenen Esel des Lukian und Apuleius).

eben versöhnten Freund, daß die Angreifer, in die Waden gebissen, ihren Scherz bedauern.

Fast noch mehr als Hunde liebten die Herren Edelfalken, und der Falkenmeister genoß großes Ansehen im Kreise der Jäger. Das Züchten und Abrichten der Tiere beschäftigte viele Diener und erstreckte sich auf die verschiedensten Arten, auf Elstern, Dohlen, Stare, Raben, Bären. Im Ruodlieb tritt ein Star auf, der „Vater unser, du bist im Himmele" dreimal wiederholt und namentlich das le, le, le scharf hervorstößt. Eine Dohle hüpft friedlich nickend um den Tisch und frißt mit den Gästen. Dazu gesellen sich gelehrige Bärenzwillinge von schneeweißer Farbe, schwarz nur an den Füßen. Wie Menschen können sie Gefäße tragen und auf zwei Beinen gehen. Wenn die Spielleute in die Saiten greifen, tanzen sie nach dem Takte. Dann machen sie Sprünge und Purzelbäume, klettern aufeinandern herum, ringen miteinander und werfen sich zu Boden. Wenn das Volk singt und tanzt, laufen sie hinzu, gesellen sich zu den Frauen, die mit schöner Stimme singen, fassen sie bei den Händen, springen den Reigen mit, und brummen dazu, damit man sie bewundere. Kleine Derbheiten nimmt man ihnen nicht übel. Zu den Bären wieder gesellten sich gerne gelehrige Affen und weniger gelehrige, aber um so merkwürdigere fremde Tierarten.

Manche Arten, der Pfau, der Fasan, waren schon länger bekannt und wurden besonders auf den königlichen Fronhöfen gezüchtet. Im Laufe des Mittelalters wurden dann der Papagei, Kranich, Sittich, Pelikan, Elefant und Panther bekannt.[1] Tierbändiger führten Löwen, Kamele und Straußen umher. Obschon jeder Wald eine Art Tierpark war, schufen sich die Fürsten eigene Zwinger, wo sich das Volk an den fremden Gestalten ergötzen konnte. Schon König Heinrich besaß einen Löwenkäfig. Aus diesem entwich eines Tages ein Löwe und stürzte unter die Ratsversammlung; da schlug ihn der kühne Konrad Kurzbold rasch besonnen nieder. Im Tierzwinger zu St. Gallen befanden sich Bären, Dachse, Steinböcke, Murmeltiere, Reiher, Silberfasanen, die teils aus den nahen Alpen stammten, teils von Gästen dahin gegeben worden waren. Sogar Privathäuser versahen sich mit Affen.[2] Wenn sich Fürsten ehren wollten, schenkten sie sich seltsame Tiere; so schickte ein ausländischer Fürst im Ruodlieb Löwen, Leoparden, Affen, Meerkatzen, Kamele und Waldesel.[3] Aber auch einheimische, abgerichtete, sprechende Tiere, Raben, Elstern, Stare, dienten zu diesem Zwecke.

Etwas prahlerisch fragte der oströmische Kaiser einen Gesandten Ottos des Großen, ob sein Herr auch einen Tierpark und Wald-

---

[1] Papageien werden um 800 genannt; Poet. lat. I. 491.

[2] Steph. de Borb 274.

[3] Leoparden, das englische Wappentier, verehrte Friedrich II. dem englischen König Heinrich III., Ludwig der Heilige schenkte einen Elefanten; Math. Paris ad a. 1235, 1255; Hist. Jahrb. 1884, 402.

esel besitze; der Gesandte antwortete, er habe wohl Tiergärten, aber keine Waldesel. Darauf sagte jener: „Dann werde ich dich in unseren Tiergarten führen lassen, und du wirst staunen über seine Größe.“ Der Gesandte Liutprand wurde also in den Park geführt, aber die Waldesel enttäuschten ihn. „Wie kann man so viel Aufhebens von diesen Tieren machen,“ sagt er, „die nicht anders aussehen, als die zahmen Esel zu Cremona! Farbe und Gestalt sind gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine ebenso wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und gewiß ein gleich süßer Fraß den Wölfen wie jene.“ „Doch bemerkte ich,“ fährt Liutprand weiter, „als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: ‚Solche Tiere habe ich in Sachsen niemals gesehen.‘ ‚Wenn dein Herr,‘ gab er mir zur Antwort, ‚sich gegen unseren Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solcher Tiere schenken, und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein zu besitzen, was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat.‘ Da meine Worte,“ schließt Liutprand seinen Bericht, „dem Kaiser Nikephorus gemeldet wurden, schickte er mir einfach zwei Rehe und gab mir die Erlaubnis abzureisen.“ Von den Worten des sarkastischen Bischofs muß ein guter Teil abgezogen werden, um die Wahrheit zu erreichen. Die griechischen Parke übertrafen ohne Zweifel die abendländischen an sorgfältiger Pflege und künstlerischer Gestalt. Wie wir aus der Vision des Andreas Salos und der Schilderung des Psellos wissen, vermischten sich alle erdenkliche Wohlgerüche mit dem süßen Vogelgesang. Nur war alles zu sehr abgezirkelt und zugestutzt. Die Griechen teilten ganz den Geschmack der Römer, denen es nur da wohl war, wo sie abgemessene Wege, zugeschnittene Büsche, sauber gehaltene Rasen zu sehen bekamen.

In gewissem Sinne haben auch die Germanen die Natur verkünstelt, vermenschlicht, ja vergöttlicht, und ihre Phantasie erging sich in einer Art Tiermythologie, um so mehr, als die Christenlehrer die Göttermythen auszurotten sich bemühten und sogar die Heldendichtung wegen ihrer Vermischung mit Mythen zurückdrängten. Dafür traten die Tiere als Helden und Herren auf, oft unter recht durchsichtigen Masken. Hat man doch von jeher Menschen mit Tieren verglichen, Kämpfer mit Wölfen und Füchsen, Sänger und fahrende Kleriker mit Raben, junge Mönche mit Kälbern oder Lämmern, ältere mit stacheligen Igeln und Ebern. Bei Hrotswitha heißt die Buhlerin Geißlein, ein alter Liebhaber mit faltigem Gesichte Elster. Die Griechen verglichen die Slawen mit Hasen, die Araber mit Waldeseln, ihren König mit einem Löwen und den fränkischen Herrscher mit einem jungen Löwen.[1]

Tierkönig war der Löwe, nicht mehr der echt deutsche Bär, den Corbinian und Gallus gezähmt. Das Löwengeschlecht der

[1] Adem. chron. 3, 55 (M. 66); s. oben S. 166, 241.

Ottonen beherrschte die Anschauung, diese Rotköpfe, die Klugheit mit Gewalt, die Natur der Füchse mit der des Wolfes verbanden und Füchse und Wölfe beherrschten, die sich gegenseitig befehdeten. Der Wolf zieht in der Fabel meist den kürzeren vor dem schlauen Fuchse, aber es kommt auch das Gegenteil vor, daß Wölfe mit Erfolg zu Hilfe gerufen werden. Besonders übel erging es den Hirschen, denen auch der König übel wollte. Vor den Füchsen und Wölfen waren die kleinen Tiere nie sicher, die Hasen, Rehe, Hühner — also jene Tiere, die den Bauern vorbehalten waren, während nur die zur Hochjagd Berechtigten Edelwild töten durften.[1]

3. Das menschliche Leben, Lebensregeln und Gesichte.

Die Vermenschlichung der Natur hängt enge zusammen mit der vorherrschend symbolischen, ideellen, teleologischen Naturauffassung. Da hatte alles seinen Zweck und Sinn, jede Gestalt, jede Erscheinung und jedes Geschehnis. Nur als Sinnbilder höherer Wesen und Wahrheiten konnten die irdischen Geschöpfe ihr Dasein rechtfertigen. Nur durch höhere Beziehungen, durch ihre Einfügung in einen geheimnisvollen Hintergrund gewann im Leben des Menschen jedes Ereignis Wert und Bedeutung. Diesen Sinn zu enthüllen, war die Aufgabe der Seher, Dichter und Geschichtschreiber. Wer etwas erzählte, verfolgte immer eine bestimmte Wahrheit. Ob diese Absicht deutlich ausgesprochen wird oder nicht, verschlägt wenig. Manchmal steht am Schlusse eine Nutzanwendung; in der Form eines Sprichwortes enthüllt sich häufig der Sinn einer Erzählung. Nun konnte man dieses Verhältnis auch umkehren; man konnte ein Sprichwort voranstellen und dann die Geschichte als Erklärung und Veranschaulichung folgen lassen.

Die Volksdichtung ging noch weiter, sie faßte verschiedene Sprichwörter und ihre Veranschaulichungen zusammen und wandte sie auf das Leben eines einzelnen an. Gleich zu Beginn gibt ein weiser Mann eine Reihe von Sprichwörtern als guten Rat mit auf die Lebensbahn, und die folgende Geschichte bewährt ihre Richtigkeit. Solche volkstümliche Geschichten liefen nun verschiedene im Volke um,[2] vollständig erhalten hat sich aber nur eine, nämlich der Ruodlieb. In einer kleineren Erzählung dieser Art dient ein Knecht bei einem Bauern um drei Pfund Jahreslohn; statt dessen erhält er scheinbar nur eine Weisheitslehre und so für jedes Jahr eine Lehre, die für sein Leben nützlich ist, in einem Kuchen, aber ohne sein Wissen, eingebacken die verdienten neun Pfund. Gerade so geht es bei Ruodlieb.

In Brotform läßt der König, dem Ruodlieb treu gedient hatte, einen reichen Schatz von Arm-, Ohr- und Fingerringen,

[1] Ann. Fuld. 850. V. Odon. Mab a V, 154.
[2] Seiler, Ruodlieb S. 48; Kögel, Literaturgeschichte II. S. 365.

Brustspangen usw. einschließen und dem Ritter als Andenken übergeben und fragt ihn in feierlicher Abschiedsaudienz, ob er zum Gastgeschenk lieber Gold oder Lehren der Weisheit wünsche. Ruodlieb will lieber Lehren, und so rät der König: Traue keinem Roten, „roter Bart, untreue Art“, wie es im Volksmunde heißt. Der Satz stammt wahrscheinlich aus Frankreich oder Italien und hatte eine Spitze gegen die Deutschen.[1] Die zweite Regel heißt: „Verlasse nie einen Dorfweg, wenn er auch noch so schmutzig ist, und reite nicht über Saaten,“ die dritte Lehre: „Kehre bei keinem älteren Manne ein, der ein junges Weib hat.“ Diese Lehren haben neben ihrer allgemeinen Bedeutung einen ganz speziellen Sinn für die nächste Zukunft Ruodliebs und wie in anderen gleichartigen Sagen besitzt der Raterteiler einen Blick in die Zukunft; er war nicht bloß Weiser, sondern auch Seher. Die weitere Geschichte Ruodliebs besteht also darin, daß diese Lehren alle nach und nach zur Anwendung kommen. Zuerst begegnet er einem Rotkopfe, und beide gelangen zu dem Dorfe, wo der Weg schmutzig ist; der Rote reitet über das Saatfeld zu seinem eigenen Schaden, denn er wird von Bauern geprügelt. Ruodlieb bleibt auf dem Wege nach dem Rate des Königs. Im Dorfe kehrt Ruodlieb bei einem Bauern ein, der eine Vernunftheirat gemacht hatte. Der Rotkopf aber, nach Abenteuern lüstern, geht in ein Haus, wo eine junge Frau haust, und verliert den Kopf. Somit bewähren sich die Weisheitslehren. Dagegen fehlt die Bestätigung für die weiteren Lehren: leihe eine trächtige Kuh nicht zum Pflügen und besuche auch deinen liebsten Freund nicht zu oft. Laß dich in kein Verhältnis mit einer Magd ein, so schön sie auch sei, denn es schwillt ihr der Kamm; wenn du heiraten willst, so suche dir eine ebenbürtige Frau und gehe nur dahin, wohin deine Mutter zu gehen rät; ehre deine Frau, doch sollst du Meister bleiben und ihr nicht alle Geheimnisse anvertrauen. Laß dich nicht vom Jähzorn übermannen. Laß dich niemals in einen Streit ein mit einem Herrn oder Meister, leihe ihm auch nichts. Wenn du an einer Kirche vorbeikommst, empfiehl dich ihrem Heiligen, und wenn es zur Messe läutet, kehre ein. Doch kennen wir aus der nordischen Sage eine Geschichte, die die letzte Lehre bestätigt und die an Schillers Gang nach dem Eisenhammer erinnert.[2]

---

[1] S. I. Band 32. Der Rothaarige ist ein Dummkopf bei Mon. Sang. 1, 18. Vix humilis parvus, vix longus cum ratione, vix reperitur homo rufus sine proditione, Salimb. 1248 p. 98. „Hüte dich vor einem Rotbart, Rotbart nie gut ward.“ Rotbart Teufelsart. „Rote Lüt hent sieben Hüt.“ Bebel. Facet. 1, 33, 34; 3, 160; Gesta Rom. 103. Rochholz, Deutscher Glaube II, 218. Übrigens hielten die Slawen rot für schön. Im Russischen heißt sogar rot geradezu schön.

[2] Der kunstvolle Schmied Wigfus wurde von einem dänischen Könige nach England geschickt, um dort seine Kunst zu zeigen; der König gab ihm unter anderem guten Rat auch den mit, keinem Roten zu trauen und keine

Statt durch Sprichwörter ließen sich viele durch Zeichen, Träume, Gesichte bestimmen und machten ihre Entschlüsse davon abhängig. Von Heiligen setzte man ohne weiteres voraus, daß sie eine Sehergabe besaßen, und daß der Himmel ihre Schritte bestimmte. Viele Legenden wissen Wunderbares zu berichten. Da erlebte z. B. Ansgar alles zuvor im Gesichte, was ihm später zustieß. Dunstan schaute in seiner Jugend alle Kirchen, die er später erbaute. Bonifatius, Ulrich entschieden sich erst auf Erscheinungen hin für die wichtigsten Handlungen.

Als der junge Guibert einem Lehrer übergeben werden sollte, dachte die Mutter an einen bekannten Grammatiker, der sich nur auf einen Traum hin entschloß, ihrer Bitte zu willfahren. Ein ehrwürdiger Greis im Silberhaar erschien ihm und führte ihn dem jungen Zögling zu mit den Worten: „Gehe zu dem Jungen, er wird dich lieben.“ Die Mutter Guiberts führte ein eingezogenes christliches Leben schon während ihrer Ehe, viel mehr noch nach dem Tode ihres Mannes, dessen ungebüßte Sünden sie viel beunruhigten; sie suchte durch strenge Bußübungen ihrem Manne zu Hilfe zu kommen und war bereit, das Opfer einer Rekluse auf sich zu nehmen. Der Traum eines Hofmeisters, der im Schlafe ihre Hochzeit sah, entschied sie dazu, eine mystische Hochzeit mit dem Gotteslamme zu feiern. Wohl hielt sie die Sorge um ihren noch unerzogenen Sohn zurück, sie wußte, wie die Dämonen um seine Seele rangen, aber sie sah auch in einem himmlischen Gesichte, wie die heilige Jungfrau die Dämonen vertrieb. Mönch geworden, vertiefte sich Guibert allzusehr in heidnische Dichter. Da waren es seine Mutter und sein alter Lehrer, die ihn durch die Erzählung der nächtlichen Träume zur Besinnung brachten. Die Mutter erzählte ihm, wie der Vater im Fegfeuer litt, wie er im Hüftenschmerz für seine Sinnlichkeit büßte, und wie ihn der Jammerruf des ungetauften Bastards mit Weh erfüllte.

Viele Gesichte erzählt Thietmar von Merseburg, die meisten

Messe vor dem Ende zu verlassen. Wirklich schwärzte ihn in England ein Roter bei dem Könige an, er arbeite mit bösen Künsten. Der König befahl sofort, daß Wigfus den andern Morgen in den Wald zu den Holzknechten gehe, und gab den Knechten den Auftrag, ihn in einen brennenden Holzstoß zu werfen. Auf dem Wege hält aber der junge Däne, eingedenk des Rates seines Herrn, bei einer Kapelle und hört die Messe. Unterdessen reitet ihm der rote Engländer nach, kommt eher als Wigfus zu den Knechten und wird statt seiner verbrannt. Die Sage war sehr verbreitet, trug aber verschiedenes Gewand; meist handelt es sich um den Verdacht des Ehebruches, womit böse Menschen getreue Diener verfolgen. Zur Strafe ist bald ein Scheiterhaufen, bald ein Schmelzofen oder eine Schmiedesse bestimmt. In der ältesten Fassung rettet ein Zufall den unschuldigen Mann, die Einschiebung eines Gottesdienstes gehört aber schon dem frühen Mittelalter an. Steph. de Borb. 373 (Lecoy 329); der Teichner vom Messehören (Laßberg III, 318; Vetter, Lehrb. Literatur I, 308. Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen 213, 487; Dunlop-Wilson, Hist. of fiction II, 491.

freilich von anderen, nur wenige von sich selbst, wie er die Zahl 5 mit Tinte geschrieben sah und nun glaubte nach fünf Monaten sterben zu müssen, zu seiner Überraschung aber um diese Zeit Bischof wurde. Ebenso läßt ein späterer Geschichtenschreiber den heil. Heinrich von der Zahl 6 träumen und bemerkt, statt des Todes, den Heinrich fürchtete, sei die Kaiserkrönung nach sechs Jahren eingetreten. Wenn Thietmar tote Genossen und versuchende Dämonen im Traume erblickte,[1] so erklären sich diese Vorstellungen als einfache Widerspiegelungen bewußter Seelenregungen. Der kranken Hathumod gegenüber, die ein heftiges Tosen hörte und über dessen Bedeutung nachgrübelte, fühlte sich selbst ihr Lobredner, ihr eigener Bruder, versucht, diese Erscheinungen für die Folgen ihrer schweren Krankheit zu erklären, was ja öfters vorkomme. Aber die wahren Gesichte, die er zuvor erzählt, meinte er, müssen uns eine ernste Auffassung nahelegen.

Wahre Gesichte, davon war man überzeugt, erhielten ihre Bestätigung durch die Wirklichkeit, durch die Erfahrung. So erlebte der hl. Ulrich die Bestätigung seines Traumes vom Sieg über die Ungarn. Viele hörten vor ihrem Tode Heilige ihn ankündigen. Oft fand man Reliquien da, wo ein frommer Mann sie im Traume gesehen. Aufgefundene Messer, Lanzenspitzen, Nägel oder Wunden und Heilungen am eigenen Körper erinnerten fromme Seelen an Heilige oder an Christus selbst, zumal wenn er vorher im Traume erschienen war.[2] Aus den Erscheinungen flossen frohe Regungen, gelassene Stimmungen in die Gemüter; da erklangen schöne Melodien, dufteten süße Wohlgerüche. Böse Menschen fühlten Schmerzen, hörten Mißtöne und rochen üble Düfte. So glaubte ein englischer Mönch, ein Kellermeister, von armen Seelen gepeinigt zu werden, weil er aus Sparsamkeit ihnen zum Troste keine Almosen spendete.[3] Als der hl. Elphegus von Canterbury im Kerker lag, stritten um seine Seele gute und böse Geister; er glaubte bald ins Freie, bald in die Irre und dann wieder an seinen Ort zurückgeführt zu sein, wo ihn der Tod erwartete.

Wem keine Erscheinungen und Zeichen zuteil wurden, der war ganz unglücklich und suchte sie gleichsam zu erzwingen. Die einen nahmen zu Sehern, Seherinnen und Wahrsagerinnen ihre Zuflucht, andere berauschten sich durch Getränke,[4] legten sich zum Traumschlaf in Kirchen nieder, andere täuschten sich selbst und ihre Umgebung. Zu einem guten Zwecke durfte sich ein Mann auch einer List, wenn man so sagen will, des frommen Betruges[5], bedienen, ohne seinem Ansehen zu schaden. So erzählt die Lebensbeschreibung

[1] Chron. 7, 24; 8, 8.
[2] Matth. Paris. ad a. 1178. Jac. Vitr. 31 (Crane 12). Jac. de Vor. Leg. aurea 163. Schönbach, Studien III, 58 (Erzb. Udo v. Magdeburg).
[3] G. Malmesb. 3, 293.
[4] Ad. Brem. 3, 38; Caesar. 12, 40. [5] Pia fraus.

des hl. Ulrich von Cluny, daß er, um einen sündigen Mönch vor Schande zu bewahren, den Kelch, den jener gestohlen hattte, vergrub und dann im Kapitel erklärte, ein Gesicht habe ihm geoffenbart, wo der Kelch liege.[1] Als der kräftige Mönch Tuotilo einmal den giftigen Schleicher Sindolf im Dunkeln nach Kräften durchprügelte, stellte er sich, als wenn er es mit dem Teufel zu tun hätte. Er bat die herbeieilenden Brüder, das Licht herzuhalten, damit er sehen könne, in wessen Gestalt er den Teufel festhalte. Als Sindolf zum Vorschein kam, jammerte er, daß er an einen Vertrauten des Abtes die Hand gelegt hätte.

Zu Konstantinopel verstellten sich viele als Dämonische, sogar ein Heiliger, wie Andreas Salos, um den Menschen die Wahrheit zu lehren, andere, um sich wichtig zu machen, und wieder andere, um der Arbeit oder den Nachstellungen zu entgehen. So spottete einmal ein Mann im Mönchsgewand über den Kaiser, der einen Feldzug unternommen hätte, um seine eigenen Verwandten aus dem Leben zu schaffen. Der Kaiser wollte ihn töten lassen, aber das Volk nahm ihn in Schutz und sagte, er sei wahnsinnig und vom Dämon getrieben, und so entging er der Strafe. Die trullanische Synode gebot, den, der sich dämonisch stellte, mit den gleichen Kasteiungen zu belegen, wie den wirklich Besessenen. Wenn man den angeblich Besessenen einige tüchtige Hiebe versetzte, berichtet Agobard vom Abendlande, dann hörte ihre Besessenheit sogleich auf. In ihre Reihe gehörten auch die falschen Geißler und Büßer in Ketten.[2]

Selbst unter den Brüdern des hl. Norbert zu Prémontré fanden sich Betrüger. Der Biograph des Heiligen meint, sie hätten sich, verführt durch den Teufel, dem Betruge zugewandt. Viele ganz ungebildete Männer haben auf einmal einen auffallenden Weissagungsdienst entwickelt und jedem, der sich an sie wandte, die Zukunft vorhergesagt, aber daneben geraten. Zu Bischof Heriger in Mainz kam einmal ein Betrüger, der Hölle und Himmel durchwandert haben wollte; die Hölle, erzählte er, sei mit lauter dichten Wäldern bedeckt gewesen und im Himmel habe er Christus mit allen Heiligen beim Mahle sitzen sehen. Johannes der Täufer habe den Mundschenk gemacht. Lachend sagte Heriger, er wolle seinen Schweinehirten mit seiner Herde in die unterirdischen Wälder auf die Weide schicken, und es sei gut, daß Christus den Johannes zum Schenken gemacht habe, da er in seinem Leben nie Wein trank; Heriger fragte dann jenen, was er denn im Himmel gegessen hätte. Der Betrüger gestand, er habe den himmlischen Köchen ein Stück

---

[1] Vita Udal. c. 15; Mab. a. VI b 788, vgl. v. Adalb. 11, M. G. ss. 4, 585, v. Popponis 19: hier heißt es: Argentinae civitatis episcopatum regis Cuonradi iussione sibi praescriptum tam callide quam humiliter declinavit; dissimulate videlicet se clerici dicens filium; M. G. ss. 11, 304; v. 2, 232.

[2] M. G. cap. I, 61, 104.

Lunge gestohlen. Für diesen Diebstahl ließ Heriger den Schwindler mit Ruten streichen mit der Bemerkung, wenn Christus ihn zum Mahle einlade, solle er sich hüten zu stehlen. Einen anderen Fall, der in Savoyen sich abspielte, erzählt Glaber. Ein Reliquienhändler gab vor, jede Nacht den Besuch eines Engels zu empfangen, der ihn emportrug, ohne daß seine Frau es bemerkte. Durch allerlei Fragen suchte man ihn in die Enge zu treiben aber die Einfältigen glaubten doch an ihn, bis Mönche und Kleriker aus der Kapelle, wo die von ihm erworbenen Reliquien unter dem Altare ruhten, schwarze Teufel in großer Schar hervorstürzen sahen.[1]

Wenn auch gelegentlich Zweifel an der Echtheit dieser oder jener Erscheinung, dieses oder jenes Wunders auftauchten, so zweifelte doch niemand an der Möglichkeit überirdischer Erscheinungen, und diese Überzeugung erschütterten einzelne Täuschungen keineswegs, denn der Glaube wurzelte viel zu fest im Volksgemüte, er reichte weit zurück in die graueste Vorzeit. Die Heiden stimmten in dieser Hinsicht überein mit den Christen; es handelte sich bloß darum, ob vom Christengott mehr zu erwarten war als von den Heidengöttern, und ob von einem guten oder einem bösen Gotte Erscheinungen und Erlebnisse ausgingen. Wenn es dem Christen im Kampfe mit dem Heiden bös ging, dann tauchten sogleich Zweifel auf. Als das fränkische Heer durch die heidnischen Sachsen eine große Niederlage erlitten, sangen die Spielleute: „Welche Hölle wäre groß genug, um all die Toten aufzunehmen.“[2] Da einmal ein frommer Mann durch einen Schwiegervater viel gequält wurde, sprach ein schwäbischer Fürst: „Wenn dieser nichtswürdige Räuber unter den Sterblichen mehr vermag als unser Gott, dann werde ich hinfort weniger gern meinem Gott dienen, der eine solche Beleidigung seines Namens nicht hat abwehren wollen. Dennoch kann ich nicht daran zweifeln, daß in jenem Streite Gott der Sieger sein werde.“[3] Zur Zeit der Kreuzzüge haben die Niederlagen der Christen viele Gemüter wankend gemacht und das naive Vertrauen erschüttert, reine Seelen aber geläutert. Schmerzliche Erfahrungen lehrten, daß das Reich Gottes etwas Inwendiges ist, daß Gott nicht kommt in Sturm und Siegesgepränge, sondern im milden Wehen der Gnade. Die Menschen mußten sich die leidenschaftliche Wundersucht abgewöhnen, sich im schlichten Gebetsgeiste demütigen, und so wurde die Religion selbst innerlicher.

[1] Zwei Bürger und ein Bauer gingen auf eine Wallfahrt, gerieten in Not und hatten nur ein Stück Brot. Da nun die Bürger den Bauern betrügen wollten, verabredeten sie sich, sich schlafen zu legen, dann sollte der das Brot erhalten, der den merkwürdigsten Traum gehabt hätte. Während sie schliefen, aß der schlaue Bauer das Brot. Als sie erwachten, wußte der eine Bürger zu erzählen, er sei von Engeln in den Himmel, der andere sei in die Hölle geführt worden. Der Bauer aber erzählte, er habe gesehen, wie der eine in den Himmel, der andere in die Hölle geriet, und dachte, sie würden nicht mehr zurückkehren, und hätte das Brot verzehrt. Peter Alf. disc. cler. 20. [2] Widuk. 1, 23. [3] V. Godef. c. Cappen. 7.

Register.

Date Due
